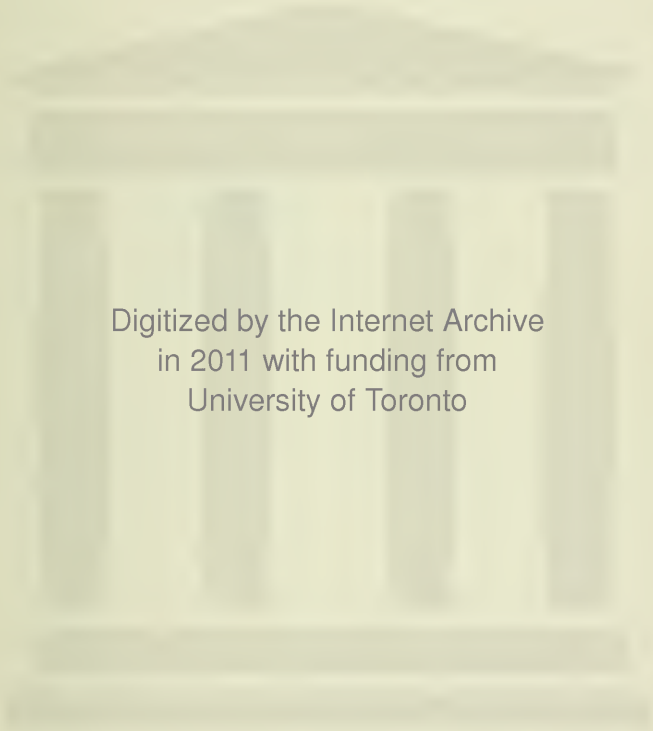
3 1761 07355559 1

HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/lessingundseinez01oehl

Lessing
und seine Zeit

Dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſein, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerſtrebt, inwiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt.

Goethe im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit".

Gemälde von Joh. Heinr. Wilh. Tischbein.

LESSING

ETWA IM DREISSIGSTEN LEBENSJAHR

(AUS DEM CORPUS IMAGINUM DER PHOTOGR. GESELLSCHAFT BERLIN)

Lessing
und seine Zeit

Von

Waldemar Oehlke

In zwei Bänden

Erster Band

Mit einer Nachbildung des Lessingbildnisses von J. H. W. Tischbein

214025
11.7.27

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München 1919

By

PT
2414
045
Bd. 1

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copr. München 1919. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

Germany

Meiner geliebten Frau

Mimi

zugeeignet

Vorwort.

Nach vieljährigen Vorarbeiten lege ich diesen Versuch, Lessing im Rahmen seiner Zeit zu erfassen und darzustellen, in die Hände der Fachgenossen und des weiteren Leserkreises. Der Titel des Buches wurde schon durch den leitenden Gedanken gefordert, Lessings Lebensarbeit für die Kulturgeschichte zu werten und ihr einzuordnen. Große historische Gestalten verlangen ihren geschichtlichen Hintergrund; Lessing und seine Zeit sind aber noch viel inniger mit einander verwachsen als Goethe oder Schiller mit der ihrigen. Aus allgemeiner Zerflossenheit im achtzehnten Jahrhundert sammelte sich in Lessing der deutsche Geist, der im neunzehnten der Geist der Welt wurde. In ihm laufen alle Strahlen seiner Zeit zusammen, deren gesamten Inhalt vollkommen er zuerst und zuletzt aussprach. Es war ein Glück für Volk und Völker, daß gerade in die an inneren Entwicklungs- und Übergangsmöglichkeiten reichste Periode, in der die Idee der Persönlichkeit emporkeimte, ein Mann wie Lessing hineingeboren wurde; er, „der Kunsterscheinungen Kenner und Richter, der Wissensmeinungen Prüfer und Sichter, der Schrecken aller Perückengesichter, der Dummheit Ächter, der Schönheit Wächter, der Wahrheit Verfechter", wie Hoffmann v. Fallersleben singt. Keinem mehr als ihm schuldet das deutsche Volk Dankbarkeit. Was dem achtzehnten Jahrhundert auf der Zunge lag, wußte er allein zu sagen. So überwand er seine Zeit, so schlug er die Brücke von dem sinkenden Mittelalter zu ferneren Jahrhunderten der Zukunft; so hieß und heißt auf ihn zurückgehen: fortschreiten. Ohne ihn wären wir alle nicht, was wir sind. Nicht ohne Grund legen sich ihn religiöse, politische, dichterische Gegensätze nach ihrer Art zurecht, und kaum eine Kulturströmung eilt an seinem für Freund und Feind unentbehrlichen Namen vorüber. Rein wissenschaftlich, rein lessingisch aufzusuchen, was er seiner Zeit war, was er der unseren

und jeder andern zu sein vermag, das Bleibende seines Schaffens herauszuarbeiten und ihm dadurch weitere Kreise zu gewinnen, ihn seinen Lesern menschlich näher zu bringen, anstatt ihn nur philologisch zu zergliedern, erschien mir als das Gebot der Gegenwart, und nur so läßt sich vielleicht Hebbels Spott im Tagebuch von 1855 restlos entkräften: „Wieder ein neues Buch über Lessing! Und doch dürfte Lessing selbst wieder auferstehen und er würde nichts Neues mehr über sich sagen können."

Dem größeren Rahmen, dem vielgestaltigen, wirr verschlungenen und verzweigten Leben und Schaffen Lessings, dem Gesichtspunkt der Gliederung sowie dem praktischen Bedürfnis der Studierenden und Lernenden, denen das Buch auch ein Ratgeber sein möchte, entsprechen die zu größeren Einheiten zusammengefaßten Kapitel, während das genaue zeitliche Nacheinander der bedeutenderen Schriften in einem chronologischen Verzeichnis, das zugleich auf die entsprechenden Seiten des Textes zurückdeutet, am Schlusse des zweiten Bandes zu seinem Recht kommt. Was die Vielseitigkeit der anderen Klassiker erst recht wechselreich hervorhebt, würde das Gesamtbild Lessings zerreißen. Nur synthetisch ist seine Größe zu erfassen: „sein Leben und seine Werke" sind gleichbedeutend mit seinem Wirken. Unmöglich ist angesichts des weiter gesteckten Rahmens der Arbeit ein Verzeichnis der Literatur, das vermutlich einen ganzen Band füllen würde. Die als positive Ergänzung des Textes gedachten Anmerkungen erwähnen daher nur Schriften, die der neuesten Zeit angehören, oder denen diese Arbeit mehr als der übrigen Literatur verdankt. Indessen genügt für jeden, der selbständig an Lessing und seine Zeit herantreten will, der Hinweis auf Gödekes neu bearbeiteten „Grundriß", dessen Lessing-Abschnitt Franz Munckers bewährte Forscherhand 1911 abgeschlossen hat, sowie als Fortsetzung auf die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte", in denen ich Erich Schmidts Jahresschau seit seinem Tode weiterführe.

Polemik ist, so stark bisweilen die Versuchung war, streng ferngehalten. Was persönlich zu sagen ist, soll das Vorwort geben, und auch das mag sich hier auf den Dank beschränken an alle,

die mir hilfreiche Hand geboten haben. Zu danken habe ich zunächst für die Gewährung eines Urlaubs dem westpreußischen Provinzialschulkollegium. Verpflichtet bin ich natürlich fast allen Lessingforschern. Für gütige Unterstützung habe ich zu danken dem Braunschweigischen Herzoglichen Landeshauptarchiv und der Bibliothek in Wolfenbüttel, der Stadtbibliothek von Braunschweig, den Stadtbibliotheken von Hamburg und Danzig, den Universitätsbibliotheken von Göttingen, Leipzig und Gießen, dem Weimarer Goethe-Schiller-Archiv, dem Hamburger und Berliner Staatsarchiv und der Berliner Königlichen Bibliothek. Dankbar bin ich mehreren freundlichen Helfern für manche Anregung oder Auskunft in einzelnen Fragen; so in der Frage des Urbildes zu Tellheim Exzellenz v. Mackensen, Kommandierendem General* (vgl. S. 477), in anderen Herrn Geheimrat Prof. Dr. G. Graeber, Dr. A. Buchholtz, Direktor der Berliner Stadtbibliothek, Oberstudienrat Dr. Poeschel, dem Leiter des Afraneums in Meißen, den Herren Oberbibliothekaren Professor Dr. F. Reicke und Dr. Joachim, dessen berühmter Vater mich vor Jahren bei meinem Bettinabuch unterstützt hatte, und Fräulein Rosa Burger, Mitarbeiterin an der Kant-Ausgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften. Besonderer Dank gebührt den Nachkommen von Lessings Gattin Eva aus erster Ehe, Herrn Prof. Dr. R. Henneberg, Berlin, Herrn und Frau Sanitätsrat Dr. Brückner, Darmstadt, Herrn und Frau Prof. Dr. Franz Lehmann, Göttingen; ferner dem Haupterben der Lessingschen Überlieferungen und Sammlungen, Herrn Rittergutsbesitzer G. Lessing, Berlin und Meseberg bei Gransee, für persönliche Aufschlüsse und das kostbare Geschenk des soeben erschienenen Bücher- und Handschriftenverzeichnisses, das in prächtiger Ausstattung reiches Material bringt. Herzlichen Dank sage ich weiter Herrn Prof. Dr. Julius Petersen, Frankfurt a. M., der mich schon seit der Vorbereitung unserer Lessing-Ausgabe in der Goldenen Klassiker-Bibliothek durch manchen wertvollen Wink unterstützt hat, sowie für reichen Rat und Beistand bei

* jetzt Generalfeldmarschall.

der Lektüre der gesamten Korrektur Herrn Prof. Dr. Franz Muncker, München, und Prof. Dr. Oskar Walzel, Dresden; endlich meinem hochverehrten Verleger, Herrn Geheimen Kommerzienrat Dr. h. c. Oskar Beck, der mit freundschaftlichem Interesse und feinem Verständnis meine Arbeit in allen Perioden ihrer Entwicklung gefördert hat.

Alle Einsichtigen werden verstehen, daß dieser selbständige, ganz auf eigenem Zettelmaterial ruhende Versuch in seinem ersten Aufbau, der das übliche Entwicklungsschema verläßt und erstarrte Stoffteile durch den in ihnen ruhenden übergeordneten Gedanken zu beleben sucht, nicht frei von Mängeln sein kann. Im einzelnen wird diese der zweite Druck vollends zu beseitigen suchen: jeden Hinweis und sachlichen Tadel werde ich dankbar verarbeiten. Aber so reich an harten inneren und äußeren Hindernissen eine wissenschaftliche Lessing-Biographie naturgemäß in unserer Zeit ist, so sehr entschädigt sie den Verfasser durch den persönlichen Gewinn, den die allseitige Aufnahme gerade des Menschen Lessing mit sich bringt. Ihn rein menschlich zu erfassen, ihn und seine Zeitgenossen persönlich zu uns sprechen zu lassen, war die schönste und höchste Aufgabe dieser Arbeit. Unvergeßliche Augenblicke persönlichen Erlebens waren es mir, als ich in Sturm und Regen in Kamenz vor dem engen Raume stand, auf dem sich einst Lessings Geburtshaus erhob, als ich in Meißen die alte Fürstenschule, in Wolfenbüttel die Bibliothek durchwanderte und Lessings Handschrift, die ich nur aus seinen Werken kannte, nun auch auf seinen schmerzlichsten Briefen erblickte; als Evas Nachkommen mir ihre auf feinem Stramin mit bunter Seide für Lessing gestickte Brieftasche und ihr mit zarten Zügen bedecktes Notizbuch in die Hand legten; als ich Lessings Sterbehaus sah und endlich in der schönen Ruhe des schönsten Friedhofs sein Grab. Lessing, der scheinbar so Spröde, so Unpersönliche, gewinnt jeden persönlich, der ihm von der rein menschlichen Seite naht. So groß er auch ist: seine Werke bleiben zurück hinter seinem Herzen, und noch mehr wert als das, was er schuf, auch dann, wenn man nicht alles nur in allem nimmt, war sein Charakter. Und welche Zeit brauchte den nicht.

*

So ungefähr hatte ich, nachdem beide Bände größtenteils gesetzt, glücklicherweise aber nur zum kleineren Teil reingedruckt waren, im Sommer 1914 geschrieben. Da machte Rußland mobil. Aus Zermatts stillem Alpenfrieden ging es in bedrängten Bahnfahrten heim nach Danzig, von wo ich dann hierher überzusiedeln hatte, inzwischen im Interesse wissenschaftlicher Arbeit dank der Entscheidung des preußischen Kultusministeriums an den Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens versetzt.

Im ersten Toben des Weltkrieges fehlte die Stimmung für die erneute Aufnahme von Lessings Gedankenkreisen, und die weltversöhnende Stimme Nathans des Weisen hätte einen ungewollt ironischen Klang gehabt. Heute ist das anders. Die Welt sehnt sich nach dem altvertrauten Verkehr mit ihren geistigen Führern. Warum wir Deutschen von heute Lessing vor allem Dank schulden, sagt am kürzesten Friedrich Rückert in vier Versen:

Er zuerst hat unser Wesen fremder Fessel frei gemacht
Und zu Ehren vor Europas Augen unser Volk gebracht.
Drum, so lang' in uns Gefühl der Ehre, Mut der Freiheit wacht:
Als Befreiers, Ehrenwächters sei, o Lessing, dein gedacht!

Berlin, im Herbst 1918.

Waldemar Oehlke.

Inhalt.

Seite

1. Heimat, Vaterhaus und Schule 1

Kamenz S. 1. — Die Familie Lessing S. 3. — Eltern S. 7. — Geschwister S. 14. — Barmherzigkeitsstift S. 17. — Kinderzeit S. 21. — Erster Unterricht S. 23. — Meißen S. 28. — Die Fürstenschule S. 29. — Schulordnung und Lehrplan S. 37. — Glückwunschrede zum neuen Jahre S. 40. — Lehrer S. 42. — Fortschritte und private Arbeiten S. 47. — Im zweiten Schlesischen Kriege S. 50. — Ausklänge S. 53.

2. Auf der Universität 56

Leipzig S. 56. — Ossenfelders Sendschreiben S. 63. — Lehrer S. 66. — Wandlungen S. 69. — Die Neuberin S. 71. — Die Mitglieder der Truppe S. 75. — Ch. F. Weiße S. 77. — Mylius S. 79. — Naturforschung S. 79. — Klopstocks Freundeskreis. Empfindsamkeit S. 80. — Ossenfelder S. 83. — Entstehung des „Jungen Gelehrten" S. 84. — Im Vaterhause S. 87. — Flucht nach Wittenberg S. 91. — Nach Berlin S. 92.

3. Jugenddichtung 95

Undeutsches Wesen S. 95. — Friedrich der Große S. 96. — „De la littérature Allemande" S. 99. — Der König und Gottsched S. 102. — Gellert S. 103. — Die europäische Komödie S. 104. — Französische Vorbilder S. 106. — Jugenddramen S. 107. — „Der junge Gelehrte" S. 107. — Lessings Frauengestalten S. 110. — „Damon" S. 118. — „Die alte Jungfer" S. 119. — „Der Misogyn" S. 119. — „Die Juden" S. 120. — Die Judenfrage im 18. Jahrhundert S. 121. — „Der Freigeist" S. 124. — „Der Schatz" S. 128. — Anakreontik S. 130. — Kleinigkeiten S. 135. — Kompositionen der Lieder S. 141. — „Sinngedichte" S. 142. — „Anmerkungen über das Epigramm" S. 145. — Oden S. 147. — Lehrdichtungen (Fragmente) S. 149. — Fabeln S. 154. — „Abhandlung über die Fabel" S. 155. — Charakter der Lessingischen Fabel S. 160. — Erzählungen S. 165.

4. Erste Kritik 169

Lessing als Typus S. 169. — Kritische Methode S. 171. — Das alte Berlin S. 174. — Theater S. 177. — Journalistik S. 178. — Moralische Wochenschriften S. 179. — Übergang zur Presse S. 182. —

Seite

„Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" S. 182. — Vossische Zeitung S. 184. — Charakter der Rezensionen S. 185. — Gottsched und seine Anhänger S. 188. — Literarische Gesellschaften S. 192. — Lessing und die Gottschedianer S. 193. — Großstadtleben. Musik S. 196. — Voltaire S. 198. — Erlebnis mit Voltaire und Richier de Louvain S. 201. — Folgen für Lessing S. 205. — „Rettungen des Horaz" S. 208. — Der Pastor Lange S. 209. — „Vademecum für Pastor Lange" S. 214. — Lessing und Friedrich der Große S. 218.

5. In der Schule der Weltliteratur 222

„Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" S. 223. — „Theatralische Bibliothek" S. 226. — Lebensweise in Wittenberg S. 228. — Jöcher S. 229. — „Schriften" (Briefe) 1753—55 S. 230. — Zweiter Aufenthalt in Berlin S. 232. — Herausgabe von Mylius' Schriften S. 232. — Montagsklub S. 234. — Naumann S. 235. — Moses Mendelssohn S. 237. — Nicolai S. 241. — Ramler S. 246. — Sulzer S. 247. — „Logaus Sinngedichte" S. 248. — „Pope ein Metaphysiker" S. 248. — Dramatische Fragmente S. 251 ff. Im besondern: „Werther" S. 260. „Schlaftrunk" S. 263. „Matrone von Ephesus" S. 264. „Tarantula" S. 266. „Spartakus" S. 270. „Henzi" S. 272. — „Philotas" S. 275. — Gleims Umdichtung S. 284.

6. Die Umgestaltung des dichterischen und religiösen Lebens 287

Adel und Bürgertum S. 287. — Das bürgerliche Trauerspiel S. 288. — „Miß Sara Sampson" S. 290. — „Faust" S. 307. — „Briefe, die neueste Literatur betreffend" S. 320. — Lessings Pädagogik S. 322. — Abrechnung mit Wieland S. 325. — Literaturgeschichte S. 327. — Kampf mit dem „Nordischen Aufseher" S. 329. — Wirkungen S. 332. — Zeitströmungen S. 336. — Kirchliche Zustände S. 336. — Pietisten und Herrnhuter S. 337. — Die Aufklärung S. 338. — Lessings Stellung zu den Aufklärern S. 341. — Religiöse Entwicklung S. 343. — Bayle S. 346. — „Rettung des Lemnius" S. 348. — „Rettung des Cardanus" S. 351. — „Rettung des Inepti Religiosi" S. 351. — „Rettung des Cochläus" S. 352. — „Gedanken über die Herrnhuter" S. 354. — „Christentum der Vernunft" S. 356. — Weitere Bruchstücke des theologischen Nachlasses der Frühzeit S. 359.

7. Im Siebenjährigen Kriege 364

Winkler S. 365. — Besuch in Kamenz S. 365. — Reise nach Holland S. 367. — Ausbruch des Krieges und Rückkehr S. 368. — Ch. E. v. Kleist S. 369. — Brawe S. 370. — Kleists Tod S. 371. — Gleim S. 373. — Dritter Aufenthalt in Berlin S. 375.

Seite

— Baumannshöhle und Freitagsklub S. 376. — Patriotismus und Weltbürgertum S. 377. — Nach Breslau S. 380. — Lebensweise S. 382. — Die Münzverschlechterung S. 385. — Tauentzien S. 387. — Verkehr S. 387. — Studien S. 388. — Der Hagestolz S. 389. — Erkrankung S. 390. — Die Königsberger Professur S. 392. — Pläne S. 392.

8. Minna von Barnhelm 394

Gegenwartsdichtung S. 394. — Nationalliteratur S. 395. — Rein menschliche Verinnerlichung S. 395. — Die Handlung S. 396. — Humor S. 397. — Diderot und andere Quellen S. 398. — Tellheim S. 401. — Werner S. 405. — Minna S. 406. — Franziska S. 408. — Just S. 409. — Der Wirt S. 409. — Riccaut S. 410. — Nationalstolz S. 412. — Quellen für Einzelzüge S. 414. — Dialog S. 414. — Persönliche Erfahrungen und Erlebnisse S. 415. — Urbilder S. 416. — Örtliches S. 417. — Sachsen und Preußen S. 419. — Wirkungen S. 420.

Anmerkungen 425

Nachträge und Berichtigungen 478

1. Heimat, Vaterhaus und Schule.

An den felsigen Ausläufern des Lausitzer Gebirges liegt, sich der schwarzen Elster anschmiegend, unweit ihrer Quelle, dort etwa, wo das Königreich Sachsen den preußischen Provinzen Schlesien und Brandenburg die Hand reicht, das Städtchen Kamenz, in dem Lessing am 22. Januar 1729 geboren wurde. Des Dichters Paten waren seines Vaters Halbbruder und ältere Schwester sowie ein Namensvetter des Laublinger Horaz-Übersetzers, Pastor J. Ch. Lange in Uhyst am Taucher. Wer heute von der Ostecke des sächsischen Dreiecks nach Dresden fährt, muß sich, um Lessings Geburtsstätte besuchen zu können, in Bischofswerda der Kleinbahn anvertrauen, die ihn dem Kamenzer Gelände entgegenführt. Die Landschaft ist, so wenig sie sich mit der Zittauer oder Dresdener messen kann, nicht ohne Reiz. Das Städtchen selbst liegt überaus anmutig da, eingeschachtelt zwischen ehrwürdigem Gemäuer, und wenn man zur Sommerzeit den Blick schweifen läßt über die einfachen Ziegeldächer, die aus dem Grün der zahlreichen Gärten herauslugen, über das silberne Band, das die junge muntere Elster durch die Ebene schlingt, hinüber zu den Lausitzer Waldgürteln, oder hinabschaut ins Herrental und weiter über die hügelig gewellte Ebene hin, so möchte man dort manchen Sonnenaufgang so andächtig betrachten wie „Alzibiades in Persien", der einzige Bewunderer landschaftlicher Schönheit, den Lessing gezeichnet hat. So wenig er selbst Naturschwärmer war: das freundliche Bild der heimischen Hügel mit dem kleinen Städtchen und dem Flüßchen mitten innen ist mit ihm gegangen in sein Leben und Dichten.

Das heutige Kamenz, wendisch: Kamienz, ist freilich nicht dasjenige Lessings mit seinen Holz- und Schindeldächern, denn die letzte große Feuersbrunst im August des Jahres 1842 vertilgte

nahezu die ganze Stadt vom Erdboden, auch Lessings Vaterhaus. An der Pfarrgasse, dem heutigen Lessinggäßchen, gelegen, ursprünglich Schulgebäude, diente es nach 1570 dem Archidiakonus zur Wohnung. Einen Teil des Baugrundes hat man nach dem Brande freigelassen, durch ein Gitter abgegrenzt und mit einem Gedenkstein geschmückt, dessen granitne Platte zugleich ein Bild des alten Hauses zeigt. Seltsam gedrückt und eingeschlossen wie ein gepreßtes Stück Mittelalter erscheint dem Besucher der Ort, auf dem der freieste Geist Deutschlands erstand, um sich weite Bahn zu brechen.

Ein alter Stich zeigt uns das Kamenz des 18. Jahrhunderts. Von wehrhaften Mauern umgürtet, schaut es mit seinen Türmen trotzig auf die Hügellandschaft rings umher, über die der Künstler kreisrunde Wolken in dichten Mengen gelagert hat. Der düstere Charakter des Bildes entspricht der Geschichte der Stadt, die auf dem kampfgeprüften Boden der Vandalen und Semnonen, dann der Wenden und Sachsen in der Lausitz langsam emporblühte. Ihre Anfänge reichen nahezu bis in das 12. Jahrhundert hinein. Damals gründete dort Bernhard I. aus dem Meißnischen Geschlecht derer von Vesta eine steinerne Burg: Stein heißt slawisch Kamenj. Die Nachkommen nennen sich bereits Herren von Kamenz. Burg und Dorf brannten ab, wurden aber von Bernhard II. wieder aufgebaut. Seit 1318 reichsunmittelbar, trat die Stadt ein Menschenalter später dem Lausitzer Sechsstädtebund bei, der sich von Deutschland und Böhmen eigene Rechte mit eigenen Truppen erkämpfte. Dann befand es sich unter den ersten Gemeinden, in denen das Banner des Luthertums emporflatterte. Schweres hatte die Stadt nun zu erdulden, aber sie ertrug es mutig, mannhaft ging sie unter unsäglichen Leiden durch den dreißigjährigen Krieg. Nicht genug damit: ein neuer Brand verwandelte am Pfingstsonnabend 1707 in zwei Stunden den ganzen Ort in ein Aschenfeld. Auch Lessings Großvater stand damals vor den Trümmern seines Hauses. Seltsam, daß es auch für Lessing ein früheres Kamenz gab von verschollener reichsstädtischer Pracht, während wir nach Spuren spähen jener Zeit, da der Knabe Gotthold Ephraim

an der Hand seines frommen Vaters, des Herrn Archidiakonus, in den engen Straßen wanderte.

Eng war auch der Geist der Stadt, schon 1681, als Lessings Großvater dorthin übersiedelte. Die Rangordnung unter den Bürgern wurde eifersüchtig gewahrt. Der Pastor kam an sechster Stelle, Künstler aber standen weit unten, nach den Perückenmachern und vor den Ratstürstehern. Den Dulichius, weiland Diakonus, hatten die braven Kamenzer noch 1655 unter Absingung von Bußliedern enthauptet, weil er mit dem Teufel im Bunde stehe. So wackeren Bürgern des Reiches Gottes sollte man weltliche Genüsse gar nicht zutrauen, und doch waren sie berühmte Bierbrauer. „Kamenzer Bier der Oberlausitz Malvasier", lautet ein altes Sprichwort. Später büßte es an Ruf ein, gewiß zur Freude des Pastors Gerber, der in seinem Werk über die Lausitz 1720 schrieb, wenn das Bier wohlschmecke, könne der Mensch nicht leichtlich Maße halten: „Mancher säuft, solange als ein Darm halten will und bis er keinen Verstand mehr hat, welches doch eine verdammliche Sünde ist." Bierhandel trieben die meisten Kamenzer, auch alle Lessings außer der Familie des Dichters. Aber auch durch Tuchmacherei und Linnenweberei ragte diese „ärmste, unansehnlichste und nahrloseste unter den Sechsstädten", wie Gilberts Reisehandbuch von 1792 Kamenz nennt, hervor. Da wurden Bautzener Strümpfe gestrickt — die spätere Erwerbsquelle für Lessings Schwester — und aus dem Ton bei der Stadt Töpfe verfertigt, die ihren Weg sogar ins Ausland fanden. Inzwischen ist es freilich so ganz anders geworden, im Aussehen der Stadt seit 1835, als Mauern und Tore fielen, und dann seit 1842, als nach dem Brande die freundlichen roten Ziegel ihren Einzug hielten.

Die eigentliche Heimat der Familie Lessing ist nicht Kamenz. Nach alter Überlieferung stammten die Lessinge aus Böhmen, von wo sie als hussitische Ketzer im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts vertrieben und nach Sachsen gewandert sein sollen. Urkundlich ist dies aber nicht nachzuweisen. Aus dem Jahre 1423 enthält jedenfalls das älteste Kamenzer Stadtbuch eine Eintragung,

daß am 13. Juni vor den Schöppen ihr Eidgenosse Peter Feyerabend einen Zins von fünf Mark auf sich genommen und dafür seinen Hof gesetzet habe „zu dem altare, das do her Leszik ist in der Cappellen, das do geweyhtt ist in der ere Marie-Magdalene". In dieser Kapelle fand noch zur Zeit von Lessings Vater am Marien-Magdalenen-Tage katholischer Gottesdienst statt. 1518 finden wir dann in dem bei Chemnitz gelegenen Jahnsdorf den Leinweber Michael Lessigk. Hieß sein Sohn Clemens, so ist er wohl der Stammvater der Familie. Wahrscheinlich wird diese Annahme durch die Tatsache, daß Clemens' Bruder Petrus ebenfalls Leinweber war.

Auszuscheiden ist von vornherein die oft aufgestellte Behauptung, daß Lessing jüdischer Abstammung gewesen sei, da es viele Juden seines Namens gebe, besonders in Breslau und Berlin. Die Erklärung dafür ist einfach: das Edikt vom 11. März 1812 legte den Juden nahe, christliche Namen zu führen. Da nannten sich viele nach ihrem Verteidiger, dem Dichter „Nathans des Weisen". Daß Lessings älteste Vorfahren slawischer Abkunft gewesen seien wie diejenigen Ritschls und Nietzsches, ist immerhin möglich, sicher jedoch, daß mindestens sehr alte Germanisierung vorliegt. Das lehrt nicht nur die lautliche Entwicklung des Namens, sondern die Tatsache, daß wir nur rein deutsche Lessinge als älteste Vertreter der Familie antreffen. Die Eindeutschung des Namens braucht nicht von dessen Träger ausgegangen zu sein, vielmehr kann ebensowohl Kanzleieinfluß vorliegen, denn wer ältere Taufbücher durchsieht, mag sich wundern, wie leichtfertig die Eintragenden mit Schreib- und Lautformen umgingen. Für den Übergang von slaw. ik > ink (auslaut. k = g), der nach Analogie zu irgendeiner Zeit seit der althochdeutschen Lautperiode erfolgt sein kann, lassen sich auch in diesem Falle lautlich sichere chronologische Schlüsse nicht ziehen. Jedenfalls aber bildete sich die Namensform Lessing erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts; vorher standen neben- und nacheinander Laesig, Lesig, Lessig, Lessick, Lössig. „Less" heißt slawisch Wald, „lessik" Wäldchen. Da die Verkleinerungsform bei slawischen Familiennamen häufig

ist, bezeichnet vermutlich der Name Lessing den Mann, der im Walde wohnt oder einen von Wald umgebenen Hof sein nennt. War dies ein Lehnsgut, so kann dessen Name auf den Besitzer übergegangen sein, sei er nun Wende oder Deutscher. Wir denken lessingisch, wenn wir landeswüchsige Vermutungen hierüber als nebensächlich übergehen.

Als Ahnherr des Dichters nachzuweisen ist erst der Jahnsdorfer Clemens Lessig, der 1525 geboren und mangels eines lutherischen Geistlichen in dem Örtchen noch katholisch getauft wurde, obgleich das ganze Erzgebirge bereits protestantisch gesinnt war. Erzogen wurde er im böhmischen Joachimstal, wo Mathesius wirkte; wie es scheint, wollte man ihn dem Druck der sächsischen Katholiken entziehen. In der Folge besuchte er noch die Schulen in Breslau und Magdeburg, studierte in Wittenberg und war dann Pfarrer an verschiedenen Orten, zuletzt in Einsiedel. Obwohl er die Konkordienformel unterschrieben hatte, blieb er strenger Lutheraner. Bei den amtlichen Nachprüfungen, die zweimal im Jahre stattfanden, um festzustellen, ob der Pfarrer auch in der reinen Lehre fest sei, befand man ihn „zimlicher guter geschickligkeit, in seyn ampt fleyßig und eines guten lebens". Er ist aber auch ein gar strenger Herr gewesen, der Clemens. Wer am Sonntag die Predigt versäumte, wurde auf seine Veranlassung mit zehn Groschen gebüßt, und Tanzen war nur auf Hochzeiten und Kindtaufen erlaubt. 1595 ist er gestorben. Seine Kirche wurde vor fast hundert Jahren abgebrochen, sein Haus und Grab sind verschollen.

Clemens' Sohn Matthias lebte in Schkeuditz, das zwischen Halle und Leipzig liegt und heute 8000 Einwohner zählt. Dessen Sohn Christian, nachher Stadtrichter, studierte seit 1599 in Leipzig, erwarb auf Grund einer philosophisch-kritischen Abhandlung als erster Lessing einen gelehrten Grad, den Magistertitel, und hat auch neun lateinische Gedichte hinterlassen. Sein Sohn, der wieder Christian hieß und 1625 ebenfalls Leipziger Student wurde, war dann Bürgermeister in der Vaterstadt. Hatte der Ahne Clemens das Gewoge des Lutherkampfes und die Greuel des Bauernkrieges

erlebt, so brauste jetzt der dreißigjährige Krieg durch das Land und sang seine rauhe Weise auch an der Wiege der Söhne, deren vierter Theophilus war, der Großvater des Dichters. In dieser Zeit erlosch die Jahnsdorfer Linie. Die Schkeuditzer aber, weiter geleitet durch des Theophilus Brüder, blüht dort noch heute in der Familie des Gastwirts „Zum deutschen Schwert".

Mit zwei Talern wanderte der arme Theophilus nach Leipzig, um zu studieren, denn seine Eltern hatten kurz vorher ihre ganze Habe durch einen Brand verloren. Wir können es uns heute im Jahrhundert der Technik, Hygiene und der Versicherungen nur angesichts einer solchen Familiengeschichte zum Bewußtsein bringen, wieviel Jammer mit Feuer, Pest und Krieg über den Bürger kam. Theophilus aber rang sich durch seinen Fleiß empor, wurde Aktuarius, siedelte 1681 als Ratsherr nach Kamenz über und gelangte dort 1711 zu der Würde des Bürgermeisters. Ihm folgte ebendahin bald der Bruder Christian, dessen Enkel in holländische Militärdienste trat, nach Südafrika ging und der Stammvater der dortigen Boeren-Lessings wurde. Theophilus sah Gotthold Ephraim bis zum sechsten Jahre aufwachsen. Man hat den Eindruck, daß der achtzigjährige Greis mit dem feingeschnittenen Antlitz mehr als sein gelehrter Sohn Gottfried Verständnis gehabt hätte für das Wesen und die geistige Bedeutung des Enkels, nicht nur deshalb, weil er 1669 in Leipzig für die „Duldung der Religionen" gefochten hatte. So wenig wir in dieser zehn Seiten langen lateinischen, streng kirchlichen Abhandlung, der einzigen, die von ihm erhalten ist, von Grundsätzen allgemeiner Menschlichkeit, von Duldung in Lessings Sinne hören, — der Satz, daß der Glaube niemandem aufgezwungen werden könne, daß die Obrigkeit nur bei einer Störung der öffentlichen Ordnung eingreifen dürfe, erfreut doch die Leser von Lessings „Nathan". Theophilus war ein verhältnismäßig aufgeklärter Denker, immerhin ein gläubiger, frommer Mann, den man viel in einer ihm geschenkten Bibel lesen sah, und diese Frömmigkeit scheint er als Erbteil seinen Söhnen und Töchtern hinterlassen zu haben.

Viele Kinder aus erster und zweiter Ehe waren da. Die älteste Tochter heiratete den Pastor Mylius in Elstra. Der älteste Sohn Christian Gottlob wurde, wie unser Dichter, in St. Afra erzogen, das sich damals keines guten Rufes erfreute. Wohl lasen die Schüler, wenn man die zur Lektüre bestimmten Partien zusammenrechnet, die Bibel achtmal im Jahre durch. Aber es wurde über das „Aussteigen" geklagt, d. h. das nächtliche Verlassen der Anstalt, über „Spielen, Saufen und andere Üppigkeit". Ein anderer Sohn, Johann Traugott, Justitiarius in Elstra, wurde nach des Dichters Tode Kurator seiner Erben. Ein dritter war der Buchbinder Gottlieb in Kamenz. Der älteste Sohn aus des Theophilus zweiter Ehe mit der Tochter des früheren Kamenzer Bürgermeisters Hillmann, Johann Gottfried, war des Dichters Vater. Seit 1725 war er mit Justina Salome, Tochter des Archidiakonus Feller, seines Amtsvorgängers, verheiratet. Der reiche Kindersegen — zehn Knaben, zwei Mädchen — drückte arg auf das ärmliche Einkommen des Diakons. Als er nach Fellers Tode 1733 zum Pastor primarius aufrückte, erhielt er außer Wohnung und kleinen Deputaten nur hundert Taler jährlich. Dennoch war die Ehe glücklich, und die Familie entbehrte nichts, solange die Kinder klein waren. Mit zufriedenem Herzen predigte der Pastor sonntäglich in der schönen Pfarrkirche St. Marien, in deren Vorhalle heute sein Grabstein steht, und die, im 14. Jahrhundert im spätgotischen Stil erbaut, hinabschaut auf den stillen Friedhof, auf dem alle Kamenzer Lessinge ruhen.

Johann Gottfried Lessing, geboren am 24. November 1693, war ein lauterer Charakter, ein eifriger Forscher und gediegener Gelehrter, wenn es ihm auch versagt blieb, dem Geistesflug seines Sohnes folgen zu können. Als Kamenz 1707 in Flammen aufging, wurde er auf das Görlitzer Gymnasium geschickt, das er bis zum neunzehnten Jahre besuchte, um dann die Wittenberger Universität zu beziehen. „Wer von Leipzig kommt ohne Weib, von Wittenberg mit gesundem Leib und von Jena ohne Schlagen, der hat von großem Glück zu sagen," heißt es im Sprichwort, das so auch auf das wüste Zechen in der Lutherstadt Bezug nimmt. Gottfried

blieb durch reinen Sinn und ernsten Wissenstrieb vor Ausschweifungen bewahrt. Philosophie, Theologie und außer dem Französischen und Englischen die orientalischen Sprachen bilden einen Studienkreis, der ihn als keinen gewöhnlichen Prüfungskandidaten erscheinen läßt, zumal da er sich kümmerlich genug durchschlagen mußte. Er wurde Magister und wollte, nachdem er in Dresden die theologische Prüfung bestanden hatte, die Universitätslaufbahn einschlagen.

Da wurde er infolge seiner lateinischen Abhandlung, die 1717 zum zweihundertjährigen Jubiläum der Reformation erschien und eine „Rettung“ ihrer Grundsätze „gegen einige Vorurteile von Neuerern“ sein wollte, als Prediger in seine Vaterstadt berufen, ohne daß er sich um eine solche Stelle beworben hätte. Gerade darum aber sah der Strenggläubige hierin den Finger Gottes, dem zu folgen Glaubenspflicht war. Seine Armut und die Ungewißheit der akademischen Ziele, deren Bedeutung so sehr wechselt, mögen ihn mitbestimmt haben. Und nun erleben wir das peinliche Schauspiel, das sich dem aufmerksamen Beobachter immer wieder in Vergangenheit und Gegenwart darbietet, daß ein begabter, hochgemuter Kopf im Dunstkreis des Kleinstadtlebens geistig verkümmert. Ein Mann, der die historische Wahrheit mit dem Auge zu vergleichen pflegte, weil beide nicht das geringste Stäublein litten, der außer in den klassischen Sprachen sich schon damals auch in den modernen zu Hause fühlte, war wert, der Wittenberger Hochschule erhalten zu bleiben. Geschrieben hat er noch genug, der Kamenzer Seelsorger; die Liste seiner Schriften braucht sich äußerlich nicht neben derjenigen seines Sohnes zu schämen: sein Biograph, der Kamenzer Rektor Voigt, füllte mit den Titeln der Abhandlungen und ihrer Besprechungen viereinhalb Seiten. Aber sie wecken nur geringes Interesse, und weniger Erbauung als Mitgefühl ergreift uns, wenn wir seine Kirchenlieder hören, die ganz den armseligen Kreis der Kamenzer Not und Trübsal widerspiegeln. In der Schrift „Ernste und nötige Vorstellung von bitteren und grimmigen Ehemännern“ wendet er sich zwei Jahre, nachdem ihm der Dichter

der Sara, Minna, Emilia und Recha geboren war, gegen die Tyrannei des Mannes im Hause. Freilich, „eine mäßige Züchtigung" der Frau gehöre zur männlichen Herrschaft; nicht aber eine „henkermäßige Leibesstrafe". Außer einer leider nicht gedruckten Geschichte von Kamenz lieferte seine Feder gelehrten Kleinkram oder erbaulich fromme Betrachtungen, und in seinem späten Alter, den letzten drei Jahren seines Lebens, griff er zurück auf seine Rettung der Lutherischen Lehre, in dem begonnenen Manuskript zornig eifernd gegen die Neuerer: „Die unerhörten Grausamkeiten in Religionssachen sind abgekommen; aber dagegen hat nun eine ungemessene Freiheit und unverschämte Frechheit, von göttlichen und geistlichen Dingen zu reden und zu schreiben, was man will, überhand genommen. Der um sich gefressene Unglaube hat sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt . . . Die Wissenschaften sind gestiegen, aber die Sitten der Menschen nicht gebessert. Durch Gelehrsamkeit, nicht durch Gottesfurcht will man berühmt werden." Nachdem er dann, sich der Auffassung seines Sohnes nähernd, bemerkt, es sei etwas anderes, mit gutem Grunde zu widerlegen, als ohne Ursache zu verachten, schließt er seine Vorrede mit dem Seufzer: „Soweit ist es mit den stolzen Freigeistern unserer Zeit gekommen." Man begreift ohne weiteres die Sorge des Primarius um die Seele Gotthold Ephraims in den ersten Leipziger und Berliner Jahren.

Von größerer Bedeutung erscheint er uns naturgemäß da, wo er übersetzt. Namentlich sein Hinweis auf England, dessen Theologen er rühmt, durchbricht den stickigen Luftkreis des Humanismus jener Zeit. In der Vorrede zu der von ihm ins Deutsche übertragenen „Glaubensregel" Tillotsons erklärt er, wahre Früchte des Geistes seien (nach Gal. V, 22) Liebe, Freude und Geduld. Dabei muß man bedenken, daß Tillotson, gestützt auf die regula fidei, wie später Gotthold Ephraim, freisinnig nicht nur das Papsttum bekämpft, sondern auch ganz allgemein kirchliche Engherzigkeit. Auf Liebe, Freude, Geduld komme es an. Die Mittelstraße, versichert der Diakonus Lessing, zwischen dem ständigen

Gelüst zu geistlichen Händeln und der Gleichgültigkeit gegen Angreifer der Religion hätten besonders die Engländer gefunden, die nicht auf personalia sondern auf realia Wert legten. Er war ein Orthodoxer des 18. Jahrhunderts, wissenschaftlich anerkannt von Mosheim, Marperger, Pleske, Löscher, Rambach, Neumeister, mit denen er auch in Verbindung stand, fand aber selbst für die freieren Bestrebungen der Herrnhuter ein freundliches Wort (1. Oktober 1737): „Die Absichten dieser Anstalt möchten nicht zu verwerfen sein, wenn sich nur alles nach der Praxi der ersten Kirche tun ließe." Wir verstehen jene Briefstelle des Dichters (16. Oktober 1754 an Michaelis in Göttingen): „Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wär." Die beliebte leichtherzige Verurteilung des ernsten, strebenden Mannes ist grundlos. Es ist nicht wahr, daß er die Entwicklung seines Gotthold erschwerte.

Allgemach schliefen alle seine selbsttätigen Interessen ein in der Öde des Kamenzer Daseins; auch das Besprechen von Büchern machte dem einst so streitbaren und scharfäugigen Gelehrten keine Freude mehr, und nichts blieb ihm als die Kanzel und die Sorge um das tägliche Brot. Was wunder, daß sein Gemüt sich gegen freiere geistige Regungen allgemach verhärtete, daß sein Temperament sich von großen, würdigen Gegenständen abwandte zu kleinen Tagesfragen, daß sein Schlachtfeld in Gottes Namen das Gebiet persönlicher Angelegenheiten wurde, sei es gegen Amtsgenossen oder Stadtväter. Denn so gläubig und fest, so heftig und leicht erregbar war er. Als Lessing 1778 seinen theologischen Kampf auf herzogliches Geheiß nicht ausfechten sollte, entsann er sich wehmütig der Mahnung seines Vaters, sich an ihm ein Exempel zu nehmen, auf seiner Hut zu sein: „Du warst ein so guter Mann und zugleich so ein hitziger Mann. Wie oft hast Du mir es selbst geklagt, mit einer männlichen Träne in dem Auge geklagt, daß Du so leicht Dich erhitzest, so leicht in der Hitze Dich übereilte st!" Wenn er selbst sich zornig in die Unterlippe beißt, ersteht im Geiste vor ihm sein Vater: „Das war seine Ge-

wohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing; und so oft ich mir ihn einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mir nur auf die nämliche Art in die Unterlippe beißen. So wie, wenn ich mir ihn auf Veranlassung eines andern Dinges recht lebhaft denke, ich gewiß sein kann, daß die Zähne sogleich auf meiner Lippe sitzen." Mehrfach klagte der Kamenzer Rat über des unerschrockenen Pastors „auffallende Affekte und Gemütsneigungen", wenn er von der Kanzel gegen alles donnerte, was seinem geistlichen Herzen ungebührlich erschien. Darunter hatten denn auch moderne Geister zu leiden, wie der junge Rektor Heinitz, der an der Verbesserung der Schule arbeitete, die gottlosen Theateraufführungen begünstigte und schon deshalb bei der eigenen Zunft und der Theologie in den Verdacht kam, ein Freigeist zu sein.

Mehr aber als das Temperament vererbte sich auf den Sohn, denn den Ahnen lag trotz der Dogmenverehrung die Hochschätzung der Wissenschaft bereits im Blut. Bei Gottfried trat die schon bei seinem Vater bemerkbare besondere Verstandesklarheit hinzu, der schriftstellerische Eifer, die Betonung selbständiger Auffassung von Fragen, bei denen viele aus Gründen feiger Vorsicht ihr Ich zurückstellen, die feste gründliche Behandlung des einen Gegenstandes, der nun gerade vorlag, der Ernst und die Lebhaftigkeit religiösen Dingen gegenüber. Ein unbefangener Blick auf Vater und Sohn, besonders auf des letzteren geistigen Werdegang, lehrt uns verstehen, daß Lessing nicht einfach als Kind eines protestantischen Pfarrhauses aufzufassen ist, sondern daß sein Geist wie Epheu sich an der Eiche emporhebt, sich wachsen fand an der starren Theologie seines Vaters, heranreifte an dessen ernster Persönlichkeit. Denn Pfarrhaus und Persönlichkeit sind nicht dasselbe, sie waren es auch damals nicht. Hier sind die Wurzeln der religiösen Arbeiten, die Lessings ganzes Leben durchziehen, seiner unermüdlichen Forschung, seiner wachsamen Kritik, seines leuchtenden Stils. Der sichere Satzbau bei Gottfried wurde in dem Sohne zu der Kunst, so zu schreiben, daß das Geschriebene, und sei der Inhalt das Gewagteste oder Schwierigste, sich für jeden von selbst zu verstehen scheint.

Was der Sohn nicht besaß: die freie dichterische Auffassung, die naive Vorstellungskraft — wir sehen uns auch bei dem Vater vergeblich darnach um. So konnte es, wenn wir den festen Charakter hinzurechnen, kaum anders sein, als daß diese beiden als Männer einander durchaus verstanden und schätzten und auch in religiösen Dingen vielleicht zusammengestanden hätten, wäre ihre Entwicklung und ihr Lebensgang nicht so verschieden gewesen. Ihr späterer Briefwechsel ist denn auch stets treu und herzlich trotz der Bitten um Unterstützung, mit denen der Kamenzer Pastor im Interesse der Kinder seinem Ältesten, der meist selbst nicht hatte, wovon er leben konnte, oft genug kommen mußte. Freudig aber tat dieser stets sein Möglichstes, und freudig erkannte es der Vater an. „Dieses zu bezahlen", schreibt er im September 1764 an Gotthold, „würde ich nicht imstande gewesen sein, wenn Du Dich meiner in meinen bedrängten Umständen nicht so redlich angenommen und mir 50 Taler übersendet hättest. Gott schenke Dir davor Leben, Gesundheit und Vergnügen auf viele Jahre. Ich denke täglich, ja stündlich an Dich und bete für Dein zeitliches und ewiges Wohl ... Ich bin mit aller zärtlichsten Liebe lebenslang Dein treuer Vater."

Der einzige Mißton in dem ganzen brieflichen Verkehr zwischen Lessing und den Seinen entsteht dadurch, daß der ferne Sohn und Bruder monate-, ja jahrelang nichts von sich hören läßt, daß er bisweilen auch auf häufige Bitten der Seinen hin stumm bleibt. Die Erklärung dafür finden wir in der außerordentlichen Sprödigkeit seines Charakters, der nur zu geben wußte, aber weder Lust noch Fähigkeit verspürte, sich selbst, sein Herz andern, und seien es die Nächsten, mitzuteilen.

Am meisten hat hierunter, wie begreiflich, die Mutter gelitten, und auf dem Wege der Liebe zu dem Sohn, der Sehnsucht nach ihm, die sich in rührender Weise in ihren Briefen kundgibt, finden wir uns am leichtesten zu ihr hin. Es ist ihr bisher im allgemeinen nicht gut ergangen, wenn die Kritik sich ihr näherte. Da wird ihr Mangel an Interesse für alles Höhere, ihr auf das kleinliche

tägliche Leben gerichteter Blick, hier mit Bedauern, dort mit Achselzucken bemerkt. Gewiß, sie war hausbacken prosaisch. Und dennoch verdient diese Frau Hochschätzung, Beachtung und, wo wir anders zu urteilen fähig sind als sie, nur reines, herzliches Mitgefühl. Wir müssen mit der Auffassung brechen, die heute noch immer auftaucht, daß sie es im Grunde nicht verdiene, die Mutter eines Lessing zu sein. Sie verdiente es nicht nur, sondern von den guten Frauen und Müttern war sie eine der besten. Lessing weiß später seine eigene Frau Eva der Schwester gegenüber nicht besser zu rühmen, als daß sie ebenso herzlich gut und rechtschaffen sei, wie nur immer die Mutter gegen den Vater gewesen. Und wenn ihr Verhalten gegen den Leipziger Studenten, der seine eigenen freien Wege ging, mißfällt: sollte es auch die Wurzel davon, die Mutterliebe? Auf der Schule hatte sie Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und Handarbeiten gelernt, und im Elternhause die Kunst, das Leben dem Gatten freundlich und streitlos zu gestalten. Wie sollte sie, die nie aus den Toren des Stadtlebens weiter hinausgekommen, deren Gesichtskreis durch die Sippe und die sonntäglichen Reden von der Kanzel umzeichnet war, noch anderes als fleißiges Studium und Kirchgang der Seele für zuträglich halten, zumal wenn man bedenkt, wie mutig sie die Armut niedergefochten, wie sie, hierin ihrem Gatten gleich, sich das Notwendigste entzog, um es ihren Kindern zuzuwenden! Es wäre Goethes Mutter unter gleichen Verhältnissen trotz ihres sonnigen Gemütes nicht leicht geworden, unsere „Frau Aja" zu sein. Und wenn die Greisin, die nach des Mannes Tode mit der Tochter sich kümmerlich durchhalf, sich an den ältesten Sohn wendet mit der Bitte, ihr in ihren bedrängten Umständen zu helfen — sollen wir darin etwas sehen, das sie uns unsympathisch machte? Mangel an Bildung und beschränkte, enge Lebensansichten haben noch niemals hingereicht, eine opferfreudige treue Gattin und Mutter herabzuziehen, und der naive Ausdruck der Not und Sorge in diesen Briefen, deren Stil jeder Tertianer kritisieren möchte, gefällt uns besser, als die geistreichelnden Sätze ihrer Verurteiler oder das künstlich hochgedrehte

Verständnis so vieler Überweiber. Ihr danken wir es, daß Lessing keine Spur sentimentaler Blasiertheit zeigt. Lessing wäre der erste, die Angriffe auf seine Mutter, auch wenn sie das nicht wäre, abzuweisen; und sehen wir uns den beiderseitigen Briefverkehr an: bis auf jenen Mißton, für den wir Lessings spröde, nach anderer Seite gerade deshalb so große Natur verantwortlich machen, — welche Fülle von Liebe, Sehnsucht und mütterlicher Zartheit!

Ein ähnliches, nur trüberes Bild erhalten wir von Lessings Schwester. Beschränkten Geistes wie die Mutter, fromm, eine eifernde Christin, hat sie ein gedrücktes Dasein gehabt. Nichts als Teilnahme verdienen diese Geschöpfe, die, in engen Mauern festgehalten, sich aus eigener Kraft nicht zu selbständigen Auffassungen erheben können. Höhere Mädchenschulen gab es damals nicht, und im Hause war der Unterricht der Töchter in den meisten Familien ausschließlich der Mutter überlassen. Die Väter hielten es gewöhnlich unter ihrer Würde, sich geistig um sie zu bekümmern, und wandten ihre gelehrte Sorgfalt um so mehr den Knaben zu. Wäre Dorothea Salome Lessing durch die Welt erzogen worden, wie die meisten ihrer Brüder, so würden ihre Briefe uns nicht so gar kläglich anmuten. Es ist ihr wohl nie der Gedanke aufgedämmert, daß es etwas Besseres im Leben geben könne als Geld haben. Bei ihrem ärmlichen, arbeitsreichen Leben aber können wir ihr die Bitten an die Brüder, sie in der Not nicht zu verlassen, nicht allzu sehr verübeln, so schwer es auf Lessing zeitlebens gelastet hat, von dem wenigen, was er etwa in günstigen Zeiten hatte, die Seinigen unterstützen zu müssen, und wenn er nichts hatte, sie ebenfalls nahezu darben zu wissen. Wäre er in gesicherter, unabhängiger Lage gewesen, so hätte er öfter, freier und herzlicher nach Hause geschrieben. Sein Charakter verschloß den Schmerz und zugleich jede Mitteilung, die den eigenen und den fremden sonst zu lindern pflegt.

Nach dem Tode der Mutter (1777), die ein Jahr vorher noch ihren berühmten Gotthold Ephraim hatte ans Herz drücken dürfen, siedelte Dorothea Salome zu ihrem Bruder Theophilus nach Pirna über. Einige Monate später jedoch kehrte sie bereits zurück, um nun

in ihrer Vaterstadt, aus der sie sonst nie hinausgekommen ist, eine Strickschule einzurichten. Freudlos und kümmerlich ging ihr Leben dahin. Sie ist 1803 gestorben und wurde somit trotz dauernder Kränklichkeit älter als alle ihre Brüder.

Von ihren jüngeren Geschwistern — Dorothea war das älteste, Gotthold Ephraim das zweitälteste Kind — starben vier Knaben und ein Mädchen in früher Jugend, so daß noch fünf Brüder für uns in Betracht kommen: Johannes Theophilus (1732—1808), Gottfried Benjamin (1735—1764), Gottlob Samuel (1739—1803), Karl Gotthelf (1740—1812), der Vertraute und spätere Biograph des Dichters, und Erdmann Salomo Traugott (1741—1760), der „verlorene" Sohn der Familie, der einzige, der nicht studiert hat.

So konnte wegen des Altersunterschiedes dem Dichter außer der Schwester nur noch Theophilus näher stehen. Ihm gilt Lessings „Ode an den Bruder", die sich auf die Zeit bezieht, da sie in Wittenberg zusammen Klopstocks „Messias" ins Lateinische zu übersetzen begannen:

„O! schnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!"

Daß dies nicht möglich wurde, verschuldete ein gewisser Mangel an Talent bei dem kränklichen, schüchternen und fleißigen Theophilus, der dem Wirken seines großen Bruders stets ehrliche Bewunderung zollte. Seine „unbedeutende geistige Begabung" wird sogar von seinen Lehrern in derselben Fürstenschule bestätigt, die zwei Monate vor seinem Eintritt Gotthold Ephraim in die Welt entließ. Ein fleißiger Arbeiter, stark in der lateinischen Sprache, aber in seinem Wesen ohne Schwung und Zielsicherheit, nimmt er sich geistig recht unbeträchtlich aus. Er hat Hang zu steifer Gelehrsamkeit von dem Vater, Beschränktheit von der Mutter geerbt. Bezeichnend ist die Antwort Lessings auf die Vorwürfe des Vaters, als dieser einmal darauf hinwies, daß er mit dem zweiten Sohn in Meißen sehr zufrieden sei: „Wenn ich Theophilus wäre, so hätten Sie es auch mit mir sein sollen." Dieser schrieb dem Berühmten später immer im Bewußtsein des geistigen Abstands

zwischen ihnen. Antwortete Lessing den Eltern selten, so dem nächstältesten Bruder noch seltener. Lessing liebte, vielleicht außer den Eltern, die Menschen nur dann ganz, wenn etwas Großes zwischen ihm und ihnen stand. Das ist die Liebe des kritischen Genies, die so viele enttäuscht. Es scheint, als könne ein solcher Mensch nur erkälten und zertreten. Aber „drunten werden in dem Tal unter seinem Fußtritt Blumen, und die Wiese lebt von seinem Hauch". In schöner Gesinnung wetteiferten beide Brüder miteinander. Theophilus war es, der die Eltern begrub, der dem Vater einen Grabstein setzte, der sein kärgliches Gehalt mit Mutter und Schwester teilte, als er Konrektor in Pirna war. Später kam er an das Lyzeum in Chemnitz, wo er 1808 als Rektor in fast demselben Alter wie die Schwester starb. Seine schriftstellerische Arbeit bezog sich im allgemeinen auf Theologie. Die Überschwemmung der Gablenz schildert er 1785 in einer größeren lateinischen Dichtung, während „Liebe und Dank" in deutschen Alexandrinern Chemnitz preist. Als Lehrer soll er Freudigkeit im Beruf, Treue und Gerechtigkeit, aber auch hitziges Temperament und Weitschweifigkeit gezeigt haben. Einige Nachkommen von ihm leben noch heute.

Wir kennen Theophilus besonders gut von dem Bilde her, das ihn und den Dichter, diesen als etwa sechsjährigen Knaben, bei einander zeigt und wohl von ihrem Zeichenlehrer Haberkorn (1761 †) herrührt, dessen Kunst Lessing noch später rühmte. Gotthold Ephraim sollte eigentlich einen Käfig halten, in dem ein Vogel saß, wies aber diese Zumutung mit den Worten zurück: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein." So sehen wir nun auch die Brüder: Gotthold, im roten Kleide, wie er mit der Rechten auf den Knien ein Buch hält, mit der Linken nach einem der drei neben ihm liegenden Bände greift, mit hoher Stirne und energisch vortretender Nase, nachdenkliche Bestimmtheit im weiten offenen Auge, dabei aber lebhaft und freundlich lächelnd. Theophilus, schwarz gekleidet, berührt steif mit der Rechten den Rücken eines Lämmchens, dem er mit der Linken Futter reicht, ohne daß er recht von sich

und der Welt zu wiſſen ſcheint. Auch er aber ſchaut treuherzig darein. Das Bild hängt im Kamenzer Leſſing- oder Barmherzigkeitsſtift, deſſen Gründung 1829 zum hundertjährigen Gedächtnis des Dichters erfolgte. Faſt alle deutſchen Zeitſchriften und Zeitungen nahmen damals den Kamenzer Aufruf mit Freuden auf, um durch eine ſolche Stiftung Kamenz zu nützen und damit Leſſing zu ehren. Schwierigkeiten machte nur der Name, da, wie Belmont in ſeinem Säkularblatt mitteilte, die Theologen und ſtreng kirchlich Geſinnten ſich weigerten, ein barmherziges Werk zu fördern, das auf den Namen eines freigeiſtigen Denkers abgeſtempelt werden ſollte. Tatſächlich wurde dann aus zaghaften Rückſichten der Name „Barmherzigkeitsſtift“ gewählt und nur in der Vorhalle Leſſings Büſte aufgeſtellt, die der Dresdener Hofbildhauer Kühn geſchaffen hatte. In langem Zuge trug man ſie an Leſſings Geburtstage bei Sonnenſchein, Schnee und ſechzehn Grad Kälte vom Rathausſaale zum Stift, und ſchwungvolle Reden wurden gehalten, und zitiert wurde Goethes „Epilog auf Schiller“:

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

Die Bürger haben wohl den Widerſpruch gefühlt, der zwiſchen dieſem Zitat und der Namensänderung beſtand. Aber man ſchrieb das Jahr 1829. Der Dichter „Nathans des Weiſen“ durfte nur im ſtillen Kämmerlein als Vertreter der Barmherzigkeit und Nächſtenliebe genannt werden, obwohl Chriſti Lehre die menſchlichſte und brüderlichſte der Welt iſt und gerade der Samariter der Barmherzige war. Auch der damalige Kamenzer Geiſtliche ſträubte ſich gegen eine Gedenktafel an Leſſings Geburtshauſe.

Als Student von Gotthold Ephraim unterſtützt wurde auch der um ſechs Jahre jüngere Bruder Gottfried Benjamin, der ſich 1756 in Leipzig immatrikulieren ließ. Als Candidatus juris arbeitete er nach Abſchluß der Studien im Bureau des Oheims Traugott, ſtarb aber ſchon im Alter von achtundzwanzig Jahren. „Die einzige wahre Pflicht“, ſchreibt der Dichter damals (1764) an die Eltern, „die mir der Tod meines Bruders auflegen kann, iſt dieſe, daß ich

mein übriges Geschwister desto inniger liebe und die Zuneigung, die ich gegen den Toten nicht mehr zeigen kann, auf die Lebendigen übertrage." Genau um ein Jahrzehnt jünger als Gotthold Ephraim war Gottlob Samuel, dessen er sich ebenfalls hilfreich annahm. Gottlob wandte sich dem Studium der Rechte zu. „Ich wollte wünschen", schreibt Lessing am 29. Mai 1753 aus Berlin an den Vater, „daß ich ihn hier hätte, und daß Sie ihn mir anvertrauen wollten. Not sollte er gewiß nicht leiden, und ihm etwas zu lernen würde ich mir ein Vergnügen machen." Bald bewohnten die beiden Brüder und ihr Freund Naumann in Berlin zusammen eine Stube und Kammer. Seit 1759 studierte Gottlob in Wittenberg. Ein Jahr darauf besuchte er den Bruder wieder unerwartet in Berlin. Später sah sich der junge Jurist von Kamenz aus nach einer Brotstellung um, wandte sich auch, vom Vater unterstützt, wieder an Gotthold Ephraim, ob er ihn nicht zu sich nehmen könne, und besuchte ihn in Potsdam. Dieser aber mußte von Breslau aus endlich abwehren. Gottlob arbeitete nun als Hauslehrer, auch in der berühmten Reuterstadt Stavenhagen, machte aber Schulden, so daß der Primarius an Gotthold Ephraim 1766 schrieb: „Wegen Gottlobs Bezeigen und Unbeständigkeit bin ich mit Dir einerlei Meinung. Er muß sich ändern, oder sein Glück steht auf schwachen Füßen." Endlich fand er eine dauernde Stellung als Advokat in Brieg, dann in Namslau in Schlesien. 1769 besuchte er die Eltern zum letztenmal. Als er von der Anwesenheit seines Bruders in Wien hörte, bat er ihn, freilich vergeblich, ihn zu besuchen und sein Familienglück zu sehen. Nach Evas Tode bezeugte er ihm seine Teilnahme. 1803 ist er gestorben, vier Wochen nach seiner Schwester; in Amerika leben noch Nachkommen von ihm.

Lessings jüngster Bruder Erdmann, das Schmerzenskind der Familie, ging mit den polnisch-sächsischen Soldaten, als sie durch Kamenz zogen, auf und davon. „Wenn er nur groß genug ist, Soldat zu werden," schreibt der Dichter 1759 wie immer teilnehmend an den Vater, „so will ich ihm viel Glück dazu wünschen und werde vielleicht auch imstande sein können, ihn wo anzubringen,

wo er, wenn er sich darnach aufführet, sein Glück machen kann. Hat er aber weiter keine Absicht, als nur bei einem Offizier die Schuh zu putzen, so weiß ich nichts für ihn zu tun. Das heißt zu niedrig anfangen, um etwas zu werden." Erdmann starb schon 1760 im neunzehnten Lebensjahre am Nervenfieber in einem Warschauer Lazarett, nachdem er noch vorher brieflich die Eltern um Verzeihung gebeten hatte.

Den Stammbaum der Familie Lessing im engeren Sinne leitete außer Theophilus und Gottlob Samuel allein der zweitjüngste Bruder weiter, Karl Gotthelf, dessen Nachkommen manches neue Ruhmesblatt in den Ehrenkranz der Familie flochten. Ebenfalls in St. Afra erzogen, wurde Karl später als Leipziger Student von dem Dichter mit dreißig Talern vierteljährlich unterstützt. Als dieser ihn 1765 nach Berlin nahm und ihm auch noch Reisegeld schickte, schrieb der Vater gerührt an seinen Ältesten: „Er wird seine Dir schuldige Dankbarkeit in der Tat lebenslang erweisen." Der greise Pastor sollte recht behalten, denn nicht nur hing Karl zeitlebens mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an Gotthold, sondern er gab nach dem Tode den Nachlaß des großen Bruders heraus und schrieb sein Leben. Wohl befand sich unter den vielen, die diese Biographie als unzureichend verspotteten, auch Schiller mit dem Distichon:

Edler Schatten, Du zürnst? Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein lässet in Frieden nicht ruhn.

Gedruckte wie ungedruckte Briefe des Lessingschen Freundeskreises zeigen ebenfalls wenig Vertrauen zu Karls Fähigkeiten als Herausgeber und Biograph, im ganzen mit Recht. Wer Schiller zitiert, soll aber auch Goethe nicht vergessen, der, wohl wissend, was Familiennachrichten für die Erschließung auch der größten Persönlichkeit bedeuten, ganz anders urteilte. „Mehr als einmal", sagt er, „während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Lessingschen Werke vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten erlebte, und freute mich des treuergebenen Bruders, der seine Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbst

tätiger Literat, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse, und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdlich sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte."

Die Karschin schilderte Karl Lessing in einem Brief an Gleim als klein und schlank, weniger schön gebildet als Gotthold und doch ebensowenig geneigt, Freundschaft zu suchen wie dieser; er steht vor uns als eifrige, gutherzige, aber etwas oberflächliche Persönlichkeit. Was er schreibt, ist zur Hälfte seicht oder überflüssig. Nach Gottholds Weggang aus Berlin verhalf ihm Mendelssohn zu einer Assistentenstelle bei dem Generalmünzdirektorium. Da er 1776 die Tochter Friederike des Buchhändlers Voß heiratete, erbten er und seine Nachkommen oder genauer: ersteigerte seine Gattin nach vielen Prozessen die „Vossische Zeitung", an der alsdann bis zum Jahr 1911 die Familie Lessing Anteil hatte. Als ihm ein Sohn geboren wurde, schrieb ihm der Pate Gotthold Ephraim: „Er werde besser und glücklicher als alle seines Namens." Karl war der einzige unter den Brüdern, mit dem der Dichter unausgesetzt einen vertrauten Briefwechsel unterhielt, auch noch nach 1779, als er Münzdirektor in Breslau geworden war. Dort soll Karl Lessing übel gewirtschaftet haben. Wie sein Bruder in der Breslauer Zeit, saß er gern am Spieltisch, wie jener war er fast ständig in Geldverlegenheit. Nach dem Urteil berufener Zeitgenossen hatte er aber im starken Gegensatz zu Gotthold etwas Faseliges und Übereiltes in seinem Wesen, das man auch seinen Briefen und flachen Erläuterungen anmerkt. Seine Dramen sind kaum der Erwähnung wert. Er starb 1812; das Grab ist verschollen. Karls ältester Sohn Karl Friedrich, der Gerichtskanzler, hatte einundzwanzig Kinder, unter denen die bekanntesten der Landschafts- und Historienmaler Karl Friedrich und der Landgerichtsdirektor und Zeitungsbesitzer Karl Robert waren. Des Malers ältester Sohn ist der Bildhauer Otto Lessing. „Er war mir nicht allein Bruder," schrieb Karl Gotthelf nach Lessings Tode, „er war mir Freund und Vater." Pietätvoll hat seine Nachkommenschaft, die in zahlreichen Urenkeln heute blüht, des Dichters Ge-

dächtnis geehrt. Karls zweiter Sohn Christian Friedrich unterstützte den verdienten Lessing-Biographen Danzel durch ein Jahreshonorar. Sein Vater schon übergab den handschriftlichen Nachlaß Lessings der Breslauer Universitätsbibliothek; sein Neffe Karl Robert sammelte eifrig alles, was sich auf Lessing bezog, machte es in selbstloser Weise nutzbar für die Forschung und stiftete für die Wolfenbütteler Bibliothek des Dichters Büste, die Otto Lessing schuf. Das beste Denkmal Lessings aber bleibt trotz ihrer Unvollkommenheit die Biographie aus der Feder des Bruders, die allein uns einigermaßen damit aussöhnen kann, daß Mendelssohn über seiner Absicht, selbst ein Bild des großen Freundes und Geistesverwandten zu liefern, hinwegstarb.

Es ist schade, daß selbst Karl von des Bruders Kinderzeit so wenig zu berichten weiß. Wir können uns aber doch von ihr ein Bild machen, dessen wissenschaftliche Treue nicht verliert, weil die Beobachtung des Seelischen notwendig in den Vordergrund treten muß. Viel besser als einzelne Nachrichten, die der bloße Zufall in die Nachwelt hinübersprengt, dienen Linien, die man aus dem lichtumflossenen Später nur folgerecht in das dunkle Einst fortzuleiten hat. Und da sind wir denn wieder in dem alten Kamenz, in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts. Aus den niedrigen Fenstern des weinumrankten einstöckigen Pfarrhauses, in das die Familie nach Fellers Tode übersiedelte, da Gottfried Lessing nun in die erste Pfarrstelle einrückte, sah der damals fast fünfjährige Knabe auf den Friedhof, der im Sommer reich grünte, im Winter heilige Stille um sich breitete, soweit Auge und Ohr nur reichte, und von dort hinab ins Herrental, hinüber zum Gebirge. Gewiß mehr als einmal wanderte er an der Hand des Vaters an den vielen Gärten vorüber in die Felder, später wohl oft auch auf den Hutberg, auf dem heute ein Lessingturm emporragt. Damals aber lag unten am Fuß dieses Berges der Garten eines Oheims neben dem alten wendischen Kirchhof, den düstere Zypressen beschatteten. Da ist auch der Trippelsborn, aus dem nach gut verbürgter Lausitzer Sage alle die vielen kleinen Kinder herkommen sollen. Von hier war es nicht weit zum Walde, dessen Hauptbestand infolge

des sandigen Bodens Kiefern bildeten. Als schönsten Spaziergang preist Gilbert den auf den Probstberg. In weiterer Umgebung lockten Kunnersdorf „zwischen Gebüsch, Teichen und blumigen Wiesen", Gottschdorf, Königsbrück und der Keulenberg. Zum Schloßberg zogen die Kamenzer Familien gern hinaus, wenn es nicht irgendwo verlockender herging. So wurde in der sogenannten Forst in der Bartholomäuswoche das Forstfest abgehalten, wohin auch die Schüler mit ihren Lehrern oder Beschützern pilgerten. Dahinter begann dann die „Klostergegend". Das alte aus dem 13. Jahrhundert stammende Kloster Marienstern, das einige zwanzig Ordensfrauen beherbergte, und um das weit herum katholische Wenden wohnten, lieferte dort der kindlichen Neugier Stoff zu mancherlei Fragen. Das Kamenzer Kloster, das neben der Kirche lag, diente dazumal als Schule und gab mit seinen dunklen Räumen einen passenden Rahmen zu der Grammatika, wie sie im 18. Jahrhundert getrieben wurde. Fröhlicher wohl schaute der kleine Gotthold andere alte Bauwerke an, so das Pulsnitzer Doppeltor. Hatte auch in dem Turme darüber hundert Jahre früher Dulichins seine Hexenkünste abgebüßt, bis ihn das Armensünderglöcklein abrief, so ging es doch an dieser Stelle prächtig den Berg hinab im Wettlauf oder mit den kleinen Schlitten, wie die Lausitzer Wenden sie gern bauten. So dürfte das erste bemerkenswerte selbständige Erlebnis Gotthelds ein Schlittensturz oder eine namhafte Prügelei mit einem der vielen Vettern mütterlicherseits gewesen sein. Daneben läßt sich noch mit Wahrscheinlichkeit ein zweites vermuten. Als Gotthold nämlich vier Jahre alt war, bekam Kamenz Garnison; zunächst Grenadiere, zwei Jahre später Kavallerie. Nassauische Kürassiere in einem Ort von nicht dreitausend Einwohnern: welche Anziehung für Kinderaugen und für die Kinderphantasie — wer verlangte wohl über Lessings seelische Zustände um diese Zeit noch nähere Daten!

„Versichern kann man, daß Lessing, sobald er nur etwas lallen konnte, zum Beten angehalten wurde und den ersten mündlichen Unterricht in der Religion von seinem Vater selbst erhielt." Wahrlich, Karl Gotthelf brauchte uns das nicht ausdrücklich zu sagen. Unter-

stützen ließ sich Vater Lessing im Unterricht des Knaben von seinem Kandidaten Martini aus Zwickau und auch wohl von dem Neffen Christlieb Mylius aus Elstra. Karl Gotthelf gibt die Übertragung der Königsbrücker Rektorstelle 1737 an diesen als Grund dafür an, daß Gotthold der Kamenzer Stadtschule anvertraut wurde, deren Rektorat in demselben Jahr der fünfundzwanzigjährige Magister Heinitz aus Lauban antrat. Es ist begreiflich, daß der Knabe mit Rücksicht auf sein künftiges Studium — denn daß Pastorensöhne studieren müßten, in erster Linie Theologie, war zu jenen Zeiten selbstverständlich — geordneteren Unterricht haben mußte. Schon am 30. April 1737 wandte sich der Vater als „ehemals auf der Universität Wittenberg gewesener Stipendiate" an den Kurfürsten von Sachsen mit der Bitte, daß Gotthold „nach vorhergegangener Prüfung in Deroselben florierenden kurfürstlichen Landschule Meißen als ein Alumnus mit einer freien Koststelle allergnädigst versorget werde". Wirklich wurde ihm die Erfüllung der Bitte in Aussicht gestellt, „jedoch der Ordnung nach, daferne er Alters und Geschicklichkeit halber tüchtig und die älteren Exspektanten untergebracht." So war es denn natürlich, daß ihn zunächst der junge Heinitz zu gründlicher Vorbereitung übernahm. Und Gotthold machte es seinem Lehrer leicht. Erzählten doch die Eltern oft genug, wie er stets in den Büchern gesteckt, wie er sie sich sogar zum Zeitvertreibe vorgenommen habe.

Der erste Unterricht selbst wird ihm kaum gefallen haben. Mechanisches Einlernen trockner Namen und Zahlen, dunkler Begriffe, Bearbeitung des mittelalterlichen Formelkrams, worüber auch C. G. Heyne in seiner Selbstbiographie klagt, spielten damals in Familie und Schule schon bei kleinen Knaben die Hauptrolle. Dazu kam das Übermaß häuslicher Andachtsübungen in einem Pfarrhause. Aber der fleißig studierende Vater, die heimische Bibliothek, sein eigenes Lerntalent mögen seinen rastlosen Wissenstrieb verstärkt haben, so daß er rasch vorwärts kam „mit ebenso großer Lust als Leichtigkeit". Der Einfluß des Kamenzer Lyzeums, dessen Geschichte ursprünglich der Primarius schreiben wollte, wird nicht groß ge-

wesen sein, denn Lessing erwähnt es nie. Diese städtische Lateinschule, die 1589 in das Kloster hinter der wendischen Kirche übergesiedelt war, hielt sich von der Reformation bis in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Sie bestand aus fünf Klassen und fünf Lehrern. Die Schulbücher waren wie gewöhnlich in lateinischer Sprache verfaßt. Der Unterricht währte von sechs bis neun Uhr früh und von eins bis drei Uhr nachmittags. Mittwoch und Sonnabend waren schulfreie Tage. Der tüchtigste Rektor während der ganzen Lebensdauer der Anstalt war entschieden gerade Lessings Zeitgenosse Joh. Gottfried Heinitz (1712—1790). Das „Gezeugnis", auf Grund dessen er für die Stelle vorgeschlagen wurde, bezeichnet ihn als „unverschuldet unglückseliges, jedoch ungemein geschicktes und in humanioribus, philosophicis, denen Grund-Sprachen, in der deutschen Redekunst und Poesie sehr geübtes Subjektum". Mit einer jugendfrischen lateinischen Rede „De Pedantismo et Galantismo" trat er hoffnungsvoll sein Amt an. Bald sollten auch ihm die Schwingen erlahmen. Es gelang ihm nicht, der Kamenzer Schule aufzuhelfen, die schon mehr als einmal in Gefahr gewesen war, wegen Mangels an Schülern einzugehen. 1738, als in der fünften Klasse nur noch „4 zerlumpte Knaben" vorhanden waren, wandte sich der junge Rektor verzweifelt an den Rat, jedoch vergeblich. Den deutschen Unterricht in Prima hat der kleine zehnjährige Gotthold Ephraim nicht mehr von Heinitz gehabt; er mußte sich vielmehr seine erste sprachliche Weisheit aus den Grammatiken Schmiedii und Welleri holen. Vermutlich hat Lessing, da er schon 1741, also zwölfjährig, die Anstalt verließ, Heinitz als Lehrer höchstens in Vertretungsstunden kennen gelernt.

Heinitz war ein im damaligen Sinne freigeistiger Mann, der nicht anders als aufklärend wirken und vielseitig literarisch anregen konnte. In seinen Arbeiten, die den Schulprogrammen beigefügt wurden, schrieb er über Pedanterie, über die Leichtgläubigkeit als Feindin wahrer Bildung, über die Schranken der Erkenntnis, und 1740 gar feierte er zum Entsetzen der Kamenzer Stadtväter und des Pastors Lessing in einer leider verschollenen Abhandlung die Schaubühne

als „Schule der Beredsamkeit“. Er selbst ließ auch bei Gelegenheit des Forstfestes lateinische Schauspiele von Schülern aufführen und schaffte sogar aus eigenen Mitteln dazu Kostüme an. Das war nun wohl in Sachsen nichts Neues mehr, seitdem der Zittauer Rektor Weise vor einem Menschenalter die Schulaufführung volkstümlich gemacht hatte, freilich nur als Ausläufer des im 16. Jahrhundert blühenden sächsischen Schuldramas. Auch in Kamenz war sogar schon 1588 eine lateinische Komödie aufgeführt worden, aber solche Wogen absonderlicher Neuerung und lästerlicher Theatersachen waren an dem Geist des 18. Jahrhunderts, an dem Bollwerk Kamenzer Frömmigkeit bisher zerschellt. Gedanken dieser Art gingen auch gegen das Luthertum jener Zeit und erschienen geeignet, die altersgrauen Mauern der Steinstadt zu erschüttern. Lessings Vater, der im Geiste Sittlichkeit und Religion wanken sah, grollte in Kirche und Haus über solches Gebaren, und der Magistrat erließ Rügen und strenge Verwarnungen an den tapferen jungen Pädagogen, der sogar brieflichen Verkehrs mit dem Leipziger dramatischen Dichterkreise höchst verdächtig war. Zwei Jahre nach Gottholds Austritt aus der Schule zog Heinitz es denn auch vor, die Kamenzer Stelle mit einer ähnlichen im sächsischen Löbau zu vertauschen, wo er das Lyzeum siebenundvierzig Jahre lang leitete und zu hoher Blüte brachte.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein tragikomisches Nachspiel. Christlob Mylius, der jüngere Stiefbruder des schon genannten Christlieb, der aus erster Ehe stammte, Lessings späterer Studienfreund, damals bereits Leipziger Student, widmete dem Scheidenden einen poetischen Nachruf, der ihn zugleich beglückwünschte, diese Böotier verlassen zu dürfen. Ähnlich hatte sich einst der Lyriker Günther von Schweidnitz verabschiedet. In den verwegenen Alexandrinern wird uns ein Traum erzählt, in dem ein Wanderer von einem Berge herab eine Stadt erblickt:

Viel Gärten prangten da umher mit grünen Zäunen.

Da trifft ihn ein Freund, der ihn fragt, was er hier wolle, wo

Verstand und Wissen
Der Schmach und Unvernunft als Sklaven frönen müssen.

Zum Beweise will er ihm einen Mann zeigen, den die Stadt verfolge,

Weil er zu richtig denkt, des Wahns Altar zerstöret,
Der Jugend Bestes sucht und nicht pedantisch lehret.

Als er nun den Verfolgten und die Verfolger sich hat weisen lassen, wird er in die Kirche geführt, wo der Pastor Lessing von der Kanzel gegen jenen Verführer donnert: die Jugend höre nicht mehr Gottes Wort,

weil, der sie lehren soll,
Sie durch sein Leben selbst in aller Bosheit stärket!

Beim Weitergehen trifft er dann den Lehrer selbst, „von seiner Schar umfangen", der ihm ebenfalls den Rat gibt, schleunigst diese Stadt zu verlassen:

Ihr Grimm verfolget mich, weil ich ihr Heil gesucht.

Daß Mylius für dieses in hundert Exemplaren verbreitete Gedicht am 25. April 1743, als er noch in Kamenz weilte, verhaftet, zur Abbitte, zu den Kosten des rechtlichen Verfahrens und zwanzig Talern Geldstrafe verurteilt wurde, ist für die Beurteilung dieses Leichtsinnigen durch Lessings Eltern ebenso wichtig geworden wie es wohl für Lessings Entwicklung bedeutsam war, daß Heinitz so befruchtend auf seine Schüler wirkte. Mylius redet ihn an mit den Worten: „Um mich verdienter Mann." Und wenn wir erwägen, daß Lessing mehrere Jahre immerhin unter Heinitz' Leitung arbeitete und nachher in Leipzig und Berlin mit Mylius in vertrautem Umgang war, wo sie als — freilich nicht blutsverwandte — Vettern oft genug solche gemeinsamen Kamenzer Erinnerungen ausgetauscht haben werden, so leuchtet uns noch besser ein, warum der in so strenger Frömmigkeit Erzogene bereits in jungen Jahren sich selbständigem Nachdenken überließ über Dinge, an die er sonst vielleicht nur mit größter Scheu in der Jugend zu rühren unternommen hätte.

An kirchlicher Strenge ließ es keine Schulordnung fehlen. In der kursächsischen Melanchthons von 1528, welche die Schüler in drei „Haufen" teilt, war die christliche Unterweisung die Grundlage. Im übrigen lernte der erste Haufen Lesen, Schreiben und

die Elemente des Lateinischen; der zweite trieb die Grammatik so gründlich, daß man, wenn sie beendet sei, „stetigs widder vorn anfahen sol"; der dritte lernte noch Metrik, Dialektik und vor allem Rhetorik, denn die Hauptsache war, „das die Knaben lateinisch reden, und die Schulmeister sollen selbs, so viel müglich, nichts denn lateinisch mit den Knaben reden, dadurch sie auch zu solcher Uebung gewonet und gereitzt werden." Daneben sah auch die Kirche auf die Schule. In der sächsischen Kirchenordnung von 1540 wird geraten: „Vesper mag man alle tag halten, damit die Knaben im Psalter und der Heiligen Schrift geübt werden." An den Fürstenschulen sollte kein Lehrer „eine Predigt versäumen, es sei denn wegen Leibesschwachheit". Daheim hielt der Pastor Lessing morgens und abends eine Hausandacht mit Liedsingen.

Wir wissen nichts Näheres von Lessings ersten Eindrücken in der Schule, an der außer Heinitz noch Glatte, Gössel, Seltenreich und Martini lehrten. Jedenfalls trug er Dogmen und Bücherweisheit schon genügend im Kopfe, als ihn 1741 der Vater aus der Schule nahm, um ihn im Hinblick auf Meißen noch dem Pfarrer Lindner in Putzkau anzuvertrauen, einem Oheim — er hat die Schwester von Lessings Mutter geheiratet —, der als früherer Schüler von St. Afra ihn für die Aufnahmeprüfung am besten vorbereiten konnte. Und dieser Termin rückte heran, denn schon 1740 war der Bescheid eingetroffen, daß mit Ablauf des Schuljahres eine Freistelle im Afraneum für Gotthold bewilligt werden könnte. Das Dorf Putzkau hat deshalb für Lessing eine gewisse Bedeutung, weil es nur eine kleine Meile entfernt lag von Bischofswerda, wo der Superintendent Klotz wohnte. In dessen Haus brachte Lindner gelegentlich seinen kleinen Neffen, und dort fand dieser seinen späteren erbitterten Gegner, den nachmaligen Hallenser Professor und Geheimrat Klotz, in dem ungefährlichen Alter von zweieinhalb Jahren. Die Eindrücke, die sie voneinander gewannen, können also nur höchst unbestimmt gewesen sein, und der Kampf hat damals sicher noch nicht begonnen. Es ist ein seltsamer Zufall, daß Lessings Feinde sich vorher fast stets irgendwie

mit ihm berührt haben; man denke nur an Voltaire und den Hauptpastor Goeze.

Endlich war der Tag da, der Hoffnungen in Wirklichkeit verwandelte: Gotthold Ephraim wurde ein Zögling der kursächsischen Fürstenschule St. Afra in Meißen, die nach Entstehung und Einrichtungen durchweg als Schwester der Pforta gelten darf. Statten wir dem modernen Afraneum einen Besuch ab, ehe wir den Blick zurückleiten in die Vergangenheit.

Meißen, eingebettet zwischen den niedrigen, aber steilen Rändern der Lausitzer Hochfläche und den malerischen Ausläufern des Erzgebirges, empfängt den von Osten Kommenden fast wie die Hügelstädte Rom und Brüssel, und der Ausblick vom Monte Pincio oder vom belgischen Justizpalast findet da in beschränkterem Maße seinesgleichen. Hoch aufragen jenseits der Elbe, die zwei Brücken überspannen, Dom, Albrechtsburg und Bischofsturm, während aus dem Häusergewirr darunter der Turm der Frauenkirche aufstrebt. Auf steinigen, zu Lessings Zeit am Abend dunklen Wegen — 1755 erst erhellte Straßenbeleuchtung St. Afras Umgebung — zwischen alten Mauern klimmen wir zu dem weiten Portal St. Afras empor, das den Wahlspruch zeigt: „Christo, patriae, studiis.“ In der südlichen Vorhalle begrüßt uns Lessings Standbild, ein Abguß nach Rietschel, und ihr gegenüber dasjenige Gellerts. Eine steinerne Wendeltreppe führt von der östlichen Eingangshalle zu dem Rektor. Aber er ist im „Zwinger“, denn wir kommen gerade zur Zeit des Schulfestes. Von dort her tönen uns die kräftigen, geschlossenen Gesänge der jungen Afraner entgegen, die an diesen dem eigentlichen Fest vorangehenden „Windetagen“ Girlanden unter allerlei Kurzweil winden, um dann mit ihnen das Schulgebäude zu schmücken. Beide Tage hindurch wohnen sie auf dem Hof in selbst erbauten Zelten, und die Lust dieses Zigeunerlebens erhöhen sie durch Theater und Musik unter Aufsicht ihrer Lehrer. Wir erfreuen uns an ihrer bei allem Übermut sympathischen Haltung und wenden uns dann dem höher liegenden Schulpark zu, den Lessing ebensowenig kannte, wie das erst einige Jahrzehnte alte Gebäude der Anstalt. Von dieser

Fläche, die damals Feld war, bietet sich ein reizvoller Blick auf das Meißener Tal. Dicht vor uns erhebt sich auf dem Plossen die Martinskapelle, die Ludwig Richters Kunst uns vertraut gemacht hat, dahinter das Spaargebirge und jenseits der Elbe der hochliegende Moritzburger Forst, der auf den freundlichen alten Flecken Weinböhla hinabschaut. Unmittelbar zu unseren Füßen breitet sich die Stadt aus mit ihren alten Türmen und den weit ins Tal gestreuten Häusergruppen.

Ein neuer Geist ist in St. Afra eingezogen, nicht nur deshalb, weil sein Leiter zur Zeit unseres Besuchs zugleich ein bekannter Luftschiffer ist. Mit dem Neubau ist auch die neue Kultur eingezogen. Lessing wußte nichts von Wasserleitung und Dampfheizung. Aber die Schulordnung bewahrt ihr altes Gepräge. Noch immer sind die älteren Schüler als Inspektoren und Tischobere an der Beaufsichtigung und Erziehung ihrer jüngeren Mitschüler beteiligt. Schlafsäle, Arbeitszimmer und „Zenakel" erinnern an frühere Jahrhunderte. Eine anheimelnde, geräumige Aula, reich geschmückt mit Wand- und Deckengemälden sowie den Büsten Lessings und Gellerts, paßt sich dem ehrwürdigen Charakter der Anstalt an. Von den oberen Fenstern schweift der Blick nach der andern Seite des Tals hinüber zum Dom, von dessen Türmen zu Lessings Zeit nur der sogenannte höckerige stand, und zu der altersgrauen Albrechtsburg. In St. Afra selbst sind „lessingisch" nur noch die Grundmauern des Klosters mit seinen Kreuzgängen, sowie Teile der Hofmauer, in der schon Lessing tief in den Stein gegraben fand das jetzt den Eingang ins Alumnat bezeichnende Sapere aude des alten Klosters. So lebt äußerlich dort doch noch ein Stück des 15. Jahrhunderts, dessen malerische Schultracht bei festlichen Gelegenheiten wieder eingebürgert ist trotz des Marineanzugs unserer Jungen. Auf dem alten Ökonomiehof arbeitet die Pumpe in gewohnter Weise wie einst. Auf andern Steinpfaden, die mit ihrer hohen, kahlen Mauer an den Weg von Capri nach Anacapri erinnern, steigen wir wieder zur Stadt hinab, die ihren Porzellanruf nicht übermütig zur Schau trägt, zu den Brücken, unter denen die Elbe ihre gelbgrünen Fluten

dahinrollt. Sie sind eine Welt für sich, diese Fürstenschulen, obwohl die regelmäßigen Ferien sie schon inniger mit dem Draußen verbinden, als es der strengere Geist der Lessingzeit erlaubte. Schulpforta, Grimma, Meißen: „Wir drei halten zusammen in Freud und Leid," versichert der altverdiente Leiter. Und sie muß für sich bleiben, diese Welt, in ihrem Kreise; trotz Luftschiff und Elektrizität soll der Grundgedanke nicht untergehn, dem sie dient.

Den ursprünglichen Klosterschulen ist es vorbehalten gewesen, ein wuchtiges Stück Kultur auch in die neuere Zeit hinüberzutragen. Was wäre für uns das Mittelalter ohne die Klöster, deren Schulübungen sogar wir Dichtungen von hoher poetischer Schönheit verdanken wie Ekkehards Waltharilied. In Meißen war das Kloster zur Fürstenschule geworden. St. Afra erzog uns Lessing, vorher Gellert, Rabener und Gärtner, Schulpforta Klopstock, dessen dankbare Briefe an den Rektor Heimbach von seiner Anhänglichkeit zeugen, Kloster-Bergen Wieland; der Fürstlichen Karlsschule Schillers wollen wir noch abseits von der obigen Reihe gedenken. Sie alle wurden feste Stätten klassischer Bildung und Gottesgelahrtheit.

„Wie gerne wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe." An einem solchen Wort Lessings (1754) dürfen wir nicht vorübergehen, und suchen wir nach den Gründen, so ist es die sorgenfreie und von der störenden Welt abgeschiedene Beschäftigung mit der Wissenschaft. Den Wolfenbüttler Bibliothekar hat sie ein Lebensalter später nicht mehr befriedigen wollen; ja man könnte sagen, daß der Mangel an Umgang und persönlichem Sichausleben, obwohl dieser Begriff dem 18. Jahrhundert fremd blieb, die Krankheit war, an der er starb. Hier aber in Meißen war ihm wohl „in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule", hier wurden, wie er selbst sagt, Theophrast, Plautus und Terenz seine Welt.

Still war es in St. Afra, das abseits von Meißen lag, wenn auch nicht so weltverloren wie Schulpforta. Belebt wurde die Landschaft durch den Strom, an dessen Mündung sechsundzwanzig Jahre später dieser eine Schüler St. Afras der Welt die „Drama-

turgie“ beſcherte und ſich ſelbſt das Herz der Frau Eva gewann. Die Elblandſchaft um Meißen wirkt deshalb reizvoll, weil dort an das Bergland ſich die weite nördliche Ebene unmittelbar anſchließt; aber wäre ſie noch ſchöner geweſen — der junge Gotthold Ephraim hätte ihr den Blick in ſeine Klaſſiker doch vorgezogen; er bekennt es ja ſelbſt: „Wirklich gewährt mir, was man ſchöne Gegend nennt, nicht den Genuß, den mir andere rühmen.“ Landſchaften wirken aber unmittelbar, ohne daß es nötig wäre, ſich ihres Einfluſſes bewußt zu werden. Gern ergänzen wir unwillkürlich die Weite des geiſtigen Geſichtskreiſes durch diejenige des ſinnlichen. Leſſing war von der Kindheit her an den Blick von der Höhe gewöhnt, und von der Lage Meißens, die Hennings in einem ungedruckten Briefe an Eliſe Reimarus paradieſiſch nannte, wiſſen empfänglichere Dichter zu erzählen. Vier Jahre nach Leſſings Tode fuhr Schiller über Meißen nach Dresden und ſchrieb am 3. September 1785 entzückt an Huber: „Als auf einmal und mir zum erſtenmal die Elbe zwiſchen zwei Bergen heraustrat, ſchrie ich laut auf.“ Am 21. April 1813 bewunderte Goethe in Meißen das „ſchöne Elbtal“, wie es ſich vor ihm ausbreitete, „von einer gar freundlichen Abendſonne beleuchtet“. Von dieſer Landſchaft angeregt, dichtete in und bei Meißen in ſeiner „Schleifmühle“ Otto Ludwig, faſt genau ein Jahrhundert nach Leſſings dortigen Schuljahren. Die Stadt ſelbſt hatte ſchon damals einen wenn auch noch nicht großen Ruf durch ihr Porzellan. Zu Leſſings Zeit, wie auch jetzt noch, lockte ſie durch drei große Jahrmärkte die umwohnenden Dörfler und Kleinſtädter an. Einen weiteren Vorzug gab ihr vor anderen ihr deutſches Weſen, das Schiller veranlaßt, die „Elbe“ in dem Rangſtreit der „Flüſſe“, allerdings mit einem ironiſchen Blick auf die Überhebung der Meißener Mundart im 18. Jahrhundert, zu rühmen:

> All ihr andern, ihr ſprecht nur ein Kauderwelſch — unter den Flüſſen Deutſchlands rede nur ich, und auch in Meißen nur deutſch.

Nicht minder ſtolz durfte die Stadt nach dem Maßſtab jener Zeit auf ihre Fürſtenſchule ſein, deren Name uns in die Zeit Dio-

kletians zurückführt. Die heilige Afra erlitt als christliche Märtyrerin 303 auf einer Insel des Lech den Feuertod. Ihre sterblichen Reste wurden 1064 in eine Augsburger Kapelle übergeführt. Bischof Reginher, der aus Augsburg nach Meißen gekommen sein soll, weihte die schon von Bischof Dietrich I. unweit des Doms erbaute Kirche der damals zu neuem Ruhm gelangten Heiligen Afra. Als 1539 Herzog Heinrich der Fromme in der Stadt Meißen die Reformation einführte, wurde ihm das Afra-Kloster für die Gründung einer Fürstlichen Landesschule zur Verfügung gestellt. Eingerichtet wurde sie nach den Grundsätzen des Straßburgers Sturm. Die neue Landesordnung des Herzogs Moritz vom 21. Mai 1543, die auch die Grundzüge für die Landesschule St. Afra enthielt, war sehr genau; sie verfügte u. a.: „Es sollen auch jährlich jedem Knaben zehn Ellen Tuch zur Kleidung, etliche Paar Schuhe, eine Anzahl Papier, auch etliche Bücher gegeben werden. Mit dem Bettgewand sollen sie sich selbst versehen. Doch wollen wir einem jeden Knaben ein sonderlich Span-Bette und darein ein Pflocken-Bette und ein Pfühl verordnen lassen." Am 8. April 1543 schon war die Umgestaltung des Klosters zur Schule beendet. Im Juli wurde sie eröffnet. Immer wieder wurde in den Schulordnungen die religiöse Grundlage betont, so noch 1736, also kurz vor Lessings Eintritt: die Anstalt solle sein „eine Werkstatt der Gottseligkeit und Tugend". 1728 kam dann die große Reform, die den Realien und der Philosophie zum Eintritt in den Lehrplan verhalf und sogar den Tanz einführte. Man darf es ein Glück nennen, daß Lessing erst ein Jahrzehnt später eintrat, als die erste Gärung innerhalb der Studienordnung vorüber war. 1702 bereits hatte sich der Geschichtsunterricht sein Recht erobert, das ihm ebenso wie deutschen Arbeiten Schulpforta bis ins 19. Jahrhundert verwehrte. Mathematik setzte 1729 ein, auf vielen andern Anstalten dagegen erst in der zweiten Jahrhunderthälfte. Die handschriftlich erhaltenen Vorträge in der Danziger Gesellschaft der Wissenschaften um 1752 „über den großen Nutzen der mathematischen Wissenschaften" zeigen, wie wenig sich diese Erkenntnis damals von selbst verstand.

Am 21. Juni 1741 gegen acht Uhr morgens schritt Lessing an der Hand des Vaters durch die Pforte der Anstalt, deren Äußeres ihm schon Ehrfurcht einflößen mußte. Den Hof umschlossen drei Gebäude, von denen zwei den eigentlichen Unterrichtszwecken dienten; das dritte war „Patientenburg", Bibliothek und Tanzboden zusammen.

Mit Wißbegierde und Spannung mag sich Gotthold dort umgesehen haben, als er die ehrwürdigen Räume betrat, um zunächst die Aufnahmeprüfung zu bestehen. Diese war weniger leicht, als man nach den heutigen Ansprüchen an humanistisches Wissen denken könnte. Zunächst mußte der Prüfling einen deutsch diktierten Aufsatz ins Lateinische übersetzen. Darnach sprach der Rektor diese Arbeit vor versammeltem Kollegium durch und ließ den Schüler Fehler selbst verbessern. Auf Latein folgten Griechisch, Religion und Mathematik. Ging alles gut, so wurde er aufgenommen, und nun mußte er geloben, den sechs Hauptpflichten getreulich nachzukommen: Gottesfurcht, Gehorsam, Meidung schlechter Gesellschaft, Fleiß, Reinlichkeit und Ordnung sowie Dankbarkeit gegen Gott, den Landesherrn und die Schule.

Für Gotthold begann nun eine ganz neue und eigenartige Lebensweise, der er zunächst die ganze Aufmerksamkeit seiner zwölfeinhalb Jahre zu widmen hatte. Er erhielt einen kurzen schwarzen Mantel, die Scholana, auch Schalanne genannt, als Schultracht und dazu eine Perücke, die indes nicht durchaus vorgeschrieben war. Daß Lessing sie getragen hat, wissen wir aus folgendem Protokoll in den Schulakten vom 20. Juni 1743: „Heerwagen hat Lessings Perruque in den Abtritt geschmissen und verspricht die Zahlung dafür auf vorstehende Woche zu leisten." Vermutlich wollte dieser unternehmende Mitschüler hierdurch symbolisch seine Bewertung von Lessings ihm gewiß fatalen Kopfe andeuten.

Um einhalbfünf Uhr hieß es im Sommer aufstehen, im Winter eine Stunde später. Am Brunnentrog auf dem Hofe wusch sich die gelehrte Zukunft Deutschlands; dann reinigte sie sich Kleider und Schuhe und brachte das verlassene Bett in Ordnung. Das geschah in der ersten halben Stunde unter Aufsicht der älteren Zöglinge.

Darauf erschien der Inspektor, ein Primaner, um die gesäuberte Schar in den Speisesaal zu führen. Geistlicher Gesang, Verlesung eines lateinischen Gebets, viermal wöchentlich Erklärung einer Bibelstelle eröffneten das Tagewerk, und der hierbei sicherlich vergrößerte Hunger durfte nun durch das Frühstück gestillt werden, das der Torwächter gegen Münze verteilte. Fünf Vormittagsstunden wurden in heißer Arbeit verbracht, bei der aber auch Privatstudium eine Stelle einnahm; dann erschien um zwölf beziehungsweise ein Uhr das Mittagessen, das ein Primaner mit der Verlesung von drei Kapiteln aus der Bibel begleitete, damit „zugleich, wie der Leib mit der Speise gesättigt, also auch das Gemüte genähret werde". Vorher beteten vier Schüler, einer griechisch, einer lateinisch und zwei deutsch. Die nächste Stunde war für Ruhe freigegeben, nach Wahl aber auch für Singen, Tanzen und Schreiben. Dann wurden fünf Stunden weiterer Arbeit gewidmet, worauf man zu Abend aß. Darauf folgten Gebet und Verlesung einer Stelle aus den Lateinern. Wiederum gab es eine Freistunde, nach der dann noch die Älteren mit den Jüngeren die Hauptsachen des Tagespensums wiederholten. Den Schluß machte ein allgemeines Gebet, und um einhalbzehn Uhr herrschte Ruhe in St. Afra. Sonntags war vor- und nachmittags vorgeschriebener Gottesdienst in der Klosterkirche, wozu dann noch ebendort fast tägliche Andachtsübungen traten. Im ganzen waren fünfundzwanzig Wochenstunden für Gottesdienst und Gebet vorgesehen. Und der Lessing, für den fast jeder Schritt in den Hallen St. Afras eine Preisung biblischer Offenbarung einleitete oder beschloß, begründete wissenschaftlich die geistige Freiheit auf dem Gebiet religiösen Lebens, wurde der Vater aller jener Bewegungen, die sich fortan gegen das starre Allein-Selig-Machen jeglichen Bekenntnisses wendeten! Wer da weiß, wie fest die in früher Jugend gesponnenen religiösen Fäden in der Seele haften — wofür ein besonderes Beispiel in umgekehrter Richtung Chateaubriand ist mit seinem „Génie du Christianisme" — der wird angesichts dieser Schulordnung und des Kamenzer Pfarrhauses die Seelenkämpfe und zugleich die geistige

Stärke Lessings ein wenig abschätzen können, als er sich zu sich selbst durchrang.

Vorgeschriebene körperliche Übungen gab es nicht. Als besondere Vergehungen wurden mit Strafe der Ausweisung bedroht das Würfeln, Kartenspielen und Rauchen. Kegeln dagegen, Ballspielen und Schach — wir denken an Saladin und Sittah — waren erlaubt, und das erstere wurde denn auch besonders gern auf dem Schulhof, dem ehemaligen Klostergarten, getrieben. Die Primaner durften sich einen bestimmten Raum des Hofes auch zu einem Gärtchen umwandeln, und abends hatten sie das Vorrecht, in einem Klostergange sich unterhalten zu dürfen. Abgesehen von der schwersten Strafe, der Ausstoßung, gab es, unter Berücksichtigung des Alters, noch folgende: 1. Verwarnung, 2. Essen an der Erde, 3. Fasten, 4. die Rute, 5. Fidel (manicae), 6. Karzer.

Je drei Schüler hatten ein Museum (Arbeitsstube) und ein Cubiculum (Schlafzimmer) mit drei Betten. An jedem zweiten Mittwoch wurde die Badestube geheizt, während an dem jedesmal vorhergehenden der Bader den Zöglingen die Köpfe wusch oder das Haar schnitt. Examenswochen, Kirchenfeste und Jahrmärkte machten ungefähr den sechsten Teil des Jahres für Privatstudien frei. Im Sommer fanden unter Leitung der Lehrer oft Ausflüge statt auf einen von Wald umrahmten Bergplan, der zwanzig Minuten von der Schule entfernt war. Da wurde gesungen und gespielt. Der Torwächter, der dabei anwesend zu sein pflegte, versorgte die fröhliche Schar mit Milch, Brot, Braten und Gebäck, ja auch mit Bier, und um sechs Uhr trat sie nach Paaren geordnet den Heimweg an. Zur Zeit der Kirmes und Fastnacht wurde sogar nach den Klängen der Meißener Stadtkapelle in der Schule getanzt, und am Stiftungsfest gab es gebackene Pflaumen! Solche Entzückungen, unter denen man auch das sogenannte „Strohfest" während des Sömmerns der Betten nicht vergessen darf, entschädigte die Schüler etwas dafür, daß sie nie eigentliche Ferien bekamen, die sie von der Schulaufsicht befreiten, höchstens alle zwei Jahre einen vierzehntägigen Urlaub zum Besuch der Ihrigen.

So hat auch Lessing in diesen fünf Jahren nur zweimal, im Frühling 1743 und 1745, das Kamenzer Pfarrhaus besucht.

Die Verpflegung ruhte in den Händen eines Pächters und wäre gar nicht übel gewesen, wenn dieser den Vorschriften gewissenhaft nachgekommen wäre. Man höre nur den kulturhistorisch interessanten Speisezettel für einen Tisch zu dreizehn Schülern am Sonntag, Dienstag und Donnerstag: „Zum ersten, eine Rindfleischsuppe, darauff ein stück gutt Rindfleisch von drey pfunden. Zum andern, ein gebratenes Rindern-, Schöpsen- oder Kalbfleisch von fünff pfunden, zu Herbstzeiten auch bisweilen eine Ganß (den Praeceptoribus je zu zeiten Capaunen), Junge hüner, tauben, gestürzte eyer undt waß man dergleichen uf der schulen forwergen (Vorwerk!) pfleget zu ertzeigen, auch Rindeszungen und Eyterstück geröst undt dergleichen. Zum dritten, Zugemüse, Sauerkraut, Erbissen, Hirse, Pflaumen undt dergleichen, alles nach gelegenheit der Zeit. Zum vierten, Gereuchert Rindt- oder ander Fleisch drey Pfundt, Rindesfüße oder schweingallarten." Leider ließen die Pächter die guten Dinge meist auf dem Papier stehen und vergingen sich auch durch Fälschungen und Unsauberkeit. So wurde geklagt über „Verdünnung des Bieres, Geschlinge, Kaldaunen und Dahlener Zinsheringe", und der Rektor durfte den doch gewiß unerfreulichen Verdacht äußern, daß „bey der Ausspeisung die Reinlichkeit so gar wenig beobachtet wird, daß Erbsen, Grütze, Graupen und andere Zugemüsse, ungelesen, mit vielem Mäuse- und Ratten-Koth vermenget" geboten würden. Der Verwalter hatte einflußreiche Alumnen, die inspizieren und jeden Sonnabend berichten mußten, gewonnen durch Zustecken von „Caffee, Chocolate, Wein und andere gute Suppen, auch gebratene Hühner und andere Eßwaren". 1743 beschwerten sich die Schüler, daß sie seit zwei Jahren keine Pöklinge bekommen hätten, wohl aber wöchentlich viermal Graupen. Andererseits ist festgestellt, daß sich 1751 jedenfalls die Alumnaten verbotenen „Coffé" kochten. Gegen jeden Verdacht verteidigte der Verwalter sich nach einer Anzeige auf hundert Folioseiten. Das Übel kam so recht ans Tageslicht, als sich die Tertianer

und Sekundaner, unter ihnen damals auch Lessing, am 22. September offen empörten und mit Instrumentalmusik, d. h. mit „Paß", Violine und leistungsfähigen Schlüsseln vor den Küchenremter zogen. Da stimmten sie dann ein Konzert an, dem sie poetischen Text zugrunde legten: „Ohnmächtiger Erhalter, adjecter Schulverwalter, was du uns abgestohlen, das soll der Teufel holen." Dies alles in gemischtem Chorgesang unter Begleitung! Unisono folgte ein ungeheueres „Pereat", eine Jagd auf die Küchenmagd unter Zuhilfenahme von Steinen und sodann erfolgreiches Einwerfen der Fenster. In dem späteren Verhör wurde festgestellt, daß niemand einzeln über die Tat der Gesamtheit hinausgegangen war, und da blieb es denn bei einem Verweis des ganzen Cötus seitens des Kurfürsten, der, wie man auch ohne dokumentarischen Beleg glauben würde, „höchst mißfällig von diesem Tumulte vernommen".

Die Aufsicht war auch sonst republikanisch. Vorauszuschicken ist die Bemerkung, daß die Türen der Schlafzimmer aus begreiflichen Gründen zwecks Überwachung von außen mit kleinen Öffnungen versehen waren. Die Oberaufsicht führte ein Lehrer, der für je eine Woche als Hebdomarius eine Woche in der Schule wohnte. Dreizehn Primaner waren ihm als Inspektoren beigegeben, und in je einem Studier- und Schlafzimmer führte ein Primaner als Ober- und ein Sekundaner als Untergeselle die Aufsicht, in der sie von zwei Tertianern als Ober- und Unterlektionern unterstützt wurden. Im ganzen war die Schule nur in vier Klassen eingeteilt, von denen Prima und Sekunda die Ober-, Tertia und Quarta die Unterlektionen bildeten. Jede Klasse aber hatte wieder drei Abteilungen, nach der Schülerzahl Dekurien genannt, deren Primus Dekurio hieß. Es ergeben sich also in der zweiklassigen Ober- und Unterstufe je sechs Abteilungen mit je sechzig Schülern.

Eine Freistelle, bei der die Eltern nur für Kleidung zu sorgen hatten, erhielt Lessing erst eineinhalbes Jahr nach dem Eintritt. Bis dahin mußte der Vater vierteljährlich fünf Taler elf Groschen drei Pfennig Kostgeld zahlen, für jene Zeit eine nicht unerhebliche

Summe. Durch die gut bestandene Aufnahmeprüfung übersprang Gotthold die letzte Dekurie und kam sogleich in die zweite der Quarta, was bei den hohen Anforderungen des Lehrplans nicht so einfach war. Dieser möge hier zunächst in gedrängter Übersicht folgen:

Unterlektion.

Religion, wöchentlich fünf Stunden: Heinsius, Fragen aus der Kirchengeschichte. Compendium Hutteri. Catechismus parvus Hutteri cum scholiis.

Latein, fünfzehn Stunden: Cicero (Epp. ad fam.), Cornelius Nepos, Eutropius, Phaedri fabulae, Ovid (Tristia. — Epp. ex Ponto). Dazu Syntax und Prosodie.

Griechisch, vier Stunden: Neues Testament. Hallesche Grammatik.

Hinzu kamen zwei französische, zwei mathematische, eine arithmetische und zwei historisch-erdkundliche Stunden.

Oberlektion.

Religion, fünf Stunden: Griechisches Neues Testament. Schreberi lineae doctrinae fidei (Vorbereitung auf die Theologie der Hochschule). Rechenbergii summarium historiae ecclesiasticae.

Latein, fünfzehn Stunden: Cicero (Orat. oder Offic.), Livius, Virgil, Horaz, Etymologie und Syntax nach Melanchthons Grammatik und Prosodie. Im Winter statt obiger drei Lehrgegenstände Logik und Rhetorik.

Griechisch, vier Stunden: Isokrates, Plutarch, Sophokles; Dolscii versio graeca Augustanae confessionis.

Hinzu kamen hier drei hebräische, zwei französische, drei historisch-erdkundliche Stunden. Ferner in Sekunda Geometrie; in Prima höhere Mathematik, Astronomie, Philosophie (Logik und Ethik) und Chronologie. In außerordentlichen Stunden wurden auch Musik, Zeichnen und Italienisch gelehrt. Die Hauptarbeit galt überall den lateinischen Dichtern. Was die stilistischen Übungen betrifft, so wurden in der Unterlektion, abgesehen von Übersetzungen und freieren

Arbeiten, auch Briefe nach Anweisung geschrieben, in der Oberlektion Reden ausgearbeitet. Der ganze Kursus dauerte sechs Jahre, von denen in besonderen Fällen ein Jahr erlassen werden konnte. Eine Ergänzung des Lehrplans bildete das Privatstudium, dem zeitlich wie stofflich ein weiter Spielraum eingeräumt war. Innerhalb dieses Systems brauchte die Persönlichkeit nicht völlig zu ersticken, und so hat auch Lessing außer den Wegen, die allen gewiesen waren, eigene gehen können.

Unter den Lehrfächern gab es Deutsch noch nicht, erst 1773 wurde es in St. Afra Lehrfach. Lessing hat also eigentlich nie Deutsch gelernt. Immerhin wurde es wenigstens von der Verfügung 1727 erwähnt: „Zur besseren Kultur der deutschen Sprache haben die Dozentes bei den Inferioribus erst mit teutschen Briefen nach dem üblichen Cantzley-stylo, dergleichen Collectiones gewöhnlicher Cantzley-schreiben in gedruckten Büchern zu haben, anzufangen, die Orationes aber können nur von denjenigen, so schon einigermaßen in stylo geübt, gehalten werden."

Dem griechischen und lateinischen Unterricht des alten Magisters Kauderbach und des Magisters Weiße in der Unterlektion folgte Lessing so gut, daß er schon im Herbst, also nach drei Monaten, in die zehnte Dekurie versetzt wurde. Nur fiel er früh durch seine allzu kecke, selbständige Haltung auf, und so wurde er in der ersten der halbjährlichen Zensuren ermahnt, „den guten Eindruck seines schmucken Äußeren nicht durch dreistes und mutwilliges Betragen zu trüben". Lessing brauchte einen ganzen Mann als Lehrer, und sein Betragen änderte sich, sobald er den alten Kauderbach, dessen Schwäche ihm nicht taugte, nicht mehr als Klassenlehrer hatte. Zu Ostern 1742 kam er unter Anerkennung seines erheblichen Talents nach der neunten Dekurie; noch wurde er wegen seines Auftretens und allzu großer Selbständigkeit in der Wahl seiner Arbeit getadelt; ja, das Oberkonsistorium sah sich veranlaßt, ihn und vier seiner Mitschüler „zu einem wohlgesitteten Wandel, zu williger Annahme guter Zucht und zu allem schuldigen Gehorsam ernstlich anzumahnen". Ein halbes Jahr später stieg er wieder um eine Dekurie höher,

in der er die von der Familie von Carlowitz gegründete Freistelle auf vier Jahre erhielt. Magister Weiße rühmte dieses Mal nicht nur sein Talent, sondern auch sein ruhiges Verhalten.

Zu Weihnachten richtete er an seinen Vater eine uns erhaltene Glückwunschrede zum neuen Jahre, in der er aus Gründen der Vernunft, der Heiligen Schrift und der Erfahrung nachzuweisen sucht, daß ein Jahr dem andern gleiche und die Welt durchaus nicht schlechter werde. Die Arbeit geht nicht nur über den Durchschnitt der Leistungen von vierzehnjährigen Tertianern hinaus, sondern ist ein Zeugnis dafür, daß Gotthold sich vollkommen über die unbedingte Richtigkeit alles dessen, was er sagt und wie er es sagt, klar ist. Er will dem Vater dartun, daß er bereits Selbstdenker sei und die Alten gründlich inne habe. Mit fröhlichem durch das Christentum genährten Optimismus geht er von der Voraussetzung aus: niemand leugne, daß Gott alles sehr gut erschaffen habe; da das, was in der Welt zugleich sei, miteinander übereinstimmen müsse, so könne es in ihr eine Veränderung in diesem wesentlichen Punkte nicht geben, solle sie andererseits vollkommen heißen. „Ebenso, wie man nur diejenige Uhr vollkommen zu nennen pflegt, in welcher eine Minute, eine Stunde, ein Tag mit dem andern genau und richtig übereinstimmt". Nachdem er nun diesen Abschnitt glücklich zu Ende gebracht, leitet er den zweiten mit naiver Überlegenheit durch eine neue Anrede ein, in der zugleich die angeeignete Redekunst sichtbar werden soll: „Sie belieben nunmehr, mich mit Dero gütiger Aufmerksamkeit weiter zu begleiten." Nachdem er das Zeugnis des „heiligen Gesandten Gottes" und die Erfahrung angerufen hat, läßt er die Gründe ausklingen in einer Verherrlichung des Schöpfers, in der wir fast den Kamenzer Pfarrer zu hören glauben: „Der Geist des Höchsten wolle uns also regieren, daß wir uns Gottes Willen alle Zeit gefallen lassen, daß wir die beständige Mischung des Guten und Bösen von seiner Hand also annehmen, daß wir dabei weder übermütig noch kleinmütig werden." Mit der schönen Bitte, daß des Vaters „Liebe, Gebet, Vorsorge, Treue und Beistand" ihm gegenüber in dem beginnenden Jahre ebenfalls sich

gleich bleiben mögen, verbindet er zum Schluß die Versicherung, auch sein Gefühl gegen den Vater und seine Bemühungen, ihm seinen Dank auszudrücken, würden sich nicht ändern. „So werden wir in der Tat erfahren, daß wir in den goldenen Zeiten leben, daß ein Jahr dem andern gleich ist." Der Bruder Karl bemerkt zu dieser Rede, Lessing habe sich der häufig wiederholten Äußerungen seines Vaters der Mutter gegenüber erinnert, die Welt werde von Tag zu Tag schlimmer. Jedenfalls war so seine literarische Leistung die gründliche Bekämpfung einer ganzen Lebensansicht. Unerschrocken stellt sich der Vierzehnjährige mit geistigen Waffen, soweit sie in seinem Gesichtskreis liegen, dem früher auf der Wittenberger Universität gefürchteten Dialektiker entgegen. Das Thema klingt später nach im Munde Wilibalds, des Laudator temporis acti in Lessings „Palaion". Daß sich der Vater über die Arbeit Gottholds freute, ersieht man daraus, daß er sie sorgfältig aufbewahrt hat.

„Seinen bedeutenden Anlagen entspricht ein gewissenhafter Fleiß, seinem Fleiße erfreuliche Fortschritte." So lautet im Frühjahr 1743 sein Zeugnis bei der Versetzung in die siebente Dekurie, nachdem er freilich im Februar wegen Nachlässigkeit getadelt worden war. Er besuchte nun die Eltern gerade um die Zeit, als die poetische Verherrlichung von Heinitz durch Mylius Kamenz in Aufruhr brachte. In die Herbstzensur wurde ein Tadel seines Betragens aufgenommen, da sich im Sommer jene Schülerempörung gegen die Schulküche erhoben hatte. Zugleich jedoch wurde anerkannt, daß „sein wissenschaftlich reger und tätiger Geist sichtlich Fortschritte" machte. Nun da er in die Sekunda und damit in die Oberlektion aufrückte, wurde er zugleich Untergesell, d. h. er mußte einen jüngeren Schüler beaufsichtigen und zum Teil unterrichten. Er wurde freier, namentlich auch in der Privatarbeit, wenngleich diese der Aufsicht des Rektors und der Fachlehrer unterlag, und zeigte sich seinen Mitschülern auf alle Weise überlegen, ohne dies jedoch persönlich für sich auszubeuten oder hervorzukehren.

Auch von diesem Jahresschluß besitzen wir ein Schriftstück Lessings, einen vom 30. Dezember 1743 datierten Brief an die Schwester,

der nicht nur in seiner knappen, zugespitzten Form Lessings Stil, sondern auch — trotz des humoristischen Untertons — die Empfängerin, die wir bereits kennen, noch näher charakterisiert:

„Geliebte Schwester! Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das erste behaupten. Jedoch ich will auch das andere glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammen stehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch, hätte auch das Gegenteil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal soviel gelernet. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in deinem 12ten Jahre hieltest Du es für eine Schande, etwas mehres zu lernen; allein wer weiß, welches die größte Schande ist: in seinem 12ten Jahre noch etwas zu lernen, als in seinem 18ten oder 19ten noch keinen Brief schreiben können? Schreibe ja und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedenken. Fast jeder wünscht zu dieser Zeit Gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonderes haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nutzen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin Dein treuer Bruder

G. E. Lessing."

Auf der Oberstufe trat er nun auch in ein persönlicheres Verhältnis zu seinen Lehrern, ihre Weltanschauung und ihre Auffassung innerhalb der einzelnen Fächer sowie ihre Persönlichkeit wurden ihm im höheren Grade Gegenstand der Beobachtung, wie sie ihn auch in dieser oder jener Richtung beeinflussen mußten. Der Rektor

Grabner, dessen Sohn später über das Heldenbuch schrieb und dadurch Lessings entsprechende Untersuchungen anregte, in Schulpforta erzogen, seit 1717 schon in St. Afra, 1735—50 Rektor, ein Mann mit geistvollem Antlitz, war ein tüchtiger Pädagoge, wohlwollend und bei den Schülern beliebt. Ein frischer, freier Zug ist in seiner Amtsführung zu spüren. Er unterrichtete hauptsächlich in Latein und Philosophie, ohne sich in der letzteren auf die üblichen Lehrbücher festzulegen. Die Form gab er selbst dem Lehrstoff. Wir sehen schon hieraus, daß er ein Mann von Geist gewesen sein muß. Durch ihn kam auch das Deutsche ein wenig zu seinem Recht. Weißenborns „Einleitung zur lateinischen und deutschen Rede- und Dichtkunst" wurde von ihm sachkundig herausgegeben, — war er doch selbst Dichter in seinen Mußestunden. Gern duldete er deutsche Aufsätze und Gedichte als Privatarbeiten, und er gestattete älteren Schülern auch das Lesen von Zeitschriften. So konnte es nicht ausbleiben, daß er Lessings hervorragende Begabung bald erkannte, und von ihm stammt jenes berühmte Urteil über den berühmtesten seiner Schüler, das er gegen Ende von dessen Schulzeit dem Kamenzer Pastor gegenüber aussprach: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Lessings literarischen Siegeszug hat er nicht mehr erlebt, er starb schon 1750 im Alter von fünfundsechzig Jahren.

Als Hauptlehrer in der Sekunda wirkte der Konrektor Höre, „der" — so erklärt Karl Lessing — „ein ganzer Philolog und ein exemplarisch frommer Mann war, von den übrigen Dingen der Welt aber nichts wußte und nichts hielt". Das Urteil Karls ist freilich mit Vorsicht aufzunehmen, denn nachdem er 1756—61 dort gewesen war, ist er ohne Zeugnis abgegangen. Als er eintrat, war Höre schon Rektor. Ossenfelder, ein Studienfreund Lessings, war Afraner von 1741—46. Auch er verließ nicht in Ehren die Schule. Was bedeuten da ihre Urteile! In Höre lernte Lessing immerhin ein Urbild von Orthodoxie einerseits, von Pedanterie andererseits kennen, und wir verstehen seine spätere Genug-

tuung, „ihm nicht in allem gefolgt zu haben“. Höres Ausgabe des Horaz und eigene lateinische Schulgedichte galten als die Grundlage geistigen Besitzes aller anständigen Fürstenschüler. Übungen im lateinischen Ausdruck und fleißige Lektüre in der Bibel waren ihm alles. Er gehörte zu jenen beschränkten Vertretern klassischer Bildung, die weder wußten, was klassisch, noch was Bildung ist, aber, bewaffnet mit gelehrtem Kleinkram, den für helle Augen erstaunlichen Mut besaßen, das, was ihr trüber Blick zu erkennen vermochte, was sie sich vermöge einer gewissen Seßhaftigkeit eingeprägt hatten, zum Maßstab der Bildung zu erheben, oder wenn sie das nicht konnten, den Rahmen vorgeschriebener Lehrpläne und Lehrbücher für heilig zu erklären. Seinem Charakter nach war er ehrlich und rechtschaffen, dabei aber empfindlich und als pedantischer Philologe ebenso eitel wie selbstbewußt. Er hat Lessing hauptsächlich Virgil, Horaz und Sophokles erklärt und ihn in das römische Münzwesen eingeführt. Freundlicher wird sein Bild, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er eine deutsche Gedichtsammlung herausgab unter dem einladenden Titel: „Edle Früchte deutscher Poeten nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lehrbegierige Jugend ausgesucht.“ Sie erschien 1740, enthielt freilich fast nur Poesie von Hofdichtern wie Opitz, Besser u. a. Höre rechtfertigt indessen seine Wahl von „edlen Früchten in gebundener Schreibart“: „Wenn ein erfahrener Mann nützliche Wahrheiten so fleißig ausarbeitet, daß bedächtige Leser durch den sinnreichen und lebhaften Vortrag eingenommen werden, so verdient er bei Jünglingen ein unsterbliches Andenken.“ Wenn wir von hier aus auf Pforta blicken, müssen wir dessen Überlegenheit feststellen: schon 1740 bestand da ein deutsches Dichterkränzchen. Das muß man der Mehrzahl damaliger Philologen auch von engerem Gesichtskreis lassen: sie arbeiteten als Gelehrte für ein Allgemeines, ihre Interessen waren mit Schulklasse und Familie nicht erschöpft.

Aus dem Gesagten wird man ohne weiteres entnehmen können, wie Lessing zu Höre stand. Er achtete ihn als Gelehrten und als Charakter, konnte sich aber im übrigen schlecht in ihn finden. Der

Konrektor wiederum mochte selbstverständlich einen Knaben von Lessings Art wenig leiden, obwohl er auch Ostern 1744 wieder in der Zensur anerkannte: „Er besitzt einen scharfen Verstand und ein ausgezeichnetes Gedächtnis; auch seine sittliche Ausbildung schreitet fort." Es war wohl gut, daß eine für beide Teile charakteristische Episode sich erst 1746 abspielte. Als da in einer Woche Höre Hebdomarius war und der Rektor die versammelten Inspektoren fragte, warum die Schüler regelmäßig zu spät gekommen seien, flüsterte Lessing seinem Nachbarn zu, er wisse wohl den Grund. Von Grabner aufgefordert, frei heraus zu reden, erklärte er, der Herr Konrektor komme nicht gleich mit dem Schlage, daher denn jeder denke, daß das Gebet nicht sogleich beginne. „Admirabler Lessing", rief Höre da halb erstaunt, halb erzürnt aus. Fortan blieb Gotthold im Kreise der Schulkameraden für die kurze Frist, in der er noch dort weilte, der Beiname „der Admirable". Es entspricht dem vorhin gezeichneten Wesen des Konrektors, daß er diese unfreiwillige Rüge nicht verwinden konnte, und als Lessings zweiter Bruder auf die Anstalt kam, begrüßte er ihn mit den Worten: „Sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder!" 1745 wurde er in St. Afra Rektor.

Am nächsten stand Lessing der Mathematiker Klimm, der als Lehrer freilich ohne Autorität war. Gutmütig, ohne rechten Vortrag, persönlich schwach, erlebte er es, daß er von einem Schüler, dem späteren Bergrat Gellert, eine Ohrfeige erhielt, weil er über dessen jüngeren Bruder und einen andern wegen eigenmächtigen Einschenkens von Wein Karzer verhängt hatte. Der Täter, wenig zu solcher Übeltat berechtigt schon durch die Vornamen „Christlieb Ehregott", wurde natürlich von der Anstalt verwiesen; aber so etwas hatte doch geschehen können. Dabei war Klimm ein bedeutender Kopf, der einen wiederholten Ruf an die Petersburger Akademie der Wissenschaften ausgeschlagen hatte. Sprachlich und philosophisch reich gebildet, suchte er in privaten Unterhaltungen, die sich auf seiner Stube oft bis Mitternacht ausdehnten, den Gesichtskreis seiner Lieblingsschüler zu erweitern. Namentlich scheint er mit seinem Hinweis auf

greifbare, wirkliche Ziele aller wissenschaftlichen Forschung ein erfreuliches Gegengewicht geschaffen zu haben zu dem Formenkram des Konrektors, der mit Stirnrunzeln Klimms Einfluß auch auf Lessing wachsen sah.

Als Mathematiker wurde Klimm ohnehin im Kollegium weniger geachtet, denn sein Fach galt nur als Luxusgegenstand, den „die meisten mehr zum Vergnügen als künftig davon Profession zu machen, in ihrer Jugend trieben", während Klimm andererseits die Sprache nur als Mittel ansah, um eine Sache in sich aufzunehmen. Welcher verwegene Gedanke im Heiligtum des klassischen St. Afra! Klimm hatte denn auch große Mühe, sich durchzusetzen. 1732 beantragte er, von den Philologen als Mathematiker zurückgestellt, „was maßen nicht unbillig sein werde, bei dem von den Alumnen abzustattenden Neujahrsgelde auch an ihn zu denken". Sein Einkommen betrug achtzehn Scheffel Korn und hundert Taler jährlich. Mit Einrechnung einiger Zulagen und privater Honorare erhielt er insgesamt in Geldeswert etwa fünfhundertdreiunddreißig Taler. Darunter befand sich auch das besagte Neujahrsgeld, das für jeden Alumnus acht Groschen ausmachte. Klimm beschwerte sich über seine Behörde und die Behörde über ihn. 1735 klagte der Rektor, Klimm führe seine Schüler „zu tief in Subtilitäten, verlange den Extraneern zuviel Geld ab, habe Privatisten — unter ihnen Lessing! — ganze Nächte auf seiner Instruktionsstube" usw., wogegen Klimm schließlich am 9. Mai 1750 Protest erhebt und sich beschwert, daß der Rektor wegwerfend vor den Schülern über Mathematik rede. Das war die gute alte Zeit.

Klimm, der auch Astronomie lehrte, verstand es, Lessing die Mathematik, in der dieser es doch nie zu großen Leistungen gebracht hat, zum Lieblingsfache zu machen, so daß er freiwillig einige Bücher des Euklid übersetzte, die sich auch in seinem Nachlaß fanden, jetzt aber verloren sind, und für eine Geschichte der „Mathematik bei den Alten" Material sammelte, das er dann für seine Abschiedsrede verwertete. In Klimms Nähe merkte der Fürstenschüler Gotthold erst — so sagt sein Bruder Karl —, „wie wenig Reelles er wisse und

wie viel er noch zu lernen habe". Der Mathematiker Klimm war es, der ihn etwas genauer mit Englisch, Französisch, das im übrigen Mr. Scannavien lehrte, Italienisch, ja mit neuerer deutscher Literatur bekannt machte, der ihn auf die Halleschen Dichter, auf Hagedorn, Gleim und Haller hinwies. Aus den gegen Bezahlung ihm zur Verfügung stehenden Zeitschriften, die ebenfalls noch besonders Klimm empfahl, begann Lessing nun zu ersehen, daß wahre Wissenschaft nichts Abgeschlossenes ist, sondern ein Werdendes von ewiger lebendiger Entwicklung. Der Wert der Journalistik wurde ihm zum ersten Male deutlich. So erinnert vieles, im einzelnen auch manche Stelle aus seinen späteren Werken, wie etwa in der Dramaturgie der Vergleich der Aristotelischen Lehrsätze mit denjenigen des Euklid, kundige Leser aufs neue, daß unter den Lehrern St. Afras der stille Mathematiker, der einzige unphilologische Geist, den größten Anteil gehabt hat an Lessings geistigem Werden.

Nach dem Frühjahr 1744 finden wir den Fünfzehnjährigen auf Pfaden, die ihn weitab führen von dem engen Kreise des Lehrplans. Für sich las er Homer. Er begeisterte sich für Anakreon, studierte Plautus und Terenz und vertiefte sich eifrig in Theophrast sowie in griechische und römische Privataltertümer. Die Stoffe und Gebiete, die für ihn am fruchtbarsten wurden, hat ihm, wie wir sehen, nicht der Lehrplan, sondern sein Privatstudium erschlossen, bei dem er der eigenen Wahl und der eigenen Führung überlassen blieb. Namentlich die römischen Komödiendichter beschäftigten seine Phantasie. Kein Wunder, daß die vorgeschriebenen Arbeiten der Schule etwas darunter litten. Nachdem er noch im Herbst 1744 von Höre das Zeugnis erhalten, er erhöhe „das Lob seiner vorzüglichen Begabung durch viele Studien, sogar in der Mathematik, und durch tadellose Führung", wird er am 27. März 1745 aufgefordert zu erklären, warum er im letzten Vierteljahr die lateinische Rede oder eine entsprechende Arbeit nicht abgeliefert habe. Er kam mit einem Verweis davon, wurde auch zu Ostern als zweiter nach der dritten Dekurie, also nach Prima, versetzt, erhielt aber in Grabners Zensur bei gleichzeitiger Anerkennung

seines „schnellforschenden Geistes“ die Mahnung, „die Übung seines Stiles nicht zu vernachlässigen“.

Seine Privatarbeit begann schon damals poetische Früchte zu tragen, mochten sie auch für ein größeres Publikum noch nicht recht genießbar sein, denn vier Jahre später erbat er sich von seinem Vater Manuskripte, „auch die einigen Bogen Wein und Liebe: es sind freie Nachahmungen des Anakreon, wovon ich schon einige in Meißen gemacht habe“. Die Lektüre Hallers und Klimms astronomischer Unterricht regten ihn an, ein Lehrgedicht über die „Mehrheit der Welten“ zu beginnen, das er indessen abbrach, als er dieselben Dinge in Fontenelles „Entretiens sur la pluralité des mondes“ (1686) sehr viel schöner dargestellt fand. „Es war“, erklärt er sechs Jahre später, „einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt bloß aus der Absicht aufhebe, aus welcher andere einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. ... Ich wußte nicht, wie sich abstrakte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trockenen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode. Hier und da ein Gleichnis, hier und da eine kleine Ausschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte.“ Wenn er dann noch hinzufügt, er habe nach der Lektüre Fontenelles seinen „stolzen Anfang“ in der Dichtkunst „nicht ohne bittere Spötterei“ über sich selbst ansehen können, so tritt uns schon hier seine unerbittliche Kritik, auch wo es sich um Eigenes handelt, entgegen, und es wird vollkommen nebensächlich, daß diese steifen Alexandriner an unserem Ohr klanglos verhallen. Bezeichnend aber ist es, daß bei Gelegenheit der ersten Knabenpoesie weniger Lessing, der Dichter, als Lessing, der schonungslose Kritiker und feste Charakter vor aller Augen dasteht, und dieser Eindruck kann durch einen Blick auf die Dichtung selbst nur verstärkt werden.

„Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket
Sei ich zu 'n Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.

Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt sein."

In dieser ganzen Einführung, die genau andeutet, was da kommen soll, vermissen wir nichts als die „kühne Glut" und zweifeln, ob der junge Weltsucher sein Ziel erreichen werde; indes:

„Die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen,"

und mit einem solchen echt lessingschen Verse an der Stirn vermag schließlich auch diese Primanerdichtung vor der Nachwelt zu bestehen. Weniger anspruchsvoll war die gereimte Rede über „Das Glück eines kurzen Lebens", mit der Lessing am 22. September 1745 auf die lateinische Abschiedsrede („Über die Gründe des langen Lebens der Menschen der ersten Zeit") seines Freundes Wese, der später Pfarrer wurde, antwortete. Die Abschiedsreden der Primaner ersetzten ja das Schlußexamen.

Während diese Versuche sich in den Bahnen der Schule bewegen, fällt ein anderer durch seine Kritik aus ihnen heraus. St. Afra gab den Stoff, die lateinische Komödie die Form: so entstand der erste uns leider nicht erhaltene Entwurf von Lessings bestem Jugenddrama, dem „Jungen Gelehrten".

Man braucht nur dieses Stück zu lesen, um mit Lessing die letzten Schuljahre mitzuerleben. „Ich muß es", sagt er später, „der Gefahr, belacht zu werden, ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich den Menschen nur aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildungen von Toren, an deren Dasein mir nichts gelegen war." Und an anderem Orte: „Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider das selbe wandte?" Aber jene verlorenen Szenen bedeuten mehr als eine Charakteristik des Gelehrtendünkels, sie sind wiederum zugleich Stücke Lessingscher Selbstkritik, die nach seinem eigenen Zeugnis ihn sich selbst kennen lehrte. Wenn er bei seinem unermüdlichen For-

schungstrieb nicht zum Pedanten geworden ist — der Schule von St. Afra hat er es nicht zu danken, so sehr er selbst ihr dankbar blieb, und so sehr sie ihn anerkannte.

Im Herbst 1745 kam er als zweiter in die zweite Dekurie und wurde mit zwölf anderen Primanern Inspektor. „Es gibt kein Gebiet des Wissens", heißt es in der Michaeliszensur, „auf das sein lebhafter Geist sich nicht würfe, das er sich nicht zu eigen machte; nur ist er bisweilen zu ermahnen, seine Kräfte nicht über Gebühr zu zersplittern." Er fühlte sich in St. Afra gar nicht mehr an seinem Platze, und schon im Frühjahr des Jahres hatte er seinem Vater nahegelegt, ihn möglichst bald von der Schule zu nehmen. Seine Bitte konnte indes zunächst nicht erfüllt werden.

Inzwischen wälzten sich die Schrecken des zweiten Schlesischen Krieges nach der Lausitz. Friedrich hatte am 4. Juni 1745 die Österreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg geschlagen und rückte nun von Schlesien gegen die sächsische Grenze. Am 9. Dezember erschien der preußische General Lehwald vor Meißen, fand die Elbbrücke abgebrochen und bombardierte die Stadt von dem Ratsweinberge aus, welcher dem Afraneum gegenüber lag. Die Fürstenschüler flüchteten in den festen überwölbten Speisesaal, jedoch blieb die Schule von Kugeln verschont. Ringsum aber flammten bald die kleinen Ortschaften auf, und der Abendhimmel über St. Afra war in diesen Tagen von unheimlich prächtiger Glut. Vier Tage später zog der Fürst von Dessau in Meißen ein und bemühte sich auch, die Schule auf die Fürsprache des Rektors hin zu schonen. Dennoch kam es zu Friedensstörungen, Soldaten drangen in die Wohnungen der Lehrer und beraubten auch den Konrektor Höre. Friedrich, der jetzt in Meißen anlangte und hier die Nachrichten des vorrückenden Leopold von Dessau abwartete, schützte alsbald die Schule auf die wiederholte Bitte des Rektors vor jeder Belästigung. Am 25. November 1745 hatte er befriedigt aus Görlitz an Fredersdorf geschrieben: „Wir haben den Feind, ohne den Degen zu ziehen, aus der ganzen Lausitz gegaget. ... Nun geht es auf Meißen und der Porzellanfabrique los. ... Hier ist alles besser Preußisch als

Säksisch." Es wäre schön, ließe sich von hier aus ein Blick werfen auf spätere freundliche Berührungen des großen Königs und des großen Fürstenschülers; aber das Schicksal, das Friedrich mit einem Voltaire zusammenbrachte, trennte ihn von einem Lessing mit eiserner Hand.

Am 15. Dezember hörte man im Afraneum dumpfen Geschützdonner und sah den Himmel sich rosig färben: das war die Schlacht bei Kesselsdorf, in welcher der alte Dessauer Sachsen und Österreicher bis zur Vernichtung schlug. Ein Offizier jagte mit der Siegesnachricht vom Schlachtfelde nach Meißen, wo er nachts sich beim Könige meldete. Friedrich zog nun nach Dresden, und allmählich verklangen in den Meißener Straßen die letzten preußischen Trommelwirbel. Aber in welchem Zustande die Stadt zurückblieb, ersehen wir noch aus einem Briefe Lessings an seinen Vater vom 1. Februar 1746: „Sie bedauern", schreibt er, „mit Recht das arme Meißen, welches jetzt mehr einer Totengrube als der vorigen Stadt ähnlich siehet. Alles ist voller Gestank und Unflat, und wer nicht herein kommen muß, bleibt gerne so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch dreißig bis vierzig Verwundete, zu denen sich niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. . . . Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr, jetzt scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sah, jetzt sieht man einen Haufen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Cenakel ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleineren Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebensowenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter, die drei eingezogenen Tische wiederherzustellen. Was mich anbelangt, so ist es mir um so viel verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den

Sommer über, in welchem es vermutlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich." Ein männlich-entschiedener und doch bescheidener Ton durchklingt dieses Schreiben des Siebzehnjährigen; er war reif, allein den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, nach dem er sich sehnte.

Es sah damals böse aus in Meißen. In einer Nacht hatte es sechsundzwanzig Bataillone des alten Dessauer unterbringen müssen, so daß auf jedes Haus etwa hundert Mann kamen. Im Dresdener Frieden erreichte Friedrich, daß Meißen das ganze preußische Lazarett samt Bedeckung erhielt, wenn auch gegen Entschädigung. Siebenhundertvierundfünfzig Soldaten, darunter fünfunddreißig Offiziere, erlagen in Meißen ihren Wunden in der Zeit vom 9. Dezember 1745 bis 7. April 1746, wie das dortige Totenregister angibt; und der Küster fügt dem Bericht hinzu: „Weil weder Unter-Offiziers noch Gemeine bei mir sind angemeldet worden, der Toten-Gräber auch nicht sehen können, was Sachsen, Preußen oder Österreicher gewesen, weil sie alle teils bis aufs Hemde, teils nackend ausgezogen gewesen, wenn er solche abgeholet, so sind nur die Wirte, wo sie gestorben und von Tag zu Tage hinausgeschaffet, aufgeschrieben worden, dergl. Verzeichnis ich, der Kirchner M. Wend, diesem Toten-Register hinten beileget". Es hat nicht erst des siebenjährigen Krieges und der späteren Beschäftigung in des Generals Tauentzien Kanzlei bedurft, um dem Dichter der „Minna von Barnhelm" Bilder des Kriegslebens vor Augen zu führen.

Der Weihnachtsakt wurde auf den 16. Januar verschoben, „teils wegen der in der Landschule fortwährenden großen Unruhe wegen der Blessierten, teils weil ein peroraturus einen bösen Hals bekam, daß er kein laut Wort reden kunte". Zu den Festrednern gehörte Lessing, der lateinisch über „Christus, den verborgenen Gott" sprach. Auf den Wunsch des Vaters, der eine Freistelle in

St. Afra auch für Theophilus erstrebte, schrieb er dann noch ein steifes Gedicht, das seinen Gönner, den Oberstleutnant von Carlowitz, feierte, wieder natürlich in Alexandrinern. Er mußte es mehrfach umarbeiten. Auf dem bei Kamenz gelegenen Carlowitzischen Gute Liebenau war Lessings Großvater einige Zeit Gerichtshalter gewesen. So hatten sich herzliche Beziehungen ergeben, die ein derartiges Gedicht nicht als bloße Form oder als kalten Ausdruck pflichtmäßiger Dankbarkeit für die Freistelle erscheinen ließen.

Es war nun wieder Ruhe geworden im Lande. Lessing drängte immer aufs neue auf seinen Austritt aus dem Afraneum, ohne indessen seine Pflichten zu vernachlässigen. Am 14. März sprach er öffentlich über die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands im Jahre 1645. Zu Ostern kam er in die erste Dekurie, jedoch nur als sechster, da er nicht, wie andere, alle Kraft auf lateinischen Stil und lateinische Verse verwandt hatte. Das Zeugnis Grabners lautet im übrigen günstig: „Seinen für jedes Gebiet der Wissenschaft sich interessierenden und beanlagten Geist schult er durch großen Fleiß und ziert ihn durch erfreuliche Fortschritte, durch eine keineswegs verkehrte, wenngleich ziemlich feurige Gemütsart.“ Allmählich hielt es auch sein Vater für an der Zeit, um Entlassung des Sohnes vor Ablauf des letzten Jahres zu ersuchen, und als er nach abschlägigem Bescheid das Gesuch am 25. Mai wiederholte, erfolgte am 8. Juni die Zustimmung des Oberkonsistoriums. So konnte der Glückliche sich auf seine Abschiedsrede vorbereiten. Am 30. Juni 1746 hörten die ehrwürdigen Mauern von St. Afra zum letzten Male den Fürstenschüler, der ihren Namen in alle Welt zu tragen bestimmt war. „De Mathematica barbarorum“ hieß das Thema der Arbeit, die verloren gegangen ist, und auf die der Primaner Birckholtz mit einer poetischen Rede über die mathematischen Kenntnisse gewisser Tierchen (z. B. der Ameisen) antwortete. Fast könnten wir es als doppelten Schlachtruf auffassen, wenn an der Stätte klassischer Bildung eine Abschiedsrede gehalten wird, nicht nur über Mathematik — das ginge noch an —, sondern über die Mathematik der nichtklassischen Völker. Es scheint, als habe Lessing sich wahr-

haft nur von Klimm verabschiedet, als habe er mit satirischem Lächeln die Scholana von den Schultern und die Perücke vom Kopfe geschüttelt, trotz aller klassischen Schulung. Und gelehrtes Rüstzeug nahm er in Fülle mit. „Was konnte der für Griechisch und Latein!“ erklärte nachher der Rektor der Leipziger Thomana, J. Fr. Fischer, der eine Zeitlang als Student mit Lessing zusammen wohnte, in naiver Bewunderung. „Wir brauchten den Ernesti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir beide nicht.“

Ein großer, bewegender Augenblick des Daseins war nun für Lessing gekommen: er war frei! Er durfte künftig sich selbst folgen. Mit christlichen Anschauungen, jedoch auch Neigungen zu vorurteilsloser Betrachtung göttlicher Dinge, im Herzen Liebe zur Poesie, besonders zur Komödie, Verachtung gegen Formenkram und pedantische Schulfuchserei, methodisch geschult, stilistisch von ausgezeichneter Klarheit, auf sprachlichem wie auf realem Gebiet hervorragend begabt, selbständig in der Arbeit, kraftvoll in Entschluß und Ausdauer, bei Aufnahme von neuen geistigen Werten kühl prüfend, im eigenen Schaffen feurig und kühn, — so steht er vor uns, da sich nun die Pforten der Klosterschule hinter ihm schließen. Scharf gerandet war er bereits als Kritiker und als Mensch. Mit sich nahm er wahres Christentum, wahres Altertum und wahre Wissenschaft; zurück ließ er das, was auch Nathan der Weise zu wenig liebt:

„die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit toten Zeichen ins Gehirn nur drückt.“

Sie hat dennoch sein Leben lang als Last auf ihm geruht, und nicht nur auf ihm. Was den Geist eines Lessing einmal berührt hatte, das blieb ihm. So erklärt sich das Interesse, das er später zu jeder Zeit tausend kleinen Einzelheiten entgegenbringt, an denen er sonst ungestört vorübergeschritten wäre zu wichtigeren Dingen. So erklärt sich seine ständige verständnisvolle Fühlung mit Gelehrten, die ihm im Fach überlegen sind, ohne in Auffassung und Leistung an ihn entfernt heranzureichen. So erklärt sich seine Zersplitterung, die Hebbel so sehr beklagt, seine Arbeit auf oft so ödem

Felde. Hierin hatte er und hierin haben wir St. Afra wenig dankbar zu ſein. An der eintönigen Philologie in der Wolfenbütteler Bibliothek, an dem Mangel an Leben und Welt, hat er ſich geiſtig aufgerieben, iſt er körperlich zugrunde gegangen. Von den ihm eingeprägten religiöſen Dogmen mußte er ſich frei kämpfen, und das, was für ſeine ſpätere Arbeit ſich als lebendige Quelle erwies: Komödie und deutſche Literatur, erwarb er ſich trotz des Lehrplans. Ob ſich ein Charakter wie Leſſing den notwendigen gelehrten Apparat nicht ebenſo auch außerhalb von Kloſtermauern erworben hätte, kann nie entſchieden werden, weil wir eine einmal vorhandene Entwicklung nicht aufteilen können. Das Erbe von St. Afra war in mancher Beziehung kein gutes, wenn es auch leicht noch viel ſchlimmer hätte ſein können. Gewiß nannte Leſſing ſtets die Alten ſeine beſten Lehrer und forderte auf, bei ihnen in die Schule zu gehen, gewiß hat er in St. Afra glücklicher gelebt als in einer anderen Zeit ſeines Lebens. Hier handelt es ſich aber nicht um das Überlieferte, ſondern um die Überlieferung. Die Antike iſt nicht dasſelbe wie Einrichtung und Methode, die ſie übermitteln. Und Leſſing lernte ſoviel in St. Afra, was er nach ſeiner eigenen Ausſage in der Welt nicht brauchen konnte. Schon als Student ſah er ein, daß die Bücher ihn „nimmermehr zu einem Menſchen gemacht“ haben würden. Der Pastor primarius aber, ſehr befriedigt über des Sohnes gründliches Wiſſen, empfing ihn mit vielen Freuden und bewog ihn, ſich dem Studium der Theologie zu widmen. Die Heimatſtadt verlieh ihm ein Stipendium. So lebte er in den zehn Wochen, die er bei den Seinigen noch bis zum Beginn des Semeſters verbringen durfte, ungeſtört ſich ſelbſt überlaſſen, alle Erinnerungen durch von Heimat, Vaterhaus und Schule, den Blick erwartungsvoll auf die Univerſität gerichtet, die ebenſo wie Fürſtenſchulen bei Lehrern, Schülern und Paſtoren als ſelbſtverſtändliche Höhepunkte irdiſcher Weisheit und irdiſchen Glückes galt.

2. Auf der Universität.

Am 20. September 1746, zwanzig Jahre vor Goethe, wurde Lessing als Studierender in die Listen der Universität Leipzig eingetragen. Er wäre vielleicht nach Wittenberg gegangen, wenn nicht in der Pleißestadt gerade für Fürstenschüler bestimmte Stipendien gewinkt hätten. In Leipzig herrschte damals Weltstadtleben. Noch in „Auerbachs Keller" klingt es wider: „Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute." „Die ganze Welt im kleinen" war da nach Lessings eigenem Urteil zu sehen. Schon rein äußerlich erkannte man trotz des kleinen Weichbildes die Großstadt, einen Mittel- und Sammelpunkt der Sachsen wie der Deutschen im weitesten Sinne. Die modische Kleidung und das mehr oder weniger gewandte Auftreten aller Stände, die Eleganz des Hausrats auch bei weniger Begüterten, ein sehr entwickelter Kunstsinn und Bildungstrieb besonders bei den Frauen, die dort zuerst in Deutschland auf schöngeistigem Gebiet ihr zierliches Zepter schwangen, — das sind unbedeutende und kulturell auch unwesentliche aber sichere Merkmale für den Charakter einer verwöhnten Stadt. In Leipzig drängten sich Interessen verschiedenster Art zusammen. Die halbjährlichen Messen machten es zu einem weltberühmten Handelsplatz, besonders für Leinwand, Plüsche, Tücher, Kattun, Tapeten. Daher erfreute es sich einer Menge staatlicher Privilegien. Die Bedeutung der Leipziger Messen war auf der Höhe, als Lessing dorthin kam, sie sank gegen Ende des Jahrhunderts. Verfeinernd wirkte die Nähe Dresdens, des kunstsinnigen sächsischen Hofes, der die Gemäldegalerie mit Niederländern und Italienern bereicherte. Nach Leipzig kamen die Söhne des deutschen Adels, um sich die nötige Weltbildung zu holen und ein bißchen als Literati zu gelten. Nirgend besser als in Leipzig läßt sich die höhere städtische Geistesart um die Mitte des 18. Jahrhunderts beobachten. Wer Leipzig

kannte, der kannte die Welt. Das Kulturbild, das sich da vor unseren Augen aufrollt, will uns Verehrern der Natur nicht mehr gefallen. Aber der Studiosus Lessing wußte noch nichts von Rousseaus Erlösungsruf, von Sturm und Drang, und die staatlich-politische Umwälzung von 1789, die auch das bürgerliche Leben umschuf, hat er nicht einmal mehr erlebt. Nachahmung französischen Wesens, hohle Galanterie, Putz in Wohnung und Kleidung gaben der städtischen Lebensweise in Leipzig das Gepräge. Ausgedehnte Häuserfassaden mit reichem Zierat, Balkone und Erker mit geschweifter Dachung, große Fenster, hohe Etagen begannen das schlichte Stadtbild zu verändern. Die Tracht entsprach dem Zeitwandel. Der weite dunkle Rock der Männer mit feinem Spitzenkragen, die hohen Schuhe, der spanische Schlapphut wichen reicheren Formen. Spitzenmanschetten, Staatsdegen, seidene Hosen und Strümpfe, kleiner dreieckiger Hut auf hoher Perücke machten zu Lessings Zeit den Kavalier. Für eine Weile wurden durch den siebenjährigen Krieg militärischer Rock und Stiefel volkstümlich, und der friederizianische Zopf verdrängte die gepuderte Perücke. Erst die Sturm- und Drangzeit in den siebziger Jahren begann freies Haar und wallende Locken einzubürgern. Aus dem eng anschließenden, bis zum Halse reichenden Kleide und den prächtigen Hauben der Frauen entwickelte sich in der Lessingzeit ein ganz anderes Bild, das Chodowieckis Meisterhand uns zeigt: turmartig aufgebaute Toupets, Stöckelschuhe, Reifrock, tiefer Ausschnitt und dazu Wespentaillen, die durch furchtbares Schnüren zustande kamen. Von der Leipziger Eleganz war noch 1783 der durchreisende Risbeck überrascht, besonders bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung, an dem er entsprechende Veranlagung bemerkt: „Das hiesige Frauenzimmer ist untätiger im Hauswesen als seine Landsmänninnen in den andern Städten und hat mit denselben die Liebe des Putzes und der Koketterie gemein.“ Ähnlich verhielt es sich mit den Umgangsformen, die ganz im französischen Wesen erstarrten. Galanterie war das Gesetz, dem sich auch Charakter und Sitte beugten. Das junge Herrchen hatte nur Serviteurs zu machen, amoureuse Worte

zu sagen, sich graziös zu verbeugen. Werfen wir nur einmal einen Blick in ein Komplimentierbüchlein für mittlere Stände von 1727, das, wie unsere Bücher über den guten Ton, die Mittel lehren sollte, „sich in sonderbare Freundschaft und Gewogenheit zu setzen", so finden wir zunächst eine überwältigende Fülle vorgeschriebener Anredeformen in Briefen. Das „Ehrenfest" des Künstlers verschwindet neben dem „Vielgeehrt" des Handwerkers, und das „Frauenzimmer" gar durfte nur als Hoch-, Ehr- und Tugendbegehrt, wohledel-geehrte Jungfer, schöne Gebieterin, meist aber als „grausame Beherrscherin" angesprochen werden, und wer sie zum Tanze holen wollte, mußte folgendes Sprüchlein hersagen: „Ich schätze mir es vor ein sonderbares Glück, daß ich die Ehre habe, mich in ihre vornehme Bekanntschaft durch gegenwärtige Compagnie zu versetzen und würde noch glückseliger sein, wenn sie mir die Ehre gönnen und sich mit einem geringen Tänzgen bedienen lassen wollte." Was will das aber sagen gegen derbere, volkstümlichere Hilfen, die auch damals schon blühten, die Liebesbriefsteller. Hier eine knappe Probe: „Göttergleiche Schöne! Es verzeihe Deine schöne Göttlichkeit und göttliche Schönheit mir, Deinem Sklaven, der da sich so gar kühne von dem Berge der Unbesonnenheit in das Tal der Vermessenheit stürzet und gegenwärtige Brocken seines Gemüts durch dieses Blatt an Dich auszuackern gedenket. Ach rette, rette mich doch vor meinen Flammen mit dem Wasser Deiner Gegenwart, schütte dasselbe mit dem Eimer der Affektion auf das brennende Schieferdach meines verliebten Herzens, so bin ich genesen." Des Göttinger Professors Achenwall ungedrucktes Tagebuch, während seiner Hofmeisterzeit in Dresden, Leipzig und andern sächsischen Orten geschrieben, betrifft gerade die für den werdenden Studenten Lessing interessanten Jahre 1743—46. Wie wird da die Unterhaltung geführt. Man ist sehr convenable, auf alles attent, judiziert sehr artig, fragt nach der Disposition, ob man sich wohl divertieret oder was man gestern für compagnie gehabt. Der junge Hofmeister lernt und lehrt, daß man darnach beurteilt werde, ob man „grâce" zu zeigen wisse. Die Discours sind oft sehr empressiert. Von einer Züchtigung des Zög-

lings ist nur einmal die Rede: der Junge hatte irgendwo das Wort „Rotzlappen" aufgegriffen und gab es vergnügt weiter zum Entsetzen des Lehrers. Das Tagebuch selbst ist ganz nach der Zeitsitte teilweise in französischer Sprache geschrieben. An Zerstreuungen fehlte es nicht. Schon 1725 zählte man in Leipzig acht Kaffeehäuser, in denen auch konzertiert wurde. Daneben gab es stark besuchte Konzerte in Privathäusern, auf die vorher Subskription eröffnet wurde. „Wohl hundert Personen waren darin," heißt es in einem andern Leipziger Tagebuch von 1743, „Senatoren, Professoren, viele vom Adel, aber nur eine einzige Dame." Joh. Seb. Bach (1685—1750), seit 1723 Kantor und Direktor an der Leipziger Thomasschule, und G. F. Händel (1685—1759) bürgerten die Hausmusik ein. In Gesellschaft setzte sich das Alter an den L'Hombretisch und die Jugend tanzte, meist Menuett und Polonaise. Wie hoch die Wogen galanten Lebens in jener Zeit gingen, zeigt eine Danziger Handschrift von 1757, die eine lange Untersuchung anstellt, „ob die Galanterie mit dem Christentum und dem Charakter eines Gelehrten bestehen könne". Da war es kein Wunder, daß sich in Leipzig zeitig der wilde studentische Geist von so selbstbewußter, galanter Bürgerschaft in spanische Stiefeln einschnüren ließ. Noch aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erzählt kein Geringerer als E. M. Arndt in seinen Erinnerungen: „Langsam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knicksungen bewegte sich die rundliche Frau Pastorin mit ihren Mamsellen Töchtern gegeneinander, um die Hüften wulstige Poschen geschlagen, das oft falsche dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken aufgetürmt, die Füße auf hohen Absätzen chinesisch in die engsten Schuhe eingezwängt, wackelicht einhertrippelnd." Galt es doch die grâce zu wahren. Deutschland war im 17. Jahrhundert stecken geblieben, in der Zeit, aus der ein Freudenspiel, gedichtet zur Ehre des Westfälischen Friedens, in folgendem Deutsch die Pflichten eines Ehrenmannes umschreibt: „Ein Kavalier ist, welcher ein gut courage hat, mainteniert sein état und reputation und gibt einen politen Courtisanen ab." Machtlos verhallt war die kräftige War-

nung G. von Limburgs im „Thesaurus paternus“: „Hast du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zuliebe mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig ein deutsches festes Gemüt und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollt ihr Unverständige ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollt die edle Sprache, die euch angeboren, so gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande? Pfui dich der Schande.“

Freilich darf das Vorhandensein dieser Kavaliersſitten nicht den Glauben erwecken, als habe nun jeder Student den vornehmen Herrn gespielt oder spielen können. Auch damals gab es arm und reich, hoch und niedrig, die nur der Hörsaal für Stunden zusammenschloß. Trübe Bilder studentischen Elends entrollen uns die Aufzeichnungen Rebmanns, Laukhards und Rinks. Die fünfzig Stuben des Paulinums, das besonders arme Studenten aufnahm, spotteten jeder Beschreibung. Als Hauptnahrung für die Pauliner werden Brot und Kartoffeln angegeben. Die behagliche Mitte zwischen unten und oben zeichnet das Tagebuch des späteren Predigers J. Ch. Müller aus Stralsund, der drei Jahre vor Lessing die Universität Leipzig bezog und hier selbst seine Stube schildern möge: „Die Fenster waren groß mit großen Glasscheiben und gingen nach innen. Zwischen beiden war ein großer runder Spiegel mit vergoldetem Laubwerk. An der rechten Seite hingen zwei große runde Porträts mit gleicher Einfassung von vergoldetem Laubwerk, unter dem Spiegel stand ein kleiner viereckiger Tisch, oben mit Wachstuch beschlagen und unten herum mit blauem Etamin, der mit Laubwerk und Blumen von rotem Zwirn mit Knötchenstich ausgenäht war. Der gleiche Tisch stand auch an der Seite unter den Konterfeis, und beide konnten zusammengesetzt werden. Überdem hatte ich einen artigen mit Wachstuch überzogenen Teetisch. An der linken Seite, beinahe in der Mitte der Wand, stand ein gelber Ofen mit großen Kacheln und Figuren, unten war ein zierlicher Kamin, schön gegipst und zu Porzellanaufsätzen ein-

gerichtet. Wo die Stube zu Ende war, war bei der Tür gleich ein Alkoven, worin ein Bett der Breite nach und ein Bett der Länge nach stehen konnte, und der von der Stube her durch zwei gläserne Türen mit großen Glasscheiben Licht bekam. Hierin war auch ein Schrank zu Kleidern und Büchern. Zwischen diesem Alkoven und dem Kamin standen ein großer Lehnstuhl und ein paar ordinäre Stühle, von denen ich ein halbes Dutzend, mit hellgrünen Laken beschlagen, im Zimmer hatte. ... Die Köchin kam des Morgens, brachte mein Teewasser, setzte den Kaffee auf dem Tische zurecht, stopfte die Pfeife und weckte mich alsdann." Müller klagt auch über das teuere Essen. Studenten, die nicht mit Gütern gesegnet waren, versuchten denn auch nach Kräften Geld zu verdienen in allen möglichen Stellungen, unter denen Rebmann hervorhebt die als Famuli der Professoren, Liebhaber von Damen und Köchinnen, Informatoren, theologische Helfer der Landgeistlichen und Küster, Musiker, die Unterrichtsstunden schon für sechs Pfennig gaben oder in Orchestern mitwirkten und in Dorfschenken zum Tanz aufspielten, Schreiber, Repetenten, Gelegenheitsdichter, Korrektoren, Werber von Hörern für die Professoren, Spieler und — bettelnde Gratulanten.

Ganz anders stand es mit dem Adel und den begüterten Bürgerssöhnen, die in Leipzig für Geld alles haben konnten, was ihr Herz begehrte. Die jungen sächsischen Feudalherren fanden mit ihrer Begeisterung für die Lebens- und Kunstformen Ludwigs XIV., die nirgend so nachgeahmt wurden wie am sächsischen Hof, die Gegenliebe der Leiziger französischen Kolonie, und auch die jungen Preußen begannen, auf Friedrich II. schauend, die Mahnungen Friedrich Wilhelms I. zu deutscher Einfachheit zu vergessen und sich in Leipzig zu sammeln. So herrschte dort schrankenlos das Barock, und so triumphierte Leipzig mit seiner älteren Kultur über Berlin. Die Universität bekam einen besonderen Charakter, ein Hauch heiteren Lebens durchströmte Hörsäle und Studierstuben. Weltmännisch gewandt, machten so manche der Professoren ein Haus, und es bildeten sich Kreise, in denen Bürgertum und Adel, Wissenschaft und Kunst einträchtig zusammen kamen.

Dank dem in Leipzig zentralisierten Buchhandel bestand die Universität auch die Nebenbuhlerschaft der Nachbarinnen in Halle, Göttingen und Wittenberg. Mit dem Aufkommen der deutsch geschriebenen Bücher begann Leipzigs Blüte. Die Weststaaten traten zurück, und Frankfurt a. M. verlor seinen Rang als Meßplatz an Leipzig. 1681 waren die deutschen Bücher zuerst in der Mehrzahl (dreihundertdreiundsiebzig lateinische, vierhundert deutsche). Der Buchhandel wurde zur nationalen Sache. Zu Ostern und Michaelis fand der große Büchertausch statt, während dessen beispielsweise der Berliner Nicolai acht Wochen lang in Leipzig seine Handlung vertrat. Die Buchhändler, die sich da versammelten, etwa zweihundert an der Zahl, unter ihnen meist auch Lessings andere Verleger, hatten ständige Gewölbe gemietet und ließen den Meßkatalog erscheinen, der über alle Neuigkeiten berichtete. Der Ruf der Professoren Ernesti, Christ und Gottsched ging weit hinaus über Sachsens Grenzen, und der zuletzt Genannte fügte ein weiteres Ruhmesblatt hinzu, das größte in Ansehung der Vergangenheit: ein verfeinertes deutsches Theater, das freilich ganz auf französischer Grundlage ruhte. Er griff zurück auf die hohe Tragödie der französischen Klassiker, vertrieb den Hanswurst von der Bühne und brach der Auffassung Bahn, daß es nicht verächtlich sei zu schauspielern, wenn das Theater anders als Mittel gelten solle, „den guten Geschmack zu befördern". Anstatt auf die „Haupt- und Staatsaktionen" durchziehender Banden angewiesen zu sein, durften die Leipziger in den Musentempel der Frau Friederike Karoline Neuber wandern, die seit 1737 mit Unterstützung des literarisch allmächtigen Professors den hohen Stil gegen die Müllersche Truppe zum Siege geführt hatte; Gottscheds „Kritische Dichtkunst", die 1730 erschien, brachte ihm die Stellung eines Diktators im Reiche deutscher Poesie ein, und 1740 begann seine Sammlung von Musterdramen, die „Deutsche Schaubühne". Ihm lag es ob, hoffnungsvolle poetische Schriftsteller, wie den braven Freiherrn von Schönaich, mit aller Feierlichkeit und stolzem Prunk zu deutschen Dichtern zu krönen. Es war unter solchen Umständen kein Wunder, daß sich die Augen

der Deutschen und der Ausländer, der Künstler wie der Gelehrten, der Professoren wie der Studenten, nach Leipzig wandten, daß sich offizielle Persönlichkeiten, wie der Königlich Polnische Staats- und Kabinettsminister Graf von Manteuffel, nach Leipzig zurückzogen, um sich als Hörer an der Universität eintragen zu lassen und sich des literarischen Glanzes der Stadt gnädigst zu erfreuen.

Von Ossenfelder, einem Leipziger Studienfreunde Lessings, besitzen wir ein Poetisches Sendschreiben aus dem Frühjahr 1748, das an den Kommilitonen während dessen Aufenthalts in Kamenz gerichtet und später in Mylius' „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts" gedruckt wurde. Selbst aus diesen kindlichen Alexandrinern fällt einiges Licht auf Leipzigs Blüte.

„Nur mache, daß dein Fuß bald wieder zu uns kehret,
Zum Ort der reinsten Lust, wo Scherz die Wahrheit lehret,
Wo wir verwunderungsvoll die größte Meisterin
Im Lust- und Trauerspiel, die kluge Neuberin,
In hundert Rollen neu, verändert kaum erkennen,
Bei der ein jeder Schritt und Ausdruck fein zu nennen,
Die Deutschlands Schauspielkunst vom Wahnwitz rein gemacht,
Aus jener Finsternis ins neue Licht gebracht
Und aller Welt gezeigt, sie sei im rechten Kleide
Kein Schandfleck des Geschmacks, ein Quell der reinsten Freude.
Es flieht die Unvernunft, da Leute von Verstande
Und unseres Sachsens Kern zukünft'ge Abgesandte,
Minister von dem Staat, Geheime Rät' und Herren
Das Schauspiel ehren. . . . . .
Doch wird auch deine Kunst den gleichen Lohn empfangen,
Wird doch die meinige nie gleichen Teil erlangen.
Indessen schreckt mich's nicht. Wirst du ein Molière,
Wenn ich nur hoffen dürft' und einst dein Baron wär'."

Wir vermögen uns lebhaft vorzustellen, wie fremd zunächst das ganze Leipziger Treiben den Kamenzer Pastorsohn, den Klosterschüler von St. Afra anmutete. Die Bücher waren zu sehr seine Welt geworden, als daß er sich ihnen zunächst hätte in anderen als Freistunden entziehen wollen und können. Es war nicht der Wunsch, möglichst bald eine Pfarre oder ein Lehramt zu erhalten,

was ihn in der ersten Zeit fast ganz auf sein Studierzimmer bannte. Zu den Brotstudenten hat Lessing ja so wenig gehört, daß er geradezu als Beispiel für das Gegenteil angeführt zu werden pflegt. Er glaubte nicht, daß die Wissenschaft die Brücke sein müsse zum einträglichen Leben, daß derjenige die höchste Pflicht erfülle, der wacker das Tagespensum durchnimmt, den Blick starr auf die Anforderungen der Prüfungen gerichtet; daß demjenigen die Palme gebühre, dem das Studium nur die Ouverture ist zu Hausbau und Familiengründung. Als er sah, es gebe noch andere Wege als Bücher, um Wissen zu gewinnen, stürzte er ins Leben, zu neuen Erkenntnisquellen. Als er merkte, sein gesunder Geist und starker Charakter kämen mit dem kirchlichen Dogma nicht zurecht, verließ er die theologische Laufbahn. Als er die Gebundenheit des pädagogischen Studiums und seinen hochstrebenden Willen aneinander maß, gab er die Absicht auf, zu „professorieren". Nicht obwohl, sondern weil er die Wissenschaft liebte, hat er keines der Hauptämter angestrebt, zu denen die Fakultäten berechtigen. In dieser menschlichen wie geistigen Größe in der Jugend erinnern an ihn zwei Spätere, der eine, mit dem er die Universität, der andere, mit dem er eine Fürstenschule gemeinsam hat: Goethe und Schiller.

Im dritten Stock des Hauses Nr. 30 in der Grimmaischen Straße, in der die besseren Studentenwohnungen lagen, finden wir um die Zeit der Messe den siebzehnjährigen Studenten wieder über seinen Büchern sitzen. Er bewohnte die Stube zusammen mit dem Afraner Fischer, den wir schon kennen, und der mit ungeheurem Fleiß im Sinne des Konrektors Höre die alten Sprachen ergründete. Sicherlich war es für ihn das beste, den Ansprüchen der Wissenschaft durch ein gutes Examen gerecht zu werden. Bei der Grundverschiedenheit der Ansichten verstanden die beiden einander wenig, und es kam zu manchem Streit. Trotz der Anerkennung von Lessings Wissen soll Fischer, als er in Amt und Würden war, den einstigen Studienkameraden seinen Schülern als warnendes Beispiel vorgehalten haben, nach einer Überlieferung, die angesichts

von Urteilen, wie man sie oft genug hören könnte, nicht unglaubwürdig erscheint.

Und doch vergrub sich, abgesehen von dichterischen Stunden, auch Lessing ausschließlich in die Wissenschaft: „Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte." Der Bruder Karl erzählt, Lessing sei begierig aus einem Kolleg ins andere gelaufen und habe Bücher über Bücher auf seinem Zimmer aufgehäuft, ohne von dem einen wie von dem andern recht befriedigt zu werden. Fleißig las er Wolffs deutsche Schriften. Nur wußte er nicht recht, zu welcher Fakultät er sich schlagen sollte. Zum Theologen fehlten ihm, wie er nach dem Bericht des Bruders erklärte, „Sprache, Körper und Denkart". Sechs Jahre gilt er als der Medizin Beflissener, und er selbst hat scherzhaft erzählt, die erste Universitätsvorlesung, die er gehört, sei über Geburtshilfe gewesen. Im Grunde aber trieb er doch Philologie, und er wäre vielleicht mehr darauf bedacht gewesen, ein rechter Philologe von Fach zu werden, hätte ihm die Universität mehr Eigenes und Innerliches geboten. Aber die Professoren begnügten sich in der Regel, nach einem Kompendium zu lesen, Erklärungen einzuschieben und eigene geisttötende Paragraphen zu diktieren, was denn alles nicht sehr anregen konnte. Oft reichte die gesamte Studienzeit nicht aus, um ein einziges Kolleg zu hören. Die Wittenberger Universität mußte sich mehrfach (1728, 1735, 1740) kurfürstliche Reskripte deshalb gefallen lassen. Der Theologe Carpzow soll gar zur Erklärung der ersten neun Jesaiakapitel ein Jahr gebraucht, der Tübinger Pregizer vollends fünfundzwanzig Jahre lang allein über Jesaia gelesen haben, um ihn zu Ende zu bringen. Damit ging Hand in Hand ein bis auf die Spitze getriebenes Selbstgefühl der Vortragenden, die fast sämtlich Magnifizenzen waren, denn der einmal von sämtlichen Magistern gewählte Rektor behielt die Würde des Magnifikus nach Abtretung des Amts. Starb die Witwe eines ordentlichen Professors, so wurde, wie Treitschke im „Burkhard Mencke" berichtet, eine lateinische Rede gehalten und ein Programm geschrieben. Vor dem zeitweiligen Rektor präsentierten die Stadtsoldaten das Gewehr.

Man kann sich eine erhabenere Stellung der Wissenschaft im mittelalterlichen Sinne wohl nicht denken.

Lessing kam alles dieses gewiß weniger erhaben vor, und wir begreifen, daß er in einem Brief 1754 bekennt, studiert habe er zwar, man setze ihn aber in große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was! Als er nach Leipzig kam, fand er für 1746 eine große Menge Vorlesungen angekündigt, von denen uns indes nur wenige interessieren. In der theologischen Fakultät zeigte der Dekan Deyling die Ausübung der Regeln der Exegetik am Römerbrief. Börner erklärt den Korintherbrief und liest Hermeneutik, Teller trägt über die Sünde vor, Hebenstreit erklärt die Propheten und führt in die alttestamentliche Philologie ein. In der philosophischen Fakultät trägt der Dekan Gottsched die Geschichte der ältesten Philosophie vor und liest über Poetik, Christ liest über das Altertum, Joecher über Kirchengeschichte „nach Schmid", Literaturgeschichte „nach Heumann", über Staatengeschichte „nach Gebauer", Winckler über Epiktet und die Stoiker, Müller über Logik, Ludovici über dasselbe Fach nach Wolffs Kompendium, und Knapp kündigt an, daß er „Anreden an die studierende Jugend halten und sie darin zu Frömmigkeit, Fleiß und Sittsamkeit ermahnen" werde.

Von den hier Genannten trat Lessing etwas näher durch großzügige Auffassung, reiches Wissen und feines Urteil Johann Friedrich Christ, der damals im Alter von vierundvierzig Jahren stand. Gleichfalls Schüler von ihm waren Klotz und Heyne, der ihn in seiner Selbstbiographie einen Mann von Eleganz, seine Vorlesungen aber abschweifend nennt. Nach Lessings Urteil von 1749 gehörte Christ zu denen, „die mit einer ausnehmenden Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack verbinden". „Nur solche Männer", fügt er hinzu, „können uns die Alten nach Würden rühmen und solche großen Muster ohne Verlegenheit nachahmen." Mit Gottsched konnte Christ um so weniger zurecht kommen, als er über deutsche Literatur andere Ansichten hegte, ja, der poetischen Majestät entgegenzuarbeiten sich erkühnte. In seiner Altertumswissenschaft blieb er nicht einseitig bei der Texterklärung stehen. Er war zugleich

verständnisvoller Archäologe, hierin ein Vorgänger und Lehrer Winckelmanns, und behandelte, was Lessing später zugute kam, die erhaltenen Denkmäler, vor allem den Laokoon, die Kunst des Reliefs und Steinschneidens und im besonderen die Gemmenkunde, so daß Lessing im siebenundzwanzigsten antiquarischen Brief sich dankbar seiner erinnert: „Ich mag noch von Christ lesen was ich will, ich lerne immer etwas.“ In der antiken Dichtung gehörten Christs Neigungen Anakreon und Horaz. Plautus sowie Phädrus bevorzugte er in seinen Kollegien. Hat er mithin durch die Richtung seiner Studien unverkennbar auf Lessing gewirkt, so fast noch mehr durch die Methode. Wie sein großer Schüler schrieb er „Rettungen“: H. C. Agrippas, Macchiavells, Huttens und, Lessing vorarbeitend, des Cardanus. Seine klare Sprache, seine schonungslose Analyse befähigten ihn zu einem wirklichen Lehrer dessen, der in seinen Abhandlungen die Muster deutscher Prosa schuf.

Viel weniger bedeutete neben Christ ein Mann, der, noch um fünf Jahre jünger, auf Lessing nicht ohne Wirkung blieb, Johann August Ernesti, Theologe und Philologe zugleich. Heyne setzte ihn unter seinen Lehrern an die erste Stelle und pries besonders seine Ordnung und Gründlichkeit. Er führte die Linie der formalen Gelehrsamkeit von St. Afra für Lessing fort, betonte aber zugleich, der literarische Geist und der sachliche Sinn eines Werkes ständen höher als dessen Stil. Wie er selbst von Lessing geschätzt wurde, so hat er später auch dem Herausgeber der „Fragmente“ seinen Beifall nicht versagt. Er ist ein halbes Jahr nach seinem größten Schüler gestorben. Während Lessing Gottscheds breiten Vortrag über „Poetik nach der Regel einer gesunden Kritik“ nur einige Stunden ertrug, zog es ihn lebhaft wieder zu einem Mathematiker: Abraham Gotthelf Kästner, der auch „Colloquien über philosophische Streitfragen“ abhielt. Leben, Wissenschaft und Kunst waren für ihn Exempel, die restlos aufgehen mußten, sollte er sie anerkennen. Lessing weiß ihn später nicht genug zu rühmen, und die Verbindung dieser beiden reinen Verstandesnaturen hat auch nie ganz aufgehört. Kästner war gelegentlich

Epigrammatiker, und sein Schüler nahm später gern Beiträge von ihm in die „Vossische Zeitung“ auf; zwanzig Jahre nach Lessings Eintritt in Leipzig haben sie sich wiedergesehen und von den Zeiten, da sie philosophische Probleme lösten, geplaudert.

Lessing nahm sich, unzufrieden mit dem wenigen, was ihm in Vorlesungen geboten wurde, auch die Werke seiner Lehrer nebst den dazu gehörigen Quellen vor, und wer weiß, ob seine Entwicklung nicht doch die eines seßhaften Fachgelehrten hätte werden können, wenn er nicht in Leipzig gewesen wäre. Kästner stellte ihm am 12. Oktober 1746 folgendes Zeugnis aus: „Über den Fleiß und die Fortschritte des Herrn Gotth. E. Lessing, der unter dem Rektor Magnifikus Kapp in das akademische Verzeichnis eingetragen worden, vermag ich um so sicherer alles Beste zu bezeugen, da er bei den Disputationen über philosophische Gegenstände mit Freunden, unter meiner Leitung, sich als einen erwiesen, der richtig zu denken und seine Gedanken klar und elegant zu entwickeln gelernt hat, so daß ich von seinen Studien nur das Trefflichste erwarten kann.“ Aus den erst 1912 veröffentlichten Kästnerbriefen erfahren wir Neues über die Beziehungen der beiden Männer zueinander. Lange nach Lessings Tode, 2. Oktober 1790, schreibt Kästner aus Göttingen an Kant: „Lessing war das letzte Mal auf seiner Rückreise aus der Pfalz hier, und bei unsern Gesprächen über die jetzige Philosophie äußerte er die Hoffnung, es müsse damit bald anders werden, denn sie sei so seicht geworden, daß die Seichtigkeit selbst bei Leuten, die nicht viel Nachdenken anwenden wollen, sich doch nicht in Ansehen erhalten könne“; und am 10. Oktober 1793 an Nicolai: „An Lessing erinnere ich mich von Leipzig aus nach Chr. Mylius' Tode geschrieben zu haben. Mit Mylius hatte ich einen sehr häufigen Briefwechsel, er meldete mir Berliner gelehrte Neuigkeiten und ich ihm Leipziger. Soviel ich mich erinnere, wünschte ich damals, daß er die Korrespondenz statt Mylius fortsetzen möchte. Ich hatte ihm untereinander deutsch, französisch und englisch geschrieben. Er antwortete mir: mein Brief habe drei Zungen wie Zerberus und alle drei gleich giftig. Zum Briefwechsel à la Mylius aber hatte er

keine Luſt und tat ganz klug daran. ... Hierher hat er mir ſeine Trauerſpiele, Sinngedichte, den Berengarius uſw. geſchickt." Auch hieraus erſehen wir, daß Leſſing ſelbſt in dem Verhältnis zu verehrten Lehrern der Geſuchte, Gebende, Ablehnende war. Außer Käſtner beſtätigte Dr. C. F. Hundertmark 1748 Leſſing, er habe ſeine Vorleſungen „über Chemie mit großem Fleiß und eben ſo großer Ausdauer" gehört.

Ob die Ausdauer in dieſem Fall beſonders anerkennenswert war, wiſſen wir nicht; das wiſſen wir aber, daß die Vorleſungen Leſſing nicht ausfüllen konnten. Sein Durſt trieb ihn zu Quellen, und ſo wandte er zunächſt den Buchſtaben den Rücken, um ins Leben zu tauchen. Laſſen wir ihm hierüber ſelbſt das Wort, in dem berühmten Brief an ſeine Mutter vom 20. Januar 1749, wo er auf dieſen kritiſchen Augenblick zurückſchaut:

„Hoch zu ehrende Frau Mutter!

Ich würde nicht ſo lange angeſtanden haben, an Sie zu ſchreiben, wenn ich Ihnen etwas Angenehmes zu ſchreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu leſen, müſſen Sie eben ſchon ſo ſatt ſein, als ich bin ſie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das Geringſte davon in dieſen Zeilen finden werden. Ich beſorge nur, daß ich bei Ihnen in dem Verdachte einer allzu geringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge nur, daß Sie glauben werden, meine jetzige Aufführung komme aus lauter Ungehorſam und Bosheit. Dieſe Beſorgnis macht mich unruhig. Und wenn ſie gegründet ſein ſollte, ſo würde mich es deſto ärger ſchmerzen, je unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen Ihnen meinen ganzen Lebenslauf auf Univerſitäten abmalen darf, ich bin gewiß verſichert, Sie werden alsdann mein jetziges Verfahren gütiger beurteilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewiſſen Überzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im kleinen ſehen kann. Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit

mir selbst beschäftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott. Dieses Geständnis kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: soll ich sagen, zu meinem Glück, oder zu meinem Unglück? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott! Was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr. Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eigenen Beurteilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle. Sie wissen selbst, wie ich es anfing. Ich lernte Tanzen, Fechten, Voltigieren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Übungen soweit, daß mich diejenigen selbst, die mir im voraus alle Geschicklichkeit darin absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste getan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster ebensosehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an anderen

Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst. . . ."

Lessings Sehnsucht nach wirklichem Leben, nach Umgang mit Menschen, die nicht Gelehrte, die nur Menschen zu sein brauchen, schuf ihn innerlich und äußerlich um und führte ihn in die Arme des Theaters. Nur in Leipzig war das möglich, denn seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts war das sogenannte Theater in den Händen herumziehender Schauspieler meist niedriger Bildung, deren Repertoire aus groben Haupt- und Staatsaktionen, blutigen Heldenstücken und elenden Possen bestand. Die Hauptrolle hatte oft der Hanswurst oder Harlekin. Ganz anders in dem Musentempel der Neuberin.

In der Nikolaistraße, im Seitengebäude des Quandtschen Hofes, war die Stätte, wo die Neuberin herrschte. Lessing rühmte ihr in der „Hamburgischen Dramaturgie" nach, Deutschland habe ihresgleichen nicht wiedergesehen. „Die größte Meisterin im Lust- und Trauerspiele" besaß zugleich „männliche Einsichten und eine vollkommene Kenntnis ihrer Kunst". Am 9. März 1697 zu Reichenbach geboren, hatte sie trotz guten Unterrichts auch in Französisch und Latein doch eine harte Jugend, da ihr Vater, der Gerichtsinspektor Weißenborn, von roher, leidenschaftlicher Gemütsart war. Seiner Frau warf er einst einen vierpfündigen Hammer nach, weil sie nicht die von ihm gewünschte Haube aufsetzen wollte. Er hatte also entschieden Charakter. Als Friederike Karoline fünfzehn Jahre alt war, hängte sie ihr Herz an einen langen, blassen Rechtsstudenten namens Gottfried Zorn, der, ebenso blond wie sie, in ihres wenig rechtskundigen Vaters Gerichtsstube arbeitete. Da der Alte die Liebelei merkte, warf er seinem Töchterchen einen Schlüsselbund an den Kopf und verprügelte Mutter Zorn, die Schustersfrau, regelrecht „mit der Karepritsche". Die Liebenden flohen, und Rikchen, die schon früher einmal weggelaufen war, verkaufte ihr schönes

Haar für eineinhalb Taler — in der Perückenzeit stand es hoch im Preise. Der Steckbrief Weißenborns jedoch erreichte sie bald, und nun saßen beide sieben Monate in einem „furchtsamen Gefängnis“ und tranken ihr Wasser „mit Jamer“. Gottfried, reichlich abgekühlt, schwur tapfer, der Verführte zu sein. Freigelassen, lebte Friederike eine Weile so fort, bis ihr von Podagra gepeinigter Vater sie einst wieder so heftig mißhandelte und einschloß, daß sie zum Fenster ihrer Wohnung in der Schneeberger Straße hinaussprang und, aufgefangen von der Gartenhecke, davonlief, um sich inbrünstig ihrem neuen Verehrer Johann Neuber, einem Zwickauer Primaner, in die Arme zu werfen; und die hielten sie dieses Mal fest. Das war 1717. Die Spiegelbergische Komödiantentruppe, die gerade in Weißenfels spielte, nahm sie als Mitglieder auf. Im nächsten Jahre ließen sie sich in Braunschweig trauen. Als sich nach einem Jahrzehnt die Hoffmannsche Truppe auflöste, zu der sie inzwischen übergegangen waren, gründeten sie eine eigene Bande und errichteten, im glücklichen Besitz des Hoffmannschen Hofprivilegs, im Leipziger „Fleischhause“ eine eigene Bühne, deren Mitglieder nach und nach die besten Künstler wurden. Die Junggesellen hatten freien Tisch bei ihr, die jungen Mädchen waren alle ihre Pflegetöchter. Unnachsichtig war die Neuberin geb. Jungfrau Weißenborn in Liebessachen: Trennung oder sofortige Ehe! Von dem Magister Gottsched bemerkt, begann sie mit seiner Unterstützung den üblichen Spektakelstücken den Krieg zu erklären und „regelmäßige“ Dramen französischer Schule aufzuführen. Seitdem ihr Repertoire als Gottschedsche Fanfare gelten konnte, war ihr Ehre und Ruhm in Leipzig sicher. Tatsache ist, daß die Neuberin, hinter der ihr Mann wohl doch zurücktrat, um die Palme echter Kunst rang, daß sie praktisch das Schauspiel aus den Tiefen anzüglicher Possen und hohler Deklamation emporzureißen suchte. Die einzigen Vorbilder, die sie fand, bot ihr ja Gottscheds Schule mit dem Hinweis auf Frankreich.

„Ich bin zu Hui und verderbe oft mit meiner Geschwindigkeit mehr, als man hernach gut machen kann“, gesteht sie selbst. Feier-

lich verbannte sie den Harlekin von der Bühne, um ihn dann als „Hänschen" wieder einzuführen. Gastspielreisen führten sie nach Dresden, Braunschweig, Lübeck, Hamburg, Frankfurt, Straßburg, Wien und St. Petersburg, ohne daß sie doch dauernden Erfolg gehabt hätte. Unglückliche Zufälle trafen sie, z. B. der plötzliche Tod der Kaiserin Anna, als sie in Rußland ankam. Diese Landestrauer, die jedes Spiel unmöglich machte, erschöpfte ihre Kasse ganz. Ihres Privilegs beraubte sie in ihrer Abwesenheit der Schwiegersohn der Hoffmanns namens Müller, der geschickt den Regierungswechsel in Sachsen ausnutzte, und erst nach zahllosen Bittschriften erhielt sie 1737 die neue Spielerlaubnis. Nun spielte sie vor dem Grimmaischen Tore, danach erst in Quandts (damals Zotens) Hofe. Aber die Oper kam auf, italienische Banden durchzogen auch Leipzig. Verspottet von den Hamburgern, die ihr den fehlenden Harlekin nicht verziehen, brach sie zu ihrem Unheil nun auch mit dem allmächtigen Pedanten Gottsched, der die Aufführung der „Alzire" in der Übersetzung seiner Frau verlangte, während sie bisher in Hamburg diejenige Stüvens benutzt hatte. Ihre Kostüme in Stücken der Antike, z. B. Perücke und Galanteriedegen, waren Gottsched nicht antik genug. Daraufhin ließ sie spöttisch im dritten Akt seines „Cato" die Schauspieler in langen fleischfarbenen Gewändern erscheinen, die bis auf die Fußspitzen fielen, und am 18. September 1741 brachte sie ihn, den Herausgeber der „Vernünftigen Tadlerinnen", zur unbändigen Heiterkeit der Leipziger in der Person des Tadlers auf die Bühne, der eine Blendlaterne in der Hand und eine Sonne von Flittergold auf dem Kopfe trug. Wir verstehen nun Gottscheds Urteil über seine einstige Schülerin besser, als er in seinem „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" Bielfelds „Progrès des Allemands" besprach (II, 905): „Nun kommen wir auf die Lobrede einer vormals berufenen Komödiantin, der man hier die Ehre tun will, sie für die Verbesserin der deutschen Bühne auszugeben, da sie doch weder Grund noch Regel des Theaters verstanden und weiter nichts als eine gute Schauspielerin gewesen." Hatten doch die Schweizer die Verhöhnung

Gottscheds durch Rosts „Vorspiel“ in ihren „Kritischen Untersuchungen“ fröhlich wieder abgedruckt. Das war zuviel. Mit der Neuberin ging es nun abwärts. 1740 gründete Schönemann, 1749 Koch eine Konkurrenztruppe. Heydrich und die beiden Lorenz gingen 1748 nach Wien, der getreue Suppig starb. Die Anwerbung der jungen Döbbelin und Witthöft konnten sie nicht mehr retten. 1750 löste sich ihre Truppe in Zerbst auf; mit deren kümmerlichen Resten hielt sie sich bis zum Ausbruch des Krieges. Da aber stoben die letzten Mitglieder auseinander, und sie selbst blieb hilflos in Dresden mit ihrem Mann am Wege liegen, bis sich der Leibarzt des Königs, Dr. Löber, ihrer erbarmte und ihnen eine Stube in seinem Hause anwies. 1759 starb dort Friederikens allzeit getreuer Eheliebster; einquartierte Soldaten begruben ihn. Und sie selbst, die Königin der Bühne?

Elbaufwärts hinter Blasewitz bei Dresden liegt der Luftkurort Laubegast, in dem zur Zeit des siebenjährigen Krieges Bauernhütten an Stelle der heutigen Villen standen. Dorthin floh die alte, vergrämte Frau, als das Löbersche Haus 1760 dem Bombardement zum Opfer fiel. Niemand wollte ihr Obdach gewähren. Endlich wies der Bauer Georg Möhle der Schwerkranken eine kleine Kammer an, wo sie sterben konnte. Da soll sie auf die Knie gesunken sein mit dem Gebet: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.“ Am 30. November erlöste sie der Tod. Ihr Sarg mußte heimlich über die Kirchhofsmauer geschafft werden, da der Pastor ihr als Schauspielerin die geweihte Erde verweigerte. Aber schon 1776 errichteten Verehrer ihr dort ein Denkmal.

Als Lessing nach Leipzig kam, war sie bereits neunundvierzig Jahre alt. Ihre Jugend hatte sie sich indessen ganz bewahrt. Von vollen Körperformen und gleichwohl anmutig leichter Gestalt, besaß sie ein schmales Antlitz mit regelmäßigen Zügen und klarem, freundlichem Blick, und so erleichterte ihr das Äußere, sich in erster Linie mimisch zur Geltung zu bringen. Weiße fand in Paris keine Schauspieler, die er ihr hätte an die Seite setzen

können, und das gleiche erklärte er für Koch, das Hauptmitglied ihrer Truppe.

Der Tragiker Koch, 1703 in Gera geboren, schloß sich der Neuberin als vierundzwanzigjähriger Student an. Er wurde ein bedeutender Darsteller und einer der größten Bühnenleiter. Goethe, der ihn 1766 sah, rühmte ihm „eine trockene Heiterkeit und eine gewisse künstlerische Gewandtheit" nach. Besonders gut verkörperte er Molières Charaktere. Als Theaterdirektor ist er 1775 in Berlin gestorben. Erster Held und Liebhaber war Heydrich (1714—87), ein früherer Student der Medizin. Komische Rollen vertrat vor allem der Böhme Bruck (1711—1765). Ihm lag besonders der volkstümlich-drollige Zug. Von der Neuberin nächst Koch mit dem Herzen begünstigt wurde Suppig (1710—50), der den Beinamen „der Schöne" hatte, und dem die Rollen der Chevaliers und Bonvivants zufielen. Wolfram, der Lessings „Jungen Gelehrten" spielte, hatte bis 1745 in Leipzig studiert; später führte er ein unstetes Wanderleben, das ihn auch nach Holland verschlug. Bald nach Lessing ist er im Elend gestorben. In Müller besaß die Bühne einen guten Tänzer. Von den Schauspielerinnen war neben der Neuberin deren Pflegetochter, Katharina Magdalene Cleefelder, die bedeutendste. 1719 geboren, ging sie, von der Neuberin als Talent erkannt, zur Bühne, heiratete in Danzig den Schauspieler Klotzsch und nach dessen Tode den berühmten Brückner. Sie spielte nach 1771 in Berlin und wurde noch von Friedrich Wilhelm II. ausgezeichnet. Engere Beziehungen zu Lessing hatten die beiden Lorenz, Mutter und Tochter, die aus Nürnberg stammten. Die Tochter Christiane Friederike interessiert uns besonders, da man auf ihren Namen einen Herzensroman Lessings gegründet hat. 1729 in Zittau als Tochter eines Puppenspielers geboren, ging sie nach des Vaters Tode mit der Mutter zur Neuberin und dann nach Wien, wo ihre Mutter nicht mehr spielte und sie selbst zunächst im Stegreifluſtspiel auftreten mußte. Dort heiratete sie den Schauspieler Huber, der aber bald starb. Eva König, die sie als Claudia 1772 bewunderte, und Lessing, der

sie drei Jahre später wieder sah, fanden sie noch als Witwe. Einige Monate nach diesem Wiedersehen heiratete sie zum zweiten Male. Als Madame Weidner erhielt sie zur Feier ihres vierzigjährigen Dienstjubiläums als erste Schauspielerin Deutschlands die große goldene Ehrenmedaille. Am 14. November 1799 ist sie gestorben. Lessings Beziehungen zu ihr mögen vielleicht zart gewesen sein; tief aber waren sie nicht. Am 27. Juni 1772 schreibt er an Eva: „Daß Sie die Bekanntschaft von Madame Huber gemacht, ist mir sehr angenehm. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon einmal erzählt, daß ich sie als Mademoiselle Lorenz gekannt. Ich weiß auch nicht, ob sie selbst sich dessen noch erinnert. Wenigstens sind es nahe an fünfundzwanzig Jahre, daß ich sie zuletzt gesehen; und in solcher Zeit kann man, glaube ich, noch vertrautere Bekanntschaften vergessen, als die unsrige gewesen." Und am 15. Juli versichert Eva: „Sie hat meines Erachtens in der größten Vollkommenheit gespielt. Wenigstens ich habe in meinem Leben keine Rolle so ausführen sehen und bei keiner das empfunden, was ich bei ihr empfand." J. H. Müller meinte sogar: um die Lorenzin zu ersetzen, seien drei Schauspielerinnen notwendig. Als sie in Danzig gastierte, wurde sie, wie eine alte Handschrift verrät, als Ximene in Corneilles Cid gerühmt. Unterstützt wurde ihre Kunst durch ein so anziehendes Äußeres, daß die jungen Leipziger Studenten wohl närrisch werden mochten. Der lose Mylius dichtete das „Bildnis der Liebe":

Muntern Reiz, Scherz und Vergnügen
Mal' in Stellung, Tracht und Zügen,
Du erreichest meinen Sinn:
Male mir die Lorenzin.

Und ein anderer, vielleicht Lessing selbst:

An die J. L. (Jungfer Lorenzin).
Natürlichs Ebenbild der Liebe
Nimm hier dein künstlich Ebenbild,
Das, wenn man dich auch drüber schriebe,
Doch seines Meisters Schwäche schilt.

Dem Maler laß es nicht entgelten,
Wenn dir dies Bild zu wenig gleicht,

Nur auf das Urbild mußt du schelten,
Wenn dich sein Pinsel nicht erreicht.

Dich ähnlichstes von allen Bildern
Hat die Natur hervorgebracht:
Jedoch wie kann ein Künstler schildern,
Was die Natur vollkommen macht.

Wenn wir von hier aus an die Contiszene denken, wird uns klar, daß die anmutige Leipziger Herzensbrecherin sich als körperliches Urbild der Emilia Galotti nicht würde zu schämen brauchen.

Was das Theater der Neuberin für Lessing bedeutete, konnte auch er ganz erst später ermessen. Zunächst entfaltete sich auf ihrer Bühne für ihn eine ungekannte Welt. Man mag sich vorstellen, wie der Klosterschüler, der sich für die Komödie in Büchern begeistert hatte, nun die Gestalten seiner Phantasie leibhaftig vor sich wandeln sah, wie begierig er das für ihn so neue poetische Leben einsog! Die Gesellschaft eines um drei Jahre älteren Freundes, des Studenten der klassischen Philologie Christian Felix Weiße, der ein Jahr vor ihm nach Leipzig gekommen war, die Neubersche Gesellschaft bereits in Altenburg gesehen hatte und eine wahre Leidenschaft für das Theater hegte, entschädigte ihn für den Umgang mit dem bisherigen Stubengenossen. Weiße hatte mit Lessing zwei Dinge gemein, die meist zusammen gehören: Armut und Dichtkunst. Aus einem Geschlecht von Predigern stammend, war sein Vater Rektor in Annaberg geworden, wo ihm 1726 Christian Felix geboren wurde. Vom Vater erbte der Sohn eine poetische Ader und die Neigung zur Komödie. Originell war er indessen nur in der Operettendichtung. Lessings längerer Verzicht auf dramatisches Schaffen ließ ihm freien Spielraum. Jede Zeit lehrt, daß der kleine Geist gewinnt, wenn der große nicht vorhanden ist oder feiert. Nur so verstehen wir Weißes damalige Beliebtheit als Dichter. Auch er fühlte sich besonders zu Christ und Ernesti hingezogen und von Gottscheds Rednerübungen abgestoßen wie Lessing. Und doch, stellen wir diese beiden nebeneinander, so entdecken wir einen auffallenden Gegensatz, der schon äußerlich kenntlich wird.

Lessing war von gedrungener, kräftiger, mehr als mittelgroßer Gestalt und regelmäßigem Gliederbau. Seine Haltung war edel und natürlich. Das gerade und frei auf dem kräftigen Halse sich erhebende Haupt war von vollem, langem, hellbraunem Haare umwallt; aus dem offenen, hellen, weitreichenden, tiefdunkelblauen Auge leuchtete ein lichter Geist; das wohl gerundete, frische Antlitz zeugte, wie sein ganzes Wesen, von quellendem Leben. Seinen Freund Weiße charakterisierte eine gefällige Liebenswürdigkeit, die über sein ganzes Äußere verbreitet war. Nach dem Ideal der männlichen Schönheit war sein Knochenbau zu fein, Hand und Fuß zu klein und zu weiblich gerundet, der Körper zu stark und die Schwäche der Muskelkraft zu sichtbar. Seine Knie waren etwas einwärts gebogen. Aus dem Auge strahlte ein sanftes Feuer und eine unbeschreibliche Anmut, Güte und Freundlichkeit hervor. Ein seitwärts gerichteter Blick war ihm eigen. Dem entsprachen die Charaktere, soweit sie schon damals deutlich sich abzeichneten. Lessing war kühn und zum Widerspruch geneigt, Weiße sanft, gutmütig und furchtsam; Lessing anspruchsvoll, Weiße ein Muster der Bescheidenheit; Lessing vorwärtsstürmend, eine rastlose Wander- und Kampfesseele, Weiße eine in sich zurückgezogene Natur, die jede Beunruhigung scheute. Gleichwohl schlossen sie, durch J. A. Schlegel zusammengeführt, eine Freundschaft, die, abgesehen von einem späteren literarischen Zwist, ihr persönliches Leben durchdauerte. Weiße lebte auch später in Leipzig als Steuereinnehmer. Lessings geistiger Vertrauter war er gerade nur ein Jahr, auf das er aber auch stets als auf das bedeutendste seines Lebens zurückgesehen hat. Beim zweiten Leipziger Aufenthalt weihte Lessing ihn in seine Ideen und Pläne nicht mehr ein. Weißes Selbstbiographie, die nach seinen Notizen und in seinem hinterlassenen Auftrage von seinem Sohn und Schwiegersohn herausgegeben wurde, erzählt, die Freunde hätten „sich so innig vereinigt, daß sie keinen Tag ohne einander hinbrachten, und da Lessing schon mit vorzüglichen, zumal philologischen Kenntnissen genährt, von der Meißener Fürstenschule gekommen war, so gewann Weiße nicht wenig durch dessen Umgang. Jener teilte ihm alle seine

Ideen mit, lehrte ihn die beste und neueste Literatur kennen, machte ihn mit der englischen Sprache bekannt und kritisierte mit ihm alles, was sie lasen und hörten, wodurch sie beiderseitig ihre Urteile berichtigten. Es waren glückliche Stunden, welche sie miteinander verlebten, an welche Weiße nie ohne frohe Empfindungen zurückgedacht hat." Weiße habe, hören wir weiter, Lessing in allem für seinen Meister erkannt. „Sie aßen lieber trockenes Brot, ehe sie das Theater einmal versäumt hätten." Durch dramatische Übersetzungen verschafften sie sich Freibilletts und wetteiferten auch im Entwerfen eigener Dramen. Nur die wirklich gedeihenden Entwürfe scheinen sie einander nicht vorzeitig mitgeteilt zu haben; Weiße nicht seine „Matrone von Ephesus", Lessing nicht seinen „Jungen Gelehrten".

Kästners philosophische Übungen wurden das erste Bindeglied zwischen den beiden Freunden und Mylius, der das ehrsame Kamenz um Heinitzens willen in Aufruhr gebracht hatte und jetzt durch Privatunterricht sein Leben fristete. Sieben Jahre älter als Lessing, stach Mylius in seiner äußeren Erscheinung lebhaft von dem eleganten Leipziger Studenten ab. Abgetretene Schuhe, zerrissene Strümpfe und schäbige Kleider pflegten ihn auszuzeichnen. Sein Leichtsinn ging so weit, daß er monatelang auf jedes selbständige Nachtquartier Verzicht leistete und von Kommilitonen durchgefüttert wurde. Dennoch achtete ihn Lessing bald als bedeutenden Kopf. Er studierte Naturwissenschaft und gab auch die Zeitschrift „Der Naturforscher" heraus, für die Lessing gelegentlich beisteuerte.

Die Naturforschung erwachte in jener Zeit. 1741 wurde Euler von Petersburg nach Berlin berufen, 1744 begann die Naturforschende Gesellschaft in Danzig „Versuche und Abhandlungen" herauszugeben. Die Forschungsreise gewann das Interesse weiter Kreise. 1731 erforschte Hebenstreit im Auftrage Augusts I. von Sachsen Algier, Tunis und Tripolis. 1733/43 durchzog Gmelin Sibirien. Noch zu Lessings Zeit ergründete der Zoologe Ural das nach ihm genannte Gebirge, Niebuhr Arabien und den indischen Ozean, segelte Cook mit den beiden Forster um die Welt.

Wir müssen uns dies vor Augen halten, um den Anschauungskreis Lessings und Mylius', der selbst später auf einer Forschungsreise durch seinen Leichtsinn zugrunde ging, verstehen zu können. Auch für diese Studenten gab es noch andere Dinge als Literatur. Gleichwohl war auch Mylius literarisch tätig, und seine Operette „Der Kuß", seine Lustspiele „Die Ärzte", „Der Unverträgliche" und „Die Schäferinsel" sind nicht schlechter als diejenigen Weißes oder anderer Zeitgenossen.

In Leipzig bestand damals ein literarischer Kreis, dessen Bestrebungen nach dem Abfall von Schwabes gottschedischen „Belustigungen" zum Teil in der unter dem Titel „Bremer Beiträge" bekannten Zeitschrift mündeten. Gärtner, Kühnert, Olde, Cramer, die beiden Schlegel, Rothe, Straube, Gemmingen, Rabener, Zachariä, Ebert, Gellert, Fuchs, Spener, Schmidt, Giseke und Klopstock gehörten diesem Kreise an. Lessing nie, fügen wir sogleich hinzu, vielleicht schon deshalb nicht, weil jene mit Mylius, der sogleich für das erste Heft der „Beiträge" einen Aufsatz lieferte, auf die Dauer nichts zu tun haben mochten.

Einzelne Mitglieder dieses zur Geschmacksläuterung gegründeten Dichterbundes, den Klopstocks entzückte Oden preisen, kannten sich schon von der Schulzeit her. Gellert, Rabener, Cramer und Gärtner waren Afraner wie Lessing. Gellert hatte Gärtner, der 1748 wie Ebert auf das Karolinum kam, den Abschiedsgruß von Meißen zugerufen. Wöchentlich einmal versammelte sich dieses junge Dichtergeschlecht, um eigene Poesie vorzutragen und wechselseitig zu beurteilen. Hier wurde als Spätling des Pietismus jener Freundschaftskultus mit seinem weibisch-süßlichen Ton fortgesetzt, der, geboren in dem Hallenser Kreise Pyra-Lange-Gleim, das Zeitalter der Empfindsamkeit über Lessings „Sara" hinweg bis hinauf zu Goethes edlerem „Werther" kennzeichnet. Bei den Leipzigern und ihren Wahlverwandten im Reiche stand die Freundschaft noch höher im Werte als die Liebe. Man träumt von künftigen Freunden, denen die Seele zufliegt, und besucht mit Andacht die Orte, an denen der Freund weilte. Umarmung und Kuß wechseln ab mit schlaflosen Nächten

und Klagen über den Mangel an Freundestreue. Freundesbriefen, die nicht gehörig mit Tränen benetzt waren, warf man Gefühlskälte vor. Traumwelt verband sich mit Wirklichkeit, und der Gedanke an Trennung oder Tod trieb die Freunde zu wehmütiger Klage. Die Sentimentalität ergreift die Familie, die Literatur, das öffentliche Leben. Klopstocks Oden, Richardsons rührselige Romane „Pamela" (1740), „Clarissa" (1748), „Grandison" (1753), Gellerts „Schwedische Gräfin" sind ihr dichterischer Niederschlag. Aber erst wirkliche Briefe zeichnen die ganze Unnatur dieses Wesens, das doch von den Krankheitserscheinungen des Altertums frei war. „Ich liebe Sie wahrhaftig mehr als alle Mädchen auf der Welt", schreibt der sonst so männlich-ernste Kleist am 15. Juni 1752 an Gleim, und demselben ruft Ramler im Februar 1751 zu: „Liebster Gleim, halten Sie doch Ihr Versprechen und kommen Sie in meine Arme. Nun lebe wohl, mein Daphnis, es küßt Dich Dein ewiger Freund Alexis." Am 29. Juni 1754: „Sehen Sie, hier schließe ich hundertzwanzigtausend Küsse hinein, geben Sie Herrn Klopstock davon zwanzigtausend." Im Dezember 1753: „Jetzt muß ich Ihnen nur noch sagen, daß Sie mein mir immer lieber, mir immer teurer Gleim sind, daß ich gewiß nicht mehr leben werde, wenn ich hören werde, daß Sie nicht mehr sind, daß ich oft von Ihnen heimlich etwas weine, etwas träume und sehr viel spreche, daß ich Ihr Bild über meinem Bette hängen habe. Adieu, mein bester, mein süßester Gleim. Ich sterbe Ihr zärtlichster Ramler." Diese unwahre Empfindelei widerte Lessing an. Nicht mit einem Wort ist er an ihr beteiligt. Er trauerte vielmehr, daß Klopstock und sein Kreis bemüht war, das Gefühl der gesunden Natur zu verdrängen. Auch die Frauenbedürftigkeit des Messiassängers, die sich neben dem Freundschaftskult durchsetzte, erschien ihm lächerlich. Die Literatur wurde ganz nach Freundschaft, Galanterie und Schwärmerei gerichtet; so verdarb sie im Laufe des Jahrhunderts den gesunden Sinn der Frau, und deren verbildeter Geist verdarb dann die Literatur. Für Lessing war das Gefühl etwas Hehres, Heiliges, Unaussprechbares, kein Werkzeug des Alltags, keine Jugend-

puppe, keine tränenfrohe Schwäche. Wie eine Insel ragt sein fester Sinn aus dem Gefühlsgewoge seiner Zeit empor, herzerfreuend und wegweisend. Sehr bezeichnend ist es, daß niemand so an ihn auch nur zu schreiben wagte.

Nun mutet es uns weniger seltsam an, daß Lessing und Klopstock in derselben Burgstraße wohnten — jener in der alten Baderei, dieser im Radikischen Hause — daß sie mehrere gemeinsame Bekannte hatten und doch nicht in nähere Berührung miteinander kamen. Mylius war zudem mit J. A. Cramer, Klopstocks Hausgenossen, befreundet, und mit dem armen von Hagedorn unterstützten Bauernsohn Fuchs, der noch 1796 in Meißen als Pastor lebte, hat Lessing Briefe gewechselt. Vom Frühling 1746 bis zum Frühling 1748 besuchten Klopstock und Lessing zusammen die Leipziger Universität, und doch wurde in dieser Zeit zu ihrem späteren literarischen und persönlichen Verkehr nicht der mindeste Grund gelegt, der doch vierzehn Jahre hindurch bis zu Lessings Tode ununterbrochen derselbe blieb. In Hamburg waren sie später wiederholt zusammen, plaudernd oder Schach spielend. Eine stärkere Annäherung erfolgte erst 1767. Noch drei Jahre früher schrieb Klopstock an Ebert, wohl in Erinnerung an die Angriffe der Literaturbriefe auf den Nordischen Aufseher: „Lessing würde wirklich mein Freund, sagen Sie. Ich zweifle gleichwohl noch immer ein wenig daran. Das Ding ist nicht so ganz in der Ordnung.“ Klopstock hielt sich, wie auch Voß bezeugt, in Lessings Gegenwart sehr zurück. Dabei verehrte er ihn nicht minder wie sein Vater und sein Bruder Ernst, den Lessing in Leipzig sah, während sie selbst einander auf Lessings Reise mit Winkler in Hamburg persönlich kennen lernten. Gern erkannte Lessing Klopstocks Lyrik, außer der geistlichen, und seinen Messias an. Die Dramen beurteilte er weniger günstig, und von der Hermannschlacht, die er ein „vortreffliches“ Werk, aber undramatisch nannte, sagte er: „Ich habe sie zweimal gelesen, aber zum dritten Male lese ich sie nicht.“ Klopstock sah zu Lessing auf. Er erkennt in der „Gelehrtenrepublik“ ihm und Gerstenberg den Rang von Unteraufsehern der Schaubühne zu, also den höchsten,

den ein Dichter erhalten kann, und läßt ein anderes Mal ihn von der Anklage der Nachahmung freisprechen. Nur je ein Brief ist von jedem der beiden an den anderen erhalten. Aber derjenige Klopstocks sagt mehr über ihr Verhältnis als alle andern Zeugnisse: „Gegen meine hiesigen Freunde nehme ich den hohen Ton eines Lehrers an. Allein ich liebe ihn so wenig, daß ich ihn kaum im Scherze haben mag. Also fort damit aus Neigung und Klugheit, weil ich bei Ihnen damit übel anlaufen könnte."

Auch Ebert, Lessings späterer Braunschweiger Freund, der schon 1748 auf Jerusalems Empfehlung Hofmeister am Karolinum wurde und Lessing nachher nach Wolfenbüttel zog, hat ihn in Leipzig kaum zu Gesicht bekommen. Soviel indessen darf man wohl annehmen, daß Lessing mit vielen von den Bremer Beiträgern kameradschaftlich oder gesellschaftlich oft zusammengetroffen sein wird. Von solchem Zusammentreffen zu geistiger Verbindung ist indes ein weiterer Schritt als von persönlichem Fremdsein und unpersönlich-geistigen Anziehungspunkten. Was Gellert betrifft, so hat Lessing auch ihn literarisch stets hoch geachtet, und Weiße wurde gar zwei Jahre lang dessen Tischgenosse. Gellert las sogar Weißes Gattin später seine ganze „Moral" vor. Lessing fand weder an dem Kreise dieser Schwärmer noch an Klopstocks Tränenreich Gefallen. Wenn er nicht mit Mylius und Weiße zusammen war, zog er die einfachere Gesellschaft des um mehrere Jahre älteren lustigen Ossenfelder vor, der sein Mitschüler zu St. Afra gewesen war und uns dem Namen nach schon durch jene poetische Epistel bekannt ist. Sie war aber nicht das einzige Erzeugnis seines schaffenden Genius. Ein Jahr nach Lessings „Kleinigkeiten" ließ er eine Sammlung von zwölf Gedichten erscheinen als „Lieder vor eines Freundes Hochzeitsgäste", die bis auf das letzte in seinen „Oden und Liedern" wieder aufzuerstehen suchten. Er nennt sich da stolz Mitglied der deutschen Gesellschaft in Jena, der auch Lessing angehörte. Immerhin fanden die leichten Verse Ossenfelders, der den Frauen nicht ängstlich aus dem Wege zu gehen pflegte, sogar ihren Komponisten. Auch im Lustspiel versuchte er sich. Er wurde später in Dresden Kanzleisekretär, hielt sich

in Göttingen, Marburg, Mainz auf und starb in Frankfurt a. M., wo er Privatunterricht erteilte, zwanzig Jahre nach Lessing.

Durch Mylius, der für die Neuberin bereits zwei Stücke geschrieben hatte, wurde Lessing, nicht zur Freude des warnenden Weiße, in den Kreis der Schauspieler eingeführt. Er durfte nun auch hinter die Kulissen schauen und lernte, wie er selbst sagt, „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen kann". Zeitweise kam er vielleicht sogar auf den Gedanken, selbst Schauspieler zu werden. Er beteiligte sich an den Übungen der Mimen, und diese haben sich seiner Ratschläge und seiner Kritik mit Nutzen bedient. Noch in Berlin bekannte Brückner, der dort mit ihm umging, daß er von Lessing die beste Anleitung zur Auffassung schwieriger Rollen und Belehrung in Deklamation und Gestikulation erhalten habe. Daneben blieb der lebensfrische Umgang auf den jungen Studenten nicht ohne Einfluß, und seine spätere Bemerkung, die Lorenzin habe es bei bloßer Koketterie bewenden lassen, beweist jedenfalls, daß diese Welt, die sich ihm erschloß, nicht die von St. Afra oder Kamenz war.

Aber noch eine andere Folge hatte für ihn die enge Fühlung mit der Bühne: er versuchte sich selbst als dramatischer Dichter und errang die ersten Lorbeeren durch seinen „Jungen Gelehrten". Ein Stück aus der Schule Gottscheds gefiel, so erzählt der Bruder Karl, allen Theaterbesuchern, nur Lessing nicht, und als man spöttisch meinte, Tadeln sei leichter als Bessermachen, holte er seinen Meißener Entwurf hervor, gestaltete die Handlung und zum Teil auch die Motive neu und bat zuerst den Professor Kästner und sodann auf dessen Ermunterung die Neuberin um ein Urteil. Diese nun, berichtet er selbst, erwies ihm „die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht leicht zu erweisen pflegte: sie ließ das Stück aufführen". „Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlänglich Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten." Als theatralisches Genie, als Sonne der aufkeimenden Nationalbühne von einer solchen Autori-

tät im praktischen Theaterwesen gefeiert, begann er sein dramatisches Können ganz anders einzuschätzen, und seine Lust am Schauspiel nahm so zu, daß sich nach seinem eigenen Ausspruch alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß die besonderen Umstände in Leipzig in dieser entwicklungsreichen Zeit des Lebens ihn von dem Gebiet, für das er geboren war, der wissenschaftlichen Kritik, abdrängten und auf ein anderes warfen, das er in der Öde St. Afras wie so vieles andere bereits erprobt hatte, dem er indessen doch nur von der Seite des Verstandes sich genähert hat. Wo ein Lessing hintrat, schuf er neues Leben. Außerordentliches hätte er in jedem Beruf geleistet. Was ihn dazu befähigte, das war die wunderbare Klarheit des Geistes, die in seiner Poesie wie in seiner Prosa immer aufs neue überrascht. Sie gab ihm in erster Linie die Kraft, die ihn neben Goethe und Schiller zum Genie erhebt, neue Gedanken in neuer Form als eine gewaltige Saat in die Welt zu werfen.

Aus mehr als einem Grunde wurde die enge Berührung mit dem Theater und das erste Lob seines dramatischen Schaffens für ihn bedeutungsvoll. Es trat für ihn einer jener wichtigen Augenblicke im Leben ein, in denen der Mensch von Grund aus über sich selbst und seine Bestimmung nachdenkt, in denen er zurück und vorwärts schaut. Bei Lessing gestaltete sich dieser Augenblick im wahrsten Sinne dramatisch, zu einer Komödie im kleinen, durch das Eingreifen seiner Familie, die in Kamenz mit Entsetzen über das Treiben des Sohnes Nachrichten erhalten hatte. Nicht nur mache Gotthold kein Geheimnis daraus, daß er mit der Theologie nichts mehr im Sinne habe, sondern er verfertige auch Gedichte im Stil Anakreons über Wein und Liebe, gehe vertraut mit dem berüchtigten Freigeist Mylius um, besuche das Theater, verkehre mit Schauspielern und — hier mochten dem würdigen geistlichen Paare Gedanken und Sprache versagen — Schauspielerinnen. Verweigerten doch noch die Geistlichen nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. den Schauspielern sogar des ersten privilegierten preußischen

Theaterunternehmers Hülfer das christliche Begräbnis. Sollte es gar möglich sein, daß Gotthold mit einer eigenen Komödie auf der Bühne auftreten wolle? Der Pastor schrieb einen Brief, in dem er alles dieses zur Sprache brachte und andeutete, das Kamenzer Stipendium sei nur für Beflissene der Gottesgelahrtheit bestimmt. Obwohl Lessing des Vaters Auffassung verstehen konnte, schmerzte es ihn doch, von den Nächsten verkannt zu werden. Er eilte entrüstet mit dem Brief zu Weiße und erklärte ihm in der ersten Aufwallung, deren Stärke er ja von dem Vater geerbt hatte, nun wolle er den Theaterzettel des „Jungen Gelehrten" mit voller Unterschrift seines Namens an alle Kamenzer Ratsherrn schicken. Nur schwer ließ er sich von Weiße beruhigen. Endlich aber begnügte er sich mit einer brieflichen Verteidigung seiner Lebensart. Der Beifall, den seine Komödie ihm eintrug, lenkte ihn von seinem trüben Nachsinnen ab. Unmittelbar aber an diesen Triumph knüpfte sich die tragikomische Katastrophe, die ihn in die stille Vaterstadt schleuderte.

Das Weihnachtsfest des Jahres 1747 nahte heran. Da ließ die bekümmerte Mutter daheim es sich doch nicht nehmen, ihrem Ältesten einen Weihnachtskuchen, den sogenannten Butterstritzel, den die Sachsen auch Wecken oder Stollen und die Hannoveraner Klöben nennen, zu senden, wie ihn nur eine so ausgezeichnete Hausfrau zu machen verstand. Wieviel Sorge, Gram und Liebe mag sie da mit hineingebacken haben! Als der achtzehnjährige Studiosus den Kuchen auspackte, hatte er gerade den Dichterlorbeer errungen. Voll Dankes gegen die Schauspieler, die ihm die Gestalten seiner Dichtung verkörpert hatten, vereinigte er sich mit ihnen, um den gemeinsam errungenen Erfolg mit Hilfe dieses mütterlichen Kuchens und einer Flasche Wein zu feiern. Uns ist es heute vergönnt, die Mutter zu verstehen und auch den Sohn. Man vergegenwärtige sich aber die Situation, als diese niederschmetternde Nachricht durch einen Kamenzer Kaufmann, der die Leipziger Weihnachtsmesse besucht hatte, in das Kamenzer Pfarrhaus kam! Ein solcher Weihnachtsstritzel und eine solche Gesellschaft! Hatte doch sogar der

gottvergessene Mylius von dem Kuchen der Frau Justina Salome Lessingin mitgegessen! „Die Mutter", so erzählt der Bruder Karl, „weinte bitterlich und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren. Der Vater sah ihn am Rande des Verderbens, woraus er ihn plötzlich zu reißen für das beste hielt. Er schrieb alsbald dem ausschweifenden Jünglinge: ‚Setze Dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post und komme zu uns. Deine Mutter ist todkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.' Lessing, ohne Bedenken, macht sich auf, wie er steht und geht, und siehe, es fällt ein starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; sie wünscht, so sehr sie seine Zurückberufung betrieben, daß er dieses Mal nicht gehorchen möge, denn nun fällt ihr sein gutes weiches Herz, sein Gehorsam und die Unbesorgtheit für sich selbst ein, mit der er sich auf den Weg begeben werde. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe und fühlt, daß es doch besser gewesen sei, er wäre mit Freigeistern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Postwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen soll; tausendmal des Tages ruft sie angstvoll, sich tröstend aus: ‚Er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft!' Aber er kommt, tritt in die Stube, halb erfroren. Man freut sich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wiederzusehen und ist nur besorgt, daß ihm der ausgestandene Frost nachteilig werden möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht bei sich behalten: ‚Warum bist du in der Kälte gekommen?' ‚Liebste Mutter, Sie wollten es ja,' antwortet er ganz harmlos und klappert dabei an Händen und Füßen. ‚Es ahnete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber.' Kurz, aus dem Verweise, der ihm zugedacht war, ward eine herzliche Unterredung, wobei kein anderer Wortwechsel vorfiel, als den der verschiedene Gesichtspunkt verursachte, aus welchem beide Teile das Theater betrachteten."

Lessing blieb ein Vierteljahr im Vaterhause. Seine Schwester war nun zwanzig, vier Brüder sechs bis zwölf Jahre alt. Theophilus, der zweitälteste, studierte schon in St. Afra. Man wird

nicht leugnen können, daß dieser kurze Aufenthalt daheim für alle Beteiligten von Vorteil gewesen ist. Die Eltern erkannten, daß Gotthold so rein und unverdorben zurückgekehrt war, als sie ihn nur nach Leipzig gesandt hatten. Der Vater sah auch bald, daß des Sohnes Neigung zum Theater mit ernsten Gründen verteidigt werden könne, daß nicht Freude am bloßen Komödiantentum die Quelle war. Er hatte jetzt oft genug Gelegenheit, sich von den reichen Kenntnissen des jungen Studenten zu überzeugen, während dieser andererseits die Leipziger Theaterwelt und die Schulden, die er um ihretwillen bereits gemacht hatte, nüchterner und kühler anzusehen begann. Heißt es doch, kurz vor der Heimkehr habe er ernstlich den Plan gehegt, mit einem andern Bekannten nach Hamburg überzusiedeln, um sich ganz der Bühne zu widmen. In der Entfernung gewinnen alle Dinge andere Gestalt, Farben verblassen. Gegenwart und Umgebung beeinflussen stärker, als man oft annimmt, denn dieser Einfluß müßte ebenfalls erst aus der Ferne betrachtet werden, um recht erkannt und beurteilt zu werden. So gestaltete sich Lessings Verhältnis zu Eltern und Geschwistern bald so herzlich wie nur je zuvor. Eifrig durchstöberte er aufs neue die Büchersammlung des Vaters zu dessen großer Befriedigung, und sie unterhielten sich wohl auch über diese und jene Frage der Theologie. Angesichts von Gotthold's Interesse für jedes wissenschaftliche Gebiet konnte der Pastor ihm aus der Abneigung, die geistliche Laufbahn einzuschlagen, keinen Vorwurf machen. Sein Sohn, das sah er nun, tat nichts ohne wohlüberlegte Gründe — da ließ er ihm gegen das Versprechen, sich dem akademischen Beruf zuzuwenden, in seinen Studien und Interessen freie Hand. Der Forscher und freie Akademiker siegte in ihm über den Seelsorger von Kamenz: das wollen wir dem charaktertüchtigen Alten mit den klaren Augen und dem schon ergrauenden Haar nicht vergessen.

Aber die Mutter! Ihr Gotthold wollte nicht Pfarrer werden, das Höchste, was sich ein jeder Bürger des Reiches Gottes auf Erden doch nur erträumen konnte. Wie oft mochte sie, in ihrem Betstuhl sitzend, mit Stolz daran gedacht haben, daß dereinst statt

des Gatten ihr Ältester auf der Kanzel der Kamenzer Hauptkirche stehen würde, ja daß vielleicht ihre Familie für künftige Zeiten so etwas wie eine Prediger-Aristokratie von Kamenz bleiben könnte. Hier war ihr Reich, hier lagen die fernsten Ziele ihres geistigen Gesichtskreises — können wir es ihr verargen, daß hier auch ihre Hoffnungen waren? Und nun der unermeßliche Abgrund daneben, vor dem sie zitterte, das gotteslästerliche Theater! Dem jungen Studenten ging der Kummer seiner Mutter nahe. Mit Gründen konnte er ihr nicht beikommen wie dem Vater, durch Scharfsinn und Kenntnisse nicht auffallen. Da blieb nur das beruhigende Urteil des Gatten übrig, zu dem Justina Salome aufschaute, und die Zuversicht, daß ihres Gotthold Herz gut geblieben war. Ihren, der Pastorin Lessingin, Sohn hatten die niederträchtigen Komödianten denn doch nicht verderben können; auch für die listigste und verruchteste Verführung gab es Grenzen, das war der sittliche Halt und gute Geist, das ererbte Christentum der Kinder von Frau Justina Salome, geborene Fellerin. Um ihr klar zu machen, Prediger könne er immer werden, wenn er nur wolle, die Kanzel innezuhaben, sei etwas so Schweres nicht, verfaßte Gotthold eine Predigt. Aber sie erschien ihr doch verdächtig, etwas von dem Komödiantentum oder von der Freigeisterei des gottverlorenen Mylius könne doch darin stecken. Der tägliche Umgang indes beschwichtigte auch ihre Sorge und Unruhe.

Weniger Mühe gab sich der nun Neunzehnjährige, die ein Jahr ältere fromme und sittenstrenge Schwester Dorothea Salome von der Unanfechtbarkeit seines Lebenswandels zu überzeugen. Ebenso wie die Eltern, selbst der ernste Vater, mußte sie häufig über seine lustigen Einfälle und witzigen Bemerkungen, für die Kamenz reichen Stoff bot, lachen, und seine stets muntere Laune belebte das Pfarrhaus, in dem neben Kindergeschrei sonst nur die ehrsame Unterhaltung von Gevatterinnen aus der Stadt für Abwechslung gesorgt hatte. Aber einmal wurde es ihr doch zu bunt. Als sie eines Tages in des Bruders Zimmer kam, entdeckte sie — Gedichte. Aber nicht nur so Gedichte bei Gelegenheit einer Taufe oder eines

städtischen Festes, nicht Verse zum Lobe des Höchsten und seiner himmlischen Heerscharen, nein, Gedichte, in denen fast von nichts anderem die Rede war als von Wein und Liebe. Das war Lessings Anakreontik. Da er selbst nicht anwesend war, wußte sie sofort, was ihr die heiligste Pflicht gebot, um des Bruders Seele zu entlasten. Sie warf die gesamten Papiere in den Ofen, in dem nun ein herrliches Feuer emporflammte. Wenn wir an die Eitelkeit junger Autoren denken, würden wir uns nicht wundern, falls Lessing der Schwester ernstlich gegrollt hätte. Die kleinen Brüder nämlich, die dem Autodafé neugierig zugesehen hatten, und die bei dem Kampf um Anakreontik und Christentum noch nicht Partei ergreifen konnten, verrieten ihrem großen Bruder lediglich, was die große Schwester mit seinen Papieren getan habe. Lessing blieb vollkommen gelassen, holte nur eine Hand voll Schnee und warf ihn der züchtigen Jungfrau in den zornglühenden Busen, um sie ein wenig abzukühlen. „Er war sofort wieder gut mit ihr", fügt der Bruder Karl hinzu, „und bezeigte weder gegen sie noch gegen seine Eltern oder Geschwister deshalb jemals die geringste Empfindlichkeit."

Bis Ostern 1748 blieb er im Elternhause. Ein unverheirateter Oheim, der Akzise-Inspektor Joh. Traugott Lessing und, nach einer späteren Äußerung Lessings zu schließen, vielleicht auch der Pastor Lindner, der ihn für das Afraneum vorbereitet hatte, widmeten sich im Verein mit seinen Eltern der Bezahlung seiner damals nicht großen Schulden. Dem Scheidenden versprach man noch einen neuen Anzug, um so mehr, als er versicherte, er werde sich „nicht wenig auf Schulsachen legen", und so reiste er, mit allen ausgesöhnt, zunächst als hoffnungsvoller Studiosus der Medizin wieder nach Leipzig.

Hier aber war alles beim alten geblieben, und jubelnd belegten die Freunde den Zurückkehrenden mit Beschlag. Wohl besuchte er tapfer Vorlesungen, aber die lang entbehrte Theaterluft tat es ihm wieder an. Unwiderstehlich zog es ihn zur Bühne. „Er war früh bei den Proben", berichtete der Bruder von dieser Zeit, „und

abends bei den Vorstellungen. Er studierte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl darüber in Leipzig errichtet werden sollte."

Da aber nahte eine neue Katastrophe. Die Spannung zwischen der Neuberin und Gottsched hatte dem Ansehen der Truppe soviel geschadet, daß der lange gefürchtete Schlag auf sie niedersauste. Das Unternehmen war nicht mehr zu halten. Koch, Heydrich und auch Lessings kleine Kokette, die „Liebhaberin" Lorenz mit ihrer Mutter gingen nun nach Wien. Lessing blieb als Bürge für einige Schulden zurück und wurde, da es zur Zahlung kommen sollte, von den Entfernten im Stiche gelassen. Freund Mylius ging zur Beobachtung der ringförmigen Sonnenfinsternis, die für den 25. Juni erwartet wurde, nach Berlin, wo ihm dann die „Rüdigersche" später „Vossische Zeitung" zu aussichtsreicher journalistischer Tätigkeit winkte. Öde wurde es Lessing in Leipzig, an das ihn nun nichts fesselte als Weißes Freundschaft. Die Gläubiger bedrängten ihn, auf Hilfe war nicht zu hoffen. Da kam sein Vetter Lessing, Student wie er, auf der Reise nach Wittenberg durch Leipzig, und mit ihm machte er sich heimlich und fluchtartig, selbst ohne Weiße zu benachrichtigen, auf den Weg, zunächst zur Hochburg des Luthertums, in der Absicht, sich dort einige Tage aufzuhalten und dann in Berlin, wo er noch zur Sonnenfinsternis eintreffen wollte, zusammen mit Mylius sein Glück zu versuchen. In Wittenberg indes wurde er krank. „Ich bin mir niemals", schreibt er ein halbes Jahr darauf, am 20. Januar 1749, an seine Mutter, „selbst zu einer unerträglicheren Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen für eine göttliche Schickung; wenn es nicht was Unanständiges ist, daß man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie berufen will. Nach meiner Genesung beschloß ich mit des Herrn Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu ersparen, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andere Umstände, die ich aber jetzt verschweigen will, aufgegangen war, mehr als ein

Quartal Stipendien ausmachte. Der alte Vorsatz wachte also bei mir wieder auf, nach Berlin zu gehen." Tatsächlich ließ er sich in Wittenberg mit Erlaubnis des Vaters im August 1748 an der Universität einschreiben. Indessen entging er seinen Gläubigern nicht, und auf diese weist der Satz mit den „besonderen Umständen" hin, der im Originalbrief mit anderer Tinte, wohl von elterlicher Hand, bedeutungsvoll unterstrichen ist. So ließ er denn alle Stipendien und fernere Ansprüche auf sie zur Abzahlung seiner Schulden zurück, löste sich aus dem Verhältnis zur Universität, verzichtete unausgesprochen zugleich auf die Unterstützung durch das Elternhaus und warf sich dem freien Schriftstellerleben in die Arme.

Mit seiner Abreise nach Berlin, im November 1748, beginnt für ihn eine neue Epoche seines Lebens. Daß er damals, um die Wende des Jahres, endgültig die alten Pläne aufgab und mit der Vergangenheit brach, bezeugt nichts eindringlicher als die uns hier ganz unentbehrliche briefliche Auseinandersetzung mit der Familie daheim. „Nach Hause komme ich nicht," schreibt er in dem Januarbrief von Berlin aus, „auf Universitäten gehe ich jetzt auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendien nicht können bezahlt werden und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuten kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben und niemals die Wohltaten vergessen werde, die ich von Ihnen solange genossen. Ich finde an allen drei Orten sehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen wie mich. Darf ich noch was bitten, so ist es dieses, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Eltern allezeit so sehr wie mich geliebt habe."

Der Vater war auf die Nachricht, Gotthold sei in Berlin, aufs höchste empört. Was wolle er nur an einem Orte, wo „er allen Zerstreuungen und Verführungen ausgesetzt ist". Er forderte

wiederholt seine Rückkehr nach Kamenz, schickte ihm auch neun Taler dazu und versuchte ihn zu bestimmen, sich doch wieder der Universität zuzuwenden und sich um eine Stelle in dem Philologischen Seminar von Professor Gesner in Göttingen durch Vermittlung des ihm befreundeten Professor Mosheim zu bewerben. Gegen diesen Plan, der sich bald zerschlug, hatte auch Lessing anfangs nichts einzuwenden; aber dem Ungewissen wollte er nicht Berlin opfern, wo er inzwischen festen Fuß gefaßt hatte. Und was sollte er wohl in Kamenz! Aufs neue stürmen auf ihn die elterlichen Vorwürfe ein, er schreibe Komödien und verleugne sein Christentum. „Ich wollte nur," erwiderte Lessing auf den ersten Vorwurf, „daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, ich würde jetzt in ganz andern Umständen sein." Und auf den zweiten: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnis und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der, der einmal füglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Überzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen ebenso wie ihr Vermögen, aber zeugen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. Solange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christentums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachte, solange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben."

Lessing war ein Mann geworden in den Stürmen seiner Universitätsjahre. In für die damalige Zeit großartiger Festigkeit und Ruhe bekennt er sich vor seinem Vater, dem Geistlichen der Heimatstadt, zu der Freiheit der Kunst, die nur von sich selbst Gesetze zu empfangen, habe und, was noch höher gilt, zu der Religion der Tat und der eigenen errungenen Überzeugung. Mit spielender Hand greift er in sein Inneres, um dort allein die ersten und höchsten Lebensnormen zu suchen und zu finden. Mit dem, was er für

richtig erkannt hat, trotzt er der Welt. Das ist die wahre Frucht seiner bisherigen Entwicklung, so wichtig und interessant auch für die Erkenntnis seiner Persönlichkeit die ersten dichterischen und denkerischen Versuche seiner Jugend sind. In diesen beredten Briefen spiegelt sich für uns ganz der junge Lessing, auf mehreren Gebieten später Befreier des deutschen Volkes von aufgezwungenem geistigen Joch; mehr als er dagegen spiegelt sich die Literatur seiner Zeit in dem, was ihm die Studentenjahre eintrugen neben Charakterbildung, Lebenserfahrung, Wissenschaft und Kenntnis der Bühne: in seiner Jugenddichtung.

3. Jugenddichtung.

Die deutsche Literatur steckte um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die europäischen Schwestern bereits blühten und blendeten, noch in den Kinderschuhen. Wie hätte es auch eine deutsche Literatur geben sollen, da es noch kein deutsches Volk, keine deutsche Sprache, kein deutsches Nationalgefühl gab! Höfe und gebildete Stände zeigten durchweg französische Kultur. Es stand nicht viel besser als zur Zeit Karls V., der nur mit seinem Pferde deutsch sprach. Noch 1783 fand Risbeck außer Weimar keinen Hof in deutschen Gauen, an dem deutsch gesprochen wurde, und wenn es zufällig einmal geschah, war es trotzdem undeutsch. Fürsten und Hofleute schrieben fast nur französische Briefe. Ihres deutschen Ausdrucks müßte sich heute jeder Schulknabe schämen. Dem unbeholfenen Deutsch Friedrichs des Großen, das er auch nur im Notfall brauchte, gab dasjenige seiner Gemahlin Elisabeth Christine geborenen Herzogin von Braunschweig nichts nach. Deutsch zu sprechen galt als unwürdig. Als eine bayerische Prinzessin nach ihrer Verheiratung mit dem Dauphin in Straßburg von einer Abordnung deutsch angeredet wurde, erklärte sie, sie verstehe kein Deutsch mehr. Am Hofe zu Braunschweig war, als Karl Wilhelm Ferdinand, Lessings „Erbprinz", regierte, die Zahl der Fremden, besonders der Franzosen in seiner täglichen Umgebung so groß, daß einer von ihnen sich dem Herzog gegenüber den Scherz erlauben durfte, es sei merkwürdig, daß dieser der einzige Ausländer in der Gesellschaft sei. Der Reichstag in Regensburg verhandelte in französischer Sprache. Das Behörden-Deutsch des Wetzlarer Kammergerichts und des Wiener Reichshofrats war furchtbar. In einem ungedruckten Schreiben Ramlers von 1786 finden wir den Ausdruck der Genugtuung, daß er der Berliner Akademie für seine Aufnahme mit Erlaubnis des Ministers Grafen

von Hertzberg bereits in deutscher Sprache danken dürfe. Dichterischer Gedanke und Ausdruck sehnten sich nach völkischem Eigengefühl, das bisweilen selbst Klopstock noch fehlte. Darum wurde seine Heldenlyrik unwirklich und überirdisch. Von Hermann und Thusnelda wandelte sie zu Braga und den Seraphim. Darum blieben seine Dramen ohne lebenskräftigen Zusammenhang mit der Gegenwart. Nur unsere Volkslieder verraten die deutsche Sehnsucht nach dem deutschen Stoff im ausgehenden Mittelalter, und selbst aus den Türkenkriegen holte der empfängliche Sinn des Volkes sich seinen deutschen Helden heraus, den Prinzen Eugen. Zu Lessings Zeit war national fast mit höfisch gleichbedeutend. Das Volkslied war verstummt. Büchergelehrte, die Hofpoeten werden wollten, zirkelten Verse, die sie dem Ausland abborgen mußten. Den Deutschen fehlte es an Fürsten, die ihre Sprache und Kultur hochgehoben hätten, und an einem einigenden Mittelpunkt wie Paris, in dem die geistigen Fäden hätten zusammenlaufen können.

Friedrich der Große, der in seiner Hausbibliothek kein deutsches Buch duldete und den von Professor Müller ihm gesandten „Parzival“ — nur die „Nibelungen“ ließ er gelten — „herausschmeißen“ wollte, weil „solch elendes Zeug nicht einen Schuß Pulver wert“ sei (22. Februar 1784), der eine Zeile von Voltaires Henriade der ganzen Ilias vorzog, — Friedrich war es doch, der mit Lessing zusammen vom zweiten Schlesischen Kriege ab dem deutschen Volk sein Selbstgefühl, seine nationale Seele wiedergab, die mit Konradin zu Grabe getragen war. Wie freudig hätte Friedrich, der in allem kerndeutsch empfand, was nicht literarisch oder religiös war, die Literatur seiner Zeit begrüßt, wäre sie ein Menschenalter früher gekommen, wäre sie nicht die Wirkung seiner eigenen kriegerischen, politischen, kulturellen Taten gewesen. Er selbst gesteht im Alter: „Wenn ich jung wäre, so würde ich mich an die Engländer und die Deutschen halten.“ Er gab seinem Volke Selbständigkeit und Ansehen. Er gab ihm Bildung, denn durch sein General-Schulreglement von 1763 ist er der Begründer

der heutigen Volksschule geworden. Er wollte „geschicktere und bessere Untertanen bilden und erziehen“. Friedrich, von Carlyle die „gekrönte Realität“ genannt, schärfte wie Lessing seinem Volke den Blick für das Wirkliche. Er schuf 1747 die erste Realschule mit Hecker an der Spitze. Auch der Religion, die ihm selbst nichts war, wandte er im Interesse seines Volkes seine Aufmerksamkeit zu; so noch im Edikt von 1742. Ihre kirchliche Ausübung zu verbessern, war noch im Alter sein heißes Bemühen, und als er da auf den Widerspruch der Beschränktheit stieß, seufzte er nur: „Großer Gott! Dumm hab ich sie bekommen, diese meine Untertanen, dumm lasse ich sie zurück“ („Grand Dieu! Bêtes tu me les a donnés, bêtes je te les rends“). Der reinen unabhängigen Wissenschaft war sein Land eine Freistätte, und nicht ohne Grund wird das berühmte Blatt in der Kgl. Bibliothek in Ehren gehalten, das, am 6. Juni 1740 an Konsistorialrat Reinbeck gerichtet, die Rückberufung des um seiner untheologischen Gedankengänge willen verjagten Philosophen Wolff anordnete: ein Mensch, der die Wahrheit suche und sie liebe, müsse wert gehalten werden. Nahm er auch die bildende Kunst mehr verstandesmäßig auf und nur als Mittel zum Zweck, so ging er um so inniger in der Musik auf. Der Preuße konnte nicht sagen, daß sein Fürst kein inneres Verhältnis zur Kunst habe. Friedrich selbst komponierte, angeregt besonders von Quantz, Hasse und Graun. In seiner Gelehrten Gesellschaft von 1743, der Jordan, Kayserling, Bielfeld, Quintus Icilius, Borck und Schmettau angehörten, bildeten Wissenschaft und Kunst die Achse der Unterhaltung. Im persönlichen Leben wirkte er vorbildlich für sein Volk. Wer seine handschriftlichen Ordres an seine Offiziere gelesen hat, an denen er streng „liederliches und windiges“ Betragen rügt, der erkennt, wie er auch im engsten Kreise, hierin Joseph II. ähnlich, das Bewußtsein jenes Pflichtgefühls weckte, um das den Deutschen seit jener Zeit das Ausland beneidet.

Von diesen Seiten muß den großen König gesehen haben, wer über sein Franzosentum aburteilen will. Freilich hat er vor seinem Volke sehr viel weniger Hochachtung als etwa dem französischen. Aber nicht

nur über ihn klagte der reisende Risbeck: „Der elendeste unserer französischen Journalisten macht an den deutschen Höfen unendlich leichter sein Glück als der größte unter den inländischen Schriftstellern.“ Leicht läuft man Gefahr, dem alten Fritz die Franzosensünde seiner Zeit allein aufzuladen. Als er noch Kind war, ging es an den andern Höfen genau so französisch zu wie nachher an dem seinigen. Er tat nichts anderes als die sächsischen Fürsten, wenn er sich 1740—1756 eine französische Theatertruppe hielt, die jeden Mittwoch im Schlosse spielte. Deshalb nahm er sich doch auch deutscher Komödianten an, freilich aus gehöriger Ferne. Als die theologische Fakultät in Halle auf Betreiben des jüngeren Francke den Antrag stellte, die Schauspieler aus der Stadt zu weisen, verfügte Friedrich am 14. Februar 1745 zornig: „Da ist das geistliche Muckerpack daran schuld. Sie sollen spielen, und Herr Francke oder wie der Schurke heißt soll dabei sein.“ Der König, der die deutschen Gazetten nicht genierte, liebte und förderte selbst nur französische. Das „Journal de Berlin ou Nouvelles politiques et littéraires“ (1740), das sein Privatsekretär Formey herausgab, und an dem er selbst mitarbeitete, brachte denn auch nur höfische Schmeicheleien, entsprechende „Lettres d'un officier prussien“ und Verwandtes. Als 1767 ein Hilfsbuch in der Art unseres Kürschner erschien, betitelt: „Das gelehrte Deutschland“, führte es sich, um gut aufgenommen zu werden, ausdrücklich als Nachahmung der seit 1752 bestehenden „France littéraire“ ein. Andere Hilfsbücher zogen es vor, gleich in französischer Sprache in Berlin zu erscheinen; so noch 1790 „La Prusse littéraire“ des Abbé Denina, wo die Zeit gerade Friedrichs des Großen 1740—86 behandelt wird. Unmittelbar tat der König nichts für die deutsche Literatur. Aber er belebte und bereicherte Weltanschauung und Empfinden der deutschen Nation, die mit Frankreich, Italien, England und selbst Holland auch unliterarisch noch keinen Wettstreit aushielt, die noch keinen Huygens, Harvey, Torricelli, Mariotte aufzuweisen hatte. Er gab innerhalb des Gesichtskreises seiner Zeit dem Bürger, was des Bürgers ist; er verbannte von seinem Hofe die leichten Sitten,

das lockere Leben der Franzosen, von denen er sich nur geistig anregen ließ, und gab dem deutschen Namen seine Ehre zurück, machte ihn groß vor ganz Europa. Mit Recht trägt daher sein Zeitalter in der deutschen Geschichte seinen Namen.

Nicht in der Literaturgeschichte, müssen wir ehrlich hinzufügen. In der Abhandlung über die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger, zweite Entdeckung", ruft Lessing selbst aus: „Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben als der jetzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet." Lessing tat weise daran, nicht zu schwören. In Wahrheit aber bedeutet für die deutsche Literaturentwicklung der Name Friedrichs des Großen doch nur in sehr beschränktem Maße und nur in dem von Goethe näher umschriebenen Sinn eine „Epoche". Etwas anderes ist es, wenn schon Thomas Abbt neunzehn Jahre, bevor Lessing jene Sätze schrieb, das ganze 18. Jahrhundert nach Friedrich nennt in seiner Schrift „Vom Tode für das Vaterland". Friedrich hat ja auch selbst ganz deutlich die Verantwortung für die deutsche Literartur seiner Zeit in zahlreichen Äußerungen und schließlich in seiner Schrift „De la littérature Allemande" weit von sich gewiesen.

Vom 28. September bis 3. Oktober 1780 besuchten den König seine Schwestern, die Herzogin-Witwe Charlotte von Braunschweig und die Prinzessin Amalie in Potsdam, die einige Werke von Lessing, Wieland und Goethes „Werther" besaßen und liebten. Brieflich hatte die Herzogin 1776 Lessings Dramen ihrem Bruder Ferdinand als die besten deutschen empfohlen. Am 3. Oktober war Abschiedstafel, und der anwesende Marchese Lucchesini bemerkte in seinem Tagebuch, der König habe sich in seiner bekannten Art über die Dürftigkeit der deutschen Literatur im Gegensatz zu der des Auslandes geäußert. Die Schwestern waren wie die meisten Deutschen anderer Ansicht, und der König versprach der Herzogin eine genauere Be-

gründung seines Urteils. Der Minister von Hertzberg, der in Sanssouci vom 4. bis 9. November weilte, wurde mit der Drucklegung und der Sorge für eine deutsche Übersetzung der Schrift betraut, die vielleicht schon ein Menschenalter früher entstanden war. Den Schwestern sandte Friedrich nur je ein französisches Exemplar, und für den braunschweigischen Abt Jerusalem, den auch Lessing seines Verkehrs würdigte, legte er ein deutsches bei mit dem Wunsche nach einer entsprechenden Gegenäußerung. Jerusalem verteidigte darauf die deutsche Literatur in einem gedruckten, auch von Friedrich gelesenen Schreiben an die Herzogin, die am 2. Februar 1781 mit Lessing darüber gesprochen haben wird, denn an diesem Tage speiste er an ihrer Tafel, und tags darauf erbat er sich von Leisewitz Jerusalems soeben erschienene Schrift. Dieser Hergang ist interessant genug, wenn wir hinzufügen, daß der König Lessings Namen nicht einmal erwähnt.

„Ich stelle Nachforschungen an," sagt Friedrich, „um unsere Homere, unsere Virgile, unsere Anakreons, unsere Horaze, unsere Demosthenes, unsere Ciceros, unsere Thukydides, unsere Livius zu entdecken: ich finde nichts, meine Mühe ist umsonst." Freilich, wenn Friedrich 1780 weder von Klopstocks Oden noch von Lessings fertigem Lebenswerk oder Goethes „Werther" etwas wissen will, wenn er als bestes Lustspiel Ayrenhoffs kläglichen „Postzug" nennt, ohne „Minna von Barnhelm" auch nur zu erwähnen, so mag man sich über den königlichen Kritiker wundern. Und wenn er dann sich über die „abscheulichen Stücke von Shakespeare" entrüstet und sie „lächerliche, der Wilden von Kanada würdige Farcen" nennt, wenn er sich beklagt, daß dort „Niedrigkeit und Größe", nämlich „Lastträger und Prinzen" neben einander Reden halten, so mag man über den doch auf so manchem Gebiet aufgeklärten König erschrecken. Jene Stücke seien noch verzeihlich, meint er. „Aber da erscheint nun ein ‚Götz von Berlichingen' auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und verlangt begeistert die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten." Müssen wir also feststellen, daß dieser Kriegsheld und Freigeist an ästhetischer Urteilsfähigkeit damals

unter der Stufe des Parterre stand, so kann seine Schrift auch nicht das Urteil des literarisch heranreifenden Deutschlands vertreten. Friedrich war hierin rückständig und folgte blindlings dem französischen Fahrwasser; ein halbes Jahrhundert später hätte der deutsche Strom literarischer Schöpfungen und Erkenntnisse auch ihn fortgerissen. Dennoch können wir ihn verstehen, dennoch ist uns seine Schrift ein sicherer Maßstab. Alle anderen Länder besaßen das, was Deutschland fehlte, die große literarische Vergangenheit, die ehrwürdige Überlieferung, die unsichere Köpfe bildet und erzieht. Selbständige Literatur beginnt bei uns erst zu Friedrichs II. Lebzeiten. Für wen von den Früheren hätte er sich auch begeistern können? Von den mittelhochdeutschen Dichtern konnte er nichts erfahren: es gibt ja eine germanistische Wissenschaft erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, da die Brüder Grimm in ihrem Stübchen sich über die alten Texte beugten. Von denen, die in den Universitäts-Vorlesungen mit Sorgfalt aus der späteren Zeit besprochen werden, haben nur wenige, etwa Gryphius oder Grimmelshausen, darauf Anspruch, von anderen Nationen, ja man möchte sagen, von anderen als deutschen Literarhistorikern gekannt zu sein. Es ist bezeichnend, daß Deutschland so arm war an Dichtern wie reich an Dichtergesellschaften. Um sie aufzuzählen, bedürfte es einer langen Liste, und Lessing konnte sich glücklich preisen, bei seinem Eintritt in die literarische Welt unmittelbar sich nur dreien gegenüber zu befinden, die sich freilich von denen des 17. Jahrhunderts unterschieden: der Leipziger, der Halleschen und der Schweizerischen Gruppe. War doch, wie auch Friedrich hervorhebt, nirgend etwas von einer gemeindeutschen Schriftsprache zu spüren trotz Luthers großem Werk und trotz den anerkennenswerten Leistungen der Sprachgesellschaften und Grammatiker im 17. Jahrhundert. Es gab nur Poeten, die auch deutsch dichteten, gerade deshalb aber von den Professoren, den Führern der akademischen Jugend, nicht ernst genommen wurden. „Erst seit kurzem“, sagt Friedrich mit Recht, „wagen es unsere Gelehrten, in ihrer Muttersprache zu schreiben und schämen sich nicht mehr Deutsche zu sein.“ „Die schönen Tage

unserer Literatur", ruft er zum Schluß aus, „sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie sind im Anzuge; ich werde sie nicht schauen, das zu hoffen verbietet mir mein Alter. Mir geht's wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten."

Es fehlte Friedrich nicht an gutem Willen, das Erwachen der eigenvölkischen Literatur zu erkennen. Von allen Seiten erhielt er Anregungen, leider in falscher Richtung. Nur sein Bruder Heinrich, ein eifriger Leser und Verehrer Lessings, wie Gleim berichtet, von Ewald von Kleist, der mehrfach bei ihm speiste, charakterisiert als „ein Herr von Verstande und der das beste Herz auf der Welt hat", hätte ihm Winke geben können. Der Marquis d'Argens aber und die andern alle, die Bielfeld, Stille, Kayserling, Hertzberg, ja selbst der englische Gesandte Mitchell, wie Gellert erzählt, wiesen ihn immer nur auf den sächsischen Dichterkreis hin. Friedrich suchte diesen denn auch redlich auf, und mit Stolz durfte Gottsched 1758 im Februarheft seines „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" und in Privatbriefen von drei Unterredungen mit dem Könige erzählen. Auch ihm gegenüber betonte Friedrich das Ungeschick der deutschen Sprache für Übersetzungszwecke. „Ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen", sagte er, „und ich rede es wie ein Kutscher („comme un cocher"). Jetzt aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." Klopstocks Messias verwarf er ganz. Nach dem Gespräch schickte er dem braven Gottsched jenes berühmte Gedicht „Le ciel, en dispensant ces dons", das ausführt, wie verschiedene Gaben die Völker erhalten hätten; das deutsche die Tapferkeit, aber nicht die Kraft, den eigenen Sieg zu besingen. Das Gedicht erhofft von dem „sächsischen Schwan" ein solches Lied. Eine goldene Dose machte Gottscheds Glück vollständig. Wie schade, daß er damals der Wortführer der deutschen Literatur war. Flugs setzte er sich hin, dichtete mit Eifer und sandte dem Könige das Erzeugnis seines Geistes, das mit den Worten schloß:

Doch Helden pflanzten Lorbeerhaine,
Des Dichters blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt;
Dein siegreich Schwert ist längst umlaubt,
Und Dein Bewunderer bleibt — der Deine G.

Die Zeitungen trugen dieses dichterische Zwiegespräch in alle Welt, und unbändige Heiterkeit ergriff die abseits stehenden wirklichen deutschen Dichter. In einem Februarbrief von 1758 an Gleim streift auch der ernste Lessing diese Poesie: „Ich umarme Sie, liebster Freund, und bin ganz der Ihrige, oder mit Gottsched zu sprechen: Und dein Bewunderer bleibt der Deine.“ Der goldenen Dose widmete er sogar ein Sinngedicht. Gottsched hat sich indessen doch etwas über den Eindruck getäuscht, den er bei Friedrich hinterlassen haben will. Des Königs Vorleser bemerkt in seinem Tagebuch am 9. November 1762: „Man sprach von Gottsched in Leipzig, der ein Pedant sei und nur etwas Grammatik wisse.“ Und das Gottsched gesandte königliche Gedicht trug in Friedrichs Werken, die nach seinem Tode erschienen, die Überschrift: „An Herrn Gellert.“ Diesen hat der König aufrichtig hochgeschätzt. Zu dem Obersten Guichard sagte er sogar unmittelbar nach der bekannten Zusammenkunft, in der Gellert die Fabel von dem Maler in Athen vortrug: „Das ist etwas ganz anderes als Gottsched“ (C'est tout autre chose que G.), aber bei Gellert blieb es auch, obwohl er selbst Gelehrte wie Ernesti und Reiske kennen zu lernen wünschte. „Welchen größeren Vorteil“, äußerte er zu Mirabeau, als dieser in Berlin weilte, „hätte ich der deutschen Literatur bringen können, als daß ich mich nicht um sie kümmerte!“ Mag dieser Ausspruch auch einen Kern Wahrheit enthalten, es fällt uns doch schwer, dem König recht zu geben, wenn wir uns den beschämenden Brief Voltaires ins Gedächtnis rufen, den er 1750 bald nach seiner Ankunft in Potsdam nach Paris schrieb: „Ich befinde mich hier in Frankreich. Man spricht nur unsere Sprache. Das Deutsche ist für die Soldaten und die Pferde.“ Friedrich erwartete das Aufblühen der deutschen Literatur allein von der Beachtung französischer Regeln. Irgendwelche erheblichere unmittelbare Förderung durch ihn fand die deutsche Muse aber nicht, die auch Schiller noch klagend preist:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.

Die deutsche Literatur ist dem größten preußischen Könige, der von den Deutschen des 18. Jahrhunderts uns in seiner Person die Herrschaft französischer Kunst und Kultur am besten verkörpert, mindestens ebenso unbekannt geblieben, wie dem Auslande in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Das galt gewiß nicht umgekehrt. Auf allen Gebieten der Poesie regte sich seit langem in Deutschland die Nachahmung, und der von Frankreich her wehende antikisierende Luftzug, der mit unwiderstehlicher Gewalt auch das deutsche Schrifttum und insbesondere die deutsche Schaubühne durchbrauste, riß den jungen Studenten und Literaten Lessing mit sich fort.

Im Dramatischen äußerte sich, wie wir gesehen haben, infolge der Leipziger Theaterverhältnisse Lessings Schaffenslust am stärksten und nachhaltigsten. Die europäische Komödie beherrschte die Bühne, sie schrieb auch Lessing ihre Gesetze vor. Es gab kein nationaldeutsches Lustspiel. „Man nenne mir doch", sagt Lessing noch 1754, „die Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte." Von Gryphius' nachahmenden Versuchen wußte die damalige Welt erheblich weniger als die heutige, während die Prosastücke, besser: die Sprechübungen des guten Zittauer Rektors Christian Weise zum größten Teil verdienen, der Vergessenheit anheimzufallen. So hätte sich keine Theatertruppe einige Wochen lang halten können, wenn sie nur deutsche Erzeugnisse für die Darstellung gehabt hätte. Aber das Herz Europas war Paris. Dorthin kam die italienische Stegreifkomödie des 17. Jahrhunderts. Paris nahm von überallher die künstlerischen Früchte der Völker auf, um sie französisch zuzubereiten; es machte die attische, die lateinische, die italienische, die spanische Komödie durch die Beimischung französischen Geistes zur europäischen. Darum wurde es

Lessing, der seinen Plautus und Terenz kannte, so leicht, sich in die dramatische Sphäre hineinzuleben, in der es darauf ankam, den lieben Nächsten zu übertölpeln und im Kostüm des klugen eleganten Weltmannes die Torheiten von Jugend und Alter ans Licht zu ziehen.

So feine Strahlen warf der römische Spiegel freilich nicht wie der aristophanische. Oft bleibt nur Äußerlich-Technisches von den griechischen Mustern sichtbar: die Verkleidung, die komische Überraschung durch Verkennung oder Gleichheit der Namen, das Belauschen. Ein fester Bestandteil jener alten Komödie waren bestimmte Charaktertypen, sei es nun der weltkundige Gauner, der tüchtige, selbstgewisse Bürger, der Prahler, der später zum Bramarbas wird oder bei Gryphius zum Horribilikribrifax, der verliebte Jüngling, der kluge und der dumme Sklave. Sie waren die Säulen der griechisch-römischen Lustbarkeit im Theater, sie wurden es auch, mehr oder weniger verändert, im neueren europäischen Lustspiel. Am besten bei einander findet man sie in der sechsbändigen Sammlung, die 1694 Gherardi unter dem Namen „Théâtre italien“ herausgab, sowie bei Molière und Holberg. Die Führerrolle hatte der Harlekin, deutsch Hanswurst genannt: es galt ja, herzlich zu verspotten und noch herzlicher zu lachen.

Dieses antik-italienische Erbe verleugnete auch in Frankreich seine Bestimmung nicht. Und doch nennen wir Molière nicht umsonst den Meister des Lustspiels, denn erst unter seinen Händen entwickelte sich die Posse zur Charakterkomödie. Das sind nicht mehr bloße Typen, die sich in den sich allmählich über Europa verbreitenden Namen verbergen, es sind menschliche Charaktere, von typischem Wert, aber seelisch vertieft. Freilich, Typus und Name blieben aneinander geknüpft, und so gingen über die Bühnen fast aller Kulturländer jene Adrast, Damis, Theophan, Leander, Valer, Juliane, Henriette und vor allem die allzeit getreue und allzeit findige Lisette mit ihrer etwas zweifelhaften Tugend, aber ganz zweifellosen Anmut. Sobald sie Molières Händen entglitten, verloren sie stets einige Linien ihres Charakters, den der Meister geprägt hatte, wurden sie meist zu schematischen Figuren, die fortan

die europäische Bühne beleben, wie jene des Aristophanes, Plautus, Terenz und deren Nachahmer einst die griechisch-römische bevölkert hatten.

Marivaux und Destouches hoben das Milieu des Lustspiels. Aus dem soliden Bürgertum, das sich bisher allein auf der komischen Bühne entfaltete, wird nun ein behäbiger Provinzadel, und in das Gelächter mischt sich, namentlich in den Stücken des Nivelle de la Chaussee, ein Gran Rührung, der die „Comédie gaie“ in die „Comédie larmoyante“ verwandelt: das rührende, oder wie Lessing sagt, „weinerliche Lustspiel“. Man habe, bemerkt Lessing 1754, das Lustspiel um einige Staffeln erhöht und sei auf den Einfall gekommen, die Welt auch einmal darin weinen zu lassen. Auch in der Komödie finde man jetzt an stillen Tugenden ein edles Vergnügen. Alle diese Einflüsse lassen sich in seinen Jugenddramen feststellen, und wenn sie auch den possenhaften Charakter oft genug zeigen, so darf dafür vielleicht mehr als Römer und Franzosen der Däne Holberg verantwortlich gemacht werden, in dessen Bedientenstücken — so kann man sie nennen — die Intrige wetteifert mit der Derbheit.

Wie es indes möglich war, daß 1746 alle diese dramatischen Erscheinungen des Auslandes Lessing in Fleisch und Blut übergehen konnten, erklärt ein Blick auf die literarische Wirksamkeit des deutschen Diktators im Reich der Dichtung, Johann Christoph Gottsched. Mit außerordentlichem Fleiß studierte dieser die französischen Muster, und Boileaus „L'art poétique“ wurde auch sein poetischer Katechismus. Über das Sieb des Bon sens hält er die fremden Komödien, und in seiner „Deutschen Schaubühne“, die 1745 abgeschlossen wurde, geben sich nun Molière, Destouches und Holberg ein Rendezvous mit Frau Adelgunde Gottsched, geb. Kulmus. Sie war Übersetzerin und Dichterin und hat, wie die Neuberin, Anteil daran, daß das Theater an die Stelle der Harlekinaden und Zoten die nützliche Belustigung setzte und so auch in der Komödie eine Stätte der Bildung wurde, ein „Mittel, den guten Geschmack zu befördern“. Vernunft, Moral, Sittsamkeit und

Regel, das wurden die Schlagwörter der Gottschedianer. Hielten sie sich in den Forderungen, die den Inhalt betrafen, mehr an Frankreichs veredelnde Kunst, so in der Form an Griechenland. Die Poetik des Aristoteles galt wie Corneille, Racine und Boileau so auch Gottsched als unantastbares Gesetzbuch, und es wäre ihm nie eingefallen, die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, die der Philosoph von Stagira verlangte, in anderem Lichte zu betrachten als seine Lehrmeister, die Franzosen. Er folgte ihnen so blindlings wie Friedrich der Große, dem die von Frankreich und dem Leipziger Professor gepriesene Vernunft-Poesie nicht minder die allein klassische war. „Diese Regeln", sagt Friedrich in der schon angeführten Schrift mit einem spöttischen Blick auf Shakespeare, „sind nicht willkürlich, sie finden sich in der Poetik des Aristoteles, wo die Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung als die einzigen Mittel, die Dramen anziehend zu machen, vorgeschrieben sind; während in diesen englischen Stücken die Handlung mehrere Jahre hindurch dauert. Wo bleibt die Wahrscheinlichkeit?"

Sah Lessing nun auch auf der Leipziger Bühne nicht solche Stücke, auf die er später gerade in schroffem Gegensatz zu Gottsched hinwies, so mußte ihn doch der Aufschwung des Theaters aus der Sphäre der modernen Posse und der blutigen Haupt- und Staatsaktionen zunächst mit Bewunderung erfüllen. Wie ließen sich sonst seine Theaterleidenschaft und Übersetzungsfreude wohl erklären und wie vor allem seine Jugenddramen, die vom ersten bis zum letzten literarisch seine Zeit widerspiegeln und ihr Muster nicht verleugnen: die europäische durch Gottsched „gereinigte" Komödie verflossener Jahrhunderte!

„Der junge Gelehrte" bleibt Lessings erstes Drama, obwohl es nicht zuerst abgeschlossen und gedruckt wurde. St. Afras kahle Gelehrsamkeit taucht vor uns auf. Die Fabel des Stückes, wie es heute vorliegt, wurde von Leipzig geliefert. Ein junger Magister, Fritz von Moser, hatte sich dort vor seinen Bekannten gerühmt, der Preis der Berliner Akademie für die beste Abhandlung über

die Monadenlehre könne nur ihm zufallen. Die Monadenlehre sollte widerlegt oder erwiesen werden. Diese akademische Preisfrage war schon ein Vorläufer des späteren Angriffs auf Leibniz, der Lessings Schrift „Pope ein Metaphysiker" zur Folge hatte. Mosers ganz wertlose Arbeit wurde von den Preisrichtern von vornherein ausgeschaltet, der Preis dagegen einem Advokaten Justi in Sangerhausen zuerkannt. In Meißen hatte Lessing die Gefahr erkannt, die im bloßen Umgang mit Büchern liegt, den „toten Gesellschaftern". In Leipzig lernte er leben, hier erst vermochte er dem „jungen Gelehrten" Damis den welttüchtigen Valer gegenüberzustellen.

Dieses Stück Lessings bedeutet mehr als die anderen Jugendlustspiele, in gewisser Hinsicht sogar mehr als die in Prosa geschriebenen Meisterdramen, denn außer ihm gibt uns nur „Nathan der Weise" in dramatischer Form ein Stück Lebensbeichte. So reihen sich Anfang und Ende von Lessings poetischen Schriften eng aneinander. In allem, was dramatisch dazwischen liegt, herrscht die Technik, hören wir unwillkürlich die Stimme des Dialektikers und Dramaturgen, des psychologischen Beobachters und abwägenden Kunstkenners. Hat ihn doch die Gefahr, der Damis sowenig wie jener Magister entging, nur deshalb verschont, weil die gütige Natur ihn mit starkem, überlegenem Geist ausgestattet hatte. An St. Afra, an den Büchern, an den Leipziger Hörsälen und seinem ersten Stubengenossen lag es nicht, wenn er kein Damis wurde! Sein Blick für das Bedeutende im Kleinen vereitelte trotz seiner Freude an Büchern und Gelehrsamkeit solche Einflüsse, und wenn er nun sich selbst im Geist den Spiegel vorhielt: „Sieh, was du hättest werden können," und diese Vorstellung von seinem Leipziger Standpunkt aus mitten in Leben und Welt dramatisierte, so mußte ihm bei solcher Spaltung seines Ichs in Damis und Valer bitterer Spott von den Lippen strömen, wo er sonst mit Ernst und Innigkeit gesprochen hatte. Dramatischer Ehrgeiz und Abscheu vor kleinlich-pedantischer Gelehrtentuerei zwangen ihm so manches Wort ab, das im Munde Nathans so weise klingen würde, wie es, gesprochen

von dem jungen Gelehrten, komisch und satirisch wirken soll und wirkt. Beiden Stücken dient als tiefste Grundlage die Idee wahren Menschentums: nicht Bücher bilden zur Humanität heran, nicht starrer Streit um das Kleine und Formale fördert die Welt, sondern Mitleben und Mitstreben; nur so entwickelt sich individuell der Mensch. Damis wird zur Formel, Sittah aber ist „so ganz sich selbst nur ähnlich", und „das sollen", wie Nathan weiß und Recha glaubt, „die Bücher uns nur selten lassen."

Damis, der zwanzigjährige Gelehrte, der sechs Sprachen „vollkommen besitzt" und — sein Diener hilft seinem Gedächtnis nach — als siebente noch seine Muttersprache, wartet mit Ungeduld auf die Nachricht, daß seine Arbeit über die Monaden den Preis erhalten habe. Die Hoffnung des Gelehrten knüpft den Knoten der Fabel zu Beginn des Stückes, die Enttäuschung zum Schluß löst ihn. Chrysander, der Vater, ist ein nüchterner Geschäftsmann, der jedoch gern an passender und unpassender Stelle Zitate zur Schau stellt, denn nulla regula sine exceptione, „wie wir Lateiner reden". Pedanterie und Talent für das Kleinliche haben Vater und Sohn in einem Grade gemeinsam, daß wir erbliche Belastung annehmen dürfen. In ihrem Hause lebt als Chrysanders Ziehtochter die ebenso arme wie anmutige und lebensfreudige Juliane, eine Vorläuferin Minnas in mancher Linie, denn ihrem Liebhaber Valer, dessen Charakter dem ihrigen entspricht, erklärt sie: „Mich Ihrer wert zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluste meines Glückes, erfüllen." Ursprünglich hatte ihr Pflegevater gegen die Werbung Valers nichts einzuwenden. Nun aber hat sich plötzlich ein Schriftstück gefunden, das einen alten Prozeß zu ihren Gunsten entscheiden kann, und für eine wohlhabende Juliane hält Chrysander nur den eigenen Sohn bereit. Im Falle sie diesem ihr Jawort gibt, will er das Geld zum Prozeß vorstrecken. Damis, der Frauenzimmer nur der Beachtung würdigt, wenn sie ihm in der poetischen und gelehrten Literatur entgegentreten, setzt es sich mit einem Male in den Kopf, die Zahl der Weisen, die Xantippen hatten, durch seine Person zu vermehren. Aber das Menschen-

schicksal hängt in der europäischen Komödie von den Lisetten und den Antons ab, die denn auch hier nicht fehlen. Lisette übermittelt Chrysander einen falschen Brief, in dem der Advokat den Prozeß für fruchtlos erklärt. Juliane aber, über den Betrug entrüstet, klärt Chrysander auf. Da kommt endlich die Berliner Nachricht, die Schrift des „jungen Gelehrten" sei für den Preis gar nicht in Betracht genommen. Damis tobt und will sein „undankbares Vaterland verlassen", am wenigsten eine „dumme Deutsche" heiraten, und als nun Valer erklärt, er bewerbe sich nur um Julianens Person und nicht um ihren Prozeß, löst sich alles zu aller Wunsch. Chrysander erhält das Geld, die Liebenden, hier Valer und Juliane, dort Anton und Lisette, gewinnen einander, und der „junge Gelehrte", an dem Anton vor dessen Abreise noch vergeblich spöttische Ratschläge versucht, schließt die Szene, indem er seinem bisherigen Diener ein Buch nachwirft. Diese eine Handbewegung enthält im Grunde die Tendenz des ganzen Stückes.

Die Charaktere im „Jungen Gelehrten" gehen literarhistorisch nicht völlig auf. Was an ihnen lessingisch ist, hat mit Fug den Vortritt vor dem, was durch die europäische Komödie überliefert war, denn wo wir menschlich verstehen können, wollen wir es nicht erst literarisch versuchen.

Angesichts der Juliane erhebt sich die Frage nach Lessings Verhältnis zu den Frauen, seiner Auffassung des Weibes. Schon bei der Heldin unserer Komödie fällt das auf, was die Minna und Emilia auszeichnet. Lessings Frauengestalten besitzen fast alle eine erstaunliche Menge Entschiedenheit, Vernunft und Klarheit im Denken und Reden. Der höchste Ehrentitel, den er im Brief vom 9. August 1778 an Elise Reimarus seiner verstorbenen Eva zu geben weiß, ist der einer „vernünftigen Frau", obwohl er andererseits später einmal zu Malchen, seiner Stieftochter, gesagt hat, er könne keine Frau leiden, die orthographisch richtig schreibe. Aber wer Malchens Rechtschreibung und Lessings Herz kennt, weiß den liebreichen Sinn aus diesen Worten herauszuschälen. Wo fänden wir bei ihm eine Adelheid, Lotte, Leonore, ein Kätchen

oder Gretchen, wo eine Luise, Maria oder Thekla? Selbst die leidenschaftliche Orsina hat dem Anschein nach einen Kursus in der Dialektik durchgemacht. Man muß betonen, daß Lessings Frauen, wenn sie von ihm nach der günstigen Seite gezeichnet werden, fast durchweg männlichen Einschlag zeigen, während die weiblichen Züge nur Schwäche sind. Er selbst war zuerst Mann, dann Poet. Es gibt keinen unter unseren Dichtern, der mehr Mann wäre — auch Seume nicht —, und kaum einen, der die Frau so sehr auf Kosten des Gefühls idealisierte. Darum aber vertreten seine Frauengestalten weniger seine Zeit als die unsere; darum mußte er sich freilich von der Frauenverhimmelung Klopstocks, der von Gott in dichterischer Rührung und Weihe seine Fanny erflehte, mit kaltem Spott abwenden: „Welche Verwegenheit, Gott so ernstlich um eine Frau zu bitten!“ Wir glauben ihm gern, wenn er sich dagegen verwahrt, das Liebesgetändel in seiner anakreontischen Lyrik ruhe auf persönlichen Erlebnissen. Schon im „Lobspruch“ des Leipziger Studenten, dem es doch an Umgang mit anziehenden Damen nicht mangelt, finden wir das leichte Lächeln des Kritikers, das nur Männern gegenüber drohend wird: die Männer voller Mängel, die Weiber Engel, nur fehle ihnen dreierlei, „Gedanken, Worte, Taten“. Gerade in diesen drei Begriffen ruht aber Lessings Frauenideal, und nach dem Urbilde, das ihnen entsprechen würde, sind mehr oder weniger seine Frauengestalten geschaffen, von Recha und Sittah zurück bis zu Juliane im „Jungen Gelehrten“. Auch sie betont ihre Schwäche, anstatt sie zu zeigen, auch sie überlegt, wo allein ihr Gefühl das Wort haben müßte. Wie sagt sie doch, als Chrysander sie dem Sohn ausliefern will: „Ach Vater, ich würde Ihr Herz nicht besitzen, hätte nicht Chrysanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anständigkeit bilden lassen.“ Vielen geistigen Gütern hat Lessing eigene Gesetze nachgewiesen, Freiheit und Selbstbestimmung, — der Liebe nicht! Und damit nicht dem Gefühlsleben der Welt, des Weibes. Eine Empfindung ohne Beimischung von Nachdenken besitzt für Lessing allenfalls Anspruch auf Dasein, aber nicht auf poetische Verherrlichung. Julianens Worte im Munde

eines Mannes wären Charakter; in dem ihrigen sind sie — Lessing.

Nicht daß seine Frauengestalten unkünstlerisch wirkten. Daß Frauen zu beglücken vermögen, hat nicht erst Evas Gatte erfahren. Auch ihm hatte eine freundliche Natur „die tiefen Blicke" gegeben. Er war so wenig Weiberfeind, daß er in einem seiner Jugendstücke diesen Typus an den Pranger stellte. Wenn es indessen wahr ist, daß weibliche Schwäche poetische Stärke bedeuten kann, und umgekehrt, dann sind Lessings Frauengestalten poetisch schwach. Würden sie dem Charakter nach völlig Männer, so wäre die Wirkung unästhetisch. Ihnen bleibt aber ein Grau Hilflosigkeit, und alle unter ihnen, die uns jung und schön entgegentreten, ziert natürliche Anmut.

Diese ist anderer Art als bei Plautus, Gherardi oder Holberg, was besonders bei den Kammerjungfern auffällt; sie ist lessingisch. Wer vermöchte auch der erfinderischen, naseweisen, zum Ausschneiden geneigten, aber immer anmutigen und nie gemeinen Lisette unseres Stückes gram zu sein! Wer gönnte ihr nicht einen wackeren Mann und ein eigenes Hauswesen! Die Dienstbotenmoral, daß man einen Betrüger nicht betrüge, sondern nur hintergehe, verzeihen wir ihr angesichts ihres Eifers, der Herrin, dem guten Zweck zu dienen, verzeihen wir ihr bei ihrem Herzensverhältnis zu Anton, den sie mit drolliger Bestimmtheit zu beherrschen weiß. Ist auch der Herzensbund männlicher und weiblicher Bedienten nicht erst Lessings Erfindung, könnte diese verschlagenwillenskräftige Lisette fast ebenso eine Molièresche sein wie die seinige, so steht sie doch dem vernarrten Bücherwurm Damis mit eben der nämlichen Weltanschauung gegenüber, die der Leipziger Student sich aneignete: „Ich lobe mir das Lebendige." Und auf Lessings Erfahrungen mögen so manche ihrer Worte letzten Endes zurückgehen: „Ich bin ohne Zweifel das erste Mädchen, das ihm schmeichelt ... Er ist so eitel, und ich bin so geschickt, daß ich mich wohl noch zu seiner Frau an ihm loben wollte."

Eitel ist der Held des Lustspiels, Damis, in viel höherem Grade, als Lessing etwa selbstbewußt war. Der Besserwisser Les-

sing liebte dennoch nichts so sehr als belehrt zu werden. Er gesteht später, wenn er etwas geleistet habe, so verdanke er es der Kritik der Einsichtigen, die ihn stets gefördert habe. Damis dagegen haßt die Kritik der Klugen genau so, wie er das Lob der Dummen liebt, und da er zu diesen trotz seiner Gelehrsamkeit zählt, vermag er, umpanzert mit Eigenliebe, offenbare und berechnete Schmeichelei nicht zu durchschauen. Aus vielem jedoch, was er im ersten Akt sachlich vorbringt, scheint ernsthaft oder satirisch Lessing zu reden; sei es nun, daß Damis den Menschen „einer allgemeinen Erkenntnis“ für fähig erklärt oder bemerkt, daß ein Halbhundert Anmerkungen einen Philologen machten; und wenn er seinen Diener Anton um den Besitz der wendischen Sprache beneidet, so erinnern wir uns, daß dem Kamenzer Stadtkind das Wendische durchaus vertraut war. Aber Damis weiß etwas, was das Gelehrtsein übertrifft: das Gelehrtscheinen. Da er als Eigentümlichkeit der Gelehrten die Zerstreutheit kennt, so kehrt er diese nach Kräften hervor, häufig zugleich um nicht hören zu dürfen, was er nicht hören will. Dann steht er da, „als wenn er vor den Kopf geschlagen wäre,“ sieht „steif auf die Erde“ und „legt die Hand an die Stirne“. In Wahrheit geht sein Wissen über hohlen Notizenkram nicht hinaus. Der Stärke seiner Eitelkeit entspricht nur noch die seines Eigensinnes, einer Eigenschaft, die nur bei einsichtigen Männern zur Charakterfestigkeit wird. Von einer solchen Unbeugsamkeit des Entschlusses aber ist bei Damis nicht die Rede. Die Bücher und die Exempel, die er liest, sind, wie sein Diener Anton treffend sagt, die Winde, nach welchen sich der Wetterhahn seiner Gedanken richtet. Ihm geht jeder Blick für das Wesentliche ab; daher denn auch seine eigenen Bücher, deren Druck der Vater bezahlt, außer ihm kaum jemand ansieht, ohne daß dies indessen seinem Gelehrtendünkel Eintrag täte. Er ist zu groß für sein Vaterland. So begierig er nach Schmeicheleien ausschaut: in dem Augenblick, als die Berliner Nachricht eintrifft, verlieren die für ihn allen Wert, deren Beifall ihn entzückt hätte. „O, ihr dummen Deutschen!“ ruft er da aus. „Ja freilich, solche Werke, als die

meinigen sind, gehörig zu schätzen, dazu werden andere Genies erfordert! Ihr werdet ewig in eurer barbarischen Finsternis bleiben und ein Spott eurer witzigen Nachbarn sein! — Ich aber will mich an euch rächen und von nun an aufhören ein Deutscher zu heißen."

Schon aus diesem erheiternden Qui-pro-quo klingt die warnende Stimme des nationalen Dichters, des Hamburgischen Dramaturgen. Die Klarheit, in der Lessing die Dinge sah, und ein tiefes Stammesgefühl haben ihn davor bewahrt, Angriffe und Mangel an Verständnis mit Verachtung gegen sein Vaterland zu erwidern, wie das noch hundert Jahre später Schopenhauer tat, der doch kein Damis war. Dieser ist deshalb Weltbürger, weil es angenehmer wäre, von der ganzen Welt als nur von seinem Volke bewundert zu werden. Lessing dagegen ist es durch die vermittelnde Idee der Humanität, in dem versöhnenden Sinne Nathans des Weisen. So gibt jeder Schritt neue Fäden in die Hand, die Lessings erstes und letztes Drama gedanklich wie persönlich verbinden, die ihn und sein Lebenswerk als Gedankeneinheit auffassen lehren.

Der habsüchtige Alte mit seinen beschränkten Lebensansichten und dem Ich-Gefühl, das in der Familie zu liegen scheint, Chrysander, fesselt den, der Lessing und sein Werk kennen will, weniger als das Gegenstück zu Damis, Julianens Liebhaber Valer. Ihm legt Lessing, der sich ja in diesem Jugendstück über alles Mögliche aufs gründlichste ausspricht — welcher Poet erinnerte sich hier nicht seines ersten Werkes —, die Worte in den Mund, die er selbst zu Damis sprechen würde. Besser aber charakterisiert dieser selbst den früher ihm näher Verbundenen: „Valer? die Zeiten sind vorüber, da ich ihn hochschätzte. Er hat seit einigen Jahren die Bücher beiseite gelegt: er hat sich das Vorurteil in den Kopf setzen lassen, daß man sich vollends durch den Umgang und durch die Kenntnis der Welt geschickt machen müsse, dem Staate nützliche Dienste zu leisten. Was kann ich mehr tun als ihn bedauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch seiner schämen müssen." Am wenigsten zeugt der Anton des Stückes von Lessings besonderer

Arbeit; dieser gewandte, dreiste und auf seinen Vorteil bedachte Diener des „jungen Gelehrten“ würde in jede andere sächsische Komödie genau so hineinpassen wie in die vorliegende.

Seitdem Deutschland die Menschengattung der Plagiat-Jäger besitzt, ist die Behauptung nicht neu, daß auch Lessing seine sämtlichen Dichtungen von andern abgeschrieben habe. In solchen Köpfen malt sich die Entstehung eines Kunstwerks etwa so wie die Pflasterung einer Straße: man karrt Steine und Sand zusammen und stampft sie fest. Lessing besaß ein erstaunliches Gedächtnis, las viel und wurde häufig genug angeregt, sich an dem nämlichen Stoff zu versuchen. Er verwertete Ideen und Charaktere, Geschriebenes und in der Erinnerung Aufbewahrtes. „Eigentum ist Diebstahl“ sagt Proudhon. Auch bewußt „fremde Schätze bescheiden zu borgen“, verschmäht Lessing nicht. In der Theatralischen Bibliothek spricht er 1758 über den Vorwurf der Entlehnung, den man Molière mache. „Und was bekümmert sich endlich“, heißt es da, „das Publikum darum, wo ein Molière den Stoff es zu belustigen hernimmt? Wenn das Stehlen heißt, sagt das Publikum, so wollten wir wohl alle komischen Dichter höflichst ersucht haben — gleichfalls zu stehlen.“ Wer mit Ben Akiba glaubt, daß alles schon einmal da war, was ihm neu erscheint, und mit Goethe, daß es nur darauf ankomme, das Gescheite noch einmal zu denken, der wird die Mosaikarbeit eines Lessing nicht geringer einschätzen, wenn er auch viele einzelne Steinchen als alte Bekannte begrüßt.

Die Namen sind bereits als Gemeingut der europäischen Komödie bekannt. Juliane ist da stets die schöne Begehrte, Valer der siegreiche Liebhaber. Lisette könnte ebensogut Französin sein, und Anton brauchte nur dänisch zu sprechen, damit wir ihn als Holbergs Geschöpf erkennen. Dessen „Erasmus Montanus“, Destouches' „L'Ingrat“ und „L'Irrésolu“, einige Stücke von Marivaux sowie Weißes „Projektmacher“ lassen sich am nachdrücklichsten als „Quellen“ bezeichnen, daneben Molière, Plautus und Riccoboni. Aber auch in dem „Witzling“, mit dem Frau

Gottsched 1745 ihres Gatten „Deutsche Schaubühne“ beschloß, treten in Leipzig die eingebildeten Bücherlinge Vielwitz, Sinnreich und Jambus auf. Verfolgen wir nur einige charakteristische Linien, anstatt die Plagiate behaglich zu addieren. So macht die fünfzehnte Szene des dritten Aktes mit der Verlesung des Briefes den Eindruck, der zweiten und dritten Szene von Destouches' „L'Envieux“ nachgebildet zu sein, zumal da sich an einer Stelle gleicher Wortlaut findet. „Verdammter Korrespondent!“ ruft Damis, den Brief zerreißend, „das ist der Lohn, den dein Brief verdient. Du zerreißest mein Herz, und ich zerreiße deine unverschämten Neuigkeiten.“ Das klingt wie Übersetzung des Franzosen: „Tiens, maudit correspondant, voilà le prix que mérite ta lettre. Tu me déchires le cœur et je mets en pièces tes impertinentes nouvelles.“ Mit Henriette und Clitandre in den „Femmes savantes“ erhebt Molière Ansprüche auf Juliane und Valer. Wie Dorine im „Tartuffe“ bringt Lisette das sich zankende Liebespaar zur Vernunft. Und was dergleichen mehr ist. Anton und Lisette erhalten zum Schluß eine Ausstattung — bekommen Frontin und Lisette in Destouches' „l'Amour usé“ nicht auch eine? Der Wahrheit zur Steuer sei jedoch gleich noch die Anmerkung hinzugefügt, daß dieses in der ganzen europäischen Komödie als allgemeine gute Sitte galt.

Strenge Einheit der Zeit und des Ortes war selbstverständlich. So bleibt das Zimmer des unglückseligen Damis der Ort schlechthin, und man kann, so unsympathisch jedem der junge Gelehrte sonst ist, den Ausruf verstehen, mit dem er endlich seinem Ingrimm Luft macht: „Diese verdrießliche Gesellschaft los zu werden, muß ich nur selbst meine vier Wände verlassen!“

Wenn man das Stück mit seiner Fülle komischer Situationen und ungezwungener Heiterkeit überblickt, so mag man sich wohl wundern, daß es in der Regel Lessings anderen Jugendstücken einfach angereiht wird. Durch die Frische der szenischen und sprachlichen Gestaltung und den ernsten Gedankengrund steht es hoch über ihnen. Noch heute wirkt es mit unwiderstehlicher Komik

trotz der typischen Gewandung, der technischen Schablone, der entweder überladenen oder zu derben Sprache im Munde Antons, der Steifheit der Liebesszenen oder der Unwahrscheinlichkeit einzelner Züge. Es ist eine Freude, dieses Lustspiel an der Spitze von Lessings poetischen Werken zu sehen, und auch wir würden uns gegebenenfalls vielleicht an dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen beteiligt haben, mit dem das Stück auf der Bühne der Neuberin begrüßt wurde, ohne, wie Lessing in der Vorrede zum ersten Druck 1754 besorgt, mit den Kennern zu weinen. Lessing zeigt sich bereits als hervorragender Schöpfer der Situation, an der er jede Person zwanglos so zu beteiligen weiß, daß die Frage nach genügender Motivierung erst bei feinster Zergliederung auftauchen kann. Der Ausdruck der Sprechenden ist logisch so scharf, daß er von vornherein ihren augenblicklichen Standpunkt dramatisch schützt. Damit hängt freilich zusammen, daß Lessing keinen Dummen vollendet darstellen kann, wie es etwa Shakespeare so wundervoll mit seinen Bleichenwang oder Zettel vermocht hat. Auch der junge Gelehrte wäre immer noch fähig, einen dramatischen Dialog zu schreiben, der durch Erkenntnis und Treffsicherheit auffiele. Die Rolle Dajas und der niederen Bedienten in Lessings Stücken bestätigt das. Alle sprechen zu sehr ihres Schöpfers Prosa, sind also dem Naturalismus feindlich, der verlangt, daß jeder bis auf ungeformte Naturlaute herab seine eigene Sprache rede. Richtig ist auch, daß die Personen im „Jungen Gelehrten“ eine allgemeine typische Marke tragen. Aber jedes Lustspiel drängt unwillkürlich auf typische Charaktere und stereotype Motive hin, damit der Zuschauer heiter gestimmt werde. Ist noch nicht jedes Wort individuell, das hier geredet wird, so spricht doch zum erstenmal in der deutschen Literatur wieder der Mensch zum Menschen. „Das Publikum ist ein Gast, den man nicht aufs Vorliebnehmen einladen muß,“ sagt einmal Lessings Hamburger Freund Bode. Die Gäste der Neuberin brauchten in diesem Falle nicht vorlieb zu nehmen.

Weit bleiben hinter dem „Jungen Gelehrten“ die beiden zuerst

gedruckten Komödien Lessings zurück: „Damon oder die wahre Freundschaft“ und „Die alte Jungfer“! Der Einakter „Damon“ erschien 1747 in Mylius' „Ermunterungen“. Holbergs „Glücklicher Schiffbruch“ hat den Stoff zur Hauptfabel geliefert. Leander und Damon, zwei Freunde, bewerben sich um eine junge, schöne und reiche Witwe. Diese ist beiden freundlich gesinnt, weiß aber nicht recht, wem sie nun die Gunst ihrer Liebe zuwenden soll. Da hört sie auf den Rat Lisettens: „Sie wissen, daß sie beide vor einem Jahre beinahe ihr ganzes Vermögen, jeder auf ein besonderes Schiff, welche nach Ostindien handeln, gegeben haben. Sie warten alle Tage auf ihre Rückkunft. Wie wäre es, wenn wir auch darauf warteten und uns alsdann für denjenigen erklärten, der der Glücklichste bei diesem Handel gewesen ist?“ Leander versucht durch Täuschung des „Freundes“ dieses Glück auf seine Seite zu bringen, wird aber entlarvt, während Damon Gelegenheit findet, seine „große Seele auf eine ausnehmende Art zu zeigen“, und so der Glückliche wird, denn nur scheinbar war die Witwe auf Lisettens Gedanken eingegangen. Damon verzeiht Leander, der nach unseren Begriffen nicht nur als falscher Freund, sondern als vollendeter Schurke handelt, und die Witwe fürchtet sogar, sie werde wegen der neu erwachenden Freundschaft Damons zu Leander nun ihrerseits eifersüchtig werden. So klingt der letzte Auftritt wie der Ausbruch eines Gefühlsfehlers. „Diese Übereilung“, sagt Damon, „hat der Mensch und nicht der Freund begangen.“ Der Zuschauer verzeiht solche Übereilungen dem Leander um so weniger, als dieser ständig dabei die Freundschaft im Munde führt, ein prächtiger Vertreter jenes Wortes in Corneilles „Britannicus“: „J'embrasse mon rival, mais c'est pour l'étouffer.“ Damons beschränkter Vetter aber, Oronte, der eigentliche Träger der Komik und der Molièreschen Wortwiederholung, fällt uns mit seinem ewigen „Versteh' er mich!“ auf die Nerven und beginnt erst schwach zu erheitern, als er angesichts des Zögerns der Witwe in der Schlußszene sich selbst als geeigneten Freier vorschlägt: er übertreffe Leander noch um eine Tonne Goldes.

In Lessings Sinne ist es gehandelt, wenn wir über das nächste Lustspiel noch rascher hinweggleiten, denn er hat später beide stets als schülerhafte und verfehlte Übungen von seinen Werken ausgeschlossen. „Die alte Jungfer" mit dem bezeichnenden Namen „Ohldin" vermag weder in humoristische noch in ästhetische Stimmung zu versetzen. Die fünfzigjährige heiratstolle Heldin interessiert nicht und ihre habsüchtige Umgebung noch weniger. Alle diese Personen sind nichts als Marionetten, schon am Namen leicht kenntlich, wie der übliche Bramarbas, Kapitän von Schlag, und nur der Harlekin wird neu eingekleidet als Gebackensherumträger Peter.

Günstig heben sich von diesen beiden Schwänken, welche ungefähr die damalige Durchschnittspoesie des Theaters darstellen, die anderen Jugenddramen Lessings ab, wenn auch keines an den „Jungen Gelehrten" heranreicht. Der „Misogyn", der 1767, neun Jahre nach seinem ersten Erscheinen, aus einem Einakter zu einem Dreiakter umgeschaffen wurde, atmet in besonders hohem Grade die Luft der europäischen Komödie. Schon die Namen vertreten mehr als ein Land Europas. Quelle für Fabel und Titel waren des Griechen Menander „Misogyn", und zu Menander wiederum führte der Römer Terenz. Aber der Name „Wumshäter" ist englischen Ursprungs: „The Woman Hater" von Fletcher war 1607 erschienen. Die „Hilaria" als der wahre Name gegenüber einem anderen angenommenen war schon in deutschen Stücken heimisch, z. B. in J. E. Schlegels „Triumph der guten Frauen", während „Lelio" als Theaterbezeichnung auf den Italiener Riccoboni zurückgeht. Die übrigen Personen von Laura bis zu Lisette weisen nach Frankreich und Dänemark. Nicht minder bunt würde ein Verzeichnis der Züge und Einzelheiten aussehen, die von europäischen Stücken auf den „Misogyn" übergegangen sind.

Wichtiger aber ist es, festzustellen, ob Handlung und Sprache lessingisches Gepräge tragen, und ob eine poetische Entwicklung wahrzunehmen ist. Wieder schafft er als Schüler Molières im

Weiberfeind einen Typus, gibt er eine Art Charakterkomödie, wie nachher im „Freigeist“ und vorher im „Jungen Gelehrten“. Hierdurch gewinnen auch die anderen Personen, so daß sie nicht mehr als entgeisterte Schemen herumwandeln, sondern schon einige natürliche Farbe im Antlitz und etwas Ausdruck im Auge haben. Ein zweites, was in den vorigen beiden Schwänken vermißt wurde, ist hier zu begrüßen: der energische und stets rege Gang der Handlung. Gallische Albernheiten und abschweifendes Episodenwerk stören die zielgewisse Entwicklung der Fabel nicht, die selbst einfach genug ist. Der Weiberfeind Wumshäter will eine Ehe seines Sohnes Valer mit Hilaria verhindern. Diese verkleidet sich als Mann und tritt als ihr eigener Bruder in das Haus ihres Gegners, den sie schließlich für sich gewinnt. Daneben läuft die Liebe der mit Leander verlobten Laura, der Tochter des Weiberfeindes, zu dem Pseudo-Lelio, bis sich dann alles aufklärt und schließt „wie ein Hochzeitscarmen“. Eine Mittelfigur ganz anderer Art als etwa Oronte im „Damon“ ist der Geheimniskrämer Solbist, der lebhaft an Molières Timante im „Misanthrop“ erinnert, denn: „jusques au bonjour il dit tout à l'oreille“. Auch der Dialog des Stückes zeigt bereits Schärfe und Klarheit und beginnt das Urteil zu rechtfertigen, das C. H. Schmid, Professor in Gießen, 1775 über ihn fällte: „Natürlich und dennoch gewählt, familiär und dennoch witzig, körnig und dennoch geschmeidig, hat er alle die vornehmsten Eigenschaften des dramatischen Stils und erhält außerdem noch durch die mühsamste Feile eine elegante Nettigkeit.“

Dem Jahre 1749 gehört ein Lustspiel an, das wiederum einen Meilenstein darstellt auf dem langen Wege zu „Nathan dem Weisen“ und eine ungeheure Bedeutung erhält im Hinblick auf Lessings Zeit: „Die Juden“. Der „Reisende“ Lessings ist der erste edle und gebildete Jude der deutschen Literatur. Das Lustspiel war ein Protest gegen die Vorstellungen, die das 18. Jahrhundert in seiner ersten Hälfte sich von diesem verfolgten Volksstamm bewahrt hatte. Jude sein, hieß zwar nicht mehr völlig rechtlos sein, wohl aber charakterlos.

Als Österreich die Juden vertrieb, nahm der Große Kurfürst sie auf. Preußen verhielt sich in dieser Frage auch sonst nicht am härtesten. In Norwegen, Schweden und Württemberg wurden überhaupt keine Juden geduldet, und ebensowenig in Nürnberg. In Bremen mußte der Jude für jeden Tag Anwesenheit einen Dukaten bezahlen. In Frankfurt durfte er nur im Judenviertel wohnen, das Sonntags abgesperrt wurde, und nicht auf den öffentlichen Promenaden spazieren gehen. In Leipzig durfte kein Jude begraben werden: die Leichen wurden nach Dessau geschafft. Eine Flut von Schmähschriften, die unglaubliche Märchen über die Juden verbreiteten, lief im Volke um. Die Juden vom Stamm Ruben haben Christus gefangen genommen — darum wächst auf ihren Gräbern kein Gras; die vom Stamm Levi haben Christus ins Antlitz gespien: darum können sie bis zum jüngsten Tage nicht über den Bart speien; die vom Stamm Zabulon haben über Christus das Los geworfen: darum speien sie am 25. März Blut vom Morgen bis zum Abend; die vom Stamm Asser haben Christus geschlagen: darum ist ihr rechter Arm kürzer als der linke. Selbst wo die Juden geduldet wurden, wie in Hamburg, mochte niemand mit ihnen gesellschaftlich verkehren; und das noch 1785. So verständige Hamburger wie der Vater des J. D. Thieß hatten nach dem Bericht des Sohnes „wider keine Nation eine so bestimmte Abneigung als wider die Juden" und hielten Dohms Schrift über ihre bürgerliche Verbesserung (1781) „für ein so wohlgemeintes als gefährliches Buch". Dabei fordert Dohm nur, daß keine religiöse Gemeinschaft mehr als freie Äußerung und vollkommenen Genuß aller bürgerlichen Rechte für ihre Glieder haben und, so zahlreich sie auch sein möge, mit dem Staat nie rechten dürfe, wenn er neben ihr anderen Gesellschaften gleiche Freiheiten verleihe; er entfernt sich also gar nicht von Josephs II. Toleranzedikt.

In Berlin stand es gesetzlich gar nicht einmal so schlimm. Freilich durfte nur eine beschränkte Anzahl sogenannter Schutzjuden sich dauernd in der Stadt aufhalten, und diese mußten dafür, abgesehen von anderen Abgaben, zu denen sie verpflichtet waren, für eine be-

stimmte Summe Waren aus der Kgl. Porzellanmanufaktur entnehmen. Verboten war ihnen, mit Wolle, rohen Häuten, gefärbtem Leder, rohem Tabak, Wein und Hökerwaren zu handeln, wie die Generalprivilegien 1730 und 1750 anordnen. Verboten war ihnen ferner das Studium der deutschen Sprache. Der Vorfahr der Herren von Bleichröder wurde aus der Gemeinde gestoßen, weil er deutsche Bücher bei sich trug. Angstvoll lernten Mendelssohn und Maimon heimlich deutsch. Dafür hatten die Juden freie Religionsübung, und 1707 durften sie sich sogar ihre Synagoge bauen. „Die freien Künste", erklärt Nicolai in seinem Werk über Berlin, „sind ihnen zwar erlaubt, aber sie scheinen keine sonderliche Neigung dazu zu haben." Im Jahre 1747 zählte Berlin bei 107380 Einwohnern im ganzen vierhundert Judenfamilien, von denen jede nur ein Kind in der Stadt „sich setzen und verheiraten" lassen durfte. Die Zahl bedeutet aber bereits eine Überschreitung des Gesetzes, denn es hätten eigentlich nur über hundert Familien sein sollen.

Lessing hatte nun in Berlin Gelegenheit, den Verachteten näher zu treten. Dieses Judendrama ist ein Vorläufer seiner „Rettungen". Die Juden des 18. Jahrhunderts wußten, was sie ihm verdankten. Es ist bezeugt, daß sie in Scharen ins Theater strömten, wenn ein Stück von ihm angekündigt war, denn dankbar sahen sie zu ihm als ihrem Anwalt auf. Dreißig Jahre vor dem Schriftenkampf, der mit Dohms Buch einsetzte, erhob Lessing seine Stimme durch den Mund des Reisenden, als dessen einziger Vorbote höchstens der freilich ungebildete polnische Jude in Gellerts „Leben der schwedischen Gräfin" anzusehen wäre. Im alten geistlichen Drama und in den Fastnachtsspielen treten nur Juden auf, deren Art und Lebensweise verhöhnt werden, oder deren Bekehrung zum Christentum dargestellt werden soll. Oder aber der Jude übernimmt nur eine unfreiwillig komische Rolle; so schon in einem Innsbrucker Osterspiel des 14. Jahrhunderts und in einem Himmelfahrtsspiel von 1500, in dem der Archisynagogus einen jungen Juden in jüdischem Jargon beten lehrt; so auch bei Gryphius.

Wie anders bei Lessing! Sein Reisender ist bescheiden und uneigennützig fast bis zum Übermaß, denn beinahe läßt er einen Spitzbuben entwischen, um nur keinen ungerecht zu verdächtigen. Auch äußerlich ist der Jude als solcher nicht von andern zu unterscheiden. Der Bösewicht ist der Christ Martin Krumm, der dennoch auf die Juden herabsieht: „Ich dürfte nicht König sein, ich ließe keinen, keinen einzigen am Leben." Dabei lernte Lessing erst drei Jahre später Mendelssohn kennen. Er knüpfte trotzdem an das wirkliche Leben der Juden an, denn in der Spandauer Straße wohnte er mitten unter ihnen, sah er sie täglich in die nahe Synagoge gehen; und des Dieners Weigerung, bei dem als Juden erkannten Herrn zu bleiben, geht auf das Gesetz zurück, das damals den Juden verbot, christliche Dienstboten zu halten.

Mit Recht heißt das Stück „Die Juden", nicht „Der Jude", denn neben dem wirklichen treten maskierte auf. „Nathan der Weise" hätte analog „Die Christen" heißen können. Der Patriarch ist im Grunde nur als Christ verkleidet wie hier der Vogt als Jude. Viel weiter reicht dieser Vergleich freilich nicht, denn was 1779 Persönlichkeit wurde, ist dreißig Jahre früher reiner Typus, blasses Schema. Aber zum ersten Male erklingt hier in Lessings Leben und Schaffen die große Lehre von der Humanität des reinen, über Abstammung erhabenen Menschentums. Schon dieser Jude weiß, wie Goethes Iphigenie, daß ein jeder, selbst ein Barbar, berufen sei, die „Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit" zu vernehmen. Gerade in Berlin konnte Lessing beobachten, mit wie tiefer Verachtung man, von den Fürsten herab bis zu den einfachen Handwerkern einer ehrsamen Zunft, die Möglichkeit bestritt, daß ein Jude ein guter Mensch sein könne. Mit Recht galt das Stück schon damals in erster Linie als „eine vortreffliche Ehrenrettung eines verachteten Volkes", und als kühner Schlachtruf gegen die Heerscharen des nationalen und religiösen Vorurteils wird der Einakter auch weiter in den Listen der Kultur geführt werden.

Der Kultur, denn die Poesie im engeren Sinne kommt auch hier wieder etwas zu kurz. Wir verstehen es schwer, daß der vor-

nehme, hochsinnige Baron von der Voraussetzung ausgeht, der Besitz seiner Tochter müsse für jeden noch so hoch Stehenden das selbstverständliche Ziel größten Begehrens sein, daß er sie dem fremden Reisenden selbstgefällig zuspricht, ohne auch nur dessen Wünsche zu kennen. Für solche Züge sind jedoch Lessings literarische Quellen fast mehr verantwortlich als er selbst; in diesem Falle Marivaux' „Prince travesti", wo dem unbekannten Retter die Hand der Tochter angeboten werden soll, und Gandinis „Bohémiens", ein Stück des Théâtre italien. Die Baronesse selbst wird als kindliche Naive gezeichnet, ist aber ins Alberne geraten. Sie verfährt dabei in hohem Grade selbständig und geht auch wohl mit angemessenen Ohrfeigen zum Angriff über. Die Lisette, die wir hier kennen lernen, ist, erheblich mehr als die im „Damon", das leichte, lose Geschöpf des lockeren Pariser Lebens, immer bei der Hand, wenn es sich um schlüpfrige Anspielungen handelt. Und nun dramatisch: ungläubig schütteln wir den Kopf, daß der Diener die höchst wunderbar in Umlauf gesetzte kostbare Dose nicht als die seines Herrn erkennt, daß der Betrüger den falschen Bart nur versteckt, um ihn gleich darauf aus Versehen vorzuzeigen! Der Exposition fehlt es nicht an Energie, wohl aber an Wahrscheinlichkeit. Aber über alles dieses läßt, vom historischen Gesichtspunkte aus, der Grundgedanke hinwegsehen. Die gegenseitige Versicherung des Barons und des Reisenden, bei Christen wie bei Juden entscheide die Güte des einzelnen, möge hinreichen, um den possenhaften und zweideutigen Ausklang der letzten Dienstbotenszene überhören zu lassen. Was im „Nathan" als Unduldsamkeit erscheint, heißt hier noch Judenhaß schlechthin; beides aber sind Kennzeichen des wahren Glaubens. An dem Reisenden, dessen Vollkommenheit von Lessings Rezensenten bemängelt wurde, vermissen wir nur eines — die Armut. Auch Nathan ist reich. An einem edlen, gebildeten und armen Juden hat auch ein Lessing seine Kraft noch nicht versucht.

Künstlerisch wie gedanklich steht nach dem jungen Gelehrten von den Jugenddramen am höchsten „Der Freigeist, ein Lustspiel

in fünf Aufzügen," das gleichfalls dem Jahre 1749 angehört. In den Augen seines Vaters galt Lessing bereits seit seinem Verkehr mit Mylius als vollkommener Freigeist, — hatte doch jener berüchtigte Verführer unter demselben Titel, den unser Stück trägt, vier Jahre vorher eine Zeitschrift erscheinen lassen! Und schrieb Lessing nicht Komödien? Theaterpoesie und Freigeisterei waren für den Kamenzer Pastor ungefähr dasselbe. Lessing, der nun die freigeistige Luft Berlins atmete, kannte seines Vaters Kummer darüber, daß des Sohnes Seele verloren sei. Der Brief, den er im April 1749 nach Kamenz richtet, gibt Aufschluß über die Entstehung unseres Stückes. „Den Beweis", schreibt er, „warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein guter Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten? Halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie, wenn ich eine auf die Freigeister und die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen." Hat mithin das Drama seine Wurzel in persönlichen Erfahrungen, trägt Theophan auch die Züge des einsichtigen, charaktervollen Diakonus der sächsischen Kleinstadt, so hat Lessing doch etwas anderes tun wollen, als sich nur seinem Vater gegenüber rechtfertigen. Die Freigeisterei wandte sich damals noch weniger gegen Gott als heute, sondern gegen seine Kirche auf Erden. Daß sie in dieser irdischen Gestalt nicht etwas Vollkommenes sein könne, wußte Lessing. Er bestritt aber der Kirche das Recht, über die Seele zu verfügen; in diesem Sinne war er längst Freigeist und glaubte, trotzdem dabei ein Mensch nach Christi Geist bleiben zu können. Im spekulativen Christentum erblickte Lessing den größten Feind der werktätigen Lebensidee Christi selbst.

Adrast aber ist ohne Religion, wenn auch „voller tugendhaften Gesinnungen". Er ist kein Freigeist nach Lessings innerster

Auffassung, denn dazu gehört für ihn die Haupttugend der christlichen Lehre: die Liebe. Die Liebe, die gegen die Bekenner jeden Glaubens, gegen die Vertreter jedes, auch des geistlichen Standes, langmütig und freundlich ist, die nicht eifert, sich nicht blähet und sich nicht erbittern läßt. Nur so gewann Lessing in Adrast die Figur, an der er die Freigeisterei von der lächerlichen Seite schildern konnte. Über diesen Freigeist konnten Diakone ebenso wie freie Geister lachen, ohne von ihrer Auffassung eine Handbreit aufzugeben. Aber Adrast ist auch nicht Freigeist aus Leichtsinn, sondern aus Gründen und Beobachtungen, und er gibt nicht etwa seine freigeistige Anschauung auf, sondern nur ihre lächerliche Seite. Das ist gerade diejenige, die Lessing später an den Vertretern des positiven Glaubens tadelt: das Vorurteil, die Unduldsamkeit. Durch Theophans edle Gesinnung gezwungen, spricht der Freigeist den Religionen, im besonderen der christlichen, die erziehende, bildende Kraft nicht mehr ab. Er ist ein Denker, der vielleicht zu viel denkt; im übrigen bleibt er, was er war. Er ist weit entfernt, sich seinerseits Dogmen zu unterwerfen. Diese einfache Tatsache wurde vielfach so sehr übersehen, daß man in dem Verfasser des Stückes bereits einen Bekehrten herausspürte. Lessing weist hier der positiven Religion die bescheidene Rolle zu, sich lediglich gegen den ärgsten Verdacht zu verteidigen. Selbst ein gläubiger Christ kann ein guter Mensch sein: das ist der ernste Gedanke dieser heiteren Szenen. Wenn der Kamenzer Pastor aufmerksam las, so mußte er inne werden, daß sein Sohn alles auf Herzensgüte zurückleitete. Nicht aber durfte er annehmen, daß jener ein Christ sei in seinem Sinne, obwohl er Komödien schreibe. Das Bekenntnis und der Glaube sind es nicht, die hier siegen, sondern unabhängig von beiden der Charakter. Adrast hält alle Theologen für Heuchler und Bösewichter, zum Teil auf Grund persönlicher Erfahrungen. Diese Abneigung, die nicht nur aus seiner Weltanschauung herausgewachsen ist, ist ihm nicht sehr zu verdenken. Theophan, so tugendhaft und edel als fromm, belehrt ihn als Gegenbild zum Patriarchen im „Nathan“ durch seine Duldsamkeit und edle Hand-

lungsweise, daß jedenfalls er zu jenen Geistlichen nicht gehöre. Wird nicht der feine Ton der Satire deutlich? „Seht, dieser ehrt durch seinen Charakter nicht nur seinen Stand, er ehrt die Lehre, die er vertritt!“ Auch in Liebessachen wird die Stimme religiöser Indifferenz laut. Lisidors Plan, seine fromme Tochter dem Theophan, seine freie, lustige dem Adrast zur Frau zu geben, scheitert an der alten Wahrheit, daß Gegensätze einander anziehen. Theologe und Freigeist wählen nach dem Herzen, nicht nach dem Bekenntnis, und alle vier Beteiligten freuen sich des Tausches. Kirche und Freigeisterei verehelichen und verschwägern sich — mehr Vorurteilslosigkeit und Übermut lassen sich kaum denken.

Sehr bezeichnend ist auch die Ausgestaltung der Dienerrollen. Adrasts Johann ist ein Schurke, der sich auf den freien Geist, Theophans Martin ein Dummkopf, der sich auf die Religion beruft. Zeigt jener, daß ein Freigeist darum noch kein rechtschaffener Mann zu sein braucht, so dieser, daß ein gläubiger Christ zugleich eine Karikatur seines Bekenntnisses darstellen könne. „Ist es nicht genug, daß du keinen Gott glaubst,“ fragt Martin entrüstet den Johann, „willst du noch dazu keinen Teufel glauben? O! male ihn nicht an die Wand! er läßt sich nicht so lange herumhudeln wie der liebe Gott.“ Andererseits rät der brave Johann seinem Herrn, seine Unterschrift abzuleugnen, den Bettel von Wechsel abzuschwören, denn einen starken Geist, das ist Freigeist, binde kein Schwur. Auch hier also wieder die große befreiende Lehre, daß der einzelne Mensch den Wert und die Kraft seiner Religion in sich trage. Besser fast als die Ehrfurcht gebietende Stimme Nathans des Weisen raunt uns dieses kleine harmlose Lustspiel den Goetheschen Spruch zu aus den „Zahmen Xenien“:

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Drum ward auch Gott so oft zum Spott.

Die dramatischen Quellen unseres Stückes finden sich im wesentlichen wieder in Frankreich, bei Molière, de L'Isle und Destouches. Namentlich der „Misanthrope“ hat nicht nur Szenisches hergegeben — die vierte Szene des vierten Aufzugs dort entspricht z. B. I 5

hier —, sondern im besonderen zur Zeichnung des Adrast gedient. Den Molièreschen Adrast charakterisiert ein Urteil Célimènens, das sich auf den Lessingschen anwenden läßt: „Ah! quel orgueil extrême! C'est un homme gonflé de l'amour de soi-même.“ Die Diener sind nach Holbergs berühmten Gestalten entworfen. Johann, der „Affe seines Herrn“, ist dem „Jean de France“ nachgebildet; er trägt am wenigsten die Züge Lessingschen Schaffens. Martin ist nicht weniger als Johann „das Bild seines Herrn von der häßlichen Seite“, wie Lisette sagt: „Aus Freigeisterei ist jener ein Spitzbube, aus Frömmigkeit dieser ein Dummkopf.“ Sehr sauber vollzieht aber, in diesem Punkte völlig selbständig, Lessing die Scheidung zwischen freien Geistern und ihren Karikaturen, wenn er Adrast zu seinem schurkischen Diener sprechen läßt: „Ich glaube, du spielst den Freigeist? Ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, wenn er sieht, daß es jeder Lumpenhund sein will.“ Das sagt ein Freigeist, den Lessing gleichwohl als einen idealen Charakter hinzustellen weit entfernt ist, wie er denn auch den ebenso guten wie verliebten Theophan als leuchtendes Vorbild zu zeichnen sich wohl gehütet hat.

Ganz aus dem Gebiete der Tendenz heraus führt die Komödie, die dem „Trinummus“ des Plautus in der Hauptsache nachgebildet ist. Vielleicht liegt in beidem der Grund, daß sie dramatisch von den Jugendlustspielen am besten gelang. „Der Schatz“, aus den fünf Auszügen des römischen Originals zu einem schneidigen Einakter umgeschaffen, wurde zugleich in Motiven und Handlung modernisiert, ohne deshalb die Vorzüge Plautinischer Komik zu verlieren. Die antike Komödie suchte nichts in individueller Gestaltung der Charaktere. Bei ihr war alles Typus. Ständige Figuren waren der listige Sklave, der Prahler, der ehrenfeste, wackere Bürger und der verliebte Sausewind. In dem Wiedererkennen dieser Gestalten lag für den römischen Theaterbesucher ästhetischer Genuß und Lachreiz, und wenn der Knoten gut verschlungen, die Intrige interessant angelegt und die Szene belebt war, so erfüllte ein solches Stück alle erdenklichen Anforderungen.

Hiermit aber wäre nicht einmal Frau Gottsched mehr zufrieden gewesen. Der ganze Maskenapparat und die Rücksicht auf musikalische Begleitung machten zudem im Altertum einen ganz anderen Zuschnitt nötig. Das, worin bereits der Lessing der Jugenddramen eine Stärke der Komödie sah, fehlte nahezu ganz: die psychologische Vertiefung, die innere Wahrheit der Handlung, der schlagkräftige, energische Dialog.

Indem Lessing diese Elemente in die Plautinischen Komödien hineinträgt, macht er sie für uns erst genießbar. Den Schüler Molières entdecken wir bereits im Eingangsdialog bei der unermüdlich wiederholten Frage Stalenos: „Und was kriegt sie mit?" Der straffen Exposition ist es denn auch zu danken, daß der Ballast von vier Akten beiseite geworfen werden konnte. Die seelische Seite des Stückes gewinnt in Lessings Händen nicht minder als die sittliche. Die begehrte Frau läßt er um ihrer selbst willen begehrt werden. Die Schuld des jungen, nicht unedlen Verschwenders vermindert er dadurch, daß er im Diener den Verführer zeichnet. Durch eine scheinbar geringfügige Änderung gibt er seinem Drama die Einheit und Kraft, die wir bei Plautus vermissen. Die List, die den versteckten Schatz flüssig machen soll, dient dort nur dazu, die Treue des Callicles zu beweisen, während sie hier zur dramatischen Achse wird.

Nicht ganz gelang es ihm, ein Lustspiel zu schaffen, dem Ewigkeitswert zuzusprechen wäre. Plautinische Komödien widerstehen dem Gedanken sittlicher Vertiefung zu stark. So stoßen lustiges und sittliches Empfinden einmal heftig aufeinander und wirken peinlich. Der Auftritt zwischen dem echten und dem verkleideten Anselmo ist auf Humor angelegt und wird doch von unwillkürlicher Wehmut durchzittert. An die phantastischen Künsteleien eines Viktor Hugo erinnern Maskarills unglaubliche Berichte über das Vorwerk. Dahin gehört auch die uns überraschende Kunde, daß Anselmo seine Tochter auf der Reise an einen jungen Mann versprochen habe, ohne zu wissen, ob sie noch lebe und etwa andere Wünsche habe, und die Entdeckung, daß eben dieser Glückliche Leander sei, der einzige, der nach der Fabel des Stückes billig in Betracht kommen kann. Solche Bühnenwirkungen begeistern noch

immer den romanischen Geist, und auch Lessing hat sie aus französischer Werkstatt bezogen. Erst als er sich vom Ausland befreite und den Tand abschüttelte, mit dem die deutsche dramatische Kunst, armselig und bedürftig wie sie war, aus fremden Kammern sich behangen hatte, konnte er in der „Minna von Barnhelm" ein Lustspiel schaffen aus germanischem Blut, das anderthalb Jahrhunderte hindurch das auch von dem „Zerbrochenen Krug", von „Weh dem, der lügt" und den „Meistersingern" nicht erreichte Vorbild unserer nationalen Komödie geblieben ist.

Sprachlich wirken seine Jugenddramen altfränkisch im Vergleich mit denen seiner Zeitgenossen, selbst der nächsten Freunde wie Ossenfelders oder Mylius'. Aber der große Geist schöpft immer am tiefsten aus der Mundart der Heimatquelle. Die platte Sprache der andern ist heute nicht mehr lesbar.

Die Namen dieser sechs Lustspiele umschreiben nur flüchtig Lessings dramatische Arbeit in der ersten Zeit. Die zahlreichen, hier einstweilen gar nicht erwähnten dramatischen Fragmente verteilen sich auf seine ganze Lebenszeit und fast auf die gesamte Weltliteratur. Indem wir sie einstweilen ausschalten, blicken wir auf die andern dichterischen Gattungen, in denen schon der Afraner und der Leipziger Student sich versuchte, vor allem auf die lyrische.

„Man muß mich wenig kennen", erklärte Lessing von seiner Anakreontik, „wenn man glaubt, daß meine Empfindungen im geringsten damit harmonieren." Diese Abwehr sagt eigentlich alles, was wir von so angekündigten Liedern zu wissen brauchen. Der Lektüre selbst scheint es in einem solchen Falle nur dann zu bedürfen, wenn das Interesse historischer Natur ist. Der Gedanke ist uns Modernen ungeheuerlich, das Empfinden an Gedichte wenden zu sollen, die selbst aus Empfindungen in keiner Weise herausgewachsen sind. Dies Erbteil übernahm Lessing mit Kleist und Ramler von den älteren deutschen Anakreontikern Götz, Uz und Gleim. Auch sie waren weit entfernt von den Genüssen in Wein und Liebe, die sie formspielerisch frei nach dem graziösen Griechen mit Wehmut und Wonne

besangen. „Wir, die wir von Wein und Liebe gesungen, aber wenig getrunken und geliebt haben, wir wollen dann wenigstens einmal dem Bacchus ein Opfer bringen," schreibt einmal Gleim an Kleist. Und die Unzerin definiert ausdrücklich: „Ein anakreontischer Trinker und Liebhaber rühmt und rät bloß das Lieben und das Trinken, um einen Scherz zu machen und ein Lachen zu erregen." Unter Anakreons Namen, aber nur selten in seinem Geiste, flogen solche leichten Lieder ebenso in die Boudoirs der eleganten Frauen, wie in die Kammern der bescheiden und treu sich bildenden Bürgertöchter. Aber auf dem trocknen Boden häuslichen Tugendlebens entfalten sich schlecht die farbenreichen Blumen des Südens, selbst dann, wenn es dem Dichter von Herzen geht. Und das war bei Lessing ebenfalls anders. „In der Tat", schreibt er 1749 an den Vater, seine unmoralischen Lieder entschuldigend, „ist nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poesie zu versuchen, die Ursache ihres Daseins." Seine Absicht sei nur gewesen, sich „in solchen Kleinigkeiten zu üben". Hätte er indessen auch die lyrische Kunst anders aufgefaßt, wäre es ihm selbst eingefallen, das eigene Erleben zur Voraussetzung lyrischen Dichtens zu machen — es wäre ihm nicht geglückt, auf diesem Gebiet goethisch zu wirken. Er war weit entfernt, ein Mucker zu sein, und wie gern und frisch er mit hübschen Frauen sich unterhielt, deutet auch eine Äußerung Kleists an über eine Madame Weiß in einem Brief an Gleim vom 23. August 1757: „Wenn Sie sie nicht heiraten wollen, schaffen Sie sie Herrn Lessing, dem sie sehr gefällt, und der ganz von meiner Meinung ist." Aber Erlebnis in Dichtung umzusetzen, war ihm nicht gegeben; und hierher gehört vor allem jenes ebenso bescheidene wie berühmte Selbstbekenntnis über seine unpoetische Natur in der „Hamburgischen Dramaturgie": „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen."

Nicht Lessings Empfinden, nicht sein Gemütsleben wird durch seine vornehme Selbstkritik getroffen. Er empfand um so tiefer, je

mehr er seine Empfindungen in sich verschloß. Aber sein Leben zu dichten — zu sagen, wie er leide, hatte ein Gott ihm nicht gegeben. Und auch nicht, fügen wir sogleich hinzu, zu sagen, wie er genoß. Gerade das Gefühl, das den Lyriker reden läßt, ließ ihn verstummen. Er war zu gefühlswahr, um Empfindungen zu schreiben, und Goethes Totenklage um Christiane, die zu beweinen sein ganzer Lebensgewinn bleibe, hätte ihn, der seiner Frau nicht einen Vers gewidmet hat, nur abgestoßen. So sind auch seine Erzählungen berechnet, nicht fabuliert, seine Dramen ersonnen, nicht geschaut. Darum wandeln der Damon und die Phyllis der Anakreontik in seinen Gedichten schattengleich an uns vorüber. Darum können wir in seinen Liedern nicht Spiegelungen sehen seines inneren oder äußeren Lebens, sondern lediglich seiner Zeit und seiner Vorbilder. Auch in seiner Lyrik waren die Namen Masken, europäisches Gemeingut, das den deutsch empfindenden Konrektor in Reuters „Dörchläuchting" in berechtigten Harnisch bringt: „De unserein Mariken un Dürten und Fiken näumt, de näumen Sei Dorimene, Syncerene, Fatime un wat't för olle apsche Namen noch mihre giwwt." Und doch ist derselbe Konrektor ein Verehrer Lessings: „De hett't verstahn, un wenn wi em folgen wullen, denn kemen wi woll up den rechten Weg."

Im 111. Literaturbrief erklärt er, Klopstocks Lieder seien so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde. Er wundere sich, daß Klopstock durch manche seiner Gedichte nicht längst der „Lieblingsdichter aller alten Weiber" geworden sei. Damit man aber sein Urteil nicht nur für einen witzigen Einfall halte, so wolle er näher sagen, was er dabei gedacht habe: „Es kann wahr sein, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte und den Reichtum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bei ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mitteilen wollte, so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabei gehabt hat, erheben können.

Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabei empfindet." Lessing hat recht, soweit seine Veranlagung reicht, die Empfindungen durch den Verstand wandern zu lassen. Freilich bedürfte er für dithyrambischen Schwung, für das Stammeln des Gefühls der „Vorbereitung". Vermochte er eine Empfindung klar nachzudenken, so erkannte er sie ehrlich an, auch wenn sie in ihm kein Echo weckte. Anzuerkennen aber, was, logisch unklar, nur zum Gefühl sprechen wollte, das ging gegen die streng geordnete Welt seiner Vorstellungen. Er kann nicht anders als verwundert ablehnen, wo andere „anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehen". Die persönliche Verstandesnatur Lessings steht hinter seinem Urteil, das alle ähnlich Veranlagten erfrischen und erfreuen muß. Allgemein gültigen Wert aber kann es, so sehr wir es verstehen, nicht haben; in diesem Falle um so weniger, als sich sein hier ausgesprochenes Urteil auf Lieder gründete, die in Wirklichkeit von J. A. Cramer herstammten. Dieser Irrtum Lessings erklärt viel, aber bei weitem nicht alles: lyrisch blieben er und Klopstock Antipoden.

Lessing war noch Schüler, als Gleims „Scherzhafte Lieder" erschienen. Zwei Jahre später, als Lessing nach Leipzig kam, gab Götz die Übersetzung von Anakreons Oden heraus. Zeit und Ort machten den von Anakreon ohnehin begeisterten Afraner mit Notwendigkeit zum Anakreontiker. Nach länger als zwei Jahrtausenden — Anakreon lebte um 530 v. Chr. bei Polykrates auf Samos, später bei Hipparch in Athen — feierte der Sänger des Weines und der Liebe ein Wiederauferstehen in einem Lande und Geschlecht, in denen Trinken und Küssen sich nicht zu anakreontischer Lebenskunst entwickeln und darum auch nicht in echter Poesie widerstrahlen konnten. Spielende Verslein wie „Eros und die Biene" sind noch heute im Volksmunde des Nordens wie einst an den Gestaden des Ägäischen Meeres. Aber Lessings Freie Nachahmungen des Anakreon waren kümmerliche Blüten des Pleiße-Athens, die

unter südlichem Himmel vor ihrer Entfaltung elend verschmachtet wären. Die Schläfe des griechischen Dichters kränzen Rosen, träumend folgt sein Auge dem Fluge des Täubchens, des holden Briefboten, seine Gedanken schweifen in die Zeit des Frühlings, wenn sich der Schwan wieder in die Fluten niederläßt, und lachend und lebenstrunken hebt er den silbernen Becher gegen die tugendvollen Erdenpilger:

Es trinkt die dunkle Erde,
Von ihr der Bäume Heer;
Es trinkt das Meer die Ströme,
Die Sonne trinkt vom Meer.
Es saugt vom Glanz der Sonne
Der Mond sein feuchtes Licht —
Und ihr erlaubt, o Freunde,
Nur mir das Trinken nicht?

(Übers. von Junghans.)

Der Becher war den Deutschen des 18. Jahrhunderts gewiß weder fremd noch unwillkommen. Auch Lessing machte hiervon keine Ausnahme, wenn wir den lustigen Versen des Mylius trauen dürfen:

Ich weiß nicht, vor Vergnügen voll,
Was ich zuerst ergreifen soll.
An eurem Leichtsinn mich zu rächen,
Will ich frisch wie mein Lessing zechen,
Und meinem Ossenfelder gleich
Bin ich ein Held in Venus' Reich.

Sogar das hohe Reichskammergericht zu Wetzlar forderte von seinen Assessoren, daß sie nicht nur Prozesse und Gesetze innehaben, sondern auch die Kunst des Trinkens verstehen müßten, um gegebenenfalls dem Kollegium Ehre einzulegen. Aber der eigentliche Gründer der deutschen Anakreontik, Hagedorn, der zuerst die in Frankreich schon seit Ludwig XIV. neben Watteaus und Bouchers Malerei blühende Gesellschaftspoesie unter seinen Landsleuten beliebt machte, war im Grunde doch der einzige, dessen Fähigkeit im Zechen die lyrische Nachbildung erreichte. Im übrigen blieb diese ein künstliches Treibhausgewächs, das sich tapfer drei Jahrzehnte hindurch hielt, bis

Bodmers Schrift „Von den Grazien des Kleinen“ 1769 und später Herders Arbeit für das Volkslied sie rasch hinwelken ließ. Es kam soweit, daß einzelne anakreontische Gedichte wie „Der Tod“ von Lessing in ein Volkslied sich umbildeten und nun namenlos im Volke umgingen. Wie lebhaft aber damals diese Dichtungsart Wurzeln schlug, zeigt die Tatsache, daß der junge Wieland schon im Alter von zwölf Jahren ein Gedicht von sechshundert Versen im Stil Anakreons verfertigte. Das war 1745, also ungefähr zu der Zeit, da auch Lessing seine anakreontischen Schwingen regte.

Den Beinamen „anakreontischer Freund“ erwarb sich Lessing bereits durch seine Beiträge zu den Zeitschriften des Mylius. Aber erst 1751 erschienen, sechs Bogen stark, seine Nachdichtungen, gesammelt unter dem damals beliebten Titel „Kleinigkeiten“, nach deren Verfasser Gleim sich am 24. Oktober bei Ramler neugierig erkundigt. Lessing kündigte sie selbst in der „Berliner Privilegirten Zeitung“ an. Die Kenner möchten doch, redet er dort mit Humor, einige gar zu mittelmäßige Stücke gleich überschlagen: „An den Anakreon“, „Die Sparsamkeit“, „Der Vetter und die Muhme“, „Die Ente“, „Der bescheidene Wunsch“, „Das Schäferleben“, „Der Schiffbruch und die Redlichkeit“. Dagegen bezeichnet er andere als gelungen: „Die Namen“, „Das Gebet“ und

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut'.

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär auch nicht mehr.

Ein witziger Gedanke über das Thema Liebe und Wein, leidlich gereimt — mehr steht in diesen Liedern nicht. Sie wollen ja auch nur „Kleinigkeiten“ sein, wurden aber selbst von Hamann anerkannt: er rühmt den „feinen Geist, der die Tändeleien eines

Lessing adelt". In der Vorrede zu den Schriften 1753, in deren erstem Teil Lessing die Lieder wieder abdruckt, freilich mit mancher Änderung und nach manchem Strich, wirft er auf diese Erstlinge seiner Muse einen zweifelhaften Blick. Mit sarkastischer Selbstkritik bemerkt er, daß Elendes sich selbst ausstreiche und schlechte Verse, die niemand lese, so gut seien, als wären sie nicht gemacht worden. Nichts als Freude und Genuß sei in diesen Liedern enthalten. „Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei sein. Genug, sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer anderen zu schämen hat."

Wer die Lieder Lessings für ihn selbst und seine Entwicklung werten will, wird zunächst an den Titel denken müssen. Lessing kokettiert nicht mit dem Begriff des Kleinen, es ist ihm ernst damit. Die Anakreontik ist so vollkommen Periode für ihn wie keine andere literarische Tätigkeit. Dramatisiert, kritisiert, in der Wissenschaft schöpferisch gearbeitet hat er sein Leben lang, und andere poetische Gattungen, wie die Fabel und das Epigramm, pflegte er noch im Alter. Die Tändeleien mit „Phyllis" und die Grüße an „Bacchus" tat er mit einem Mal ab, im Gegensatz zu Gleim, der noch als Greis anakreontische Seufzer dem kosenden Nachtwind anvertraute, oder Hagedorn, der unermüdlich in behaglich körperlicher Lebensfreude den Wein- und Liebesgott anrief. Neben Lessings eigener Bewertung seiner Jugendlyrik ist sodann für seine Entwicklung das Studium bedeutend, das er auf seine Vorbilder gewandt hat. Für die Weltanschauung dieser losen Blätter ist ja auch der Sänger des „Nunc est bibendum" mit verantwortlich. An Horaz wendet er sich auch mit Versen, die verständnis-

voll auf die Wechselbeziehungen hindeuten zwischen Leben und Dichten:

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,
Dann seh ich ohne krit'sche Schlüsse
Dich tiefer als zehn Bentleys ein.

Mehr als ein Motiv stammt aus Catulls Schatzkammer, der auch das Motto hergab. Lessing sucht sich seine Muster nicht nach Themen oder Versformen gesondert. Als Beispiel mögen seine „Kußlieder" dienen. Hagedorns „Jüngling" schwebte ihm vor für sein

Mädchen, laß mich dich doch küssen,
Zaudre nicht, sonst wirst du müssen.

Nach Elias Schlegels „Der junge Herr" ist gedichtet die Aufforderung

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich.
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küss' und merk der Küsse Zahl.
Ich will Dir, bei meinem Leben,
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist
Und du zehn Jahr älter bist.

Eine Stelle bei Catull (c. 5) wiederum diente für das ganz ähnliche Liedchen

Die Küsse.

Der Neid, o Kind,
Zählt unsere Küsse:
Drum küss' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich.
Geschwind, geschwind,
O Laura, küsse
Manch Tausend Küsse:
Damit er sich
Verzählen müsse.

Sannazarius (Epigr. I, 6) hat das bekannteste dieser Gedichte angeregt, das ebenfalls „Die Küsse“ heißt und mit der Strophe schließt:

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräter sehen muß,
Und der dem Kuß der Trauben gleichet,
Ja so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Andere Lieder erinnern an mehrere Vorbilder zugleich und häufen oft anakreontisch die leichten Lebensfreuden, wie das

Lob der Phyllis über den Wein.

Wein, du Wein hast ihn begeistert,
Du teilst ihm dein Feuer mit.
Durch dich küßt er so begeistert,
Und teilt mir sein Feuer mit.
Drum soll wie von ihm der Wein
Auch von mir vergöttert sein.

Lessings Trinkpoesie lebt von seiner Anakreontik heute noch am kräftigsten, vielleicht weil hierin germanische Art am meisten mit der griechischen sich berührt. Solange es Studenten geben wird, solange bemooste Häupter beim Kruge sitzen, kann das fröhliche Kommerslied nicht leicht aussterben, in dem der Sänger, Zecher und Liebhaber mit dem Tod Brüderschaft macht. Auch der unbefangene Kritiker wird diesen frei nach Anakreon und Gleim hingeworfenen Versen noch am ehesten von Lessings Lyrik die Palme reichen. „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben —“, so leitet er fröhlich seine Erzählung ein, wie der Tod, „das Furchtgerippe“, ihn aufgesucht habe mit der barschen Anrede: „Fort, du hast genug gezecht.“ Wir sehen die Angst des weinseligen Zechers, zugleich aber auch sein vertrauensvolles Herz, wenn der Dichter fortfährt:

Lieber Tod, sprach ich mit Tränen,
Solltest du dich nach mir sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich.

Für seine mörderischen Gedanken mit einer Einladung bedacht zu werden, macht denn auch auf den düsteren Gast einigen Eindruck.

„Lächelnd greift er nach dem Glase.“ Aber gleich befällt den armen Sterblichen neuer Schrecken. Mit einem „Gläschen Wein“ läßt sich der Tod nicht abspeisen. Da entsinnt sich der Dichter vielleicht seiner Leipziger Pläne, Mediziner zu werden, denn er verspricht dem Gefürchteten seine „Kranken halb dafür“, und besänftigt zieht jener ab mit der Mahnung, dem Trinken und Küssen ergeben zu bleiben. Er mochte also ungefähr denken, wie in Goethes „Faust“ Mephisto bei dem Pakt: „Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben, er müßte doch zugrunde gehen.“ Der Herausgeber der „Kleinigkeiten“ indessen würde solche Besorgnis um das Schicksal seines Zechers zu beseitigen wissen mit der „Antwort eines trunkenen Dichters“:

Zuviel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

So wenig lebensfähig im ganzen Lessings Lyrik ist, — sie zeigt doch überall leuchtende Spuren seines Geistes, der hier als geniale Sprachkunst zu fassen ist. Fast immer tritt der Gedanke in klarer, hübscher Fassung auf. Lessingisch ist dabei die scharfe Hervorhebung des Motivs durch den in jeder Strophe mit einigen Nuancen wiederholten Vers, etwa in dem bekannten Liede:

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehen,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehen.
Ich singe nicht für euch, ihr Richter . . .

Lessingisch ist hierbei auch die schalkhafte Verstärkung der Pointe durch einen scheinbar unrichtigen Beziehungssatz. Lessingisch ist in seiner ganzen Lyrik der Gegensatz; ihn finden wir fast in allen Strophen. Lessingisch ist die verschiedenartige Prägung des Wortes in demselben Satz, die Aufhebung des Wortsinnes durch das nämliche Wort. Der Dichter, der in „Nathan dem Weisen“ sagt: „Kein Mensch muß müssen“, erklärt im „Lob der Faulheit“:

Laßt uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit sein.

Das Moment der Überraschung, das einem solchen Stil anhaftet, tritt auch in anderer Art hervor, z. B. durch eine plötzliche Wendung. Häufig genug liegt die Kraft des Gedankens, mit dem Lessing während einiger Strophen oder Verse nur spielt, am Schluß. Das kürzeste Beispiel sind wohl die folgenden Verse:

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht.
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

So kommt es, daß Lessings Lieder nie langweilen. Empfindungen lösen sie nicht aus. Aber meist treten blitzende Gedanken in geschliffener Form auf, und wo sie fehlen, liegt ein Reiz in der epigrammatischen Kürze. Wir können diese Lieder nicht erleben. Man kann sie aber denken und singen, singen sicherlich, wenn man der schalkhaften Mahnung des Dichters „an die Kunstrichter" folgt:

Ich trinke Wein und bin ein Dichter.
Tut es mir nach und trinket Wein,
So seht ihr meine Schönheit ein.

Selbst lyrisch muß mit Notwendigkeit ein Lessing in die Ferne wirken. Seine beiden Türkenstrophen mit dem Schluß:

Und doch, sie trinken keinen Wein,
Nein, nein, ich mag kein Türke sein

wurden der Grundstock zu Noacks späterem Studentenliede „Der Papst lebt herrlich in der Welt".

Von der Anakreontik der andern Dichter unterscheidet sich diejenige Lessings durch einige bemerkenswerte Züge. Die Anmut, die besonders bei Götz, Uz, Wieland eine bedeutende Rolle spielt, wird bei ihm fast ganz ausgeschaltet. Nur in dem Liede „Das Mädchen" ist von anmutigen Zügen die Rede, und ein anderes Mal werden zwei Schwestern mit Grazien verglichen. Seiner Anakreontik eigentümlich ist andererseits das Spiel mit wissenschaftlichen Begriffen, die namentlich dem Naturleben entnommen

werden: deshalb wohl, weil seine ersten dichterischen Proben in Mylius' „Naturforscher" erschienen. Hierin ist Lessing Anreger, original. Man denke an „Die drei Reiche der Natur". Dem trunkenen Anakreontiker sind, wie „Das Erdbeben" lehrt, Naturvorgänge ohne weiteres klarer als andern Sterblichen. Einfache Lösungen solcher rätselhaften Erscheinungen ergeben die Komik, etwa in dem „Fehler der Natur an Hrn. M.". Das anakreontische Zechen geschieht nur zu Ehren der Weltweisheit durch den „Philosophischen Trinker". Ähnlich wird in der „Beredsamkeit" die Stummheit der Fische ohne Mühe gedeutet. Auch parodiert wird die Natur, etwa im „Sommer". Hierin folgen Lessing dichterisch Mylius und Ossenfelder. „Sie schreiben zu trocken", sagt ein von Lessing geschriebener Brief am 19. August 1747 in der genannten Zeitschrift, deren Ton angeregt werden soll. „Wo hat denn jemals Anakreon so geschrieben?"

Lessings Lyrik versiegte völlig bereits 1753. Dagegen entstanden seine Epigramme in der Mehrzahl erst nach diesem Jahre. Das ist für den Lyriker Lessing bezeichnend. Eine Marienbader Elegie hätte er spöttisch abgelehnt.

Lessings Lieder zu plündern, haben sich poetische Nachfahren nie gescheut. Es ist bei ihm besonders gut möglich, denn seine gerundeten Zeilen lassen sich leicht von ihren Nachbarn trennen. Sie bilden so häufig eine blitzblanke Welt für sich oder bringen den lange gesuchten Flickreim. Mit Lessing läßt sich trefflich dichten. Ein unbedingtes Lob bedeutet das für ihn nicht: er selbst erklärt im 73. Stück der Dramaturgie, daß sich eher dem Herkules seine Keule als dem Homer ein Vers abringen lasse. Auch für Künstler auf andern Gebieten wurden seine Gedichte verführerisch. Wer nie „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben" gehört oder gelesen hat, der wird es freilich auch nicht aus Chodowieckis Kupferstichen im „Almanach de Gotha 1779" kennen. Eine beredte Sprache führt auch die Komposition von fünfzig Lessingschen Liedern. Sauber und blank gemeißelt, luden sie ebenso Meister der Musik wie den großen Schwarm der Stümper ein, ihnen das

Kleid der Töne zu leihen. Nicht nur Marpurg, Zelter, Quandt oder Agricola, deren Musik Lessing selbst in der „Dramaturgie" rühmt, sondern auch ein Beethoven, Haydn und Graun erprobten ihre Kunst an der seinigen.

Im Grunde ist doch die schlagende Kürze, der reiche Sinn in der knappsten Form der Vorzug und Hauptreiz dieser Lieder. Man kann fast jedes der Gedichte ein Sinngedicht nennen. Bis auf Philipp von Zesen, der dieses Wort 1649 von den Holländern entlehnte, gab es für die dadurch bezeichnete poetische Gattung nur den alten Namen Epigramm. Lessing war geborener Epigrammatiker, und es ist erstaunlich, daß er in dieser Gattung, der er sein Lebenlang zugetan blieb, nicht mehr geleistet hat, daß seine Epigramme nicht so zahlreich sind, als gewünscht und vorausgesetzt werden könnte. Im 19. Jahrhundert wäre er vielleicht zugleich unser größter Aphoristiker geworden. Zunächst freilich stürzte er sich mit Feuereifer auf diese Dichtungsart, namentlich 1752 während seines Wittenberger Aufenthalts. „Er machte", erzählt sein Bruder Karl, „auf einige seiner dasigen Freunde und auf alles, was in Wittenberg Aufsehen erregte, Sinngedichte, selbst auf die Professoren und ihre schönen Töchter." Später aber ließ seine Schaffenslust nach. Dafür verdankt ihm die deutsche Literatur die Sammlung von Logaus Sinngedichten, die er 1759 gemeinsam mit Ramler herausgab, und seine Abhandlung von 1771 über das Epigramm und über berühmte Epigrammatiker, vor allem Martial und Catull. Gerade die Lateiner hat er fleißig studiert und übersetzt, wie er andererseits auch selbst lateinische Epigramme schreibt. Martial nennt er in der Vorrede 1753 seinen einzigen Lehrmeister auf epigrammatischem Gebiet. Er weist darauf hin, daß er jenen nachzuahmen bemüht gewesen, und bemerkt schließlich: „Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht genug sein kann. Ich habe bei den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen." In den Sinngedichten ist Lessing,

im Gegensatz zu Logau, wenig Selbstdenker. Er macht auch nirgend ein Hehl daraus, „daß es dem Leser sehr gleichgültig sei, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht". Heben wir aus dem bunten Mosaik einige Steinchen heraus, um Lessings überlegen-sarkastische Umbildung und sein Nachschaffen greifbar vor Augen zu haben. Berichtet Cordus von einem Nonnenkloster:

Tam sanus locus est, ut multis nulla sit annis,
Praeside Taurino, mortua virgo, patre,

so Lessing:

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein,
Sie um dies Jungfernstift muß sein!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

Wenn Martial ganz allgemein sagt (lib. 4, 49. Epigramm):

Illa tamen laudant omnes, mirantur, adorant,
Confiteor: laudant illa, sed ista legant,

so wendet Lessing das auf einen besonderen Fall an, indem er seine Sinngedichte sprechen läßt:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Auch die Franzosen mußten herhalten, sie erwähnt Lessing ebenfalls in jener Vorrede besonders. Bei der Umbildung schweift er aus dem Besonderen bisweilen ins Allgemeine. Piron widmete La Condamine, der 1760 Mitglied der Akademie wurde, die spöttischen Verse:

La Condamine est aujourd'hui
Reçu dans la troupe immortelle:
Il est bien sourd. Tant mieux pour lui,
Mais non muet; tant pis pour elle.

Bei Lessing finden wir folgenden Dialog:

Stax: „Thrax! Eine taube Frau zu nehmen,
O Thrax, das nenn ich dumm."

Thrax: „Ja, freilich, Stax! Ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm!"

Besser ergeht es einigen Versen von La Martinière, die, ihrerseits auf Demodokos fußend, fast wörtlich übersetzt werden.

Un gros serpent mordit Aurèle.
Que croyez-vous. qu'il arriva?
Qu'Aurèle en mourut? — bagatelle!
Ce fut le serpent qui creva.

Lessing nennt Aurèle „Fell", vielleicht mit einem Blick auf Voltaires Rechtsstreit mit dem Juden Hirsch:

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, was geschah?
Fell starb am Stich? Ei, ja doch, ja:
Der Skorpion verreckte.

In Pitavals Bibliothèque I, 107 heißt es:

Ci-gît mon cousin d'Avenas
Qui repose quand il ne vente pas.

Lessing sagt in seiner „Grabschrift auf einen Gehenkten":

Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht.

In der Wahl des Stoffes ist er dem blinden Ungefähr gefolgt. Das lose Scherzwort überwiegt. Aber auch Ernsteres finden wir. In manches Stammbuch ist seit 1779 der Spruch eingetragen worden:

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt!

Und oft ist zitiert worden der gegen J. Chr. Rost gerichtete Spruch zu Nutz und Frommen derer, die in sich den Dichter entdecken und nun jede männliche Tätigkeit munterem Versgeklingel und pathetischer Redespielerei opfern zu müssen glauben:

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid.
Doch seid Ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das tut mir leid.

Bestimmter Hindeutungen auf bekannte Personen wünscht Lessing nicht beschuldigt zu werden. Wirklich erinnern in dieser Beziehung seine Epigramme nicht sehr an die Xenien Goethes und Schillers. Wenn Lessing kämpfte, war ihm keine kritische Waffe

prosaisch genug. Indessen hat er doch so manchem, den er literarisch gering schätzte, im Vorübergehen einen freundlichen Hieb versetzt oder eine gelinde Grobheit gesagt; so etwa Gottsched, dem „großen Duns", und dem guten Schönaich „auf das Heldengedicht Hermann". Keiner aber kann sich so viel poetischer Kürze bei einer so umfassenden Würdigung rühmen wie Voltaire, auf dessen Grabstein Lessing der Werke des Toten liebenswürdig gedacht wissen wollte:

Der liebe Gott verzieh aus Gnade
Ihm seine Henriade
Und seine Trauerspiele
Und seiner Verschen viele,
Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

In seinen späteren „Anmerkungen über das Epigramm" stellt er eine eigene Definition auf. „Das Sinngedicht", sagt er dort im ersten Abschnitt, „ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen." Sein nächster Vorläufer ist Christian Wernicke (1661—1725), dessen „Überschriften" sein sollen „gleichsam kleine Lustspiele, in welchen nach einer langen Verwirrung in dem letzten Auftritt alles in eine richtige Ordnung gebracht wird". Der Schluß müsse aufblitzen „wie ein Funke, den man aus Stahl schlägt". Der Witz, sagt Wernicke, dürfe sich nur aus der Sache selbst ergeben und müsse wahr sein. Auch er wendet sich gegen den unnatürlichen, geschraubten Schluß. Wortspiele dürfen nur der äußeren Zier dienen, nie aber zur Hauptsache werden. Der Abschluß müsse überraschen und befriedigen und sich klar in ungesuchter Sinnlichkeit ergeben. Lessing ging auch den Verdiensten und Schicksalen Wernickes nach, der 1704 seinen „Poetischen Versuch in einem Heldengedicht und etlichen Schäfergedichten, mehrenteils aber in Überschriften bestehend" herausgab. Weniger verdankt er den früheren Epigrammatikern. J. C. Scaliger sieht in seiner Poetik (Idea, c. 126) in der Kürze das Wesen des

Epigramms, was Lessing mit der Bemerkung bekämpft, daß jedes kurze Gedicht dann ein Epigramm sein würde. Ebenso bestreitet er Scaligers Unterscheidung zwischen einfacher Indicatio und dem Epigramm, das aus einem Propositum etwas Scharfsinniges ableite; denn bei der Indicatio, sagt Lessing, sei ja gerade das beschriebene Werk selbst das Propositum. Immerhin fordert schon Scaliger den unerwarteten Schluß, der Gelächter oder Verwunderung hervorrufen solle. An Scaliger schließt sich Opitz in seiner „Poeterei" fast ganz an. Alle Späteren folgen den Spuren dieser Vorgänger; so Buchner (1665), Harsdörffer (1648), Birken (1679), Titz, der 1642 in Danzig zwei Bücher herausgab „von der Kunst, hochdeutsche Lieder zu machen", Kindermann (1664), Ziegler (1653), Sacer (1673), Boileau und Vavasseur (1669), Morhof und, noch am besten, Meister (1698), der als Rektor an der Leipziger Nicolaischule in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken von Teutschen Epigrammatibus in deutlichen Regeln und annehmlichen Exempeln nebst einem Vorbericht von dem Esprit der Teutschen" die Anmaßungen des Auslandes zurückweist und eine bündige Definition des Sinngedichtes gibt: „Ein Epigramma ist eine gebundene Rede, welche in einer deutlichen Kürze etwas Scharfsinniges von einer Person, Tat oder Sache vorträgt." Aber Lessings Verhältnis zu den früheren Theoretikern des Epigramms ist für uns weniger wichtig als die Tatsache, daß seine eigenen Sinngedichte die erweckte Neugierde witzig und jedenfalls überraschend befriedigen. Hierdurch ist er seinen Vorgängern zum großen Teil überlegen. Er war ein Meister der Pointe. Andere Epigrammatiker wählen die Form so, daß der witzige Gedanke angemeldet zur Tür hereinspaziert. Bei Lessing, könnte man sagen, kommt er von der Decke herunter. Im vierten Abschnitt seiner Abhandlung geht er auf den „Witz" und das „Überraschende" ein. Es sei genügend, meint er, wenn der Dichter einem an sich gar nicht neuen Einfall eine solche Wendung gebe, daß jener nunmehr überrasche. „Weil er dem Leser", fährt er fort, „nichts geben kann, was dieser voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas

ganz anderes vorauszusehen, als er ihm endlich gibt." Dies ist wirklich die eigentlich unterscheidende Kunst lessingscher Epigrammatik, obwohl er selbst Martial als Beispiel heranzieht „statt aller", während er von der „Zweideutigkeit", die er gleichfalls beim Sinngedicht rechtfertigt, wenig Gebrauch macht. Hätte er die jammervollen Wortwitze der Nachfahren vorausahnen können, so hätte er sich vielleicht gehütet, für den ebenso schnöden wie billigen Doppelsinn noch eine Lanze zu brechen. Seine eigenen Sinngedichte verschmähen fast durchweg die Anwendung des Wortspiels, dem doch ein Cicero „in ioco" wie „in gravitate" Bedeutung zuspricht. Lessing aber spannt, überrascht und scherzt anders. Auch seine Prosaschriften ließen sich seitenlang bisweilen in Epigramme auflösen, wie die Goetheschen in Verse. Man denke etwa an die „Hamburgische Dramaturgie" hier, an „Werther" dort. Die besten Epigramme hat er nicht als solche in die Welt gesandt — zerstreut stehen sie in seinen Werken, und der Pastor Lange wußte so gut von ihnen zu reden, wie der Geheimrat Klotz oder der Hauptpastor Goeze. In der Sammlung von Sinngedichten aber, die er herausgab, verabschiedete er sich, bescheiden und stolz zugleich, mit einem Stück, das die berühmten Vorzüge seiner epigrammatischen Kunst wohl erkennen läßt:

Abschied an den Leser.

Wenn du von allem dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes wert gefunden,
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurückbehielt.

Goethes Venetianische Epigramme und Xenien, Grillparzers und Hebbels Distichen sind aus dem Boden erwachsen, den Lessing, nicht etwa Herder, bereitet hat.

Lessings Oden stehen seiner lyrischen Kraft ferner als seine Sinngedichte; er selbst gibt ihnen in der Vorrede 1753 „nur mit Zittern diesen Namen". „Sie sind zwar", fährt er fort, „von einem stärkeren Geist als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Meister in dieser Art gar zu gut, als daß ich

nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist." Obwohl sie früh, zum Teil schon in Wittenberg entstanden sind und bereits am 1. Januar 1755 versiegten — abgesehen von den Konzepten der Oden an Gleim und Kleist, die unausgeführt blieben —, zeigen sie doch nichts von dem Feuer der Gedanken, dem Schwunge der Sprache, die wir in Klopstocks Oden finden. Auch hier war Lessing Nachahmer der Antike. Er kennt seine „Muster", und ihnen hier und da nahe zu kommen, ist sein einziger Ehrgeiz. Wenn er nicht einfach Horaz übersetzte, entwarf er meist frei nach dessen Dichtungen die Gedanken, denen er die Odenform geben wollte, zunächst in klarer und schöner Prosa, um sie dann in Reimverse zu bringen. Klopstocks freie Rhythmen nachzuahmen, wäre ihm schwer und unerwünscht gewesen, sie selbsttätig zu ersinnen, wie jener — unmöglich. Ihm fehlte das Grundelement der Odendichtung, die Begeisterung. Das Ringen um Lebensideale bedarf nicht des jugendlich glühenden Enthusiasmus. Lessings Ziele waren nicht minder hoch als diejenigen Klopstocks. Die Lebenswerte, die er sah, suchte und pries, waren nicht weniger leuchtend. Aber nicht wie jener warf er jauchzend nach ihnen Blumen in die Luft. Nicht wie jener sang er im Taumel beseligender Gefühle Hymnen auf die Natur und ihrer Erfindung Pracht! Nicht wie jener denkt er daran, sich in den „Ozean der Welten alle" zu stürzen, wo die „Jubelchöre der Söhne des Lichts anbeten und in Verzückung vergehen", oder um die Erde zu schweben und Jehova zu rühmen, wenn die Gewitterwinde in lauter Woge strömen und der geschmetterte Wald dampft! Nicht wie jener ersinnt er süß-schmerzliche Elegien „an Fanny" und weiht, ewige Harmonien im Ohr, umwölkte Lebensstunden der schwermutvollen Liebe.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich sah mit wachem Sinne,
Die Musen tanzten da umher.
Wach ward ich nah dabei Cäsars und Solons inne,
Doch keinen, daß er neidisch wär.

Mit „wachem Sinne" macht Lessing hier eine Geburtstagsode auf Friedrich den Großen. Auch das neue Jahr begrüßt er in dieser

höchsten und feierlichsten aller poetischen Formen. Der Odendichter galt ja damals ohnehin als der einzig vom Himmel geweihte, und Oden zum Ruhme Jehovas hätten sogar den Kamenzer Diakonus von des Sohnes poetischer Kraft überzeugt. Die Ode war der Gegenpol zur Komödie und wäre es heute noch, hätte ein gütiges Geschick nicht der Lyrik schon vor mehr als hundert Jahren die Stelzen von den Füßen geschlagen. Die Ode ist gestorben, die lessingische hat nie gelebt: lassen wir die Toten ruhen! —

Für Lessings Entwicklung bedeutsam sind seine Lehrdichtungen, die „Fragmente". An Umfang verschwindend gegenüber den dramatischen Bruchstücken, sind die im engeren Sinne poetischen für uns unersetzlich namentlich im Hinblick auf die Stellung des jungen Lessing zu religiösen Fragen. 1751 erschien, nicht vollständig, der erste der sechs geplanten aber nicht veröffentlichten Gesänge des philosophischen Lehrgedichts „Die Religion" — formal schwebte Lessing Racines „La Religion" vor —, das schon 1749, wenn nicht gar noch früher begonnen wurde. 1748 waren ja die ersten drei Gesänge von Klopstocks Messiade erschienen, jener Ruhmeshymne auf Schöpfer und Schöpfung, die bis zur Glanzzeit Goethes das Entzücken des gebildeten Deutschlands blieb. Lessings religiöse Hymne ist im Zweifel stecken geblieben.

Der Mensch? Wo ist er her?
Zu schlecht für einen Gott; zu gut fürs Ungefähr.

„Man stoße sich hier an nichts", fügt in der „Vorerinnerung" der zweiundzwanzigjährige Pastorsohn schüchtern hinzu. „Alles dieses sind Einwürfe, die in den folgenden Gesängen widerlegt werden, wo das jetzt geschilderte Elend selbst der Wegweiser zur Religion werden muß." Weder die Widerlegung noch der Wegweiser sind erschienen oder im Nachlaß gefunden worden, und das ist vielleicht nicht das Schlechteste an diesem Lehrgedicht. In einem Selbstgespräch, das in Alexandrinern dahingleitet, steigt der Dichter verdrossen in die Tiefen der Selbsterkenntnis. Was er findet, ist nicht ermutigend: „eine mit dem Vieh gemeinschaftliche Geburt", die Jahre der ersten Jugend „ohne Geist, ohne Empfindung",

„Laster, die mit uns geboren wurden“ — und das alles soll von einem allmächtigen, weisen Gott herstammen? Und ist unser Geist göttlicher? „Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erschaffen, da wir es für die Tugend nicht sind.“ Doch nein, jeder bildet sich seine eigene Wahrheit, „Irrtum ist unser Teil, und Wahn ist unsere Wissenschaft“. Der Körper aber ist nicht nur „ein Zusammenhang mechanischer Wunder“, sondern auch „abscheulicher Krankheiten“. Über die Schilderung der Laster kommt der zweifelnde Dichter nicht hinaus, trübe schließt er, sich an das Menschenherz wendend:

Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben.

Doch selbst im ersten Gesange bleibt für den aufmerksamen Leser nicht der nackte Zweifel der Weisheit letzter Schluß. Auch hier wieder finden wir die Linien der Weltanschauung Nathans des Weisen vorgezeichnet. Die Religion, so beginnt er, ist für den einen ein Irrlicht, für den andern ein Leitstern. Sie verbindet Völker, trennt sie indessen auch, Unduldsamkeit, Krieg und Verwüstung bringt sie mit sich. So weit kommt Lessing. Doch spricht er hier nicht das erlösende Wort von der Religion reiner Menschenliebe. Er erzählt von verfehlten Versuchen, Antwort auf die schmerzliche Frage zu finden. „Verdammte Schulweisheit“, bricht er plötzlich aus mit zornigem Blick auf die philosophischen Gottsucher. Eine Zeitlang habe auch er ihre gedankliche Raserei für die Wahrheit gehalten, bis er erkannte, alles sei Schwärmerei oder Traum. Und so geht er denn jetzt an die vorhin angedeutete Zergliederung seines Ichs. Er sieht Fehler und Schwächen zu deutlich, um sich fröhlich als Ebenbild Gottes zu betrachten und daraufhin den Schöpfer zu preisen, fühlt aber auch in sich das Feuer einer göttlichen Kraft. Das ist es, was er Religion nennt. Nicht nur empfinden will er sie, kennen und nennen möchte er sie. Die Macht des Schöpfers, die Wunder seiner Werke kann ein Lessing nicht „anbetend überlegen“. Er sucht jener göttlichen Kraft zum Siege zu verhelfen, indem er tiefer denkt als andere und stärker zweifelt, um stärker anbeten zu können.

Ein kleiner Geist erschrickt, ein großer dringt hervor.

Die Anwendung der kritischen Fähigkeiten für die Untersuchung göttlicher Dinge und in diesem Sinne auch der ehrliche Zweifel, die Erkenntnis, daß die Religion nicht trennen dürfe, das ist der Untergrund, der durch das Gewebe didaktischer Erörterungen heraufschimmert und mehr als diese selbst die religiösen Anschauungen des jungen Lessing zurückstrahlt.

Auch auf sein erstes Jugendleben fällt von hier aus manches Licht. Er gedenkt der Eltern:

Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte. . . .
Des Vaters fromme Stimm', die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verstand, schon lehrend zu mir trat!

Die Kinderspiele fallen ihm ein und auch die Kinderrute:

Nach allem sehnt' ich mich, und alles wurd' ich satt.
Der Kreisel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.

Und dann, als er zu denken und zu lernen begann:

Der Sprachen schwer Gewirr; das Bild vergangener Welt
Zum sicheren Unterricht der Nachwelt aufgestellt,
Der Altertümer Schutt, wo in verlassenen Trümmern
Des Kenners Augen nach Geschmack und Schönheit schimmern . . .
Und sie, noch meine Lust und noch mein still Bemühen,
Für deren Blicke scheu unwürd'ge Sorgen fliehen,
Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sicheren Ufer ab.

Von der Laster „wildem Heere“, das in der Menschheit wütet, erwähnt er als die schrecklichsten diejenigen, denen sein eigener Charakter vielleicht am fernsten stand, den Geiz und den Neid. In der Entlarvung der sogenannten Tugenden als verkappter Laster bewährt sich sein durchdringender Blick und seine epigrammatische Sprache:

Großmut ist Ruhmbegier, Keuschheit ist kaltes Blut,
Treu sein ist Eigennutz, und Tapferkeit ist Mut.
Andacht ist Heuchelei, Freigebigkeit Verschwenden,
Und Fertigkeit zum Tod — Lust seine Pein zu enden.

Aufschlußreich für Lessings Persönlichkeit und Entwicklung sind auch die andern Lehrgedichte — wann wären es poetische Bruch-

stücke nicht! Das „Gedicht über die menschliche Glückseligkeit“ hat polemische Tendenz. Wie Lessings Brief an den Vater vom 2. November 1750 zeigt, ist es gegen La Mettrie gerichtet, dessen Oeuvres philosophiques Friedrich der Große 1751 herausgeben ließ. Nicht dem Zweifel begegnen wir hier, daß diese mangelhafte Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers sei, sondern dem festen Bewußtsein, das aus der Lehre des Cartesius in die Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts hinüberfloß: „Bin ich, so ist auch Gott“. Wer Gott leugnen könne, sagt Lessing, müsse auch sich selbst leugnen können. Sehr gegen den genannten französischen Gottesleugner, der in seiner Schrift „L'homme machine“ das Leben in Maschinenteile aufzulösen suchte, aber auch gegen Spinoza wird dann der Zweckbegriff entwickelt und die Unmöglichkeit, ihn völlig zu verstehen, beleuchtet durch die eingeschobene Fabel von dem Maulwurf, der sich Augen wünschte.

Er sah und grub sich gleich in die geliebte Erde.
Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finsternis verjagt,
Was nützt ihm hier sein Glück? Daß er von neuem klagt.
„Natur“, schrie er zurück, „das sind unmöglich Augen.“
„Sie sind's, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen.“

Die reine Wahrheit, hören wir schon hier, sei ja doch nur für Gott allein, das Bild zu Sais müsse verschleiert bleiben zum Heil der menschlichen Glückseligkeit.

Die anderen Fragmente sind in höherem Grade literarischer Natur. Drei Gedichte haben bestimmte Persönlichkeiten als Adressaten, von denen Lessing aber nur Marpurg nennt. Dieser gab selbst das ihm gewidmete poetische Sendschreiben 1749 in seiner Zeitschrift zuerst heraus: „Der kritische Musicus an der Spree“, die in Lessings dramatischem Fragment „Tarantula“ eine Rolle spielt, und bezeichnete sie dort als das Gedicht einer geschickten Feder über die Regeln in den Wissenschaften zum Vergnügen und besonders der Dicht- und Tonkunst. Diejenige Kunst ist die höchste, erklärt hier der spätere Hamburger Dramaturg, die der Regel nicht bedarf, und ihren eigenen Weg wandelt:

Der Adler hebet sich von selbst der Sonne zu.

Außer sich gerät er, wenn er sieht, wie kritikluſtige Stümper, die kaum die drei ariſtoteliſchen Einheiten wüßten, über Plautus und Molière abzuurteilen ſich für berechtigt halten.

Ein Schwätzer hat den Ruhm, dem Meiſter bleibt die Müh'.
Das iſt der Regeln Schuld, und darum tad'l ich ſie.

Geiſt iſt Geiſt durch ſich, nicht durch die Regeln. Er ſelbſt ſpürte ſeine Schwingen, wußte aber noch nicht deutlich, wohin ſie ihn tragen würden. Kein anderer deutſcher Klaſſiker hat nach ſo vielen Richtungen die Flügel erprobt, ehe er das große Fliegen begann.

Eine andere gereimte Epiſtel iſt „An den Herrn Baron von Sp.", eine dritte „An den Herrn M." gerichtet. Gemeint ſind ein Potsdamer Offizier von Spilcker und Mylius, in deſſen „Naturforſcher" das betreffende Stück erſchien. Es ſtellt die Frage, ob die Geiſtesarbeit der Alten oder der Modernen höher einzuſchätzen ſei, und kommt zu dem Schluß, der wie eine Prophezeiung klingt für das nachklaſſiſche, nicht aber für das leſſingiſche Jahrhundert, daß jenen in der Dichtkunſt, dieſen in der Naturwiſſenſchaft die Palme gereicht werden müſſe. Daß aber gerade durch den bewundernden Blick auf die Kunſt des Altertums ſich eine neue poetiſche Blüte ankünde, blieb Leſſing unbewußt.

Von den Namen, die er beurteilt, intereſſiert uns beſonders Ariſtoteles. Ihn hat Leſſing keineswegs zu allen Zeiten gleich hoch geſchätzt. In der „Hamburgiſchen Dramaturgie" würden die folgenden Verſe unverſtanden bleiben:

Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
Dem nie ſich die Natur als unterm Flor bewieſen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Iſt, was er andere lehrt und ſelber nicht verſteht.

Ihn zu verſtehen, hat Leſſing nachmals die größten Anſtrengungen gemacht. So manchem der Beurteiler mag dieſe harmloſe Stelle mehr ſagen als mühſame Rettungen. Freilich, meint er zweifelnd, ganz eröffne ſich die Natur niemandem. Hallers Vers aus der „Falſchheit menſchlicher Tugenden":

Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffener Geiſt

lag ihm im Ohre, als er entsagungsvoll sich mit menschlicher Unvollkommenheit abzufinden suchte:

Ins Innere der Natur dringt nie dein kurzer Blick,
Dein Wissen ist zu leicht und nur des Pöbels Glück.

Gewisse Härten haften der Sprache der Lehrgedichte noch an, etwa die Auslassung der Vokale bei „schad't", „Ungeheu'r" oder „Meng'". Vielfach findet sich unreiner Reim wie schließt : ißt. Auch die Universalität in den Dichtungsarten ist nicht allein Lessings Verdienst. J. B. Michaelis gesteht in seinen „Schriftstellern nach der Mode": „Und wer am meisten gilt, dem liefert auch die Mode Lied, Epopöe, Idyll, Erzählung, Fabel, Ode." Aber Spuren lessingschen Geistes sind nicht zu verkennen; so wenn er, an den Kampf zwischen Leipzig und Zürich anknüpfend, feststellt, daß die Geburt allein den Dichter mache, und nicht etwa eine Partei, — daß die Kunst frei und nicht lehr- oder dienstbar sei:

Die Schule macht den Dichter? Nein!

Nicht allzu viele lesen heute den Lessing der Anakreontik, der Sinngedichte, der Oden und poetischen Sendbriefe. Der Name des großen Vorkämpfers deckt die Erstlinge seiner Muse. Mit geschichtlichem Interesse begleitet man wohl die geschliffenen Verse. Mit Achtung für die Entwicklung dieses Typus der Selbständigkeit, der sich doch in ganzer Bedingtheit zeigt, folgt man den persönlichen Noten seiner poetischen Jünglingsbekenntnisse. Den Lessing der Fabeln aber kennen wir alle, groß und klein, literarisch beschäftigt oder nicht. Dieser Teil der Jugenddichtung ist in höherem Grade als die andern nationales Gemeingut, ist völlig Eigentum des ganzen Volkes geworden. Der Nachahmungstrieb, das Bessermachen, das Lessing eigentümlich ist, fand in der dichterischen Prosa nicht die Fußeisen, die seinen der Antike entlehnten Versmaßen und von Frankreich geborgten Alexandrinern schleppend und klirrend nachschleiften.

Daß Lessing sich ernsthaft der Fabel zuwandte, kann nicht wundernehmen. Gottsched sowohl wie Breitinger erklärten in ihren poetischen Gesetzbüchern die Fabel für den Gipfel der Dichtkunst.

Sein Leipziger Lehrer in der Philologie, Christ, liebte diese Dichtungsart und brachte auch selbst Prosafabeln in Verse. Lessing kannte Äsops und Phädrus' lakonische Fabeln nicht minder gut als diejenigen Lafontaines, die im Gegensatze zu jenen die behagliche Breite suchten, kannte auch das unter dem Namen Romulus sich brüstende Sammelwerk von Übersetzungen griechischer Fabeln und einiger von Phädrus. Der moralische Grundton der Fabel erklang aufs neue bei Houdar de la Motte, Hagedorn und Gellert, dessen „Fabeln und Erzählungen" 1746/48 erschienen und ungeahnten Erfolg hatten. Nur einem Gellert, sagt Lessing 1753 in der Vorrede, sei es gegeben, glücklich in Lafontaines Fußtapfen zu treten. Er selbst aber folgte nicht denen Gellerts. Hätte ihm das Predigen schlecht zu Gesicht gestanden, so das sanfte Moralisieren noch schlechter. Wenn wir einen Antipoden zu Lessing suchen, so finden wir ihn hier. Keiner unter den deutschen Dichtern war weniger Mann als Gellert, der bei der Umarmung eines Husarenleutnants vor Schrecken zittert und kein Wort aus sich herausbringt, der über Richardsons Romanen Stunden süßester Wehmut verweint. Aber die leichten Facetiae Poggios, Boccaccios lose Erzählungen im „Dekameron", die Schwänke des derb-fröhlichen Bebel — alles das zog Lessing als Quellen heran, sei es, daß er sie frei bearbeitete, stofflich ausschöpfte oder in deutsche Verse brachte.

1753 erschienen gesammelt seine erzählenden Gedichte, die nach Hagedorn und Gellert so getauften „Fabeln und Erzählungen" — Lafontaine trennt jene von diesen. Die „Drei Bücher Fabeln nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts" von 1759 verrieten einen veränderten Standpunkt. Lessings Anschauungen über das Wesen der Fabel wandeln sich in den sechs Jahren wesentlich. Die einzelnen Linien lassen sich am besten von dem Punkt aus übersehen, in dem sie alle zuletzt zusammenlaufen. Aber noch aus einem anderen Grunde müssen die „Abhandlungen" vorweg betrachtet werden: Lessing selbst bittet, nicht ohne ihre Kenntnis die Prosafabeln zu beurteilen. In der Vorrede, in der er 1759 diesen Wunsch äußert, bekennt er von vornherein, daß er bei keiner

anderen poetischen Gattung solange verweilt habe. Auf dem „gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral" habe es ihm gefallen; so habe er denn auch nahezu alle alten und neuen Fabulisten gelesen. Von seinen früher erschienenen Fabeln nehme er nur die sechs prosaischen hier auf, die gereimten hätte er am liebsten in Prosa aufgelöst. „Sollte der Leser", fährt er dann fort, „entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen: was ist es mehr? Er weiß von selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat. Daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget; und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar beschneiden, aber nicht hemmen sollen. Er prüfe also in den Fabeln seinen Geschmack und in den Abhandlungen meine Gründe."

Lessings „Gründe" von 1759 ergeben sich aus seinen systematisch angestellten Untersuchungen über das Wesen der Fabel, den Gebrauch der Tiere in ihr, ihre Einteilung, ihren Vortrag und ihren besonderen Nutzen in den Schulen. Die Fabel, sagt er, müsse eine Handlung haben, also „eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen, dessen Einheit auf der Übereinstimmung aller Teile zu einem Endzweck beruht". Der Endzweck sei der moralische Lehrsatz, dessen einzelne Begriffe die Fabel zu veranschaulichen habe, sei sie nun einfach oder zusammengesetzt, das heißt ergebe sie nur eine einfache Wahrheit oder wende sie eben diese noch auf einen besonderen Fall an. Die genannte Definition ist nicht nur für den Fabulisten Lessing bedeutsam; sie ist es auch für den Dramatiker. Hier zum erstenmal entwickelt er den Begriff der Handlung schlechthin, betont er die Notwendigkeit ihrer geschlossenen Einheit, der zielbewußten Aufeinanderfolge ihrer Geschehnisse. Nur ein einziger anschauender Begriff dürfe erweckt werden, nicht mehrere. Bei der Besprechung der Fabeltheorie de la Mottes, Holbergs, Richers und Breitingers hält er sich an sein begrenzteres Thema. Bei Batteux aber verläßt er den ursprünglich gezogenen Kreis. Der Theoretiker der Fabel wird zum Theoretiker des Dramas; fast könnte man sagen: der gesamten Kunst, denn die allgemeine Forderung geschlossener Einheit des Kunst-

werks beginnt ja erst mit Lessing. Batteux erklärte die Handlung für ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschehe, einen Endzweck voraussetze und nur vernünftigen Wesen zukomme. Neun Zehntel aller Fabeln, sagt Lessing mit Recht, müsse man dann ausstreichen. Es gebe tatsächlich Kunstrichter, fährt er nach der Widerlegung Batteux' durch Beispiele ironisch fort, die „nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so tätig sind, daß sie eine gewisse Änderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißet und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgendeiner Tätigkeit dabei bewußt wären." Diese verhältnismäßig wenig hervortretende Stelle enthält ebenfalls zum ersten Male jene großartige, für die damalige Zeit völlig überraschende Lehre, daß es auch eine innere Handlung gebe. Nicht viele sind sich bewußt, daß die geliebten „Seelenromane", „Seelendramen", die ganze psychologische Mosaikarbeit der Modernen theoretisch begründet werden in Lessings Abhandlung von dem Wesen der Fabel.

Am Schlusse des ersten Teiles, nachdem er sich noch mit Aristoteles über den Wert des Wirklichen auseinandergesetzt hat, faßt Lessing seine Erklärung in eine klare knappe Form: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Fall die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel." Im zweiten Abschnitt weist Lessing darauf hin, daß die Tiere deshalb mehr als die Menschen für die Fabel verwandt würden, weil ihre Charaktere unveränderlich seien und somit stets unmittelbar anschaulichen Wert behielten. „Wieviel

Personen", fügt er erläuternd hinzu, „sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einer jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und anderen Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisierung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen, dazu geschickt."

Der Aufsatz über die Einteilung der Fabeln berührt die gesamte Kunst weniger und gipfelt in einem Hinweise auf Beispiele, die in Lessings eigener Sammlung enthalten sind. Wichtiger ist die vierte Abhandlung über den Vortrag der Fabeln. Lessing erinnert daran, daß diese Dichtungsart bei den Alten dem Gebiet der Philosophie angehört habe und von Aristoteles nicht etwa in der Poetik, sondern in der Rhetorik behandelt worden sei. Erst Lafontaine habe sie in das Reich der Poesie hineingetragen. „Ihm gelang es", sagt er, „die Fabel zu einem anmutigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler zu erhalten glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen." Lessing verweist nun auf die Merkmale der Fabel, die gegen ihre Aufnahme in die Gattungen der Poesie Einspruch erheben, vor allem auf die Kürze. Der Fabulist brauche „Fuchs", um mit einer einzigen Silbe das Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet wolle lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, wolle ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen solle, eine lustige Beschrei-

bung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser sei, daß es keiner Beschreibung bedürfe.

An dieser Stelle erscheinen die Abhandlungen bereits als jüngere Brüder des „Laokoon", denn die Grenzen der einzelnen Künste werden untersucht. Bleibt Lessing hier innerhalb der redenden Künste, so erhebt er sich dort über sie hinaus, um sie von den bildenden zu unterscheiden. Aber nicht nur als bedeutsamer Punkt in der Entwicklung von Lessings Arbeitskreis und Methode ist die Abhandlung wertvoll, sondern sie ist zugleich die wichtigste für die Beurteilung der drei Bücher Fabeln selbst. Gerade der Umstand, daß Lessing sie von der Poesie löst, sie epigrammatisch zuspitzt und alles Beiwerk von ihnen wegschneidet, gibt ihnen das eigentümliche Gepräge. Eine lessingsche Fabel läßt sich sofort von jeder anderen unterscheiden. Ihr Gegensatz ist diejenige Lafontaines. Immer mehr stellt sich so auch der Unterschied heraus zwischen Lessings Anschauungen von 1753 und 1759, denn er fühlt sich nun unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. „Lafontaine", fährt er wörtlich fort, „der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angeborenen Sprache, sie mag sein, welche es will, eine Form erteilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versifikation nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfe, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze getan und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel." Dann erörtert er im fünften Abschnitt, wie sehr sich die Fabel zur Erziehung eigne.

1775 verlor Lessing nach seiner eigenen Angabe ein Heft mit etwa vierzig neuen Fabeln. Von 1771 ab bis an seinen Tod arbeitete er an einer neuen Abhandlung, deren Vorarbeiten zum großen Teil im Nachlaß erhalten sind. Wie er dort sagt, hat er eine vollständige Geschichte der äsopischen Fabeln schreiben wollen und in dieser Absicht

eine Menge Dinge zusammengetragen, deren Umfang ihn nunmehr von der Ausführung abschrecke. Das Beste wolle er mitteilen; er nenne aber das Beste das Unbekannteste. Der Kampf um das Richtige sollte in einer ruhevollen Darstellung endigen, wie alles eigentlich gewesen. So will er denn auch chronologisch, nicht nach dem Werte ordnen. Mehr Aufschlüsse als das kunstfreudige Publikum erhält hier naturgemäß der Gelehrte; so etwa der Germanist in den Nachweisungen über die Fabeln der Minnesänger. Auch die Antwort Lessings im 127. Literaturbrief auf Bodmers Verhöhnung seiner „unäsopischen Fabeln", die mit denen verachteter Poeten wie Stoppe und Wurst in eine Reihe gestellt werden, bringt für die Fabeln und Abhandlungen der fünfziger Jahre nichts Neues. Er wehrt sich dort lediglich gegen die ja oft genug erhobene Anschuldigung, er sei ein „Zusammenschreiber, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen wisse".

In seine Jugend fällt seine Förderung der Fabulistik gewiß. Fällt sie aber auch in das Kapitel der Dichtung? Lessing, in eine Theorie verrannt, hat sich über den poetischen Wert der Fabel, auch der seinigen, getäuscht. Seine Verehrung des Altertums, dessen gedankliche Ergebnisse er 1759 jedenfalls bereits für nahezu unantastbar hielt, hat ihm hier ähnlich mitgespielt, wie später in der „Hamburgischen Dramaturgie". Dort handelt es sich mehr um Aristoteles, hier mehr um Äsop. Lessing konnte damals noch nicht wissen, daß die sogenannten äsopischen Fabeln größtenteils nicht Originale, sondern Auszüge sind. Er kannte noch nicht den Umfang der griechischen Epigrammenliteratur, nicht die ausgeführten Versfabeln des Babrios und nahm die tendenziösen Sammlungen der Byzantiner für klassisch. Der Fund auf Athos hat seine Nachfolger gelehrt, daß die Fabel bei den Griechen in der vorbabrianischen Zeit kein erzählendes Lehrgedicht war. Hätte Lessing Babrios gekannt, so würde er die Fabel der Poesie vielleicht nicht abgesprochen haben. Ein Verdienst aber war es schon, daß er dem Zwitterwesen der Fabel als zugleich moralischen und dichterischen Erzeugnisses ein Ende machte; daß er zuerst den

griechischen Text des Äsop zur Hand nahm, seine Vorgänger widerlegte, das weltliterarische Ansehen des Phädrus auf das richtige Maß zurückführte, indem er in dessen fünf Büchern mit ihren siebenundneunzig Fabeln verschiedene Textschichten heraus erkannte; daß er die fraglichen Begriffe zerlegte und die richtige Erkenntnis der Tierfabel erschloß.

Jakob Grimm hat die Kürze der lessingschen Fabel in der Vorrede zum „Reinhart Fuchs" 1834 beklagt. Lessing habe nur die klassische Fabel gekannt: ihre Heimat bleibt Griechenland, obwohl Indien wohl die frühesten Fabelstoffe sein nennt. Grimm hat nachzuweisen gesucht, daß die Fabel ursprünglich ein Bestandteil der uralten epischen Dichtung war. „Lessings Fabeln", sagt er, „verhalten sich wie ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen von dem Geist des Ganzen eingegebenen Dichtung des Altertums. Das Naive geht ihnen ab bis auf die leiseste Ahnung." Gerade so aber fand Lessing Gelegenheit, seine ganze Kraft zu entfalten. Nicht zum Nachteil seiner Fabeln kam er historisch zu seinem Standpunkt der Kürze und folgerichtig der Prosa, zu seiner Bekämpfung lafontainischen bildnerischen Beiwerks, der „Zieraten". So lessingisch, d. h. epigrammatisch die prosaischen Fabeln sind, so sehr sind es auch die gereimten! Nicht der Gattung gehört diese Eigentümlichkeit an, sondern allein Lessing selbst. Und gerade darum gehören seine Fabeln und seine Erzählungen zu dem Besten seiner Jugend und zu dem Besten seiner Dichtung, und sie stehen auf der zweiten Seite desselben Blattes, das die Fabeln Lafontaines enthält. Es würde geringe Mühe kosten, sie im Geiste des andern umzuformen, sofern nur die Persönlichkeit vorhanden wäre, die lafontainisch und zugleich lessingisch zu bilden verstände. Aus Lessings Eigenart floß die Eigenheit seiner Fabeln. Hier, wo das Gefühl als Wurzel fast ausgeschaltet wird, wo Erfindung Empfindung verdrängt, die Sprache des Verses, der Prosa nicht die Sprache des Herzens sein muß, sondern die Sprache der Überlegung, des kunstverständigen Urteils, des Studiums, der klaren Anschauung, der sicheren Form-

gebung, hier, auf der Grenze der Poesie und Rhetorik war Lessing — Dichter.

Er scheint es selbst nicht zu wissen, wie reich gerade an poetischen Schönheiten diese Schöpfungen seiner Jugend sind. Der Blick, der auf das der Gattung Angemessene gerichtet blieb, schätzte die eigene gestaltende Kraft nicht hoch genug ein. In der Lyrik scheiterte sie an den Forderungen der Gattung. Sie erprobte sich an der Fabel. Und blicken wir vorwärts: nicht als Musterbeispiel der „Hamburgischen Dramaturgie" gefällt die „Emilia Galotti", sondern deshalb, weil Lessings Kraft sich im tragischen Stil zu behaupten wußte, sich durchsetzte trotz so mancher Anforderung, der er als Dramatiker von Natur aus nicht gewachsen war.

Es ist sogar möglich, daß die Arbeit an der Fabel seine Auffassung von der Aufgabe der Kunst schlechthin beeinflußt habe. Der Fabel weist er als Ziel die Moral zu, und hierdurch löst er sie von den eigentlich dichterischen Gattungen. Die wahre Dichtung wird Selbstzweck. Dennoch lehrt uns seine Dramaturgie, daß jede Kunst „bessern" müsse. Den starken moralischen Zug, den er sich, teilweise in Anlehnung an die moralisch gerichtete Denkweise und Literatur seiner Zeit, bei der Fabel erarbeitet hatte, trug er in die Theorie, trug er auch in seine besten dramatischen Schöpfungen hinüber. Der Kritiker hält ebenso fest den Blick auf die Kunst als Ganzes gerichtet wie der Herausgeber künstlerischer Erzeugnisse in einer Zeitschrift. Nicht das Wollen oder die sittliche Absicht — das künstlerische Vermögen steht da im Vordergrunde. Der Fabeldichter dagegen entscheidet in Wahl und Kritik nach dem Gesichtspunkt der Moral zuerst, und eine besonders lebhafte Beschäftigung mit der Fabel kann unwillkürlich ihre Tendenz für verwandte Gebiete weit nach vorn rücken. Für Lessing war dies trotz seiner scharfen Trennung von Poesie und Redekunst deshalb möglich, weil gerade seine Fabeln seinen sonstigen Dichtungen so nahe stehen, wie es eben Kinder desselben Vaters nur vermögen. Nach seinen Lehrsätzen sein Drama der Dichtung und seine Fabel der Redekunst zuweisen zu wollen, wäre vergebliches Bemühen. Dort ist er nicht ganz Poet und hier

nicht ganz Rhetoriker. Epigrammatiker ist er in beiden Ausdrucksarten, weil die Natur ihn dazu schuf, und darum allein ist er in beiden Pfadfinder geworden, der Lessing geworden, als den ihn weniger schulgerechte als unbefangene Zeiten der Zukunft kennen werden: der schöpferische Geist, der keinen Weg verfolgte, ohne neue Wege zu entdecken und Scharen von Nachfolgern auf ihnen nach sich zu ziehen.

Im Grunde war Lessing sich dieser seiner Fähigkeit wohl bewußt. Der leitende Gedanke in einer Reihe von Fabeln bringt auch die unterscheidenden Merkmale des genialen Könnens, das innere Gefühl der Überlegenheit zum Ausdruck. Hier eine Probe aus der Sammlung von 1753.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas' Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst!" — „Bescheid'ner, darf ich bitten.
Der Himmel heget mich und dich;
Was bist du also mehr als ich?"
Der Adler sprach: „Wahr ist's, im Himmel sind wir beide;
Doch mit dem Unterscheide:
Ich kam durch eig'nen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug."

In der Wahl der Tiere hält sich Lessing seiner Theorie gemäß an diejenigen, die möglichst bestimmte Charaktere tragen und daher in der Fabel auch seit Äsop zu Hause sind. Hierbei unterscheiden sich die Tierfabeln von 1753 gar nicht von den späteren; nur eben der Vers trennt sie von ihren jüngeren Geschwistern, es müßte denn sein, daß die genauen Quellenangaben als Kriterien angesehen würden.

Züge von Lessings Persönlichkeit treten wieder bei der Stoffwahl heraus. So etwa die kritische Erbarmungslosigkeit, die nur herausgefordert zu werden brauchte, um alles ihr Widerstrebende zu vernichten, bei der Fabel, die nach Äsop 188 und Phädrus 13 gearbeitet ist.

Die Pfauen und die Krähe.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigen Pfauen und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter

diese glänzenden Vögel der Juno. Sie ward erkannt, und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betrügerischen Putz auszureißen. Lasset nach! schrie sie endlich, ihr habt nun alle das Eurige wieder. Doch die Pfaue, welche einige von den glänzenden Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Närrin; auch diese können nicht dein sein! — und hackten weiter.

Bei der Schlußwendung der Fabeln verfährt Lessing nicht gleichmäßig. Deutliche Beziehung auf einen bestimmten Fall durch Namen ist fast ebenso häufig wie Einschränkung des Grundgedankens auf einen engeren Interessenkreis. Viele Schlußwendungen, für sich gesammelt, würden eher als die Epigramme lessingische Xenien hergeben. Beleuchten die Fabeln oft ihn selbst, so jene seine Zeit. „Schriftsteller meiner Nation! — Muß ich mich noch deutlicher erklären?" ruft er mit einem herben Blick auf Frankreich, nachdem er folgende Fabel „von dem Affen und dem Fuchs" erzählt hat: „Nenne mir ein so geschicktes Tier, dem ich nicht nachahmen könnte! So prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Tier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen." Lessings Nationalgefühl, das später so wuchtige Waffen brauchte, um Regeln und Muster des Auslandes abzuschütteln, erhebt sich hier vor uns. Wir sehen diesen stolzen Geist bereits sich aufbäumen gegen die welsche Anmaßung, aber auch gegen die unselbständige Nachäfferei der eigenen Landsleute, ihre Armut an eigenen Leistungen, Armut an eigenem Wollen. Die deutschen Grenzen beschränken den Blick nicht, den Lessing in den Tierfabeln auf seine Zeit wirft. Nach England läßt er ihn hinüberschweifen, als er die Freundschaft des schönen Pfauen und der lieblich singenden Nachtigall schildert: „Kneller und Pope waren bessere Freunde als Pope und Addison." Da muß man wissen, daß die beiden zuletzt Genannten über die Übersetzung Homers in größten Streit gerieten. Lessing macht wohl auch aus dem Schluß die Einleitung. So beginnt er mit der Anwendung auf die Wirklichkeit und läßt dann die eigentliche Fabel folgen, z. B. in „Die Nachtigall und die Lerche": „Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Teils

ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?"

Es liegt im Sinne der Vereinfachung, die er 1759 den früher verfaßten Fabeln angedeihen läßt, wenn er eine Nutzanwendung streicht wie bei der „Eiche". Als der Fuchs den Herrscher der Wälder auf der Erde liegen sieht, ruft er aus: „Was für ein Baum! hätte ich doch nimmer gedacht, daß er so groß gewesen wäre." Hierauf folgten 1753 noch die Verse:

Ihr, die ihr, vom Geschick erhöht,
Weit über uns erhaben steht,
Wie groß ihr wirklich seid, zu wissen,
Wird euch das Glück erst stürzen müssen.

Lessings Fabeln sind ja in aller Gedächtnis, und die Lesebücher der Schulen zählen sie zu ihren besten Schätzen. Die gereimten Erzählungen von 1753 dagegen lassen sich für die Jugend nicht verwerten. In Hinsicht ihrer Quellen könnten sie einen Wettstreit mit den Fabeln ohnehin nicht aushalten. Der Italiener Poggio konnte mit seinen Facetiae nicht volkstümlich-deutsch wirken — wie sollte es Lessing mit Nachahmungen, die in derben Späßen und Anspielungen das Muster so übertönen, wie Trompetenklänge das verliebte Schmachten bukolischer Flöten!

D'Argens' „Histoire d'un Dervis" („Lettres juives") und Poggios kurzer Bericht von dem „Eremita, qui multas mulieres in concubitu habuit" werden zu der längsten Erzählung, die sich in Lessings Sammlung von 1753 überhaupt findet. Im übrigen freilich teilt sein Eremit ganz die Eigenschaften und Neigungen des literarischen Vorbildes. Am 6. März zeigte Lessing seine Erzählung, die für sich erschien, selbst an, mit dem Bemerken, sie sei an „diejenige große Zunft gerichtet, deren Molière in seiner Männer- und Weiberschule in allen Ehren so fleißig erwähnet"; mancher Leser werde vielleicht dabei einen Griff an seine Stirn tun. — In einer Unterhaltung zwischen Dichter und Leser wird mit behaglicher Breite auseinandergesetzt wie der Einsiedler,

Ein starker, frischer, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl,

die Weiber verführt habe, die aus der nahen Stadt in frommer Begeisterung zu ihm gepilgert seien. Vor den Richter geführt, nennt er auch alle, deren Gunst er sich erfreut habe. Nur der Name der letzten will ihm nicht von den Lippen.

„Das sind sie wirklich alle!" „Nu —
Macht, eh' wir schärfer in Euch dringen!"
„Nein keine mehr; ich weiß genau" —
„Ha! ha! ich seh, man soll Euch zwingen" — —
„Nun gut, Herr Richter — seine Frau —."

Der Länge der Erzählung entspricht die der Schlußmoral zur Verdeutlichung der alten Wahrheit von der für andere gegrabenen Grube und dem eigenen Hineinfall. Daß Lessing hier absichtlich in lafontainisch-gellertscher Ruhe plaudert, daß er willkürlich den Stoff dehnt, geht aus manchen Versen besonders klar hervor.

„Nun gut, ich fahre fort und sag', um wirklich fortzufahren" —

Aber wider Willen geraten ihm die Verse epigrammatisch. Überraschend hebt sich ein Sinnspruch hier heraus und dort wieder. Man kann, so wundersam das scheint, aus dem „Eremiten" eine Anzahl witziger Sinngedichte herauslösen, die bei Lessings Vorgängern im besten Falle höchst schwierig sich aus dem Zusammenhang bringen ließen.

„Und eine Frau ist ohnedem ein Lamm."
„Ein Lamm? Du magst die Weiber kennen."
„Je nun, man kann sie doch insoweit Lämmer nennen,
Als sie von selbst ins Feuer rennen."

Ganz gegen die Absicht von Gellerts Erbauungen in erzählender Form leiht Lessing dem unmoralischen Treiben der Weltkinder seine Feder, der „süßen Lehre süßer Triebe", und wie Boccaccio erklärt er hier die unverehelichten Priester für die nicht Unerfahrensten in Ehesachen.

Die Liebe heischet Gegenliebe, und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

Gleichfalls nach Poggio gearbeitet sind das „Kruzifix" („de

rusticis nuntiis interrogatis an vellent crucifixum vivum an mortuum ab opifice emere"), „Morydan" („de quodam qui vovit candelam virgini Mariae") und „Fauſtin" („fabula prima cuiusdam Cajetani pauperis naucleri"), jene auch im „Kobold̃chen" von Leſſing verwertete Geſchichte von dem Wucherer, der nach fünfzehnjähriger Abweſenheit heimkehrt und auf der Reiſe Gott um „nicht verdienten Lohn" bittet. Und Gott erhört den Sünder:

Er fand ſein Weib und ſeine beiden Kinder und — Segen Gottes! — zwei dazu.

Das gewagteſte dieſer Stückchen iſt den „Cent nouvelles" ſowie Bebel entlehnt, läßt ſich ähnlich aber auch in F. S. Krauß' „Anthropophyteia" (I 218) und in der ſüdſlawiſchen Literatur feſtſtellen. Erſt 1782 erſchien im „Deutſchen Muſeum" jener derbe Schwank „Der über uns", der es weder an Übermut, noch an epigrammatiſcher Kunſt fehlen läßt. Die Geſtalt des braven Steffen tritt da mit einer Plaſtik heraus, die den bildenden Künſtler zur Nachahmung locken könnte, wäre die Situation ſonſt nur ein bißchen harmloſer. Und doch ergötzen wir uns an der zornigen Überraſchung des Apfeldiebes und ſehen ihn vor uns, wie ihm die Hand mit der Frucht, vor dem geöffneten Munde ſchwebend, erſtarrt:

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Pack mich äffen?
Der über ihnen! — Ei, wie ſchlau!
Nein! ſchrie er; laßt euch andre Hoffnung laben.

Immer wieder erſcheint in dieſen Erzählungen die leichteſte Auffaſſung ehelichen und religiöſen Lebens, der Spott auf den Mummenſchanz dieſer Welt. Das „Muſter der Ehen", eine faſt wörtliche Überſetzung von Popes „On a certain lady at court", war „wie die ſtillſte Sommernacht":

Der Mann war taub, die Frau war blind,

und die „Eheliche Liebe" kam am beſten zum Ausdruck bei dem Manne, der kurz nach ſeiner Frau ſtarb und an der Pforte des

Himmels um Einlaß bat. Petrus trat ihm auch wohlwollend entgegen

„Noch wird bei Eurer Frau ein Plätzchen ledig sein."

Aber der getreue Ehemann trollt eiligst ab:

„Leb wohl! Habt Dank für Eure Müh!
Ich will schon sonst wo unterkommen."

Es war hier eben wie in Hans Sachsens Schwank, wo der Mann floh „sein böß Weib biß in die Hell hinab".

Im ganzen tragen auch die „Erzählungen" den Charakter von Lessings sonstiger Jugenddichtung. Durchweg folgt sie längst betretenen Pfaden. Aber der Schritt des Wanderers ist ein anderer. Stoff und Form werden beibehalten oder nur leicht umgestaltet. Dennoch unterscheiden Geist und Klang diese Dichtungen sofort von ihren europäischen Vorfahren und Geschwistern. Lessing braucht niemals Worte der Form zuliebe. Niemals opfert er andererseits Worte, wenn sie auch schwer sich zum Stoffe fügen. Auf den vollen, klaren Gedankeninhalt kommt es ihm an. In einfachen aufstrebenden Linien, wie ein gotischer Bau, stellt sich dar, was er denkend dichtet. Bei keinem anderen deutschen Großen zeigen sich Logik und Poesie so nahe verwandt. Was die Personen seiner Lustspiele, was seine Sinnsprüche und Lieder, seine Fabeln und Erzählungen zum Ausdruck bringen — es ist immer folgerichtig und hell. Probleme des Herzens werden nicht aufgerührt, Gefühlstiefen werden nicht sichtbar. Dieselbe Fähigkeit, die Lessing zum vorbildlichen Kritiker machte, hat es ermöglicht, daß seine Jugenddichtung uns nicht abschreckt. Etwas weniger Geistesklarheit des Autors, — und wir würden seine Poesie nicht ertragen. Etwas mehr Hingabe an Vorstellung und Gefühl, — und der Autor wäre nicht der größte deutsche Kritiker!

4. Erste Kritik.

Die Städte Leipzig und Berlin umschließen keineswegs etwa bestimmte, strenge voneinander zu scheidende Arbeitsgebiete Lessings. Lessing war nicht heute nur Dichter, um morgen nur Kritiker zu sein. Vielmehr gedieh seine Dichtung überhaupt nur im Lichtkreise kritischen Bewußtseins, und zu seinem Charakterbilde gehört die Vielseitigkeit. Wir aber können ihn nur dann in uns aufnehmen, wenn wir die mannigfachen Arten seiner geistigen Tätigkeit gegen einander abgrenzen. Auch in Berlin haben wir es mit dem Dichter Lessing zu tun, und nicht nur poetische Beiträge gab er in Leipzig für Mylius' Zeitschriften. Aber mit dem Augenblicke seines Eintritts in Berlin wird für ihn zum Beruf, was vorher fast ausschließlich Ergötzung gewesen war. Nur in Mußestunden darf die Poesie fortan eingreifen in seinen kritisch-journalistischen Kampf um das tägliche Brot.

Es ist ja der Weg, auf dem so viele Lessing gefolgt sind und immer folgen werden. Auf ihn beruft sich der freie Literat wie der Gelegenheitsredakteur, der strebsame Artikelschreiber im Dachstübchen wie der Bohémien des Salons. Lessing ist hierin zum Typus geworden, er hat einen neuen Stand geschaffen. Nicht daß es vorher an Journalisten oder freien Literaten gefehlt hätte. Aber er brachte etwas Neues hinzu: Wissenschaft und Methode. Er ist der erste deutsche Bohémien, zu dem wir aufschauen, — und darum ist er es zur Hälfte nicht mehr. Die kühnen Formen des Leichtsinns verband er mit den strengen Linien gründlichen Studiums. Er lieferte das erste und zugleich das glänzendste Beispiel dafür, daß der Gelehrte weder der Perücke noch der Professur bedarf, um Arbeit und Beruf würdig zu vertreten. Er war der verkörperte Protest gegen die Armseligkeit deutschen Gelehrtenlebens, gedankenschwacher Kleinmeisterei. Wie kläglich nehmen sich

neben ihm die Geheimräte und Dozenten der damaligen Gelehrtenzunft auf den deutschen Universitäten aus. Wo ein Klotz Ehren aller Art genoß, war für einen Winckelmann und einen Lessing kein Platz. Ihm ist es zu danken, daß er auch im Reiche der reinen Wissenschaft die Jugend, die sich harmlos vor Titeln und Ämtern beugt, zur Kritik befähigt, daß er den Autoritätsbegriff verinnerlicht hat.

Es ist bezeichnend, daß sich hauptsächlich Philologen und Journalisten seither um Lessing als den ihrigen streiten. Beruflich war er im Grunde weder das eine noch das andere. Wenig kümmerte ihn, daß die staatliche Gemeinschaft für ihre Zwecke die Arbeit nach Berufen und Ständen ordnet und behutsam verteilt. Er ging immer nur der Sache nach und suchte die Wahrheit nur um ihrer selbst willen.

Darum ist Lessing so groß, gleichviel wo er stehen mag. Seine Ziele und seine Wege gehören, auch dort, wo sie nicht künstlerischer Natur sind, nicht einer engeren Gemeinschaft an, sondern der weitesten, die wir kennen, der Menschheit. So gab er kraft seines reinen unverfälschten Wollens und seines reinen unverfälschten Erkennens die Normen für die Berufslosigkeit des Kritikers; zugleich aber auch für die Berufe der Philologen und Journalisten. So ist er das Schwungrad der modernen Kultur geworden.

Dennoch gibt es keine Lessingianer, obwohl es selbst an Gottschedianern nicht fehlt, geschweige denn an Kantianern. Vorurteilslose, auf das reine Erkennen abgezogene Kritik, die um ihrer selbst willen geübt und auf keinem Katheder gelehrt wird, macht niemals Schule. Lessing schuf die Epoche der Allgemeingültigkeit, Goethe mit seinen Stürmern die der Individualität. Prometheus ist nicht in Lessings Schule gegangen. Durch Lessing löst sich zum erstenmal die Kritik von der Partei. Nur so vermochte er die Grenzen des Empfindens und der geistigen Arbeit gegeneinander abzustecken. Gerechtigkeit, Wahrheit, Sachlichkeit sind die leitenden Sterne seiner Kritik. Mendelssohn erklärte in seinen „Morgenstunden", Lessing habe sich sogar eines Irrtums angenommen, wenn die Gründe, mit denen man diesen bestreiten wollte, nicht ausreichend waren. Die Schwächeren und

Abwesenden waren seine Schützlinge. So ergriff er während des Krieges in Leipzig die Partei der Preußen und in Berlin die der Sachsen. Darum war und ist es ebenso gewagt, ihn rühmen wie ihn tadeln zu wollen. Das Ringen um Wahrheit war vielleicht das einzige, was ihn wirklich beseligte. Aus solcher Herzensfrömmigkeit heraus strömte auch kritischer Zorn. Aber dieser Zorn war nichts als züchtigende Liebe zur Wahrheit. Seine Kritik überzeugt den Leser stets von ihrer sittlichen Notwendigkeit. Nur aus sittlichem Unwillen wird er persönlich, und auch dann gleicht er nur gerecht eine schon belastete Wagschale durch sein Gegengewicht aus. Ein ungesitteter Gegner könne er sein, aber kein unmoralischer, hat er selbst Goeze zugerufen, der hämische Ausfälle mit frommem Augenverdrehen und Seufzen für die ewige Seligkeit des Gegners begleitete.

Lessings kritische Methode läßt sich hier zunächst nur allgemein umschreiben, denn sie ist untrennbar von der Sache, der sie dient. Darstellung und Untersuchung fallen bei ihm zusammen. Nicht von Begriffen geht er aus, sondern von einem Gegenstande, z. B. der Laokoongruppe. Erst dann, wenn er seinen Schluß gezogen hat, kehrt er das Verfahren um, entwickelt er die allgemeinen Gründe, die zu jenem hinführen. Besonders gern beginnt er mit der Feststellung eines Irrtums, mit Kritik der Kritik, überzeugt, daß es auf das Trennen und Scheiden, auf das κρίνειν ankomme. Fremde Meinung bringt die seinige am besten zur Entfaltung. Wie empirisch er dachte, zeigt seine Äußerung, daß er seine Dramaturgie nur aus den schauspielerischen Leistungen Ekhofs gezogen habe. Wenn er rezensiert, so fühlt man, daß das einzelne Buch, das er bespricht, ihn im Grunde wenig angeht; daß es vielmehr nur als Mittel dient, einen neuen Gesichtskreis zu schaffen oder einen alten zu erweitern.

Lessing tritt kritisch an nichts mit vorgefaßter Meinung. Schlegel hat Lessings Kritik schöpferisch genannt, hat ihr dann wissenschaftlichen Witz und höheren Zynismus zugesprochen. Diesen letzteren hat er mit seinem Vorgänger Chr. L. Liscow gemein; ein-

gedenk der Wahrheit: „Qui admire, s'arrête“ lieben sie beide vor allem die Satire, die sie auch beide mit derselben Meisterschaft beherrschen. Der Zauber von Lessings Witz aber besteht in der Plötzlichkeit, mit der er unvermutete Gegensätze aufbaut; die schöpferische Kraft, die seine Kritik auf diese Art entfaltet, läßt sich kaum von fern andeuten. Friedrich der Große schreibt einmal (8. Juni 1736) an Formey, zur Kritik gehöre die Fähigkeit, den Irrenden den rechten Weg zu weisen („Il est de l'essence d'un bon critique qu'il sache enseigner le véritable chemin à ceux qui l'ont manqué, et c'est ce que j'ignore“). Lessing lehrt auf diesem Wege gehen, nachdem er ihn zugleich von Unkraut gesäubert hat. Er ist der Erzieher der Menschheit zur Selbstverständigung.

Sein erstes Ziel ist ein bestimmter Gedanke des Gegners. Auf ihn geht er los, ohne abzuschweifen, aber auch ohne Kriegslisten zu verschmähen. Am liebsten schlägt er den Gegner mit dessen eigener Waffe. Dann holt er verwandte Gedanken und Gedankenkomplexe heran, und setzt sie zu dem gegnerischen Gedanken in Beziehung. Indem er so stets angreifend vorgeht, macht er sich zum Lenker der Schlacht. Breit entwickelt er nun die eigene Front in stolzem Selbstgefühl, wie es besonders die Goezeschriften zeigen. Bisweilen scheint er zurückzuweichen: Täuschung! Der Gegner wagt sich nahe heran und wird nun mit einem Schlage vernichtet. Nie entblößt er sich von Reserven. Wie stark die seinigen waren, hat der Nachlaß gezeigt, der eine ganze Flut von Dissertationen ersetzt. Die Gefährlichkeit seiner Kritik leuchtete zu stark ein, als daß sich viele mutwillig ihr ausgesetzt hätten; sie an Kleinen auszuüben, war Lessing nicht der Mann. So kam es, daß wirkliche Schläge nur auf die Voltaire, Lange, Gottsched, Klotz und Goeze herabsausten, daß aber auch niemand einem Lessing beizuspringen für nötig hielt. Mit graulichem Gefühl schrieb ihm aus sicherem Versteck im Goezekampf Reinhard Schmid: „An Ihrer Stelle möchte ich auch nicht sein!“ Und trotz dieser kraftvollen Polemik erscheinen seine Streitschriften in wundervoller Form, die ihren Gegenstand, ja die Wissenschaft als Ganzes in

Deutschland zum ersten Male populär machte. Ein wahrer Blütenregen von Bildern und Wortfiguren schwebte auf das Schlachtfeld nieder, auf dem Lessing focht.

In der Kritik allein wird er ganz sichtbar als Eigenpersönlichkeit, als das ihm selbst gleichgültige Subjekt zu seinen Gedanken. In der Kritik werden auch seine Liebe und sein Haß sachlich. Sie wirft geniale Blitze in das dämmernde, sich emporringende Bewußtsein seiner Zeitgenossen, namentlich auf dem Gebiete der Kunst. Diese wurde dadurch ein unentbehrlicher Bestandteil des inneren Lebens der Nation und gewinnt einen Rang, den ihr zu bestreiten seit der Aufklärung die Hingabe an das Jenseits nicht mehr, die Politik aber noch nicht die Kraft besaß. Auf Lessings schöpferische Kritik lenken alle künstlerischen Ströme zurück. Die Klassiker, die nach ihm kamen, wären auch gekommen, wenn er nicht gewesen wäre. Denkbar aber so, wie sie sind, werden sie nur unter der Voraussetzung seiner kritischen Arbeit. Ihr Inhalt und Wesen ist uns selbstverständlich geworden wie die Natur, obwohl Lessing selbst sich an feste Vorbilder lehnte und die Natur erst im Geist der Antike neu entdeckte. Unbewußt sammelten sich um ihn die Sprecher des zielsicheren, gesunden Weltverstandes, weil sein kritisches Wort unverrückt feststand, durch sein bloßes Dasein klärte. Noch mehr aber leistete seine Kritik: sie rüttelte den trägen deutschen Geist des 18. Jahrhunderts immer wieder auf, bis er aus eigener Kraft stehen und gehen konnte. Dabei blieb sie volkstümlich. Der Boden, auf dem sie stand, wurde durch den Zeitgeist bestimmt, und der Gegenstand, den sie ergriff, war nationales Bedürfnis. Lessing sei der Pflug der deutschen Literatur gewesen, aber den Pflug könne man nicht essen, hat Hebbel einmal gesagt, ohne sich zu fragen, ob er nicht auch das Brot esse, das dieser Pflug bereitete. Der Kritiker, der die mannigfachen Gestalten des Lebens, der die Menschen im 18. Jahrhundert kannte und durchschaute, besser sogar vielleicht als Goethe, weil früher, kühler und in rauheren Kreisen, der die Erkenntnisse seiner Erfahrungen und Studien für die rollenden Tagesfragen zu noch heute gang-

barer, blitzender Münze umprägte, — der Kritiker Lessing bleibt als größter Pflüger deutscher Geisteskultur auch ihr größter Brotgeber.

Zweifellos war Berlin damals der beste Boden für freie Tageskritik. Seine Gazetten wurden „nicht genieret", seine Größe und seines Königs Geist verbürgten hörbaren Widerklang. Freilich ist die heutige Reichshauptstadt nicht die bescheidene Residenz, die Lessing sah, denn keine andere Stadt ist so politisch bedingt, verdankt so sehr ihre Blüte der Geschichte des Landes.

Das alte Berlin war etwa um 1740 mit seinen 68000 Einwohnern ausschließlich der Garnison kaum eine Großstadt im modernen Sinne. Nach dem siebenjährigen Kriege hatte die Einwohnerzahl 100000 noch nicht erreicht. Dennoch muß es einen ganz andern Eindruck als Leipzig gemacht haben, wenn wir einer brieflichen Versicherung der Frau des Theaterdirektors Koch an Ramler aus Leipzig trauen dürfen: „Das große prächtige Berlin hat zu starke Eindrücke auf uns gemacht, als daß ein kleiner Ort wie hier dieselben so leicht verdrängen sollte." Etwas gewonnen hatte die Stadt durch die Abtragung der Wälle unter Friedrich Wilhelm I. Die Linden führten seit einigen Jahren schon bis zum Pariser Platz, den das Brandenburger Tor abgrenzte, freilich nicht in der heutigen Gestalt, die es erst 1788 erhielt. Damals gab es nur eine schlichte Maueröffnung mit zwei Pfeilern. Dann kam man zu den Leinwand-„Zelten", in denen die vornehme Welt Erfrischungen nahm. Noch aber fehlten unter den Linden das Opernhaus, die alte Königliche Bibliothek, der Palast des Prinzen Heinrich das heißt die heutige Universität. In der Leipziger Straße, in der nur wenige Geschäftshäuser waren, stand der erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts beseitigte Obelisk, der als Meilenzeiger für die nach Potsdam und Magdeburg führende Fahrstraße diente. Noch ganz erhalten und Lessing besonders vertraut war das Spandauer Tor, das erst 1750 fiel. Die ihm später fast heimatlich werdende Brüderstraße wurde durch die alte Petrikirche, einen Neubau, abgeschlossen; die neue steht erst seit 1809.

Gebaut wurde schnell und schlecht in Berlin, so daß ein Hauseinsturz nichts Seltenes war. Die Häuser trugen noch keine Nummern. Wo ein „Miethszettul" aushing, war ein „Logement vacant", das „anjetzo" bezogen werden konnte. „Die Herren Liebhaber" besahen dann die „Gelegenheit", und wenn ihnen das „Quartier" gefiel, dann trugen sie „Belieben, Handlung zu pflegen, sich über die convenable Wohnung zu accordieren", sie „vor sehr billigen Preis" zu mieten und ihre geschweiften Nußbaummöbel hineinzustellen. Alte Zeitungen, Briefe und Bilder führen uns in das alte Berlin hinein, vor allem Meister Chodowiecki (1726—1801), der unübertreffliche Illustrator von Lessings Dramen, der seit 1743 in der Brüderstraße wohnte. Kläglich stand es um die Straßen, besonders um ihre Beleuchtung und Reinigung, so daß noch in den achtziger Jahren in den Zeitungen die Bittschrift eines Berliner — „Dreckhaufens" an die Polizei umging: „Ich armes Häuflein Dreck lieg' hier, wie du befohlen, seit Montag wie auf Kohlen, und niemand holt mich weg." Die Hauptschuld trug die ungenügende Nachtwache, die aus einer Anzahl mit Spießen bewaffneter Nachtwächter bestand. Um so gewissenhafter riefen und bliesen sie die Stunden ab. Streng aber waltete die Fremdenpolizei ihres Amtes, von der ja der Wirt in Lessings „Minna von Barnhelm" zu erzählen weiß.

Über die Wirtshäuser berichtet Nicolai 1769 eingehend in seiner „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten". Damals gab es immer noch drei, die erster Klasse waren: die „Stadt Paris", den „König von England" — beide in der Brüderstraße — und den durch Lessings „Minna" berühmten „König von Portugal" in der Burgstraße. Großstädtische Ansprüche in modernem Sinne konnte der Berliner gewiß nicht machen. Das gesellschaftliche Leben spielte sich im engeren Familienkreise ab. Die Töchter lernten früh, „daß das, was zur Haushaltung gehöret, vorgehen, die Galanterie aber nach diesem erst folgen" müsse. In den Tabagien, die seit der Zeit des Tabakkollegiums Friedrich Wilhelms I. verbreitet waren,

spielten die Männer wohl Whist, Tarock, Trisett, Schach, Toccatille, Billard, aber auch Solo, Lombre, Dame, Mariage oder Pikett. Mit den leiblichen Genüssen stand es nicht schlecht, obwohl es beispielsweise Berliner Biere fast gar nicht gab. Das gute aus der Umgegend bezogene Bier mußte „praeservieren für die Apoplexie", durfte keine „besondere praeternaturelle Subrizität des Unterleibes" zum Gefolge haben und nicht „Verstopfungen in den Nerven Platz geben". In den Speisehäusern konnte man Fleisch und Gemüse für eineinhalb, Braten für zwei Groschen haben. Auch Besseres war da. Auf die Königliche Tafel wird zwischen Ostern und Pfingsten „fast täglich eine Schüssel voll gebackener Frösche gesetzt, weil Ihre Majestät ein sehr großer Liebhaber davon sind". Für „delicate Mäuler" standen sonst als Leckerbissen gebratene Schnecken bereit, während bescheidene Gemüter sich mit „Frikedellen" und „Erd-Apffeln" begnügten. Im allgemeinen werden „Cartuffeln an Potagen gebraucht", „seyn aber noch rar", auch gut „an Fleisch zu kochen und nicht gemein". „Lustbarkeiten" bildeten die Italienische Oper, auf deren „Parterre alle anständig gekleideten Mannspersonen kommen können", die französische und die deutsche Komödie im Schuchschen Hause in der Behrenstraße. Öffentliche Konzerte wurden nur von Liebhabern durch Subskription zustande gebracht. Man tanzte viel, meist Menuett und Quadrille, sowie englische und polnische Tänze. Die Leihbibliothek sorgte für Lektüre gegen sechs Taler für das jährliche Abonnement und fünf Taler Pfand. Tierparke, geschweige denn zoologische Gärten waren nicht da. Durch alle Blätter ging die Schilderung des Rhinozeros, das 1741 nach Berlin gebracht wurde und — man traute den Augen nicht — sechzig Pfund Heu, zwanzig Pfund Brot fraß und vierzehn Eimer Wasser trank, — und noch 1777 schrieb der damals angesehene Schriftsteller Büchler die Geschichte des Elefanten, der in Berlin leibhaftig zu sehen war. Wie begeistert trotzdem Berlins Herrlichkeit gepriesen wurde, möge die Berlinische Chronik von 1737 zeigen. Die Stadt liege, heißt es da, „in einer sehr anmutigen Gegend". Groß sei ihr Handel mit Korn, Holz,

Teer, Landwein, Tabak. „Kommet man in die Gärten, so siehet das Auge an den schönen Lusthäusern, der herrlichen Einrichtung, den Statuen und unzähligen Blumen, Baum- und Erdfrüchten sich nimmer satt. Gehet man auf die Berge, so vor Berlin und dem Leipziger Tore befindlich, so prangen dieselben mit schönen Weinbergen, welche guten und wohlschmeckenden Wein (!) und andere Früchte bringen. Wozu noch kommt, daß die Luft in Berlin rein, ziemlich subtil und folglich der Gesundheit sehr zuträglich ist."

Von allen diesen Genüssen bedeutete für Lessing sicherlich am meisten das deutsche Theater, obwohl die Bühne Berlins diesen Namen kaum verdiente. Mit dem 11. Juli 1742, dem Tage, an dem J. F. Schönemann (1704—1782) sein Privileg erhielt, begann immerhin etwas, das dem Theater ähnlich war; denn die Buden Eckenbergs auf dem Spittelmarkt und Hilferdings auf dem Dönhofsplatz hatten nur Seiltänzerrang. Hier Pöbelwerk, bei Gottsched Stelzgang! Erst Lessing hat Kunst und Volkstum miteinander versöhnt. Auch einem Schönemann konnte das nicht gelingen, trotz der Kunst Ekhofs, den er mitbrachte, und trotz seiner eigenen Schulung durch die Neuberin. Er schaffte, wie sie, den Hanswurst ab, gab zuerst Schäfer- und Singspiele, dann Übersetzungen französischer Dramen, deutsche Stücke von Elias Schlegel und Gottsched, auch Lessings „Jungen Gelehrten", und brachte, wenn es um höherer Besucher willen nötig zu sein schien, dem Patriotismus künstlerische Opfer. Freilich klagte er in der Vorrede zu seinem Repertoire gerade in dem ersten Berliner Lessingjahr 1748, daß die Tabakswolken der vornehmen Herren seine Schauspieler einhüllten und nun gar ihr Lärm ihnen nicht das Wort gönne. Erst später (1754) erbaute Franz Schuch seine Bude auf dem Friedrichsplatz, dem heutigen Gendarmenmarkt, und gab lustig wieder Harlekinaden, und von 1767 ab trat die Truppe K. Th. Döbbelins hinzu, der wenigstens die gute Absicht hatte, „das deutsche Theater dem Staube der Verachtung zu entreißen", wie er einmal an Ramler schreibt. Auch seine Bühne, spottet 1783 Risbeck, sei so

klein, daß seine Schauspieler sich vor den Wolken des Himmels hüten müßten, die in ihren Haaren hängen blieben. Ihre Hauptstärke seien Ohnmachten und tragische Wut. Und dies noch fast vier Jahrzehnte nach Lessings Ankunft in Berlin!

Auch sonst herrschte 1748 nicht gerade ein sehr reges geistiges Leben in Berlin trotz seiner zahlreichen Gelehrten, deren Namen Nicolai in seinem schon genannten Werk aufzählt. In den Jahren 1740/48 zogen in die Hauptstadt ein der aufgeklärte Hofprediger Sack, die Vertreter der Schweizer Schule Hirzel und Sulzer — ein Jahr später kam Schultheß —, Spalding, damals schwedischer Gesandtschaftssekretär, Ramler und Mendelssohn. Gleim war schon fort. Der Bücherbestand der Königlichen Bibliothek erreichte nach heutigem Begriff nur die Höhe mittlerer Stadtbibliotheken — 1715 zählte La Croze fünfzigtausend Bände —, bot aber immerhin für jene Zeit genug. Deutscher und französischer Buchhandlungen gab es zusammen noch nicht ein Dutzend. Dasselbe gilt für die Druckereien. Das sind bereits sprechende Anzeichen für den Tiefstand der Journalistik.

Seitdem Thomasius (1655—1728) seine „Monatsgespräche" herausgegeben, also dasselbe den Deutschen geboten hatte, was Bayle durch die „Nouvelles de la république des lettres" und Leclerc durch die „Bibliothèque universelle" den Franzosen gegeben hatten, konnte man von einer Art literarischer Kritik reden. Sie war kümmerlich genug, noch schlimmer aber das, was heute öffentliche Meinung, Presse schlechthin heißt und jedes Lebensgebiet vor den Richterstuhl fordert. Gemeinbewußtsein, Persönlichkeit, Volk waren unbekannte Begriffe. Auch als Vermittlerin zwischen befruchtender Theorie und praktischem Leben konnte die Presse sich noch nicht geltend machen. Despotismus, Aberglauben und Vorurteil blühten fröhlich in den Spalten, die solches Unkraut auszurotten allein fähig gewesen wären. Die Kritik wagte sich nur an die „Frechheit" der Ungläubigen und Unruhigen, wie in E. V. Löschers „Unschuldigen Nachrichten" (seit 1721), denn Ruhe war noch nicht einmal Bürgerpflicht: sie war selbstverständlich, war mit der Geburt

durch den Begriff „Untertan" als Naturgesetz gegeben. Besonders anrüchig waren Spinoza und Hobbes. Leitartikel, Feuilleton, Lokalnachrichten waren unbekannte Dinge. Der politische Teil bestand darin, den Landesherrn zu preisen und dessen Gegner in den Staub zu ziehen. Eigentliche deutsche Berliner Zeitungen gab es nur zwei: die „Spenersche" und „Vossische", deren Jahrgang zwei bis drei Taler kostete. Sie erschienen dreimal wöchentlich. Während „Tante Voß" sich noch heute bester Gesundheit erfreut, ist „Onkel Spener" 1875 in ehrenvoller Zurückgezogenheit entschlafen. Als Vorläufer wären zu nennen die „Berlinische einkommende ordinäre Postzeitung" von 1658 und „Postillon und Fama" von 1677. In den Jahren 1740—1749 erschienen vorübergehend noch vier sogenannte kritische Journale von geringerem Range: die „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", die „Neuesten Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", die „Berlinische Bibliothek von neu herausgegebenen Schriften" und die „Berlinischen wöchentlichen Berichte der merkwürdigsten Begebenheiten des Reichs der Wissenschaften und Künste". Von kritischen Zeitschriften gab es auch außerhalb Berlins nur in Leipzig die Gottschedschen Organe, denn die Bremer Beiträger schlossen die Kritik aus, Schwabes „Belustigungen" waren 1745 verstummt, und Bodmers „Crito" lebte 1751 nur sechs Monate. Gottsched aber in seinem „Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste", an die sich 1751 „Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit" schloß, wirkte durch Breite, zopfige Gelehrsamkeit und Bevorzugung des Nebensächlichen schlafbefördernd. Zudem vertreten seine Zeitschriften lediglich seine Schule. Noch fehlte völlig ein Organ, das keiner Partei diente und nur wahrhafte Kritik sein wollte, Kritik als solche und weiter nichts, die knapp, geistreich und gediegen das geistige Leben beleuchtete, wie Lessing es in der Folge schuf.

Um so üppiger gediehen die moralischen Wochenschriften, die sich zu einer wahren Landplage auswuchsen und ihr verfehltes Dasein dem Vorbild des englischen „Spectator" und „The Tatler" dankten. Die beste deutsche Nachahmung, der „Hamburgische Pa-

triot", der im ersten Jahre sogleich fünftausend Exemplare absetzte, erhielt unglaublich viele und verbildete Nachfolger. Die Pflege des englischen Familien- und Erziehungsthemas, die Heranziehung des Bürgertums, half wenig, denn was England damals bereits seit 1688 besaß, die Stimme des Volkes, war hier kaum faßbar, geschweige denn moralische Grundlage. Bürgerliche Moral ohne nationale und politische Bürgschaften ist ein Unding. Sicherheit und Schwung fehlten, solange die Teilnahme des einzelnen an großen gemeinsamen Interessen ersetzt werden mußte durch die künstliche Zucht fern geschauter Ideale. Jeder junge Mensch gebe eine Wochenschrift heraus, spottete Lessing. Von 1713 bis 1761 wurden fünfhundertelf Wochenschriften gegründet. 1773 zählt Nicolai in seinem „Sebaldus Nothanker" achtundsiebzig neue Journale. Den Anfang machte in Hamburg der „Vernünftler". 1721 erschienen in Zürich die „Discourse der Mahlern". Der „Hamburger Patriot" trat 1724 ins Leben, die „Vernünftigen Tadlerinnen" Gottscheds folgten 1725. In Leipzig allein wurden in dem vorhin genannten Zeitraum dreiunddreißig moralische Wochenschriften gegründet, in Hamburg vierundzwanzig, in Danzig, das nach Göttingen an zehnter Stelle kam, vier. Die Danziger Journale führten folgende schöne Titel: „Die mühsame Bemerkerin" (1737) — sie war sehr mühsam —, „Der deutsche Diogenes" (1737, in Versen!), „Der fromme Naturkundige" (1740, meist in Alexandrinern!), und die „Sendschreiben einiger Personen aneinander über allerlei Materien" (1748, in Briefen). 1766 trat der „Freydenker" hinzu. Noch schwungvoller nannten sich die Berliner Schwestern, deren Vorläufer bis zum Jahre 1708 hinaufreichen. Außer den Zeitschriften des Kriegsrats Cranz (1737—1801), der über alles in seiner „Galerie der Teufel" und „Berlinischen Korrespondenz" redete und gegen kleine Xenienschreiber focht, waren zu verzeichnen das „Moralische Fernglas", „Der Weltbürger", wöchentlich „ans Licht gestellt" und „Der Freygeist". Noch am Jahrhundertende wurde „Die Lärmkanone abgefeuert von Hans Konstabel" sowie die „Berliner Peitsche geschwungen von Hans son Strippeknall".

Vorteilhaft hob sich von solchen Mustern „Der Wahrsager“ unseres Christoph Mylius ab, mit dessen Jahrgang 1749 die ernsthafte literarische Kritik Berlins beginnt. Hier wurde wahrscheinlich bereits Lessing Mitarbeiter.

Als Lessing im November 1748 nach Berlin kam, hat er schwerlich gewußt, welcher Gruppe erwerbender, arbeitender Menschen er nun eigentlich angehöre. Den Studenten hatte er abgestreift. Nur darüber war er sich klar, daß nun ein neues Leben für ihn beginne. Er wohnte einstweilen in dem späteren Hause Mendelssohns, Spandauerstraße 68, bei Mylius, der an der Zeitung des greisen Johann Andreas Rüdiger seit dem 8. November 1748 angestellt war. Der Vetter sorgte hilfreich für das Nötigste, obwohl die beiden ja nicht blutsverwandt waren, und empfahl ihn seinem Verleger. Dieser übertrug ihm zunächst die Ordnung seiner Bibliothek, die teilweise verkauft werden sollte. An allerlei Notwendigem fehlte es Lessing, besonders aber an Kleidung, denn der versprochene Anzug wurde ihm von den Seinigen verweigert: nach Berlin werde er ihm nicht geschickt werden. Erst die neun Taler, die ihm der Vater im Frühjahr 1749 zur Heimreise sandte, ermöglichten ihm die Anschaffung des ersehnten Stückes. „Ich hätte“, schrieb er schon im Januar an die Mutter, „längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nötig, wo man meistens den Augen in Beurteilung eines Menschen traut.“ Der Brief an den Vater vom 10. April 1749, in dem er über die Verwendung des Geldes berichtet, malt uns seine Lage weiter aus. „Ich befinde mich“, schreibt er da, „in dem Zustande, mich wieder bei allen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste ich suche, selbst anzugehn. Dieses war nötiger, als daß ich Sie mit meiner unnützen Gegenwart zu Hause beschweren sollte. Es fehlt mir jetzo nichts als meine Wäsche und meine Bücher. Eine gute Kleidung ohne genugsame Wäsche ist soviel als gar keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu lassen; ist es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, so will ich alles

tun, was Sie verlangen." Im Mai dankt er dem Vater für den übersandten „Coffre mit den spezifizierten, darin enthaltenen Sachen" und bittet, ihm noch „mit zehn oder fünfzehn Talern beizustehen". Kümmerlich mußte er sich durchhelfen, und die in dem Aprilbrief erwähnte Reise nach Frankfurt ist wohl keine reine Vergnügungsfahrt zum dortigen Theater gewesen. Einer Stelle bei einem Herrn von Röder zog er den unsicheren Aufenthalt in Berlin doch vor, wo er Mylius inzwischen journalistisch unterstützte.

Begonnen hat seine Rezensententätigkeit an der „Berlinischen privilegierten Zeitung" schon im November 1748. Im Dezember 1750 entzweite sich Mylius mit seinem Verleger, und Lessing wurde nun, am 18. Februar 1751, sein Nachfolger. Der alte Rüdiger starb noch in demselben Jahre und hinterließ das Blatt seinem Schwiegersohn C. F. Voß. Auf dessen Wunsch redigierte Lessing fortan den gelehrten Teil, während Mylius inzwischen Auktionskommissar für den jüngeren Rüdiger geworden war. Auch diese Stelle, die vierhundert Taler eintrug, wurde zuerst Lessing angeboten. Lessing hatte Besseres zu tun. Er lehnte ab und suchte die Zeitung dadurch zu heben, daß er im Einverständnis mit dem tatkräftigen neuen Verleger eine monatliche Beilage zugab, die hauptsächlich in einem von dem Herausgeber geschriebenen Aufsatz über Literatur bestand. In dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" konnte er nun die ihm in einer Besprechung seiner „Kleinigkeiten" nachgerühmte Kunst des „gesalzenen Witzes und artigen Scherzes" zeigen. Von eigenen dichterischen Versuchen veröffentlichte er dort unter anderem „Die Religion", Sinngedichte, einige Lieder, gereimte Fabeln und Erzählungen. Übersetzungen aus französischer Poesie, eine Fabel von Houdart de la Motte, Kleinigkeiten Kästners und Ähnliches nahmen der Beilage ebenfalls den rein kritischen Charakter. Der eigentliche Zweck aber war, den Besprechungen der Neuerscheinungen in der Literatur in einheitlichen Übersichten ihren Zusammenhang zu geben. Was Witz sei, meint Lessing in der Einführung (April 1751), müsse einem, der keinen habe, ebenso unbegreiflich sein, wie einem Blinden die Erklärung der Farben. Es sei genug zu wissen, daß

die schönen Wissenschaften und freien Künste das „Reich des Witzes“ ausmachten. Hier an der ihm eingeräumten Stelle der Zeitung durfte Lessing nun ganz nach Gutdünken das geistige, das heißt witzige Leben der preußischen Hauptstadt befruchten. Das „Neueste aus dem Reich des Witzes“ ist der Vorklang der Sonntagsbeilage, die 1858, also mehr als hundert Jahre später begründet, seitdem eine Reihe der bekanntesten und berühmtesten Vertreter der modernen Literatur zu den Ihrigen zählt — Grimm, Fontane, Rodenberg, Frenzel, Schlenther, Stradonitz, Münch, Schlaf, Ostwald — und die unter Lindner zuerst und fast zwei Jahrzehnte lang das Feldgeschrei: „Schopenhauer“ erschallen ließ.

Im Jahre 1750 trat Lessing zusammen mit Mylius auch als selbständiger Herausgeber einer neuen Zeitschrift auf, die den Namen „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ erhielt. Daneben lieferte er Beiträge für die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“, die 1750 Sulzer, im nächsten Jahre aber ebenfalls Mylius herausgab. Es war offenbar, daß der junge Journalist Fuß faßte. Auch die Kamenzer begannen an Berlin mit geringerem Mißtrauen zu denken und ruhiger zu werden. In einem Brief vom 2. November des Jahres erwähnt Lessing noch einen Baron von der Goltz, der ihn auf einen sicheren Weg habe bringen helfen und ihm zu Freunden Zutritt verschafft habe, die ihm „einen Haufen Versprechungen“ gemacht hätten. Aber auch ohne diese könne er diesen Winter gemächlich in Berlin leben. Gemächlich freilich heiße bei ihm, was ein anderer zur Not nennen würde: „Allein was tut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe“, schreibt er bescheiden. Und für einen Groschen sechs Pfennige könne man schon eine starke Mahlzeit halten. Der Ton des Briefwechsels wird nun ein ganz anderer, wie schon zur Genüge aus Lessings nächstem Brief vom 8. Februar 1751 hervorgeht. Der Vater beginnt sich lebhaft für des Sohnes literarisches Schaffen zu interessieren, und dieser sendet ihm alles neu Gedruckte, Eigenes und Fremdes. Nur politische Zeitungen hält er zurück, denn „sie sind, wegen der scharfen Zensur größtenteils so un-

fruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darin finden kann". Tatsächlich wurden sie von Friedrich II. sehr unter die Lupe genommen, damit sie nicht brächten, was „auswärtigen Puissancen choquant oder wie sonsten unanständig" wäre. Im Reiche des Witzes und der Gelehrten Sachen dagegen blieb der Journalist unbehelligt. Lessing hat nie über Politik geschrieben. Das war um die Mitte des 18. Jahrhunderts weniger gut für die Politik als für ihn. Auch ohne dies aber nahm die Berliner Journalistik mit seinem Eintritt einen gewaltigen Aufschwung, und wenn die „Vossische Zeitung" ihr schönstes Ruhmesblatt aufschlägt, dann erinnert sie sich ihrer Geburtsstunde und ihrer Kinderzeit und nennt den Namen Lessing.

Gegründet war die „Berliner ordinäre Zeitung" schon 1704 von Johann Michael Rüdiger, dessen Sohn Johann Andreas 1721 ein besonderes Privileg erhielt „gegen Erlegung eines jährlichen Canonis von zweihundert Talern in Unsere Rekruten-Kasse". Indessen erst Christian Friedrich Voß, der seit 1748 mitarbeitete, belebte die Öde der dreimal wöchentlich zuerst in Oktav, seit 1749 in Quart erscheinenden Bogen, und als der Feuergeist Lessing in die Redaktion der gelehrten Sachen einzog, entstand zwischen diesen beiden Männern ein Freundschaftsverhältnis, das an das spätere zwischen Schiller und Cotta erinnert. Wir wundern uns daher nicht, daß Lessings erste „Schriften" ebenso in Voß' Buchverlag erschienen wie später der „Laokoon" und die drei Meisterdramen. Den ersten Aufsatz von gelehrten Sachen brachte die Nr. 135 vom 9. November 1748, und auf ihn folgten Rezensionen ununterbrochen bis zu Nr. 157. Bis in den Oktober 1755 leitete er, abgesehen von einer einjährigen Unterbrechung 1751/52, selbständig den Teil der Zeitung, den wir auch den „unter dem Strich" oder, undeutsch genug, das „Feuilleton" nennen, sowie die schon genannte monatliche Beilage. Die Form seiner journalistischen Arbeit bleibt hier indessen fast ausschließlich die Kritik. Der Kritiker Lessing wurde Journalist, nicht umgekehrt. Der innere Beruf wies ihn auf den äußeren hin. Das soll nicht immer der Fall sein, seitdem jenes gute Wort aus

Großvaters Truhe hervorgeholt wird, daß Gott dem auch noch Verstand gebe, dem er nun einmal schon ein Amt verliehen habe.

Lessings Rezensionen von 1748 bis 1755 umfassen nahezu alle Gebiete des geistigen Lebens, soweit es damals literarischen Niederschlag hatte, und so gehen sie auch an der Literatur des Auslandes nicht stillschweigend vorüber. Aber wie kommt es, müssen wir uns fragen, daß wir sie jederzeit mit Vergnügen lesen, ohne doch in vielen Fällen den Gegenstand der Besprechung zu kennen oder der Beachtung für wert zu halten? Wie ist es uns möglich, uns für eine Kritik zu interessieren, deren Gegenstand vor eineinhalb Jahrhunderten auftauchte und wieder verschwand? Daß uns die Dissertation eines Kamenzers über Geburtshilfe fesselt, weil Lessing sie würdigt? Sein bloßer Ruf vermag das nicht — wir glitten ja an seinen Oden eiligst vorüber, und die Neuzeit erzieht immer mehr zur Kritik. Vergegenwärtigen wir uns die Mittel, durch die Lessing als Rezensent in seinem Blatte wirkt. Klarheit, schlagende Kürze, gedankliche Schärfe, zwingende Logik, das sind Vorzüge, die wir summarisch als „lessingisch" zu bezeichnen pflegen und in dem Kritiker schon ganz allgemein entdeckten. Hinzu tritt hier die Treffsicherheit des Urteils, die sofort herauszufühlen ist. Der Gedanke, es könne anders sein, kommt den Lesern von Lessings Besprechungen gar nicht. Was er da kühl und ruhig bemerkt, das ist selbstverständlich. Es löst nur unsere eigenen Gedanken aus, genau so hätten wir geurteilt. Dieselben Mängel hätten auch wir alle sogleich entdeckt und gegeißelt. Sein Lob ist uns aus der Seele gesprochen — wenn wir es auch gar nicht bewußt in der Seele hatten. Vielleicht zucken wir bisweilen die Achsel über den Kritisierten: es war ja klar, daß das, was er geschrieben, falsch war. Wir alle hätten ihm von vornherein die Augen öffnen können. Aber des Rezensenten Feder beruhigt uns. Er ist es, der uns vertritt, ihm erteilen wir unsern Beifall. Der geborene Kritiker führt das Wort für die Allgemeinheit. Was er über ein Werk sagt, gilt schlechthin. Er bringt nichts hinzu. Nur insofern bereichert er das Urteil des Lesers, als er

die Empfindungen und Gedanken weckt, die in ihm schliefen. Sie waren da, unbewußt. Seiner Kunst bedurfte es nur, um ihnen Leben und Ausdruck zu verleihen. Lessing begnügt sich aber nicht damit, Gleichheit des Urteils bei allen Denkenden zu erzielen, sondern er läßt sie die Schlüsse selbst ziehen und das Kunstwerk, wenn es sich um ein solches handelt, miterleben. Was er als Poet selten leistet — als Kritiker vermag er es mit spielender Leichtigkeit. Gründe für und wider wachsen aus der Sache selbst heraus, und der Leser, in dem stolzen Gefühl überlegener Weisheit, urteilt — mit Lessing. Die Entscheidung fällt hier günstig, dort ablehnend, immer aber — und das ist das dritte, was wir auch hier an den Rezensionen bewundern — streng sachlich. Der moderne Zweifel, ob in der Kunst sachliche Kritik möglich sei, wird durch Lessing entkräftet. Subjektivität, weist er nach, ist in der Kritik Schwäche. Das gesunde Auge kann nur sehen, wie die Dinge sind, nicht wie sie sein könnten. Gewiß ist auch der ideale Kritiker Mensch; gewiß wird er hier schonen, dort rücksichtslos niederreißen. Immer aber trifft er, hart oder freundlich, den Kern. Das zu eignem Urteilen nicht befähigte Publikum weiß dann, woran es sich zu halten hat. Damit hängt ein Viertes zusammen: Lessing verschmäht starke Stilmittel, er läßt das kritische Element durch sich selbst wirken. Nicht auffallenden Formen und Farben verdanken seine Besprechungen ihren Reiz. Sie wirken durch die nackte Sache, durch die kraftvolle Vereinzelung der Angriffspunkte, durch die zielbewußte Zerlegung der Gedankenfläche. Eine solche Besprechung nennen wir gesund. Den Eindruck der Natürlichkeit brauchte ihr Lessing nicht erst zu geben, denn was er kritisch sagte, war Natur. Begründet lag das freilich noch in etwas anderem. Lessing beherrschte den Gedanken so gut wie das Wort. Seine Sicherheit und Übung in methodischen Gedanken, seine Belesenheit in der alten und neuen Literatur, seine fremdsprachlichen und im besonderen seine philologischen Kenntnisse, die Gründlichkeit seiner Beweisführung, sein Blick für Schwierigkeiten und Zweifel, und seine Fähigkeit, ihnen zu begegnen, Einwänden vorzubeugen, dem Feinde den Boden ab-

zugraben, — das alles macht uns seine Kritik zum Genusse. Gilt es, einen Schädling abzutun, dann versendet er seine Pfeile mit umsichtiger Berechnung. Kalter Spott, ruhig-vornehme Ironie und sarkastischer Humor vereinigen sich, um schonungslos auf das Haupt dessen herabzublitzen, der es sich mit dreister Anmaßung in Jupiters Reich wohl sein ließ. Da stellen sich dann auch die Lessing besonders eigentümlichen Stilmittel ein, und scharfe Antithesen wechseln mit geistreichen Schlagern, wie sie nicht vollendeter ein Voltaire zur Verfügung hatte, der damals gerade Friedrichs des Großen und der preußischen Hauptstadt Gast war. Auch er erfuhr später Lessings Kritik. Deshalb wurden Geringere unsterblich, weil Lessing ihnen ein kritisches Vademecum widmete, wie der Pastor Lange dank seiner unglücklichen Horaz-Übersetzung.

Eines der ersten Opfer von Lessings Kritik war Gottsched. Die „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst" 1748 erntete freilich noch einige Anerkennung. Lessing bestritt aber, daß diejenige Provinz die beste Mundart habe, die in der Mitte des Landes liege. „Wir wollen", fügt er heiter und vorsichtig hinzu, „die Provinz in Deutschland, wo das beste Deutsch geredet wird, nicht nennen: aber sie liegt gewiß nicht mitten in Deutschland." Im folgenden Jahre, also 1749, erwähnt eine Anzeige von Gottscheds „Neuem Büchersaal" in Sperrdruck dessen „Nachricht von einem preußischen Altertume": „Es ist dieses das uralte Schloß zu Marienburg im polnischen Preußen." Am 18. November 1749 ergießt sich eine Schale lessingschen Spottes über Gottscheds Haupt: „Nachdem endlich der Herr Professor Gottsched in seinem fünfzigsten Jahre nach den unzähligen Kritiken, welche seine Gedichte haben ausstehen müssen, eingesehen, daß seine bisherigen Verse nichts taugen, er aber gleichwohl, man weiß nicht durch was für eine Erscheinung, bei sich völlig überzeugt ist, daß er in der großen Kette der wirklichen Dinge ein poetisches Glied zu sein bestimmt worden, so hat er hin und her gesonnen, was doch die Ursache davon sein möchte, daß sich seine poetischen Begriffe bisher noch nicht haben entwickeln wollen. Endlich hat er sich besonnen, daß er seine bisherigen Ge-

dichte meistens zuhause, zwischen vier Wänden, verfertiget, und daß also wohl nichts fehle, als sein Heil auf Reisen zu versuchen . . . Dieser poetischen Reise haben wir gegenwärtige neueste Gedichte des Herrn Professor Gottsched zu danken; und wir sehen daraus, daß seine poetische Stunde noch nicht kommen ist." „Die Gedichte sind", so schließt er, „in dem Vossischen Buchladen für vier Groschen zu haben und wahrhaftig recht lustig zu lesen."

Gottsched und seine Anhänger standen um das Jahr 1748 noch in hohem Ansehen, obwohl der Zenith ihres Ruhmes schon überschritten war. Um seiner stattlichen Figur willen von den Werbern Friedrich Wilhelms I. verfolgt, hatte Johann Christoph Gottsched es verstanden, in Leipzig sich auf einen Thron zu schwingen, den seine treu fleißige, aber auch pedantisch einseitige Arbeit nicht verdiente. Sein Emporkommen war nur durch den Niedergang der Literatur vor ihm ermöglicht. Als ein Pietsch und Besser, zu ihrer Zeit als Klassiker angesehen, ausgesungen hatten, konnte ein Gottsched mit Aussicht auf Erfolg beginnen. Als Boileau in Frankreich längst überwunden war, konnte Gottsched versuchen, sich ihn anzueignen und, gestützt auf die Regeln der „Art poétique", 1730 seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen" in die Welt zu senden. Richtig und regelrecht wurden für ihn dasselbe. Diese Regelkunst, deren einziger Zweck war, Belehrung und Sittlichkeit zu verbreiten, deren Quelle der Verstand, deren Todfeinde Gefühl und Leidenschaften waren, durch die Angriffe der Schweizer bereits erschüttert, wurde durch Lessings Kritik mit einem Schlage und bis auf den letzten Rest vernichtet. Verdienste, wie sie einem etwas über den Durchschnitt begabten, immer tätigen Professor mitten in einer Zeit der Possen und Hohlheiten erreichbar sind, können auch Gottsched nicht abgesprochen werden, und wer ihn historisch werten will, muß ihn an seinen verkümmerten Vorgängern messen. Wer aber das Geistesleben eines Lessing würdigt, kommt notwendig zu andern Resultaten als eine still sich des Einst freuende Gottsched-Gemeinde. Dieser Mann stand zu seinem Unglück eine Zeitlang höher als seine

Kraft. Was einer kurzen Periode nützt, kann einer längeren zum Verhängnis werden, und eine jede Zeit wird, wenn auch mit geschichtlichem Vorbehalt, wie es der für jedes gut Gewollte dankbaren Nachwelt ziemt, bei jenem schmetternden Fanfarenruf im 17. Literaturbrief von 1759 an Lessings Seite stehen: „Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek, wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe. Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu".

Schöpferische Fähigkeit und Empfindung ist nach Gottsched für den Dichter nicht erforderlich. Man wählt nach seiner Vorschrift, wenn man ernstlich dichten will, am besten zunächst einen „lehrreichen moralischen Satz", der entsprechen muß der „Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen. Hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkommt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt". Dann wird es schon gehen, gleichviel ob ein Lust- oder Trauerspiel gemacht werden soll. In der Komödie dürfen nur niedere Personen auftreten, nicht aber die „Großen dieser Welt", „weil es wider die Ehrerbietung läuft, die man ihnen schuldig ist, sie als auslachenswürdig vorzustellen". Auf das Auslachen und Titelgröße also kam es an. Die drei Einheiten der Handlung, des Orts und der Zeit im Drama werden ängstlich in der hohlen Form Frankreichs gewahrt. Höchstens zwölf Stunden darf die Handlung umspannen und möglichst nur bei Tage, denn die Nacht ist ja „zum Schlafen bestimmt". Die Zuschauer wechseln ihren Platz nicht; folglich darf es der Wahrscheinlichkeit wegen auch der Schauspieler nicht: „wo man ist, da muß man bleiben"; höchst vernünftig und einleuchtend, freilich nur innerhalb gottschedischer Gedankenkreise. Noch weniger erträglich sind Gottscheds eigene Dichtungen, z. B. „Der sterbende Cato", das klassische Musterdrama für seine Nachahmer, genau nach französischen Regeln verfertigt. Ein zeitlich sehr bedingtes Verdienst hat er sich dagegen durch seine Sammlung von deutschen Dramen so-

wie von Übersetzungen französischer und dänischer Stücke in der „Deutschen Schaubühne“ (1740) und durch seine Förderung der Neuberin in ihren Anfängen erworben, insofern, als dadurch der possenhafte, rohe Charakter der Bühne übertüncht, das Theater vielmehr auf die Stufe des Geistes und Anstandes, wenn auch noch nicht auf die der Kunst gehoben wurde. Fürchterlich aber klapperten nun die nachäffenden Alexandriner der Gottschedianer auf den weltbedeutenden Brettern, stolzten in steifer Pracht ihre hölzernen Verszeilen durch die Bände ihrer sogenannten Lyrik. Und wehe dem, der es wagte, den Herrn Professor oder seine Schüler zu kritisieren, unter denen der Freiherr von Schönaich, Verfasser der Heldendichtung „Herman“, obenan stand, feierlich von seinem Meister zum Dichter gekrönt. Aber schon Kästner lachte vergnügt:

Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen,
Sprach Hermann, Schönaich darf es wagen
Und singt ein schläfrig Lied von mir.
Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

Die zweiundzwanzig handschriftlich erhaltenen Brief-Folianten in Leipzig zeigen Gottsched im Mittelpunkt eines Kreises von Anhängern, die sich ihm demütig zu Füßen werfen. Man glaubt zu träumen, wenn man in den Papieren blättert, und faßt sich an die Stirn: ist das Gottsched, dem hier gehuldigt wird, selbst von bedeutenden Köpfen wie Voltaire, von klugen Männern wie Jerusalem und Löwen, von selbstbewußten Finsterlingen wie Goeze? Ist es die linkische Übersetzerin Adelgunde Gottsched, die hier unter die Sterne versetzt und z. B. von dem Bürgermeister von Sangerhausen namens Hoffmann (22. Februar 1755) mit untertänigem Respekt das hochberühmte Wunder jetziger Zeiten genannt wird? Und nun gar Schönaich! Gottscheds „Schutz und Schirm“ erbittet er immer wieder. Nie werde er die wahre Geschichte seiner Ästhetik in einer Nuß verraten, in deren Nachlese Lessing an des hinfälligen Bodmer Stelle zum Herrscher im Reich der Dummheit ernannt

wird. „Meine Seele selbst“, schreibt er am 21. Januar 1755, „ist ganz und war schon vor zwölf Jahren vergottschedet; sie wird es auch wohl bleiben. . . . Legte ich nicht meine Ehre ganz in Ihre Hände, als ich Ihnen den noch unerzogenen Hermann anvertraute? Hätten Sie es gewollt, so wäre mein ganzes Dasein verschwunden und von mir ne syllaba quidem gehöret worden. Aber Sie wollten nicht; Sie ermunterten mich; verbesserten mich; lobten mich; belohnten mich und krönten mich. Sind das nicht Wohltaten? . . . Für die vier Jahre, die ich die Ehre habe, ein Schriftsteller zu sein, habe ich von Ew. Hochwohlgeboren zwar sehr viel Weihrauch, von andern aber desto mehr Nieswurz genossen.“ Zwei Jahre früher, im Februar 1753: „Eine kleine Ausgabe, die ich von Boileau habe, ist sonst nie aus meiner Tasche kommen. Im Felde und im Quartiere war er bei mir. Sowie Dero Dichtkunst nie meinen Mantelsack verließ, so fest saß er in meiner Tasche. . . . Glauben Sie sicherlich, daß jede Regel ewig gilt, sobald sie mit einem ‚Gottsched sagt's!‘ besiegelt ist. Und wo Sie das nicht tun, so hört das Schnitzern auf unserm Parnasse ewig nicht auf.“

Allmählich mußte Gottsched, selbst von seinem Bruder nur als Hochedelgeborener Hochgelehrter insbesonders Hochzuehrender angeredet, über seinen eigenen Schatten hinauswachsen. Er sehnte sich nach fürstlichen Worten und erschien sich so göttergleich, daß der leiseste Tadel ihn rasend machte. „Non sibi sed toti genitum se credere mundo“, hatte er schon 1740 dem Studenten und späteren Göttinger Professor Pütter ins Stammbuch geschrieben. Wie mußte er aufbrausen, als F. W. Zachariä, früher von ihm selbst angegriffen, ihn 1754 in der Grabschrift auf Hagedorn als den großen Duns verhöhnte, ohne seinen Namen zu nennen, und Lessing darauf am 11. Januar in der Vossischen Zeitung die scherzhafte Frage aufwarf, wer denn der große Duns sei. Gottsched beschwerte sich vergeblich bei Jerusalem und Zachariäs Vorgesetzten bei der Braunschweigischen Regierung. Endlich riß selbst dem milden Jerusalem, der Gott-

schen sehr ergeben war, die Geduld. In einem Promemoria vom 1. Februar 1755 berichtete er an den Minister: „Dies ist wenigstens gewiß, daß Herr Gottsched die Wolke von Satiren, die in dreißig Jahren gegen ihn herausgekommen, sich selber zugezogen und alle Zeit zuerst angefangen hat." Zachariä erhielt bald darauf von der Regierung die Professur der Dichtkunst am Carolinum. Dieses eine einwandfreie Beispiel mag zeigen, daß Lessing nur einer von vielen war, die Gottsched nicht dulden wollte, und daß dieser recht weit entfernt war von einem selbstlosen Märtyrertum, mit dessen Nimbus seine Anhänger ihn zur Erhöhung seines Ruhmes umgeben wollen.

Den Hauptanteil an seinem Ansehen hatte die Gründung zahlreicher literarischer Gesellschaften, die nach dem Muster seiner Leipziger Gemeinde überall wie Pilze aus der Erde schossen. Da wurden seine Regeln in die Wirklichkeit übertragen, da ergab sich inmitten ruhmsüchtiger Dichterlinge ein wunderbarer Resonanzboden für seinen Namen. Die Tagebücher der nach dem Vorbild der Leipziger gegründeten „Deutschen Gesellschaft" in Königsberg und Göttingen sowie der „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften" in Danzig tönen die Taten des „großen Gottsched" wider. In Göttingen wurden Schönaich, Jerusalem, Gärtner, Gellert, Gleim und Zachariä auswärtige Mitglieder, während Löwen, der spätere Begründer des Hamburger Nationaltheaters, dort persönlich Reden hielt und Oden verlas. Bezeichnend ist seine Begrüßung eines neuen Mitgliedes, des Hamburger Gymnasialprofessors J. Dusch, den Lessing nachher in den Literaturbriefen züchtigte. Da singt er gerade 1748 das Lob der Gottsched-Zeit im Vergleich mit der altdeutschen Literatur: „Man schlage nur den bekannten Otfried in seiner Vorrede zu seinem Evangelio nach, so werden wir Ausdrücke finden, welche teils unverständlich, teils gar nicht ineinanderhängend sind". Mangel an geschichtlichem Verständnis verbindet sich in diesen Gesellschaften mit gottschedischer Kunstfertigkeit. Polternde Alexandriner und gezirkelte Dramen wechseln mit dem Vortrag von langatmigen Abhandlungen über

Tugend und Gottseligkeit. Hier berühren sich die Gesellschaften mit den moralischen Wochenschriften. In Danzig heißt es von vornherein: „Uns wird Verstand und Witz und Tugend fest verbinden.“ Nicht Wissen, sondern vor allem Tugend mache den Gelehrten. Unglaubliche Fragen werden aufgeworfen und breit erörtert; so, ob in der Hölle ein natürliches Feuer sein werde, oder wie sich Gottes Weisheit beim Turmbau zu Babel gezeigt habe. 1758 aber erscheint in dem Danziger Manuskript eine bedeutsame Anmerkung von „veränderten Umständen und geänderter Gestalt der Gesellschaft“, und eine andere Gruppe, die „zur Beförderung des guten Geschmacks“ gegründet war, arbeitet darauf hin, die Fesseln gottschedischer Diktatur abzustreifen und ahmt Lessings Anakreontik und Erzählungen, Geßners Idylle, Kleists Frühlingsdichtung und Klopstocks Oden nach. Neben der Messiade verbleicht Schönaichs Hermannias, und Gottsched, der nur scheinbar und nutzlos den Harlekin vertrieben habe, wird verspottet als „Pflegvater der hochadeligen Poesie“. Auch in der alten Ostseestadt vollzog sich also in diesen Jahren der Umschwung: der Leipziger Professor hatte seinen Meister gefunden, das Eis, das die deutsche Literatur in Banden hielt, war gebrochen.

Vergeblich wütete Schönaich 1755 gegen Lessing in seinen „Possen in Taschenformat“. Lessing machte Voß in einer Rezension scherzhaft den Vorschlag, die „Possen“ abzudrucken und „für ihren innerlichen Wert zu verkaufen, das ist sie umsonst abgeben“. Empört ließ Schönaich den Titel umdrucken. Lessing teilte öffentlich mit, daß auch diese Schrift bei Voß gedruckt werden würde, aber nur gegen vorherige Subskription, wenn man sie nämlich umsonst nehmen werde: „Wer sich mit zwei Exemplaren belästigen will, soll das zuvor beschriebene Bildnis des Verfassers nach vergrößertem Maßstabe, gleichfalls in Holz geschnitten, obenein bekommen.“

Besser als andere längst bekannte Dokumente können Stellen aus Schönaichs Briefen an seinen Gönner die Wirkungen von Lessings Rezensionen, die affektierte Verachtung für den doch Ge-

fürchteten und die Unruhe der Gottschedianer malen angesichts der Wetterwolken, die von Berlin immer drohender gegen sie heranzogen, um sich endlich im 17. Literaturbrief 1759 vernichtend zu entladen. 27. August 1754: „Doch ich weiß wohl, warum Ew. Hochwohlgeboren so bang ist. Vor Lessingen fürchten Sie sich! Aber glauben Sie es mir nur: Sie werden Gottsched bleiben und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten. . . . Sein Zeitungsblatt ist mir unbekannt". 21. Hornung 1755: „Haben Ew. Hochwohlgeboren nichts von Lessings Theatralischer Bibliothek gehört? Ich wollte nicht gern meinen halben Gulden verschwenden und ein Buch kaufen, dessen Wert ich nicht kenne. Nach den Erweiterungen zu urteilen, so scheint es, als wenn er darinnen den Komödianten Regeln gäbe." 30. Mai 1755 (nachdem er mitgeteilt hat, daß unter seinen neuen Sinngedichten sich auch eines auf „Lessing den Großen" befinde): „Des letzteren Theatralische Bibliothek kenne ich nunmehr. Es sind nichts als aus dem Französischen und Spanischen zusammengeraffte Übersetzungen. Auch mit den Göttingern fängt er Händel an, ungeachtet sie ihm fleißig Weihrauch bringen." 17. Juni 1755: „Es ist ein Wunder, daß Lessing Hallern schonet, weil keiner ihm recht ist. Ich möchte ihn wohl fragen, wie alt er war, als er anfing zu schmieren, und ob er um Gottes willen schreibt. Du lieber Gott! Kann man in Kamenz, in Leipzig, in Berlin nichts lernen: was will ich armer Schlucker in Amtiz lernen? Nur allein zu den Füßen dieses Gamaliels ist die rechte Weisheit; welche aber leider nur in Fragmenten, Sinngedichten, Brieflein und Rettungen besteht."

Gottscheds Zeit war zu Ende. Die Züricher hatten seiner Regelkunst längst den Krieg erklärt, denn das Wunderbare, die Phantasie sind ja ihre Schlagworte, Milton und Addison ihre Leitsterne. Und doch hätten die Bodmer und Breitinger, ohne die ein Klopstock und Kleist kaum zu denken ist, einem Gottsched gegenüber nur Augenblickserfolge erzielt. Lessing selbst hielt sich auch ihrer Richtung fern, er wahrte seine eigene, als Starker am mächtigsten allein. „Er ist nicht unser Freund und ein hohler Kopf, wiewohl er starke

Funken von Witz zeiget," murrte Bodmer. Das konnte aber Gottsched nicht helfen. Aus seinen Bewunderern wurden Spötter. Als ein Verwandter, der Kriegsrat Joh. Georg Scheffner, von dem wir eine Autobiographie (1821) besitzen, im siebenjährigen Kriege nach Leipzig kam und „den einst stark berufenen Professor Gottsched" besuchte, gefiel ihm „dessen steife, finstere, antipreußisch gesinnte Gattin im Gespräch besser als der Herr Gemahl, bei seiner Anhänglichkeit an den König, der sich mit ihm unterhalten und ihm auch eine goldene Dose geschenkt hatte. Grenzenlose Eigenliebe hatte ihn gegen alles Geschoß der Kritik fest gemacht. Seine mit französischer Belesenheit ausgespickte Unterhaltung war, seines lauten Sprechorgans ungeachtet, nicht eindringend, und sein weiland gemachtes Aufsehen schien bloß aus dem literarischen Unvermögen seiner früheren Zeitgenossen entstanden zu sein". So urteilte ein gewiß unbefangener und unparteiischer, freundlich gesinnter Besucher.

Als Gottsched 1766 starb, vier Jahre nach seiner Gattin, hatte er literarisch längst zu leben aufgehört. Er kann nie wieder zu wirklichem Leben erwachen.

Gottsched war nicht der einzige, der Lessings Klinge spürte, wie schon aus Schönaichs Briefen hervorgeht. Wer etwas zur Literatur beisteuerte, sah nunmehr angstvoll nach Berlin. Sicherlich war es in mehr als einem Falle die Furcht, die dem jungen Literaten auch Freunde zutrieb. Bezeichnend ist ein erst kürzlich veröffentlichtes Schreiben Gleims an Ramler vom Januar 1754: „Kunstrichtert Herr Lessing in der Vossischen Zeitung noch? Sie sollten wenigstens soviel Bekanntschaft mit ihm haben, als nötig wäre, daß er Ihre Werke bekannt machte. Der Kredit des Zeitungsschreibers ist bei unsern lieben Deutschen größer, als Sie glauben. In der Provinz sieht man das am besten. Die meisten Leser kaufen beinahe kein Buch, das Krause nicht gelobt hat." Und am 4. März sendet er Lessing durch Ramlers Vermittlung ein Manuskript zur Prüfung: „Sagt er, die Schrift sei gut, so druckt sie jedermann."

Mit solchem Ansehen, das er sich durch eine journalistische Tätigkeit von wenigen Jahren erworben hatte, konnte der Fünfundzwanzigjährige zufrieden sein. Kampf war ihm nichts Lästiges, nichts Aufreibendes. Zu dem Kampf mit dem Leben in der Leipziger Zeit war nun noch ein vielfältiger mit den Schriftstellern seiner Zeit getreten. Aber darin zeigt sich Lessings Größe: er stand nicht nur stets allein, sondern er stand gern allein. Ein Mensch von antikem Sinn, war er imstande, jeden Widerstand, der das Leben anderer leicht gelähmt hätte, niederzuwerfen. Selbst den tiefsten Schmerz überwand er durch die innere Kraft, die das Genie über Tausende erhebt und so oft mit Herzenskälte verwechselt wird: jene schöpferische Tatkraft, die sich selbst genug ist und genug sein muß.

Lessing hat bei keinem Streit, bei keinem kritischen Duell sein eigenes schöpferisches Streben aus dem Auge verloren. Er war Kritiker und Journalist unter den Schriftstellern in der großen Welt, war es aber auch in seiner Studierstube. Kein Augenblick fand ihn unkritisch, unliterarisch. Innerer Beruf und Mensch waren ihm eins. Darum war er weniger als andere abhängig von Ort und Zeit, und nur geistige Unterhaltung war ihm Bedürfnis.

Kaum empfand er die Reize des Großstadtlebens. Er hat immer nur solcher Anregungen bedurft, die ihm aus dem geistig-persönlichen Verkehr erstanden. Das Hasten und Treiben der Hauptstadt ließ ihn ebenso kalt wie Natur und Landschaft. Es hängt das auch zusammen mit der Stärke seines real aufnehmenden und kühl urteilenden Verstandes auf der einen Seite und mit der verhältnismäßigen Schwäche seiner Einbildungskraft auf der andern. So wenig er die Einsamkeit liebte, so wenig fühlte er ein Verlangen nach dem Verkehr mit der großen Welt. Er hätte nie wie Faust im Volksgewoge ganz Mensch sein können mit dem frohen Gefühl: „Hier darf ich's sein." Aber auch in stillen, weltentrückten Wäldern und Schluchten, an ruhigen Gewässern hätte er nicht anders empfinden können als daheim am Schreibtisch. Auf die Dauer hätte ihn auch die Zurückgezogenheit der Studierstube abgeschreckt: mit ihr hat er ja in Wolfenbüttel verzweifelt gerungen. Er war ein klardenkender Kopf mit geistig

geselligen Bedürfnissen — da gab ihm Berlin nicht mehr als Leipzig, und Leipzig nicht mehr als Wittenberg. „Ich lebe bloß hier", schreibt er noch am 16. Oktober 1754 an Michaelis, „weil ich an keinem andern Orte leben kann."

Die Genüsse, die Berlin bot, beschränkten sich für ihn im wesentlichen auf die Bühne. Musik hat er nicht ungern, aber ohne besonderen Genuß gehört; auf dem Klavier hat er sie auch ein wenig ausgeübt. Die Oper wurde damals durch Friedrich begünstigt, wovon ja der stattliche Bau Zeugnis ablegt, den er ihr als neues Heim bereitete. Aber es ist uns von Lessing keine Nachricht überkommen, daß er mit eigenem Empfinden sich in das Reich der Töne hineingelebt habe. Verstandesmäßig ist er auch an die Musik herangetreten; seine Besprechung von Agricolas musikalischen Anschauungen in der „Hamburgischen Dramaturgie", sein Umgang mit Marpurg, dem „kritischen Musikus an der Spree", die Verspottung des von Friedrich begünstigten Librettisten Villati in dem Fragment „Tarantula", das alles sind nicht Zeugnisse, denen Jünger der Tonkunst irgendeinen Gefühlswert zusprechen. Alles läuft „im Winter in die Oper, und stets hört man überall Opernarien singen und spielen, doch niemand bekommt Billets", schreibt er. Bei längerem Anhören von Musik wurde er unruhig. Wenn er dann wieder ins Freie kam, holte er mehrfach tief Atem, und dann jagte ein Witz den andern. Nach einer Sonate sagte er später einmal, ihm sei zumute gewesen wie einer Katze, die in der Angst kratzend an der Wand hochzulaufen strebe. Aber er stellte die Musik sehr hoch, im Gegensatz zu Gottsched, der die Oper aus dem Reiche der Kunst wies und für die größte Verirrung erklärte.

Lessings persönliches Leben in dieser ersten Berliner Zeit verlief recht einförmig. Der Bekanntenkreis war klein. Sein Verhältnis zu Mylius wurde kühler, als die Fortsetzung der „Beiträge" an ihrer Uneinigkeit scheiterte. Die Rezensionen bereicherten ihn weder ideell noch materiell. Nur der Verkehr mit dem achtunddreißigjährigen Professor König aus dem Haag, der sich vorübergehend in Berlin aufhielt, belebte ihn wieder für eine Weile.

König kam damals in Streit mit Maupertuis, dem Präsidenten der Akademie, da er ein von diesem aufgestelltes Gesetz der Bewegung als Entdeckung des Leibniz aus einem von dessen Briefen nachwies, den Maupertuis wiederum für eine Fälschung Königs erklärte.

Nach Herausgabe der „Kleinigkeiten" 1751 sehnte sich Lessing nach geschlossener Tätigkeit. Die Wünsche des Vaters, den Ältesten einen bestimmten Abschluß der Universitätsstudien erreichen zu sehen, fielen auf günstigen Boden. Bei seiner zersplitterten Arbeit empfand er eine gewisse Leere. Er entschloß sich, in der letzten Dezemberwoche von 1751 zurück nach Wittenberg zu gehen, wo sein Bruder Theophilus im Herbst als Studiosus der Theologie und Philosophie die Universität bezogen hatte. Unter den Freunden, die er zurückließ, verwickelte ihn einer, freilich ohne Schuld, in eine Angelegenheit, die, zugleich persönlichen wie öffentlichen Charakters, für ihn vieles Unangenehme hatte und ihm Friedrichs Gunst verscherzte, noch ehe sie gewonnen war. Besondere Färbung erhielt sie aber noch dadurch, daß sie ihn mit dem andern literarisch Großen entzweite, den die Hauptstadt damals beherbergte: Voltaire.

Friedrich II., der schon als Kronprinz mit dem geistvollen Franzosen korrespondiert und ihn nach dem Regierungsantritt dreimal persönlich gesprochen hatte, zuletzt 1743, lud ihn für die Dauer zu sich nach Sanssouci; solange Frau von Châtelet lebte, ohne Erfolg. Am 11. Juli 1750 aber kam der Ersehnte, freilich nicht für immer, wie beide Teile damals meinten. Wie ein Fürst wurde er aufgenommen. Das Schloß war seine Wohnung; königliche Equipagen standen ihm stets, auch für seine Gäste, zur Verfügung. Er speiste mit dem Könige, jedenfalls immer an der königlichen Tafel. Formey, des Königs Privatsekretär, weiß in seinen 1789 erschienenen Erinnerungen von Voltaires Stellung zu erzählen. Fürsten, Generale, Minister, Gesandte und Würdenträger aller Art suchten Audienzen bei ihm nach und wurden geringschätzig vorgelassen („reçus avec une hauteur assez dédaigneuse"). Sein böser Witz traf sie alle und verschonte auch

Friedrich nicht. „Le roi balbutie“: der König stammelt, sagte er, wenn dieser den Günstling Balby empfing. Verächtlich sprach er über deutsche Kultur: die Deutschen verdürben den französischen Stil wie den französischen Wein („On altère notre stile comme nos vins en Allemagne“). Er wußte Friedrichs Geist zu bezaubern. Der große König war aber nicht der einzige berühmte Deutsche, der Gefallen an dem Schriftsteller fand. Stellte ihn doch, wie Küttner mitteilt, sogar Klopstock unter den Prosaikern obenan: er sei der einzige, der für jeden Gegenstand gerade die Ausdrücke und den Ton finde, die sich für ihn jedesmal am besten schickten. Für Preußens König wurden fortan französische Denkart und Bildung vollends zur Lebensform. Selbst die Akademie der Wissenschaften ließ ihre Abhandlungen damals nur in französischer Sprache erscheinen, und wenn ein deutscher Dichter in Potsdam gehört werden wollte, mußte er sich wohl oder übel des Französischen bedienen.

Ob auch Lessing das mit seinem in französischer Sprache geschriebenen Lustspielfragment „Palaion“ hat versuchen wollen? Schwerlich, er buhlte nicht um Fürstengunst. Wo aber hatte er die erforderliche Fertigkeit im französischen Denken, Dichten und Reden erworben? Hier kommen wir nun auf das Bindeglied zwischen ihm und Voltaire, Richier de Louvain. Dieser junge Franzose, der in Berlin Privatunterricht in seiner Muttersprache gab, war zufällig mit Lessing bekannt geworden. 1750 trat er als Privatsekretär in die Dienste Voltaires, der einen mit deutschen und französischen Kulturelementen vertrauten Mann notwendig für seinen Verkehr und seine literarische Tätigkeit brauchte. In demselben Jahre führte Voltaire jenen unsauberen Prozeß mit dem Juden Hirsch, aus dem er sich, ebenfalls übervorteilt, schließlich durch einen Vergleich rettete. Er machte falsche Angaben, selbst unter seinem Eide, erntete freilich auch am Ende die Verachtung der Welt und im besonderen des Königs, der ihm am 28. Februar sarkastisch gratulierte, sehr ernst aber hinzufügte: „Mit allen Euren Talenten bedeckt Ihr die Flecken nicht, durch die Ihr Euren Ruhm schändet.“ Und entrüstet schrieb der König an Wilhelmine: „Sein

Charakter wird dadurch verächtlicher als je.“ Lessing selbst hat in einem Epigramm, das er erst später veröffentlichte, sein Urteil deutlich genug ausgesprochen:

Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr,
Herr ‚V.‘ war ein größrer Schelm als er.

Während des Rechtshandels brauchte Voltaire einen gebildeten Verdeutscher, und der wurde auf Richiers Empfehlung — Lessing. Froh, in des damals allgemein Gefeierten Nähe gekommen zu sein, verdeutschte Lessing die moralisch zweifelhaftesten Eingaben. Wir sehen ihn eine Zeitlang täglich zum Königsschlosse pilgern und in dessen Turmzimmer mit dem häßlichen, dabei gewandten und geistreichen Franzosen arbeiten und speisen, und bedauern nur, ihre Gespräche nicht zu kennen. Welterschütternd werden sie nicht gewesen sein — was hatte auch François Marie Arouet de Voltaire dem armen Übersetzer zu sagen, der in seinem Dienst stand! Bei dieser Gelegenheit wird deutlich, wie Lessing mit kritischer Überlegenheit das Moralische von dem rein Geistigen zu sondern wußte. Er warf den Schriftsteller nicht deshalb zu den Toten, weil ihm der Mensch nichts wert war. Es ist ja diese Vorurteilslosigkeit, deren der Kritiker durchaus bedarf und die mancher harmlose Biedermann oft genug mit sittlicher Gleichgültigkeit verwechselt. Ein Dichter von Gottes Gnaden konnte ein Voltaire nicht sein, wohl aber ein anregender und vielseitiger Schriftsteller, und daß er mehr Geist besaß als seine Kritiker und Rivalen, blieb Lessing nicht verborgen. Als daher Voltaire nach Beendigung jenes Prozesses im Frühling 1751 mit Richier nach Potsdam übersiedelte, um sein „Siècle de Louis XIV.“ zu vollenden, übersetzte Lessing in seinem Auftrag auch noch fünfzehn seiner Essays, die im folgenden Jahre als „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften“ mit einer Vorrede Lessings in Rostock erschienen. Hier spottet er, gewiß mit einem Blick auf Gottsched, über die geschworenen An-

merkungsschmierer. Die zweite der Abhandlungen, der „Versuch über das Jahrhundert Ludwigs XIII.“, der dann den ersten Abschnitt des Werkes über das Zeitalter Ludwigs XIV. bilden sollte, wurde wohl der Anlaß zu Voltaires späterem Mißtrauen, Lessing wolle auch die Fortsetzung verdeutschen. Im übrigen handeln diese kleinen Schriften von der Geschichte überhaupt, von den Widersprüchen in der Welt, den gedruckten Lügen, Torheiten und Titeln, von dem Koran, den Kreuzzügen, der Fabel der Henriade, von Ludwig XIV., Law, Melon und Dutot sowie den „Verschönerungen der Stadt Paris“, die auch in Gottscheds Zeitschrift erschienen. Ein begeistertes Lob Friedrichs II. war in der Abhandlung von den gedruckten Lügen zu lesen. Diese Übersetzungen sind interessant als Denkmäler für Lessings Jugendstil sowie für die Kultur seiner Zeit.

Bis 1753 lassen sich nur freundliche Urteile Lessings über Voltaire feststellen. Dem Vater freilich schrieb er nichts über seine Beziehungen zu dem verabscheuten Atheisten. Aber an den Verkehr mit dem glatten, doppelzüngigen Franzosen knüpfte sich nun ein Erlebnis, das trotz aller Harmlosigkeit auf Lessings ganzes Leben einen Schatten werfen sollte. Wenn jemals, so ließe sich hier das Sprichwort heranziehen, das kleinen Ursachen große Wirkungen zuschreibt. Im Dezember 1751 kehrte Voltaire nach Berlin zurück, so daß Richier wieder leichter mit seinem deutschen Freunde verkehren konnte. Als dieser ihn eines Tages besuchte, fand er ihn damit beschäftigt, im Auftrage seines Herrn aus einem größeren Vorrate von Bogen vierundzwanzig tadellose Exemplare des „Siècle de Louis XIV.“, das im Henningschen Verlage gedruckt, aber im Buchhandel noch nicht erschienen war, für die Königliche Familie auszuwählen. Sofort stürzte Lessing sich auf diese allgemein mit Sehnsucht erwartete literarische Neuigkeit, um sie zu lesen. Er half zugleich die schlechten Bogen aussondern und bat, sich aus ihnen ein Ausschußexemplar zusammenstellen zu dürfen. Wirklich kam so der erste Teil bis auf einen Bogen zustande. Er durfte dieses Werk seiner Hände auf drei Tage zur Durchsicht nach Hause

nehmen gegen das Versprechen, es sonst niemand zu zeigen. Andern Tages sieht ein Landsmann Lessings mit Namen Drechsel bei ihm die Bogen und erbittet sie sich, wiederum unter Zusicherung strenger Verschwiegenheit, zu rascher Durchsicht. Zweifellos hätte Lessing, trotz des Vertrauens zu seinem Bekannten, die Bitte abschlagen müssen; zweifellos wäre es ja auch Richiers Pflicht gewesen, das Geheimnis zu wahren. Mit Betrübnis verzeichnen wir die Tatsache, daß literarisches Interesse, persönliche Freundschaft und gegenseitiges Vertrauen in diesem Falle das kalte Gebot der „verfluchten Pflicht und Schuldigkeit" in den Herzen der jungen Literaturfreunde zum Schweigen brachten. Daran ist nicht zu drehen und zu deuteln. Sie haben bitter dafür gebüßt. Jener Freund Lessings, Hauslehrer im Hause des Grafen Schulenburg, lieh freundlichst die Bogen der gräflichen Familie, wo sie die Gräfin von Bentink, eine Freundin Voltaires, bei Gelegenheit eines Besuches zu sehen bekam. Entrüstet darüber, daß sie trotz ihrer Bitte und des Verfassers Versprechen noch kein Exemplar in Händen habe, während ein Hofmeister bereits ihrem Bekanntenkreise das Werk zugänglich zu machen in der Lage sei, fuhr sie sofort bei Voltaire vor und machte dem Bestürzten heftige Vorwürfe. Wir wundern uns nicht darüber, daß er erschrak: hatte doch selbst das Königliche Haus seine Exemplare noch nicht in Händen. Richier zur Rede gestellt, gestand sofort den ganzen Sachverhalt und eilte, zu schleuniger Beschaffung der Bogen aufgefordert, zu Lessing. Zum Unglück war dieser, der die Angelegenheit leicht genommen hatte und nicht ahnen konnte, wie das Vorwissen einiger redlichen Literaten einem gerade erscheinenden Werke nachteilig zu sein vermöchte, bereits nach Wittenberg abgefahren. Die eilige Abreise verhinderte ihn, das Buch rechtzeitig zurückzuliefern. Er packte es also für die Reise mit ein, zumal da er noch einige Bogen zu lesen hatte und sicher war, nachträglich Richiers Zustimmung zu erhalten. Nur ein Abdruck konnte ja nach seiner Ansicht Voltaire schaden, und davor waren die Bogen bei ihm sicher. Voltaire aber setzte seine eigene Gesinnung auch bei allen andern voraus, be-

schuldigte seinen Sekretär, daß er im Einverständnis mit seinem Freunde eine Sonderausgabe durch einen einfachen Abdruck oder gar durch Übersetzung vorbereitet habe und zwang ihn zu einem verletzenden Schreiben an Lessing. Dieser sandte zugleich mit den unglücklichen Bogen als Antwort auf den Brief, der uns selbst nicht erhalten ist, ein Schreiben, das für Voltaires Augen bestimmt war und dessen Schlußsatz übersetzt so lautet: „Er hat Ihnen viele Vorwürfe gemacht, die Sie nicht verdienen. Ich bin unglücklich darüber. Sagen Sie ihm doch, daß wir befreundet sind, und daß nur ein Zuviel von Freundschaft Sie diesen Fehler hat machen lassen, wenn er überhaupt einer von Ihrer Seite ist. Das dürfte genügen, um eines Philosophen Verzeihung zu erlangen." Praktische Lebensphilosophie ist nun aber von jeher eine schwer erreichbare Sache gewesen, und einem Voltaire lag sie ganz fern. Seine erste philosophische Äußerung war ein eigenhändiges Schreiben an Lessing, ehe noch dessen Antwort auf Richiers Angstbrief eingetroffen war. Der Schluß möge hier ebenfalls Raum finden: „Man weiß leider in Berlin, daß mein Sekretär Richier diesen Diebstahl begangen hat. Ich werde tun, was ich kann, um den Schuldigen nicht zu verderben, und werde ihm sogar verzeihen um der Rücklieferung willen, die ich von Ihnen erwarte. Haben Sie die Güte, mir das Paket per Post zu senden, und zählen Sie auf meine Erkenntlichkeit. Ganz der Ihrige

Voltaire, Königlicher Kammerherr."

Die zweite Probe seiner philosophischen Gesinnung war die, daß er seinen unglücklichen Sekretär auf der Stelle aus seinem Dienst jagte. Aber schon sein Brief, der zwischen Schmeichelei, Schurkerei und Heuchelei in angenehmer Mitte blieb, versetzte Lessing in Empörung. Brief und Druckbogen waren an den Freund abgegangen — jetzt griff er nochmals zur Feder und schrieb an Voltaire selbst einen, leider nicht erhaltenen Brief, der jedenfalls Schmeicheleien nicht enthielt. Übrigens war Lessings Schreiben an Richier ebenfalls in Voltaires Hände gelangt, der es nicht für nötig hielt, seinem inzwischen entlassenen Sekretär davon auch

nur eine Mitteilung zu machen. Dieser durfte das scheinbare Unglück bald als Glück ansehen, denn er erhielt die sehr begehrte Bibliothekarstelle bei dem Prinzen Heinrich von Preußen. Er bewahrte seinem Beleidiger die alte Anhänglichkeit und war nachher von Lessings kritischen Angriffen auf den früheren Gönner in der „Hamburgischen Dramaturgie" wenig erbaut. Voltaires Ungerechtigkeit entschuldigte er als Landsmann mit dessen starkem Temperament. Er verkehrte aber nach wie vor mit Lessings Berliner Freunden Mendelssohn und Nicolai, der ihm noch 1786 sein Werk über Berlin sandte, und als er nach Lessings Tode von dessen Bruder Karl über jene Briefe an Voltaire aufgeklärt wurde, schrieb er an ihn zurück: „Nach Verlauf von zweiunddreißig Jahren und darüber, seit der unglücklichen Geschichte, die mich durch Ihres Bruders Versehen um Brot und, so viel es an Voltaire lag, um Ehre brachte, ist dieses das erste Mal, daß mir der Inhalt der zwei eingesandten Abschriften zu Gesicht kommt. Die an mich gerichtete ist eine Antwort auf einen Brief an Ihren Bruder, den mir Voltaire in der ersten Hitze selbst diktiert hat, weshalb er auch Ihrem Bruder so fremd vorkam. Da ich nun bald darauf den Dienst des Herrn von Voltaire verlassen mußte, so ist dieser Brief nebst dem Buche in Voltaires Hände geraten: er hat mir nicht die Ehre erwiesen, es mich wissen zu lassen. Den andern Brief hat Voltaire selbst geschrieben, vermutlich, weil die Antwort Ihres Bruders nicht sofort am ersten Posttag erfolgt ist. Da nun aber Dero seliger Bruder diese beiden Briefe aufbewahrt hat, so muß sich unter seinen Papieren auch mein erster Brief finden nebst einem andern, in welchem ich ihm die traurigen Folgen seines Verfahrens melde; auch das Konzept einer lateinischen Antwort an Voltaire, von welcher mir Ihr Bruder nachher gesagt, Voltaire würde sie gewiß nicht an das Fenster gesteckt haben. Das sind seine eigenen Worte." Beachtenswert ist jedenfalls in diesem ganzen Briefwechsel das Urteil Voltaires über Lessings Charakter und Übersetzungstalent, das sein Brief enthält: „Sie sind zu ehrlich, um nicht das Unrecht gut zu machen, das ich erleide. Ich würde

sehr einverstanden sein, daß Sie nicht nur das Buch ins Deutsche, sondern auch ins Italienische übersetzten."

Gegen Voltaire wurde bald darauf mit größerem Nachdruck derselbe Vorwurf erhoben, den er dem jungen Literaten gemacht hatte. Er fiel wegen seines Angriffs auf den Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, gegen den er den „Dr. Akakia" schleuderte, in Ungnade und mußte Preußen verlassen, obwohl er dem König fußfällig Besserung gelobte. Der „Akakia" wurde öffentlich zu Weihnachten 1752 verbrannt. Wutvoll ging Voltaire im März 1753 über Leipzig und Gotha nach Frankfurt a. M., wo er am 1. Juni anlangte. Hier wurde er auf Befehl des Königs verhaftet, da er ein Bändchen von dessen Gedichten widerrechtlich mitgenommen hatte, vermutlich um sie in Paris drucken zu lassen und Gewinn zu erzielen. Nichts halfen ihm Klagen und Proteste, und um seinen Esprit kümmerte sich jetzt niemand. Erfolglos wandte er sich an den Wiener Hof, dem er geheime Mitteilungen versprach. Erst nach fünfwöchentlicher Gefangenschaft wurde er wieder auf freien Fuß gesetzt. Aber Kammernherrn-Schlüssel und Orden mußte er ebenfalls hergeben. Ob er in dieser Zeit über gerechten und ungerechten Verdacht hinsichtlich der Mitnahme fremden geistigen Eigentums nachgedacht und sich dabei seines entlassenen Sekretärs und seines Übersetzers erinnert haben mag? 1755 wurde ihm verziehen, und als er 1780 starb, ließ Friedrich, längst versöhnt, eine Totenfeier für ihn veranstalten.

Für Lessing hatte dieses Erlebnis schlimmere Folgen als für Richier. Voltaire hatte die Druckbogen-Angelegenheit dem König mitgeteilt, der in jenem Augenblick zum erstenmal Lessings Namen hörte. Friedrich vergaß so etwas nicht. Semper aliquid haeret: „Ihre Sache mit Voltaire", schrieb Mylius im Januar 1752 an Lessing nach Wittenberg, „hat hier viel Aufsehens gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Dasein waren."

Voltaire wird Lessing obenein mit dem vielberufenen Mylius zusammen vor Friedrich genannt haben. 1749 beschwerten sich die

Berliner Schulmeister über das siebente Stück des „Wahrsagers", den Mylius herausgab. Der Etatsminister von Bismarck befahl ihm, „alles Anstößige zu vermeiden". Durch Kabinettsordre wurde die Zeitschrift dann verboten. Im Streite der Akademie mit Voltaire stand Mylius auf dessen Seite; er übersetzte die erwähnte Schmähschrift auf Maupertuis, „Diatribe du docteur Akakia", und verfertigte auf die Verbrennung des Buches ein Bänkelsängerlied, das er in Berlin verbreitete, so daß er eine Zeitlang sogar Verhaftung zu fürchten hatte. Den Leibarzt und Günstling des Königs, La Mettrie, Verfasser des „L'homme machine", zogen Mylius im „Wahrsager" und Lessing in der Vossischen Zeitung kritisch herab in scharfem Gegensatz zu Friedrichs Eloge. Am 11. November 1751 starb La Mettrie an den Folgen seiner Unmäßigkeit; im Dezember ging Lessing mit jenen Druckbogen Voltaires nach Wittenberg. Das konnten ebenso verhängnisvolle wie zufällige Umstände sein, Lessings Namen dem Könige verhaßt zu machen. Schon in dem „Gedicht über die menschliche Glückseligkeit" und brieflich dem Vater gegenüber am 2. November 1750 hatte Lessing ja seinen Abscheu vor La Mettries Materialismus zu erkennen gegeben, indem er zugleich für eine religiöse Weltanschauung Partei ergriff. Die weitere Entwicklung der Dinge legt nur wenige günstige Tatsachen für die Beurteilung Lessings durch den König in die Wagschale. Lessing rückte deutlich von Mylius ab bei der Herausgabe seines literarischen Nachlasses. Er übersetzte des Königs Schrift „Über den Streit zwischen England und Preußen" und „Drei Schreiben an das Publikum, die Begierde nach geheimen Nachrichten betreffend" (1753). Er reizte ihn nie auf politischem Felde. Wie niedrig die Politik damals im allgemeinen Ansehen stand, zeigt Lessings Bemerkung in einem Brief an den Vater, warum er der Nachfolger des Mylius in der politischen Redaktion der Vossischen Zeitung nicht werden wolle: „Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, sie an seiner Statt zu schreiben, wenn ich mit solchen politischen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Lust gehabt hätte." Aber politische Störungen von der

Seite der Presse hatte die Regierung ohnehin kaum zu fürchten. Um so mehr mag Lessing es aber mit Friedrich oder dessen Umgebung durch seinen Vorbericht zu Gleims Kriegsliedern 1758 verdorben haben, in dem er verächtlich „von derjenigen Klasse" sprach, „welcher die französische Poesie alles in allem ist". Zu alledem trat noch sein Angriff auf die Horaz-Übersetzung des Pastors Lange.

In Wittenberg, wo Lessing am 29. April 1752 mit einer Arbeit über Huarte sich die Magisterwürde erwarb, verwandte er einen großen Teil seiner Zeit auf Horaz. Die eine Frucht seiner dort gemeinsam mit dem Bruder Theophilus betriebenen Horazstudien war das „Vademecum", die andere, etwas später erscheinende (1754) die „Rettung des Horaz".

Lessings „Rettungen", die den Wittenberger Bücherregalen entsteigen, sind im Grunde nichts anderes als die positive Seite seiner Kritik. Er tritt an jede Sache heran mit dem Gefühl, sie müsse durchaus noch einmal geprüft werden, ehe ein Urteil über sie abgegeben werden könne. Damit verbindet sich das Bewußtsein, daß er stets imstande sei, das Schiefe gerade zu rücken. So schaut er an, so tadelt er, so schafft er um. Wie hätte er da nicht sogar seinen nächsten Geistesverwandten gelegentlich in den Weg geraten müssen, die eine gerade herrschende, von ihm für unrichtig gehaltene Anschauung aufgebracht hatten! Indem er sich nun gegen die Kritik wendet und sie zurückschlägt, „rettet" er die von ihr angegriffene Sache. Es muß den Starken von Natur empören, geltende abfällige Urteile der Schwächeren über die Stärkeren, deren Mund der Tod geschlossen hat, unwiderlegt zu sehen, namentlich dann, wenn seine Stärke nicht nur auf geistigem, sondern zugleich auf sittlichem Gebiet liegt. Lessing zumal mit seinem weiten Blick fühlte sich angewidert von dem Gebaren der kleinlichen Nörgler und benutzte mit Genuß jede Gelegenheit, ihnen die Enge ihres Horizontes zu verdeutlichen: „Auf wen alle losschlagen, der hat vor mir Frieden." So verteidigte er 1750 Plautus gegen den Vorwurf, er bringe mit Vorliebe Plattes, Anstößiges und Zweideutiges in seinen Komödien, durch den Hinweis auf seine Zeit: „Man muß sich

durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bei ihm keine sind." So schrieb er die „Rettungen des Horaz". Wir hören aus seinem Munde, daß zugleich sittliche Beweggründe ihn zu den Rettungen veranlaßten. „Ich selbst", sagt er, „kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Verstande zu tun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet." Auf Horaz solle nicht die geringste Verleumdung haften bleiben. Die Feigheit, die der Römer in der siebenten Ode des zweiten Buches sich selbst vorwirft, hält Lessing für einen ironischen Scherz. Horazens „Glaubenslosigkeit" sei ebenfalls nicht zu tadeln, und was den Vorwurf der Wollust angehe — „muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädgens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgibt?" Hierbei mag ihm wohl seine eigene Anakreontik in die Erinnerung gekommen sein. Man dürfe dem Dichter keine Lebensbeichte zutrauen, meint er. „Je größer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein." In diesem Punkte ist Lessing längst von dem Jahrhundert überwunden, das mit Goethes großer Konfession begann, obwohl ein Körnchen Wahrheit in seinem Satz sichtbar bleibt: der große Dichter wird nie die Wirklichkeit nur äußerlich abschreiben. Auch Goethe sagt ausdrücklich von seinem Werk, daß jeder Zug darin erlebt sei, aber keiner so, wie er erlebt wurde.

Mit sittlichem Zorn nimmt Lessing das Altertum in Schutz, wenngleich diese Rettungen nach seiner eigenen Angabe „völlig von denen unterschieden" waren, die er „vor kurzem gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen". Der Schulknabe war der Pastor Lange, der eine Horaz-Übersetzung herausgab mit einer demütigen Widmung an den König von Preußen.

Samuel Gotthold Lange (1711—81), Paſtor zu Laublingen bei Halle, Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, hatte ſich 1745 durch „Thyrſis' und Damons freundſchaftliche Lieder" und eine poetiſche Überſetzung der Pſalmen, 1744 durch die gegen Herrnhut gerichtete Satire „Von dem gehörnten Siegfried", beſonders aber durch Oden in Horazens Manier und Form einen gewiſſen Namen erworben. Er gehörte zu dem Hallenſer Kreiſe, der, von Pyra beeinflußt, in reimloſen Verſen und himmelſüßer, pietiſtiſch gefärbter Verzückung das antike Schönheitsideal zu erfaſſen meinte. Als ſeine „Horaziſchen Oden" herauskamen, erſchien er ſogar kritikfähigen Geiſtern als der deutſche Horaz. Gleim bittet ihn, täglich eine Ode zu dichten: „Man ſoll meinen werten Lange bald den deutſchen Horaz nennen." „Wie unvergleichlich", ſchreibt er ſchon am 14. Oktober 1745 an ihn, „iſt Ihre Horaziſche Ode. . . . Die Tour, die Erfindung, der Ausdruck, alles iſt in Ihrer Ode hyperhoraziſch." Bodmer teilt ihm mit, jede Kleinigkeit von ihm gehe ihm ans Herz. Hagedorn erklärt, derjenige müſſe Horaz kaum geleſen haben oder leſen können, der Langes Nachahmungen nicht als die glücklichſten bezeichne. Sulzer wäre froh und ſtolz, wenn einige Langeſche Oden in ſeiner Gegenwart gemacht wären. Kleiſt ermuntert ihn und vertraut darauf, daß er Horaz nichts nachgeben werde.

Der Kreis der Bewunderer verdichtete ſich zu einem überirdiſchen Freundſchaftsbunde, der die von Lange und Pyra 1744 gegen Gottſched gegründete Geſellſchaft zur Beförderung der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit ergänzte. Hier fand der im Pietismus wurzelnde Freundſchaftskultus eine ätheriſche Stätte. Gleim, Meier, Hirzel, Sulzer, Stille, brieflich auch Kleiſt, Naumann, Bodmer, Breitinger und die Karſchin verkehrten in himmliſcher Entzückung mit dem lyriſchen Pfarrhauſe, zu dem ein der Freundſchaft geweihter Hain gehörte. Dem guten Lange ging der Mund über: „Es wiſſe die Welt, daß, weil ich gelebet, kein Weiſer, kein Tugendfreund war, den nicht die heilige Freundſchaft mit mir auch vereint." Die Ehe mit ſeiner Doris, die in hyſteriſchen Verwirrungen unſagbare Lieder ſchuf, ſpäter aber leider geiſtesſchwach wurde, galt als Ideal und be-

geisterte Gleim und auch Sulzer zur Nachfolge. Dieser hatte ursprünglich mit Doris an der Spitze eine Mädchengesellschaft gründen wollen, die Deutschland in Verwunderung setzen sollte. 1746 erschienen Langes „Freundschaftliche Briefe", Dokumente holdester Gefühlsseligkeit. Und in ein solches Rosenidyll fuhr das Vademecum des bösen Lessing. Verhimmelung tut keinem Menschen gut, geschweige denn einem Schwachkopf wie Lange. Gleim wurde, schon als er 1749 Lange besuchte, stutzig. Am 18. Mai schreibt er an Ramler: „Sonst habe ich mich unterstanden, ihm alles mündlich zu tadeln, aber jetzt merkte ich beim ersten Versuch, den ich bei Gelegenheit seiner neuen Edition der freundschaftlichen Lieder tat, daß ich nun alles loben müßte. Was für eine elende Vorrede, was für eine noch elendere Dedikation. . . . Seiner Übersetzung des Horaz widerfährt eine allzu große Ehre, daß sich Stille soviel Mühe damit gibt, dennoch bleibt sie ein Mischmasch von undeutschen Ausdrücken, denn er ist allzu wörtlich und dazu so hart als nur immer möglich." Fehler hat er also gar nicht bemerkt. Lessings Kritik aber wurde, wie der Freiherr von Korff 1754 in köstlicher Mißbilligung einem Freunde schrieb, „unhöflich und grob".

Weidlich hatte der Pastor auch den König in Krieg und Frieden besungen. Es bedurfte aber einer Persönlichkeit, die ihn Friedrich bekannt machte, und sie fand sich in dem schon genannten General von Stille, der in der Menzelschen „Tafelrunde zu Sanssouci" den Platz zur Rechten Friedrichs, zwischen ihm und Voltaire, inne hat. Musikalisch wie literarisch interessiert, auch ausübender Künstler auf beiden Gebieten, war er ganz geeignet für die Mäcenatenrolle, die ihm der Langesche Dichterbund alsbald zuschob. Gerade auf Gleims Rat hatte ihm der Pastor seine Oden geschickt, und alsbald trat Stille in briefliche wie persönliche Beziehungen zu dem ganzen Kreise. Von Laublingen aus wird er 1747 über den Plan eines Triumvirats „Friedrich-Stille-Lange" aufgeklärt durch eine Ode, deren letzte Strophen einen hübschen Schein auf Lessings Zeit werfen:

Und meine Brust voll des Gottes, folget dem Feuer;
O Stille, auch ich greif' zur Horazischen Leier
Und spiele dir nach, mit zitternd emsigem Fleiß,
Und sehe den Preis,

Den, wie dem Horaz, auch mir die Nachwelt wird geben,
Sie wird mich gewiß zum Neid der Kinder erheben,
Die loben die Zeit, die deinen Langen gebar,
Da Stille auch war.

Sie wären gern längst vom Schlund des Orkus verschlungen;
Wenn sie nur von dir, zu deinen Zeiten gesungen.
Denn statt des Augusts wird Friedrichs Name nun stehn,
Und Still ist Mäcen.

Sobald ich dich seh', sobald ich dich höre, so fühlen
Die Adern mehr Blut, ich kann nach Flaccus Art spielen.
Die Nachwelt, die das von dir Geschriebne gern sieht,
Liest dann auch mein Lied.

Man muß sich in diese unfreiwillig komischen Dichtungen gründlich versenken, um Lessings Arbeit im Augiasstall der damaligen Literatur würdigen zu können. Langes Stil und Kunst erreichten fast die des kläglichen Versmachers Pietsch, des Königlichen Hofpoeten und Königsberger Professors, den Friedrichs Kreis besonders hochschätzte. „Diese Gedichte", schrieb 1740 Bock, der Herausgeber von Pietschens gesammelten Werken, „sind so weit über viele Muster seiner Vorgänger erhöhet, daß man fast zweifeln sollte, ob die Poesie der Deutschen jemals bei den Nachkommen eine größere Vollkommenheit erhalten werde."

Stille beeilte sich, auf Langes Bitte, durch die förmliche Vermittlung des Geheimrats Eichel den König anzugehen, er möge die Widmung der Horaz-Übersetzung annehmen. Latein verstand Friedrich nicht, was er von Lange hörte und las, war ihm genehm — so erklärte er denn sein Einverständnis. Ja, er erlaubte, daß auf der Dedikationsseite der preußische Adler angebracht würde mit der Devise: „Defendunt Decus Camenae", und beglückte den Übersetzer mit folgendem Dankschreiben (9. April 1752):

„Würdiger, Lieber, Getreuer. Ich habe euer Schreiben vom

30. vorigen Monats nebst der Mir zugeeigneten neuen deutschen Übersetzung des Horaz wohl erhalten, und wie Mir eure dadurch gezeigte devote Attention zu gnädigstem Gefallen gereichet, also zweifle Ich nicht, es werde eure wohlgeratene Arbeit der Schuljugend bei Lesung dieses lebhaften Autoris in der Tat nützlich sein, und dadurch der Zweck eurer angewandten Bemühungen völlig erreicht werden. Ich verbleibe übrigens Euer Gnädiger König

Friedrich."

Es fehlte der Übersetzung nicht an Bewunderern, und auch Hagedorn rühmte sie als „zuverlässig" und „nett". Lange selbst sah sich den Sternen nahe: „sublimi feriam sidera vertice". Aber „nirgend dann haften die unsicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde".

Der Wind war diesmal Lessing; es war ein schneidender Wind. Als Leipziger Student hatte er für Langes Poesie einige Achtung gehabt. Diese Übersetzung aber erschien ihm, dem späteren „Retter" Horazens, als eine Entweihung der antiken Literatur. Staunend stellte er, zusammen mit seinem fleißigen Bruder Theophilus, in Wittenberg die ersten groben Fehler fest. Am 9. Juni schrieb er an Professor G. S. Nicolai in Halle, der ihn in Wittenberg besucht hatte und von ihm sogar einer Abschiedsode gewürdigt worden war: „Kann man es einem Manne, der auf seine frostigen Nachahmungen des Horaz so trotzig tut, vergeben, ducentia durch zweihundert übersetzt zu haben? Solcher kindischen Vergehungen habe ich mehr als zweihundert angemerkt, und ich habe große Lust, eine Beurteilung seiner ganzen Arbeit, die ich schon fertig habe, drucken zu lassen." Nicolai war Langes und Lessings Freund. Er riet zum Frieden: „Öffentlich wollte ich es niemand raten, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewisse Mittel ausrichten." Lessing solle sich, meinte er, mit Lange selbst in Verbindung setzen und ihm seine Korrekturen gegen Honorar überlassen. Mit Recht sah Lessing hierin eine unwürdige Zumutung. Ironisch erwiderte er, er werde in der Tat „ehestens an ihn (Lange) schreiben

und ihm zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hundert Donatschnitzer zuschicken“.

Er schrieb auch wirklich an ihn, — aber öffentlich; nicht ohne Grund ist der vorletzte seiner fünfundzwanzig „Briefe“, die als Vorgänger der noch bekannteren „Literaturbriefe“ 1753 im zweiten Teil von Lessings „Schrifften“ erschienen, berühmt geworden. „Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwengliche Schönheiten“, heißt es dort, „hat sich in ein Erstaunen über unüberschwengliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hinein tat, war entsetzlich, und beinahe hätte ich meinen eigenen Augen nicht getraut. Ich fiel auf die vierzehnte Ode des fünften Buches und las:

Als hätte ich mit dürrem Schlund zweihundertmal
Des ewigen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethaoes ut si ducentia somnos
Avente fauce traxerim.

So sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta poculos, zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleert haben, die ihm das Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben.“ In diesem lieblich scharfen Tone zählt nun Lessing, vielleicht gereizt durch Nicolais Vorschlag, sich durch Geld abfinden zu lassen, „ein klein Register von Schulschnitzern“ her.

Der Pastor Lange ahnte die Kraft lessingscher Kritik nicht, sonst hätte er vielleicht sein stille geschwiegen. Als aber dieser 24. „Brief“ im November 1753 von dem Hamburger Korrespondenten abgedruckt wurde, erließ er öffentlich ein Schreiben, in dem er Lessing nicht nur Unwissenheit, sondern zugleich Charakterlosigkeit vorwarf; habe er doch von ihm selbst ursprünglich nur ein Honorar erpressen wollen. Da nun genau das Gegenteil richtig war, warf Lessing auch jede

Rücksicht beiseite und machte zum erstenmal den Gegenstand seiner Kritik unsterblich. Bei dem Namen des Pastors Samuel Gotthold Lange in Laublingen zuckt es noch heute um unsere Mundwinkel: auch dem Namen hat Lessing ein „Vademecum" auf die Reise zur Nachwelt mitgegeben. Am 27. Dezember 1753 wies er in der „Vossischen Zeitung" Langes Verdächtigung zurück. „Er greift meinen moralischen Charakter an, auf welchen es bei grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme." Ihm war nichts verächtlicher, als einen sachlichen Gegensatz durch Verleumdung im persönlichen Interesse bekämpfen zu wollen. Da Lange ihn auch durch die Äußerung verhöhnt hatte, er gebe zum erstenmal seine gesamten Werke in Duodez heraus, „um sie durch das Format zu einem Vademecum zu machen", während dieses Format doch nur aus Bescheidenheit gewählt war, so erschien im Januar 1754 seine nunmehr gründliche Gegenschrift unter dem Titel: „Ein Vademecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformat ausgefertigt."

Wie kommt es, daß ein jeder diese Schrift mit Genuß liest, auch wenn er wenig von Latein versteht? Das Geheimnis liegt in Lessings Kunst, uns ebensowohl die Fehler Langes wie die eigenen Korrekturen miterleben zu lassen. Wir sehen, wie in des Pastors Gehirn mühsam die deutschen Begriffe sich bilden zum lateinischen Text. Unbarmherzig leuchtet Lessing in jeden Geisteswinkel des Gegners, wo nur immer ein Fehler werden und wachsen konnte. Und über dem allem das klare Licht seiner eigenen Kritik, der herbe Humor seines Ausdrucks. Lachend hebt er die Waffe, zürnend, kurz und schneidig schlägt er zu, vor aller Augen, dem Angriff eines jeden seinerseits ausgesetzt. „Was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wenn sie auch darüber bersten müßten." Schon in der Einleitung der Kritik ist er nicht sonderlich höflich. „Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kote verunreinigen dürfe, ohne daß andere, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus?" Und gemütvoll

schließt er die einleitenden Zeilen mit dem Rat, der Herr Pastor möge zwei Gläser frisches Brunnenwasser genießen, um die Wallung seines kochenden Geblüts niederzuschlagen, ehe er weiter lese. Man sieht schon hieraus, daß der Fünfundzwanzigjährige den um achtzehn Jahre Älteren nicht mehr pietätvoll zu schonen gesonnen ist, nachdem er von ihm nicht nur als naseweiser und unreifer Kunstrichter abgekanzelt, sondern auch in seiner bürgerlichen Ehre schwer gekränkt worden war. Verdienstlosen älteren Männern, die ein heiß erstrebtes Ziel nicht erreichten, ist es eine Genugtuung, den fähigeren die Jugend vorzuhalten; bleibt doch der Altersvorsprung dann ihr einziges Verdienst.

Das Vademecum charakterisiert sich im ganzen als ein Meisterstück philologischer Kritik, wenn auch nicht als eine literarische Tat. Wer diese Schrift gelesen hat, der wünscht freilich Herrn Pastor Lange nicht wieder als Übersetzer oder Autor kennen zu lernen. Eine neue philologische Wahrheit oder erhebliche Aufschlüsse über Horaz und seine Sprache trägt er nicht davon. Nur dort, wo Lange sündigte, baut Lessing neu; baut mit jener Belesenheit und Gründlichkeit, die ihn nach außen besonders furchtbar machten; baut sicher, nachdem er mit ätzendem Hohn jede Spur des alten, mißratenen Gemäuers vertilgt hat.

Sublimi feriam sidera vertice.

„Ich habe getadelt, daß vertex hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas Abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was vertex heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. Ist denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verschönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier überdies mußte Stirne setzen, und wissen Sie warum? ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen ebensowenig verstünden als von dem Latei-

nischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lernen kann, daß die französische Sprache kein eigenes Wort hat, der Lateiner vertex oder unser Scheitel auszudrücken ... Huy, daß Sie denken, feriam heiße: ich will tragen, weil Sie sich erinnern, von feram einmal ein Gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen sein."

Dem Poeten Lange läßt Lessing dabei Recht widerfahren. „Ich habe immer geglaubt," sagt er später im 105. Literaturbrief (1760), „es sei die Pflicht des Criticus, so oft er ein Werk zu beurteilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken, an keinen Verfasser dabei zu denken." Nur einen Seitenblick wirft er hier auf die eigenen Dichtungen des Übersetzers. „Sind Sie, Herr Pastor," fragt er einmal (2. Buch, 4. Ode), „in der Tat noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben?" Er erinnert ihn daran (2. Buch, 12. Ode), daß er doch „sonst ein Mann von Geschmack" sei. Einem Einwand, wie er „im Tone der alten Weiber" vielleicht möglich sei, begegnet er entsprechend mit der freundlichen Anrede: „Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch." So ist Lessing auch hierin zugleich typisch für die deutsche Kritik. Bei aller Schärfe behält sie im Gegensatz zu der bissigen oder geifervollen der Franzosen etwas Gemütlich-Humoristisches. Sie sticheln nicht, sondern schlägt brav zu, um Beulen unbekümmert. In Lessings Hand wird diese Art, die Waffe zu führen, besonders wirksam, weil sich mit der ironisch-gutmütigen Derbheit jenes Gefühl der Überlegenheit und der Verachtung so armseliger Gegner verbindet, die über alle seine kritischen Schriften von vornherein einen Schimmer von Erhabenheit wirft.

Und doch — wie bescheiden ist andererseits derselbe Lessing jedem gewissenhaften Arbeiter gegenüber! Wie rührend ist seine ängstliche Sorge, auch die kleinen Geister der Vergangenheit in Poesie und Philologie recht zu verstehen. So allein konnten ja seine „Rettungen" zustande kommen sowie seine Auslegung der aristotelischen Poetik. „Wenn ich schon", sagt er (3. Buch, 21. Ode), „von Ihnen keine

Erläuterung zu erwarten habe, so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen."

Lessing irrte nicht in der Annahme, daß Lange als Übersetzer fortan abgetan sei. Er war auch überzeugt, daß Lange die Rüge durch die öffentliche Verleumdung seines Kritikers verdient habe, er, der als Prediger „bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bei allen Streitigkeiten, den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiel zu lassen, haben sollte". War Lessing einem Lange gegenüber vielleicht im Totschlagen allzu gründlich, so wirkte seine Kritik doch reinigend auf die durch die Hallesche Schule von Nebeln durchzogene Atmosphäre. Er setzte der Oberflächlichkeit, dem Pfuschertum der Gernegroße den festen Damm vernünftigen Nachdenkens und echter Gelehrsamkeit entgegen. In einem Sinne freilich hat er das Gegenteil von dem erreicht, was er sich vorgesetzt hatte. „Ich hoffe", meint er am Schluß, „die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdann vergessen sein, und eben dieses wünsche ich." Wir aber freuen uns, gerade bei einer solchen Gelegenheit ihm einen Irrtum nachweisen zu können; denn selbst Lange ist berühmt geworden, wie ein Insekt im Bernstein. In jedem Zeitalter gibt es Männer wie Lange genug, nicht aber solche wie Lessing. Jene Spezies bevölkert alle Jahre die Welt vielfältig, diese schickt allenfalls einmal im Jahrhundert einen Vertreter auf die Welt. In Ermangelung eines solchen Führers bedarf eine jede Zeit eines Vademecums, um es den Langianern entgegenhalten zu können mit demselben teilnehmenden Worte, mit dem Lessing es damals dem Herrn Pastor überreichte: „Ich wünsche guten Gebrauch."

Auch auf das „Vademecum" hat Lange noch geantwortet. In einem öffentlichen Brief an Nicolai 1754 verteidigte er sich ganz verständig gegen den Vorwurf der Verleumdung, da er in der Tat aus Nicolais Schreiben den Eindruck gewinnen konnte, der Honorargedanke komme von Lessing. Er erkennt auch seines Kritikers Wissen und formale Begabung an, bestreitet ihm aber Verständnis

der Poesie. Bitter getäuscht hat er sich indes in der Wirkung: „Er (Lessing) bedenket nicht, daß Schriftsteller seiner Art weder gegenwärtig noch zukünftig Beifall erhalten. Mein Gegner ist der Mann nicht, dessen Urteil mir bei der vernünftigen Welt Schaden tut." Schon unmittelbar nach Erscheinen des Vademecums war der Laublinger Pastor als Übersetzer selbst für seine früheren literarischen Freunde abgetan. Er hat Lessing um einige Monate überlebt und auch dichterisch noch Friedrichs Siege gefeiert. Sein Ruhm aber war vor Lessings Hauch dahingeschmolzen.

Für seine erbarmungslose Kritik, die auch vor dem preußischen Adler nicht haltmachte, mußte Lessing seinerseits persönlich die Folgen tragen. Gewiß kam auch diesmal sein Name Friedrich dem Großen zu Ohren, und wiederum war es eine peinliche Angelegenheit. Man darf annehmen, daß der König ihn jetzt noch einmal aus seinem Leben strich. Eine Übersetzung Melchior Grimms aus dem Französischen durch Stille war außerdem von Lessing, dem „Pritschmeister auf dem Parnaß", wie man ihn wohl nannte, spöttisch kritisiert worden. Auch die Vorrede erhielt einen Hieb: der Übersetzer drücke sich ganz sinnreich über Grimm aus, wenn er bemerke, jener „habe das Herz gehabt, dem Frauenzimmer recht ans Herz zu greifen. O puer, ut sis vitalis, metuo." Man sieht, wie wenig Talent Lessing zeigte, auf den krummen Schmeichelwegen des Laublinger Pastors zu Ehren und Ansehen zu gelangen.

Oft genug hat sich der Einsiedler von Sanssouci über die deutschen Schriftsteller geäußert: den Verfasser der „Minna von Barnhelm" nannte er öffentlich nie, obwohl dieser an Ruhm damals alle überstrahlte und noch vor ihm starb. Nur ein neuerdings aufgespürter Franzose namens Laveaux behauptet, daß der König von Lessing später gesprochen habe: „Ich würde ihn schätzen, wenn er nicht die Emilia Galotti geschrieben hätte, ein Stück, in welchem der Prinz ein Dummkopf ist, der Kammerherr ein Meuchelmörder, die Gräfin eine Furie, die Mutter eine Schwätzerin, die Tochter beschränkt und der Vater extravagant." Von der angeblichen Hochschätzung, die dem Dichter vor der Abfassung der „Emilia Galotti"

hätte zuteil werden müssen, ist aber das Gegenteil zu spüren. Als Lessing 1760 mit acht andern, deren Namen einwandfrei erscheinen, zum Mitglied der Akademie ernannt wurde, mißbilligte der König die vollzogene Wahl. Die Akademie fiel geradezu in Ungnade, denn die nächsten Vorschläge, die sich auf Gellert und Lambert bezogen, wurden abgelehnt. Lessing war dem König gewiß kein Fremder. Wie gut er ihn gekannt hat, zeigte sich 1765, als der Königliche Bibliothekar G. de la Croze starb und der Oberstleutnant Guichard, vom König Quintus Icilius genannt, neben dem Minister D'Orville beauftragt wurde, „einen gelehrten und zur Aufsicht und Unterhaltung einer öffentlichen Bibliothek recht sehr kapabeln und in den Wissenschaften geübten Mann in Vorschlag zu bringen". Als Guichard Lessing vorschlug, lehnte Friedrich ab. Dann zerschlug sich auch Winckelmanns Berufung, da er zweitausend Taler verlangte und der König erklärte, für einen Deutschen seien tausend genug, während Winckelmann stolz darauf hinwies (28. Juni), daß die Monumenti inediti ihn der Sorge ums Brot überhöben. Nun kam Guichard nochmals auf Lessing zurück; und nochmals lehnte Friedrich ab. Ein unbedeutender Franzose, der Apotheker und Benediktiner A. J. Pernetty aus Roanne, wurde schließlich herbeigeholt, um die deutschen Literaturschätze zu fördern und zu überwachen: aus Versehen war man an den Bruder des in Lyon lebenden, dem König durch seine „Lettres philosophiques sur les physionomies" vorteilhaft bekannten Schriftstellers geraten. Guichard erklärte damals, daß, wenn der König keinen Deutschen nehmen wolle, er überhaupt keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen würde, da gründliche Gelehrte wie Lessing weder bei den Franzosen noch bei den anderen Nationen mehr zu finden seien. Friedrich aber soll erwidert haben, dann werde er selbst nach Paris schreiben. Pernettys geistige Stärke wird beleuchtet durch seine spätere (1783) Flucht vor dem Weltuntergang der Mark, den ein märkischer geistesgestörter Superintendent damals prophezeit hatte; er selbst ging bald darauf in Spanien, wo er seine eigenen prophetischen Gesichte verkündete, zugrunde.

Lessing hat die Zurücksetzung sicherlich bitter empfunden. Nach seinem Tode fand sich unter seinen Papieren der Entwurf eines Gedichts an Mäcen mit den ergreifenden Zeilen: „Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von dir umgesehen, mit den Augen eines Bedürftigen. Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden und will über deine Afterkopien ein bitteres Lachen ausschütten. — Dort, der Regent, ernährt eine Menge schöner Geister und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räten. Wieviel fehlt ihm, ein Mäcen zu sein! Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen; und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen stünden. Ein König mag immerhin über mich herrschen; er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht."

Sachliche Gegensätze kamen dann später noch hinzu. Lessings Kampf gegen Voltaire und die französische Literatur in der Hamburgischen Dramaturgie und sein Hinweis auf Shakespeare im 17. Literaturbrief mußten dem Könige verhaßt sein. Und doch hätte er zu dem Dichter „Nathans des Weisen", dem Verfechter der Toleranzidee die Brücke leicht finden können; er, der kurz nach seinem Regierungsantritt am 22. Juli 1740 auf eine Klage der protestantischen Geistlichkeit das Reskript erließ: „Die Religionen müssen alle toleriert werden und muß der Fiskal das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue, denn in meinen Staaten muß jeder nach seiner Façon selig werden," — und der noch vier Wochen vor seinem Tode folgende Kabinettsordre gab: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist; was die Gesangbücher angeht, so steht es einem jeden frei zu singen: ‚Nun ruhen alle Wälder' oder dergleichen töricht und dummes Zeug; aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden." „Alle Religionen", sagt er bei anderer Gelegenheit, „sind gleich gut, wenn nur die Leute, so sie profitieren, ehrliche Leute sein, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peuplieren, so wollen wir ihnen Moscheen

und Kirchen bauen.“ An Lessings Kraft hätte Friedrich sich im Alter erfrischen können. Da aber war er für neue Männer schon unzugänglich, denn er machte Chamforts Wort wahr, daß derjenige die Menschen niemals geliebt habe, der nicht mit vierzig Jahren Misanthrop sei.

Zwei Männer, die für einander geschaffen waren, hat das Schicksal durch die Hemmungen unreifer Kulturzustände und durch die Handhabe ihres eigenen eisernen Charakters auseinander gehalten. Die Geschichte jedoch schweißt ihr Wesen und Wirken zu einem Bilde zusammen, über dem verbindend, versöhnend der Adler eines durch sie begründeten Reiches schwebt.

5. In der Schule der Weltliteratur.

Als die Blüte der deutschen Bühne begann, hatte mehr als ein Volk sich literarisch bereits ausgelebt, mehr als eines die Literatur anderer Völker in sich aufgenommen und national verarbeitet. Asiaten, Griechen und Römer waren dahin; um so gewaltiger ragten die Denkmäler ihres einst so schön, so kraftvoll schaffenden Geistes in die Dunkelzeit des Mittelalters hinein, und bald hatte das westliche Europa sie erkennen, deuten, lieben gelernt. An ihnen schulten sich die Romanen, die nun ihre neue Literatur nach England hinüberwarfen. Unbehilflich stand inmitten der ringsumher aufgehenden Dichtung der deutsche Humanismus, und die einzige Verbindung mit der reiferen Kultur bot sich wiederum nur in dem nächsten Nachbar, der früher schon durch den Mund der Troubadours und des Epikers Chrestien de Troyes († 1190) Germanien begrüßt und angeregt hatte. Nun rasselte schwerfällig der französische Alexandriner über die deutsche Bühne, englische Komödianten führten Harlekinaden auf, italienische Musikbanden brachten der genußsüchtigen vornehmen Welt sinnlich-sinnlose Opern, die aus dem Moder der südlichen Renaissance erwachsen waren; Dresden ging 1685 mit dem ersten Opernhaus voran, und in dem Lande, in dem die bitterste Not zuhause war, wurde die Ausstattung für eine einzige Oper mit 60000 Talern beschafft. Von einem ernsthaften literarischen Interesse für die Schätze anderer Völker war nur in Gottscheds Kreis etwas zu spüren, in dessen „Deutscher Schaubühne" seit 1740 französische und dänische Stücke in Übersetzung erschienen. So stand die deutsche Bühne inselgleich da, arm, verwildert, vereinsamt. Europas Poesie fand nur dank dem Zufall und in vereinzelten Fällen einen schmalen Pfad nach Norden und Osten, und doch war es klar, daß das zarte Pflänzchen besonders des deutschen Dramas sich erst an der Welt-

literatur emporranken mußte, ehe es sich eigenvölkisch entwickeln konnte.

Lessing war der erste, der das erkannte. Er beherrschte wie wenige die klassischen Sprachen und trieb in Berlin mit Eifer Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch. Er war der erste, der kritisch die Dichtungen des Auslandes musterte, sammelte und bekannt machte, damit man von ihnen lernen könne. Er schickte die deutsche Phantasie in die Schule der Weltliteratur, deren uns seit der Romantik so geläufigen und für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens so selbstverständlichen Begriff er erst geschaffen hat, und ließ sie in dieser strengen Zucht heranwachsen, bis sie, erzogen durch das ständige Annehmen und Ablehnen des ihr vorgelegten Stoffes, selbständig den eigenen Lebensweg einschlug. Dramatisch ging er selbst mit gutem Beispiel voran in der Mitte eines Freundeskreises, dessen stillgeistige wie lautfröhliche Stunden Zeugen ebensowohl weitschauenden Weltsinnes wie kümmerlichen Literatenlebens im 18. Jahrhundert waren. Mit Lessing gingen seine Berliner Freunde in die Schule der Weltliteratur: kein Land, keine Zeit, kein Thema lag diesen allumfassenden Schriftstellern zu fern. Aber niemand, auch nicht Mendelssohn, kam dem Führer gleich, in dessen Werkstatt sich ganz entgegengesetzte Literaturen, Sprachen, Wissensgebiete ein Stelldichein gaben. Was Lessing in seinen Zeitschriften und dramatischen Versuchen aus aller Welt zusammengetragen und zu Eigenleistungen verarbeitet hat, daran hat die deutsche Literatur, wie ihre Entwicklung beweist, stofflich für Jahrhunderte und rein geistig wohl für immer zu zehren.

Es ist ein stolzes Programm, mit dem die von Lessing und Mylius herausgegebenen „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" 1750 auf den Plan treten. Was die Kunstrichter aller Völker von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben und die dramatischen Künstler an Mustern geschaffen haben, das alles soll sich in der neuen Zeitschrift vereinigen. Aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen sollen Stücke übersetzt werden.

Der Vergleich älterer und neuerer Werke soll zugleich „wahre und falsche Art, nachzuahmen" klarlegen. Es werde vielleicht auch möglich, hierbei festzusetzen, „was jede Nation vor der andern Vorzügliches und Eigentümliches habe," denn aus der dramatischen Poesie lasse sich das Naturell eines Volks am besten bestimmen. Die deutschen Stücke böten bisher zu wenig Eigenes, zu viel Ausländisches. „Das ist gewiß," fügt Lessing hinzu, „wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eigenen Naturell folgen, so würde unsere Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen." Er spricht hier nicht nur aus, was er später durch die Tat bekräftigt, sondern was mit den Empfindungen des deutschen Volkes auch in weiterem Sinne stets im Einklang war. Das hohle Pathos der französischen Dichter stößt ihn in demselben Grade ab, als ihn die Tiefe und Innigkeit der englischen anzieht. Auch hier bestätigen Ausnahmen nur die Regel. Sodann will die neue Zeitschrift auch auf die Kunst des Vortrags ihr Augenmerk richten. Wagners Meinung in Goethes „Faust": „Ich hab' es öfters rühmen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren" kommt uns in den Sinn, wenn wir Lessings Tadel hören, daß die Redekunst nicht gründlicher geübt werde; man würde dann „gewiß mehr Redner als Stöcke auf unseren Kanzeln finden, und diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehr Mäßigung und Anschaulichkeit zu reden wissen." Gedacht wird hier auch der „Deutschen Schaubühne", deren Arbeit die „Beiträge" auf ausgedehnterem Gebiet fortführen wollen. So werde vielleicht der Grund gelegt zu einer Geschichte des Theaters, denn ein „Gebäude ist leichter und geschwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bei der Hand sind". Lessing war hier in seinem eigentlichen Element. Die Bühne kannte er von jeder Seite und die Sprachen nicht minder. Begann er doch 1755 sogar aus dem Holländischen Beckers „Bezauberte Welt" zu übersetzen.

Im ersten Heft beginnt er mit einer Abhandlung „von dem Leben und den Werken" seines geliebten Plautus. Dessen „Captivi",

die er dann im zweiten Heft in eigener Übersetzung bringt und in einer besonderen Abhandlung im dritten und vierten Heft untersucht, nennt er sogar „das vortrefflichste Stück, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist". Er äußert seinen Plan, einmal sämtliche Lustspiele des Plautus in deutscher Übersetzung vorzulegen. „Könnte man was Besseres tun, den jetzt einreißenden Geschmack in den Lustspielen einigermaßen zu hemmen?" Bei der Verteidigung des Plautus gegen Angriffe macht er darauf aufmerksam, daß scheinbare Fehler eines Dramatikers vielfach gar keine seien, denn man müsse „sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen". So sei bei den Römern die Bühne, namentlich im Lustspiel, in gewissem Sinne eine Strafanstalt gewesen, daher denn auch dort die Laster beim rechten Namen genannt werden mußten. Leute von Stande hätten in der griechischen Komödie nicht auftreten dürfen; der Chor durfte sie, das heißt die Stimme der Moral, allenfalls vertreten. Bei den Römern sei er später abgeschafft worden, und so mußten Plautus und Terenz „in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben". Man sieht, von wo aus Lessing zu seiner eigenen Besserungstheorie gekommen ist. Die Alten haben ihm immer seit der Meißener Zeit im Blut gesteckt. Ihre Dogmen richtig auszulegen, bleibt das Höchste, was ihm als möglich erscheint. So verfährt er hier mit Plautus, so nachher mit Aristoteles. Die schroff ablehnende Entschiedenheit, welche seine Zeitgenossen oft mehr kennen lernten, als sie gewünscht hätten, — der Antike gegenüber brachte er sie nie zum Ausdruck. Das war zum Teil sicherlich die Erbschaft von St. Afra. Am Schluß des Aufsatzes legt er nochmals ein Bekenntnis ab, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und seiner Dramaturgie vorarbeitet. Er sagt: „Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwickelungen und die

natürlichsten Auflösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kommt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtenteils auch besitzt. Was ist aber die Absicht des Lustspiels? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel, die sie dazu anwendet, sind, daß sie das Laster verhaßt und die Tugend liebenswürdig vorstellet." So lasse sie auch das Laster allezeit unglücklich und die Tugend glücklich werden.

Im Anschluß an die „Beiträge", von denen nur diese vier Hefte erschienen, gab Lessing von 1754 bis 1759 die „Theatralische Bibliothek" allein heraus; in der Vorrede stellt er fest, daß die „Beiträge" aufhörten, weil er nicht zusammen mit den andern weiterarbeiten könne. Die Fortsetzung des Unternehmens werde, bemerkt er sodann, nichts über Dramen noch lebender Landsleute und über „den gegenwärtigen Zustand der verschiedenen Bühnen in Deutschland" bringen. Sein vornehmstes Augenmerk seien die Alten, und mit ihnen hoffe er das noch zu leisten, was er in den Beiträgen versprochen habe. Auch die Theatralische Bibliothek lebte nur bis zum 4. Stück. Schon in der Zeit von 1756 bis 1758 brachte sie der Ausbruch des Krieges zum vorläufigen Schweigen.

An der Spitze stehen seine „Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele", auf die sowohl „Minna von Barnhelm" wie „Miß Sara Sampson" zurückblicken. Seine Untersuchung zeigt, wie fruchtbar er die Leistungen anderer Völker, hier im besonderen der Franzosen, zu verwerten weiß. Das Resultat ist „mit einem Worte: das Possenspiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Lustspiel will nur rühren; die wahre Komödie will beides". Mit der Lebensbeschreibung des englischen Dichters Jakob Thomson, dessen „Agamemnon" und „Tancred" er zu übersetzen begonnen hat, bringt Lessing eine persönliche Verehrung zum Ausdruck, die er für den Verfasser der „Jahreszeiten" längst gehegt hatte. Dann gibt er, noch im ersten Stück, einen Auszug aus des Spaniers Montiano Trauerspiel „Virginia": die Schriften der Spanier seien in Deutschland die am wenigsten bekannten. Von hier aus führt der Weg hinüber

zu seiner eigenen „Virginia", genannt „Emilia Galotti". Sein Fragment dagegen, das Virginias Namen trägt, ist nichts als der Beginn der Übersetzung eines nicht sehr bedeutenden gleichnamigen englischen Stückes von Henry Samuel Crisp, das 1754 in London über die Bretter ging. Nachdem Lessing dann einen Auszug aus St. Albines „Schauspieler" geliefert, in dem auch die einzelnen Künste miteinander verglichen, also Laokoon-Probleme angeregt werden, und in einem sechsten Teil Destouches' Leben geschildert hat, schließt er das erste Heft mit einer Erwiderung auf die Kritik, die sein eigenes Lustspiel „Die Juden" in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen" erfahren hatte. Das zweite Heft wird mit einem Bericht über Senecas Trauerspiele eröffnet, worin zunächst der „Rasende Herkules" skizziert und im weiteren mit dem des Euripides kritisch verglichen wird. Lessings späterer Massaniello-Plan erinnert ebenso an Senecas Herkules wie die Gestalt der Marwood an diejenige der Medea. An die Besprechung des „Thyest" knüpft er seine Würdigung neuerer Thyest-Tragödien. Auf England folgt Italien mit „Riccobonis Geschichte der italienischen Schaubühne" und auf Italien im dritten Stück Frankreich mit Du Bos' „Ausschweifung von den Theatralischen Vorstellungen der Alten"; auf Frankreich im vierten Stück wieder England mit zwei deutschen Arbeiten, einmal der Abhandlung Nicolais über die „Geschichte der englischen Schaubühne" und sodann Lessings Bericht von Johann Dryden und dessen dramatischen Werken. Mit der Übersetzung von Drydens Dialog zwischen vier Freunden scheint seine Wendung von Frankreich zu England entschieden zu sein. Abgelöst wird England aufs neue von Italien, dessen Theater von Lessing durch Entwürfe ungedruckter Lustspiele vorgeführt wird. Zugleich aber will er hiermit ein Magazin für die deutschen Komödiendichter anlegen, „aus welchem sie sich sicherer und zugleich unschuldiger versorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken". Denn je mehr der komische Dichter bedeute, um so weniger könne er alles aus seinem Kopfe nehmen; am wenigsten ein Molière, den man nicht mit

Unrecht literarischen Raubes bezichtige; nur sei ein solcher Raub nicht schimpflich. Lessing selbst hat weitgehende Benutzung und Verarbeitung fremder Werke stets auch für seine eigenen Schöpfungen in Anspruch genommen, und diese Entwürfe bilden nur einen Teil dessen, was seine Notizen an dramaturgischen Fundgruben zu erschließen wußten.

Die „Beiträge“ und die ernsthafte Arbeit für die Vossische Zeitung hatten in dem Augenblick, als wir Lessings persönliches Leben verließen, die Spannung zwischen ihm und dem Elternhause beseitigt. Der Aufenthalt in Wittenberg — er währte nicht ganz ein Jahr, von Ende 1751 bis November 1752 — diente, wie erwähnt, Lessing dazu, sich die Magisterwürde zu erwerben, was gewiß den Vater hoch befriedigt hat, wenn er auch wohl über den Inhalt der seltsamen Schrift eines ausgesprochen materialistisch reflektierenden spanischen Arztes und Philosophen aus dem 16. Jahrhundert, Juan Huarte, mit deren Übersetzung sein Sohn jenes Ziel erreichte, wenig Freude empfinden konnte. In dem „Vademecum für Herrn Pastor Lange“ und den „Rettungen des Horaz“ lernten wir weitere literarische Früchte dieses Wittenberger Studienaufenthaltes kennen, während dessen Lessing, auf die größte Sparsamkeit angewiesen, mit dem Bruder Theophilus in gemeinsamer Stube wohnte. Die Dürftigkeit ihrer Lebensweise wurde weithin bekannt. An Haller schrieb sogar Naumann aus Marburg am 27. Juni 1752 über den „Kandidaten der Arzneikunst Herrn Lessing aus Kamenz, der unlängst die Zeitungen bei Vossen in Berlin schrieb und, nachdem diese Herr Mylius wieder wie vorher übernommen hat, sich nach Wittenberg wendete, wo er aber gar elende lebet“. Sein Unglück seien Familienfehler: gelehrter Eigensinn und Freiheitsliebe. Zugleich empfahl er ihn für die Übersetzung von Buffons „Histoire naturelle“. Lessing verhielt sich wohl ebenso ablehnend wie schon früher in Berlin dem ähnlichen Anerbieten eines Herrn von Dobreslaw gegenüber, der mit Mylius befreundet war. Dieser Baron, Besitzer einer großen Bibliothek, war an ihn vergeblich mit dem Wunsche herangetreten, für freie Wohnung, Holz und zweihundert Taler ihm eine hand-

schriftliche lateinische Übersetzung von Herbelots „Bibliothèque Orientale“ zum Druck zu besorgen.

Durch einen alten Meißener Schulkameraden, F. J. Schwarz, der Theologe war und damals als Custos an der Universitätsbibliothek beschäftigt wurde, lernte er die Wittenberger Bücherschätze kennen, und man kann den Gewinn, den sie ihm brachten, beurteilen, wenn man von ihm selbst hört, es gebe dort kein Buch, das er nicht in Händen gehabt habe. Aus der Wittenberger Zeit stammt auch eine Reihe von Sinngedichten, die aus persönlichen Erlebnissen herauswuchsen. Über den Anlaß zu einem von ihnen erzählt sein Bruder Karl das Folgende. Schwarz „solle einmal bei dem Begräbnis eines Studenten, der ein Meißener Fürstenschüler gewesen, eine Parentation halten, ward aber die Nacht zuvor unvermutet so krank, daß er sich nicht aus dem Bette regen konnte. Von allen Bekannten wollte keiner diesen Freundschaftsdienst über sich nehmen; endlich bat Schwarz Lessing, sein Konzept bei der Leichenbestattung abzulesen. Lessing zog also einen schwarzen Rock an, extemporierte aber eine eigene Rede, die vielen Beifall, nur den seinigen nicht, hatte.“ Auf diesen Vorfall, oder auf sich selbst, machte er das bekannte Epigramm:

O Redner! Dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Mund erbärmlich spricht.
Eh' du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht.

In Wittenberg beschäftigte er sich auch mit dem Jöcherschen Gelehrtenlexikon, das 1750/51 erschien. Aus den Briefen Jöchers, der in Leipzig Professor und Bibliothekar war, geht hervor, welche Beachtung Lessings Kritik damals überall fand. Freundlich kam er Jöcher entgegen, so daß er nicht der von jenem gefürchtete Gegner, sondern ein bewährter Mitarbeiter wurde. In seinem Handexemplar des Lexikons, das erst jetzt, hundertfünfzig Jahre nach der Benutzung, wiedergefunden worden ist, findet sich eine Fülle von handschriftlichen Randnotizen, die Lessings umfassende Belesenheit in der Weltliteratur, seine Kenntnis kleinster Einzelheiten der Gelehrten-

geschichte aufs neue beleuchten. Selbst die entlegensten Spezialwerke kannte der damals Dreiundzwanzigjährige aus eigenem Studium.

Die Kritik von Jöchers Gelehrtenlexikon erschien als letzter der schon erwähnten, größtenteils in Wittenberg im Jahre 1752 entstandenen fünfundzwanzig „Briefe" (s. o. S. 213). Sie bildeten den zweiten Teil jener in Duodezformat, an das sich der Spott des Herrn Pastor Lange — er mußte es bitter büßen — hing, in den Jahren 1753—55 unter dem Titel „G. E. Leßings Schrifften" herausgegebenen Sammlung seiner Jugendwerke, die im ersten Teil Lieder, Oden, Fabeln, Sinngedichte, Fragmente, im dritten eine Serie „Rettungen", an der Spitze die des Horaz,* und in den weiteren drei die uns teilweise schon bekannten Jugenddramen:** „Der junge Gelehrte", „Die Juden" (4. Teil), „Der Freigeist", „Der Schatz" (5. Teil), „Miß Sara Sampson", „Misogyn"** (6. Teil) brachte. Auch um seinem Vater vor Augen zu stellen, daß er nicht müßig gewesen, fühlte Lessing, als er im November 1752 des Lebensunterhaltes wegen sich entschloß, wieder nach Berlin zurückzukehren und dort seine journalistische Tätigkeit wiederaufzunehmen, das Bedürfnis, einen Überblick über sein bisheriges dichterisches und kritisches Schaffen zu geben. Die den zweiten Teil der „Schriften" bildenden „Briefe" enthalten neben der köstlichen Abfertigung von Langes Horazübersetzung (24. Brief) an größeren Stücken noch das Henzi-Fragment, also eine eigene poetische Arbeit des Briefschreibers (23. Brief), und die für Lessings Wahrheitsdrang so bezeichnende „Rettung des Lemnius" (1.—8. Brief) — von beiden Werken wird weiter unten gegebenen Ortes eingehender zu reden sein*** —, und um alles dieses herum ranken sich Abhandlungen, die weniger durch ihren Gegenstand als durch einzelne Wahrheiten dauernden Wert haben. Als er Rousseaus berühmte Preisschrift gegen die Kultur bespricht, findet er, daß keiner mit mehr Vernunft unrecht gehabt habe; denn das witzige Athen sei hin, aber das tugendhafte Sparta auch. Wir seien doch auch nicht deswegen auf der Welt, daß wir uns

* Kap. 4 S. 207 ff.; s. ferner Kap. 6 S. 347 ff.

** Kap. 3 S. 107 ff. *** Kap. 5 S. 272 ff.; Kap. 6 S. 348 ff.

untereinander umbringen sollen; es sei also die Frage, ob es ein Unglück sei, wenn die kriegerischen Eigenschaften durch die Verbreitung der Wissenschaften beeinträchtigt werden. So dürfe man auch die Kunst nicht verdammen, weil einige Meister ihr Talent anwendeten, um verführerische Gegenstände darzustellen, denn „die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen“. Im 14. Brief setzt er sich mit dem Reim auseinander. Seine Ansichten darüber gipfeln in einem Satze, der zugleich ein wenig bekanntes politisches Bekenntnis enthält: „Ich bringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte.“ Erfrischend wirkt sein Rat, dem Dichter ruhig die Wahl der Form zu überlassen: „Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reimes nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht.“ Der 15. Brief geht dann plötzlich auf Klopstocks Messias über, dessen erste fünf Gesänge im Jahre 1751 ans Licht getreten waren, und beginnt mit Lessings Erklärung, daß er zu Klopstocks Bewunderern gehöre, um dann alsbald mit der Kritik einzusetzen: „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich.“ Im 18. verrät er, daß er und sein Bruder Theophilus begonnen hätten, den „Messias“ in lateinische Verse zu übersetzen, denn ein besseres Mittel gebe es nicht, ihn den Deutschen klar zu machen. Ihm selbst sei er fast zu klar: „Ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre.“ Der 19. Brief bringt eine Übersetzungsprobe. Im 20. taucht ein Urteil über Diderot auf, das bei dessen angehendem dramatischen Schüler zunächst in Erstaunen setzt. Diderot sei, bemerkt er, einer der Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Aber der Schaden sei klein. Und wiederum bewundern wir den freien, stolzen Geist inmitten eines sklavischen Jahrhunderts, wenn er hinzufügt: „Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebensowenig Schaden tun, als vielen Schaden ihr diejenigen tun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen.“

Seit November 1752 finden wir Lessing also zum zweiten Male in Berlin. Er trat wieder seine Redakteurstelle bei der Vossischen Zeitung an, ohne jedoch die Monatsbeilage wieder aufleben zu lassen. Die nächsten drei Jahre hindurch wohnte er ganz in der Nähe der Vossischen Handlung im zweiten Stockwerk des Hauses Nikolaikirchhof 10, das jetzt das Hinterhaus bildet zu dem Grundstück Am Molkenmarkt 9/10. „Ich gehe nie vor diesem kleinen Hause vorbei," sagte im Alter Lessings Freund Nicolai, „ohne mich der ehemaligen glücklichen Stunden zu erinnern." Dicht dabei befanden sich in der Poststraße Nicolais Buchhandlung und im Rathause die Vossische. Um die Ecke, Spandauerstraße 68, wohnte Mendelssohn. Diese Straßengruppe wurde nun zum Freundschaftswinkel. Auch den Vetter Mylius fand Lessing noch in Berlin vor, wenn auch nicht mehr für lange. Der 1451 gegründete Verein zur Förderung naturwissenschaftlicher Reisen, zu dessen Ehrenvorsitzendem Haller der findige Mylius nunmehr die besten Beziehungen unterhielt, bewilligte diesem die Mittel für eine dreijährige Forschungsreise nach Surinam und den dänischen Antillen. Als Redakteur der „Physikalischen Belustigungen" genoß er ohnehin Ansehen, und er durfte später auf eine Professur in Göttingen hoffen. Am 28. Februar 1753 verabschiedete sich Mylius, um zunächst Deutschland, Holland und England genauer kennen zu lernen. Aber schon am 6. März 1754 ereilte ihn in London der Tod.

Lessings Verhältnis zu dem Vetter ist, was man auch sagen möge, stets dasselbe geblieben. Es ist sehr möglich, daß die spätere Darstellung der beiderseitigen Beziehungen und die Kritik von Mylius' Charakter — er gehört aus begreiflichen Gründen zu den am meisten und am liebsten verleumdeten Deutschen — Lessing zu einer „Rettung" angeregt haben würde. In einem Schreiben vom 29. Mai 1753 teilte er den Kamenzern mit, Mylius habe sein Glück auf eine sehr gute Art gemacht. Als dann im nächsten Jahre die Todesnachricht eintraf, entschloß er sich, die Werke des Verstorbenen herauszugeben. Noch in demselben Jahre erschienen in Berlin „Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius",

eingeleitet durch sechs Briefe, in denen Lessing von Mylius abrückt, aber ihm doch gerecht zu werden sucht. „Ich war", erklärt Lessing, „verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde." Dann schildert er Mylius' Lebensgang, „in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist"; „und doch behaupte ich," fährt er fort, „daß er mehr darinnen geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben." Lessing findet einen Trost darin, daß Mylius „in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben sein. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte, haben es nicht anders zulassen können." Er bedauert, daß die Zeitschrift „Der Freigeist" dem Herausgeber diesen Beinamen eingetragen habe, so ordentlich, „als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet"; in jener Zeitschrift finde auch der „eigensinnigste Splitterrichter" nichts, „was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte." Als er die drei Lustspiele des Verstorbenen charakterisiert, erinnert er sich, in dem vom 6. Mai 1754 datierten Brief, auch der Neuberin. „Man müßte", meint er, „sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntnis ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verrät sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten." Im letzten Brief zitiert er eine bemerkenswerte Stelle aus Mylius' satirischem Sendschreiben: „Die Verschwender lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen, und wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen und den Erfolg auf ein Geratewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden." Aber er

fügt hier zur Ehrenrettung des Freundes hinzu, daß dieser selbst „ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen sein, wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen".

Während seines ersten Aufenthalts in Berlin hatte Lessing seinen vertrauteren Verkehr auf Mylius beschränkt. Jetzt wurde das anders. Schon 1752 trat er als Mitglied in den Berliner Montagsklub ein, der auch der „lachende Klub" hieß und noch 1870 existierte. Diesen hatte zusammen mit Sulzer Klopstocks und Bodmers Freund, der Züricher Georg Schultheß — er kehrte später als Pfarrer in seine Heimat zurück, — 1749 gegründet. Nach seinem Tode 1804 übernahm Nicolai das Seniorat. Die Aufnahme war unmöglich, wenn zwei Stimmen widersprachen. Die Wahl erfolgte durch Abgabe weißer und schwarzer Kugeln. Der Klub hatte zunächst nur acht Mitglieder, dann aber ihrer eine große Anzahl. Auch Wöllner wurde später Mitglied. Das Lokal lag in der Mohrenstraße. Am Montag sechs Uhr kam man zusammen; um acht Uhr wurde zu Abend gegessen; nach zehn Uhr ging man gewöhnlich auseinander. Hier lernte Lessing die Königlichen Musiker Agricola und Quanz, den Lehrer Friedrichs des Großen im Flötenspiel, kennen, sowie den rühmlich bekannten Kupferstecher Meil, der die Vossischen Verlagswerke, die Werke des Königs und auch Lessings kleine Schriften illustrierte. Dazu traten der gelegentlich als Karikaturenzeichner und bukolischer Dichter sich betätigende, gleichalterige Edelmann Georg August von Breitenbauch, der Paris und Berlin kennen lernen wollte, ehe er sich auf seine Güter in der goldenen Aue zurückzog, der Musiker Kirnberger, der Probst Süßmilch und der dreißigjährige Theologe und Schriftsteller Müchler. Voß war eifriges Mitglied. Auch Kleist besuchte in Gesellschaft von Schultheß gelegentlich den Klub. Ramler traf dort mit Lessing geistig auf altdeutschem Gebiete zusammen. Aber man pflegte nicht nur Literatur und Kunst schlechthin, sondern zechte auch bei heiterem Geplauder bis zu später Stunde.

Nicolai, der erst vier Jahre nach Lessing in den Klub eintrat, erzählt noch von andern Bekannten. „Ich erinnere mich", sagt er,

„noch mit Vergnügen sehr angenehmer Stunden mit Naumann und Professor Kies (dem damals sechsunddreißig Jahre alten Mathematiker und Astronomen, der in Tübingen starb), einem sehr lebhaften und witzigen Manne, auf einer sehr kleinen Stube, die Lessing in einem sehr kleinen Hause auf dem Nicolaikirchhofe in Berlin damals bewohnte." Christian Nicolaus Naumann (1720—1797), ein sächsischer Landsmann Lessings, lebte als Hauslehrer in Berlin. Obschon neun Jahre älter als Lessing, war er mit diesem schon von dessen Leipziger Universitätszeit her befreundet; in Lessings erster Berliner Zeit war er auch sein Stubengenosse. Naumann erhielt, wie sein Freund Dietrich aus Görlitz verrät, von Lessing Empfehlungen „an die witzigsten Köpfe und berühmtesten Gelehrten damaliger Zeit". Er war auch Dichter, der „Kleine Bautzner", und verfaßte ein riesiges Heldengedicht in vierundzwanzig Büchern, das er „Nimrod" taufte. Mylius zeigte es nicht ohne Humor an: der witzige Poet habe „sich mit Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameter ohne Füße gemacht". Naumann ließ 1752 in Erfurt eine Schrift drucken, betitelt „Über Verstand und Glück", welche er Lessing dedizierte. Als er ihm seine Schrift brachte, rief ihm dieser zu, sobald er den Titel sah: „Mensch! Wie kannst du von zwei Sachen schreiben, die du nie gehabt hast." Auch seine Schrift „Von dem Erhabenen in den Sitten" hat er Lessing gewidmet. Der streng Religiöse erklärt darin, nur durch die Religion gelange man zur Tugend. Naumann war ein eifriges, aber drolliges Kerlchen, das trotz festen Willens keinen Platz länger als ein paar Monate auszufüllen vermochte. So führte er ein unstätes Wanderleben. In Leipzig versuchte er 1773 vergeblich eine Monatsschrift unter dem Titel „Kritischer Kehrbesen" zu gründen. Nur selten konnte er sich dort warmes Essen leisten; Wasser, Brot und eine Dachstube waren sein alles. Dabei blieb er sorglos und vergnügt. Von Berlin ging er nach Görlitz, wo sein Schwager Apotheker war, um zunächst dessen Sohn zu unterrichten, dann aber gegen freie Abendkost Vorträge zu halten. Später reiste er mit Gemälden, die alle Wunderwerke der Welt darstellen sollten, und erklärte sie

am Jahrmarkt für zwei Groschen Eintrittsgeld. Am 15. Februar 1797, also an demselben Monatsdatum wie Lessing, sechzehn Jahre nach ihm, ist er in Görlitz gestorben. Lessing „hatte immer", wie sein Bruder versichert, „Leute mit gewissen Eigenheiten, wenn es auch Schwachheiten waren, lieber als solche, die den gebahnten Weg in Wissenschaften schlichen". Wenig bekannt ist aber eine Charakteristik, die Naumann von Lessing entwirft; sie verdient wörtliche Wiedergabe: „Nach der sanguinisch-cholerischen Blutmischung war in G. E. Lessing Geist und Leben, Standhaftigkeit und Mut. Mitten unter gelehrten Beschäftigungen, ohne die er nie sein konnte, schien er, bei dem stets angestrengten Meditieren, zuweilen ein wenig zerstreut, doch im Grunde war er dies nicht; er rekollegierte sich im Augenblick. In großen Gesellschaften hörete er bloß zu, eben wie Gellert; desto redseliger im Zirkel vertrauter Freunde, tat er nichts weniger als zurückhaltend mit seiner Wissenschaft, die so ausgebreitet war als profunde. Vermöge des feurigen Temperaments sprach er viel und geschwind, aber durchdacht; mit Bonsens und mit einem gewissen Acumen. Ungemein gern disputierte er über angenommene Sätze und behauptete das Gegenteil, wie Peter Bayle, sein Liebling; und da mochte man recht haben oder nicht, man war gefangen. Wenn er diesen Sieg sah und lächelte, heiterten sich bei ihm die Gesichtszüge noch mehr auf, die Augen, darin man seine Gedanken las, der ganze Witz und die Seele; sinnreiche Einfälle aus dem Stegreif folgten einander, Pfeil auf Pfeil; man ging nie von ihm hinweg, ohne etwas gelernt zu haben. Sein stets fortwirkender Vollkommenheitstrieb ertrug das Mittelmäßige, wo er's fand, nur aus Politik und aus Zwang. Ihm, dem strengen Verfechter der Wahrheit, waren die feinsten Schlingen der alten und neuen Sophisten ein Zeitvertreib; ihre Kabale, die Scharlatanerie, die Intrige, das groß prahlende Nichts konnte er nicht ausstehen; hingegen Pedanten von Metier und Meriten verzieh er viel und schätzte sie hoch. Auf diesen Schlag nannte er Leibnizen im guten Verstande den größten und venerabelsten Pedanten seiner Zeit. In der Tat hatte

er der Güte des Geblüts, der Kraft und der Stärke des Humeurs diese ihm natürliche Rechtschaffenheit zu verdanken, daß er nicht anders handeln konnte. Vom Leichtsinn so entfernt als von der Grübelei, machten die Triebfedern der besseren und verfeinerten Ehrliebe zur Freimütigkeit, zum aufrichtigen Sinn des redlichen Mannes, der ohne Menschenfurcht immer gleich durchgeht, wie zur Offenherzigkeit mit Verstande vor anderen ihn so geneigt. Wem er einmal seine Freundschaft schenkte, wen er prüfte und wählte, dem blieb er ein beständiger, ein ohne Absicht sehr nützlicher Freund, dem er die Fehler nicht bitter, sondern lachend sagte, für den er fast mehr als für sich selbst sorgte, vollkommen wie der alte römische Horaz, dem er in der Lebensart, in der Philosophie, im gedrungenen nervösen Stil ziemlich gleich kam."

Der französische Philosoph De Prémontval, der sich vorübergehend in Berlin aufhielt und sich viel mit deutscher Literatur beschäftigte, trat Lessing ebenfalls näher; er klagte wohl, daß seine Besuche von diesem kaum erwidert würden. Daß Lessing öfter mit dem Schauspieler Brückner zusammenkam, ist selbstverständlich. Daneben verkehrte er besonders mit Kirnberger und dem jüdischen Arzt Dr. Léon, der sich nach seiner Taufe Gomperz nannte, mit Gottsched im Briefwechsel stand und Lessing einen Stammesgenossen zuführte, einen kleinen, etwas buckligen Juden, mit wunderbar großen, klaren Augen und menschenscheuer Haltung: Moses Mendelssohn.

Moses war der Sohn des Lehrers und Schreibers Mendel aus Dessau. Seinen Familiennamen mußte er sich selbst beilegen, da die Juden in jener Zeit keine gesetzlich anerkannten Zunamen besaßen. Später wurden ihnen von den Behörden deutsche Namen aufgenötigt. Der Knabe hieß schlechtweg Moses-Dessau; die Chiffre D benutzte er ja auch nachher zur Zeichnung seiner Beiträge für die Literaturbriefe.

In demselben Jahre wie Lessing geboren, zeigte er früh eine ähnlich dialektische Veranlagung wie dieser. Schüchtern und von schwächlichem Körper, als Jude bürgerlich rechtlos, lernte er das

Leben früh von trauriger Seite kennen. Oft genug trug ihn der Vater im Winter unter einem alten Mantel zur Schule, um ihm den geliebten Unterricht zu ermöglichen. Seinem Lehrer Fränkel, der 1743 als Rabbiner nach Berlin berufen wurde, folgte er, sobald er vierzehn Jahre alt war. Als der blasse Knabe müde an den Toren Berlins anlangte, fragte ihn der Torschreiber barsch nach seinen Absichten. „Lernen", erwiderte er schüchtern. Weiter gefragt, wovon er leben wolle, vermochte er verlegen nur den Namen seines Lehrers hervorzustammeln. Dieser brauchte seine Fürsorge für ihn nie zu bereuen, und als er 1762 starb, wußte er seinen einstigen Zögling wohlversorgt. Mendelssohn vergalt die Freundlichkeit, mit der er von seinen Stammesgenossen in Berlin aufgenommen wurde, später an dem herumirrenden klugen Betteljuden Maimon (1754—1800), dessen Selbstbiographie voll Dankbarkeit für seines Gönners Edelsinn ist. Zunächst fand aber der kleine Moses selbst nur ein Unterkommen in einem Dachstübchen. Einige Groschen verdiente er wöchentlich durch Abschreiben für seinen Lehrer, an dessen Tisch er auch einige Male in der Woche essen durfte. Er selbst hat erzählt, daß er das Brot, das er kaufte, durch sorgsam abgemessene Striche einzuteilen pflegte, um nicht an einem Tage zuviel zu essen und dafür am folgenden völlig zu hungern. In dem Handlungshause eines jüdischen Seidenfabrikanten, namens Isaak Bernhard, der sich Hermann Zilz nannte, erhielt Moses 1750 die Stelle eines Hauslehrers und vier Jahre darauf die eines Buchhalters. Nach Bernhards Tode trat er als Teilhaber in das Geschäft. Lieber als mit Seide aber beschäftigte er sich von Jugend an mit Sprachen und besonders mit Philosophie. In das Studium jener hatten ihn sein Gönner Gomperz und ein anderer jüdischer Arzt namens Kirsch eingeführt. Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand", dessen englischen Text er, wie Nicolai mitteilt, mit unbeschreiblicher Mühe zu entziffern versuchte, indem er fast jedes Wort im Wörterbuch nachschlug, aufschrieb und überdachte, führte ihn zur Philosophie. Durch Gomperz wurde er auch mit nichtjüdischen Kreisen bekannt und gelegentlich auch Lessing als guter Schachspieler empfohlen.

Mutig und geistvoll hat Moses Mendelssohn das erste und das Beste getan für die Hebung seiner Stammesgenossen. Zu nationaler Selbstbesinnung wollte er sie führen, nicht zu religiöser Vereinzelung. Er wollte ihnen ein Vaterland geben. Seine Übersetzung des Pentateuch (1778—84) bahnte das erste Verständnis an zwischen Israel und Deutschtum. Erst zwei Jahre nach Lessings Tode erschien sein Hauptwerk „Jerusalem". Als Kritiker bebte er in den Literaturbriefen auch vor Friedrichs Thron nicht zurück. Furchtlos stellte er sich, auf die Anzeige des Predigers Justi hin vorgefordert, dem Könige und wurde gnädig entlassen. Als Mensch und Philosoph gewann er bald die Anerkennung der Besten trotz des unscheinbaren Eindrucks seiner verwachsenen Gestalt. Herder rühmte seinen Kopf als den klarsten und heitersten, den er auf einem menschlichen Rumpfe gesehen habe. Kant, der ihn 1777 in Königsberg kennen lernte, ersehnte „einen solchen Mann von so sanfter Gemütsart, guter Laune und hellem Kopfe zum beständigsten und innigsten Umgang". Mirabeau nennt ihn nicht nur um des „Phaedon" willen den deutschen Platon und einen ungewöhnlich bedeutenden Schriftsteller.

Gutherzig und mildtätig gegen alle, teilte er vollends mit seinen Freunden, was er hatte. Auch Hamann schreibt am 3. Oktober 1764 an Lindner: „Mein guter alter Freund Moses Mendelssohn hat mir die Reisekosten vorgeschossen, daß ich meine Reise beschleunigen konnte." Von leidenschaftlicher Gemütsart, wußte er sich doch meisterhaft zu beherrschen. Maimon versichert, Mendelssohn habe „die Seelenmechanik von Grund aus verstanden", auch gewußt, sich stets in die Denkart eines andern hineinzufinden und an ihm die guten Seiten zu entdecken.

Lessings offenes, feuriges Wesen, das Mendelssohn selbst am 22. Juli 1776 Abbt gegenüber rühmt, und des jüdischen Philosophen Temperament stimmten vortrefflich zueinander. Im Schachspiel verloren beide gern um des Lerngewinnes willen. Kurz nach der ersten Bekanntschaft gab ihm Lessing den Shaftesbury zu lesen. So etwas könne er auch machen, meinte Mendelssohn, und wirklich brachte er ihm bald ein Manuskript, die

„Philosophischen Gespräche", mit deren Druck Lessing den neu gewonnenen Freund nach einigen Monaten überraschte. So wurde durch ihn der unbekannte bucklige Jude mit den großen glänzenden Augen zum Schriftsteller. Wie gut sie einander verstanden, zeigt Mendelssohns spätere Äußerung, Lessing habe ihm von Hamburg noch keine Zeile geschrieben: ein Beweis, daß er von ihm als Freund und nicht als Bekannter angesehen werde. Wenn er über Lessing schreibe, äußerte er nach Lessings Tode, so müsse er sich stets ein halbes Jahr weiter hinaus setzen. Daß Lessing Jacobi und nicht ihm seinen Spinozismus gestanden haben sollte, konnte er nicht glauben: „Ich gestehe meine Schwachheit. Ich kenne kein irdisches Geschöpf, dem ich diesen Vorzug nicht mißgönnen würde"; und daß wiederum Lessing ihn „unter seinen Freunden am höchsten schätzte", bezeugt sogar derselbe Jacobi.

Lessing und er erkannten, wie sehr einer des andern bedurfte. Das Interesse für das Schachspiel, das ja in „Nathan" nachklingt, wich bald dem für literarische und ästhetische Fragen. Fast täglich besuchte Mendelssohn den Freund morgens auf dem Wege ins Geschäft zwischen sieben und neun Uhr, um mit ihm zu disputieren. In der Erinnerung hieran entstanden später Mendelssohns „Morgenstunden". Nur Lessings Sinn für Geschichte und Philologie konnte er nicht begreifen; ja er lachte über den „unnützen Kram". Bis in die Wolfenbütteler Zeit blieben die Freunde in steter geistiger Verbindung, und nie sind ihre herzlichen Beziehungen zueinander erloschen. Im „Nathan" setzte Lessing dem Freunde ein Denkmal. Aus einem glücklichen Familienleben — er war mit Fromet Gugenheim vermählt und hatte sechs Kinder — rief Mendelssohn nur wenige Jahre später als Lessing, 4. Januar 1785, der Tod ab. Nun ruht er auf dem ältesten jüdischen Friedhof in Berlin an der Rosentalerstraße hinter einem epheubewachsenen Gitter, nicht weit von seinem Lehrer Fränkel, seinem Brotherrn Bernard und Abraham Wulff, Lessings Derwisch im „Nathan". Seine Söhne Joseph und Abraham gründeten das Bankhaus Mendelssohn & Co., während seine älteste Tochter, die dämonisch häßliche, aber geistvolle Dorothea, als Gattin

Friedrich Schlegels, des Begründers der romantischen Dichtung, in Deutschland bekannt geworden ist. Mit Schlegel trat sie später zum katholischen Glauben über. Berühmter noch als Moses, dessen Denkmal uns in Dessau am Bahnhof grüßt, wurde sein Enkel Felix Mendelssohn-Bartholdy. Aber dessen „Lieder ohne Worte" entstanden nicht mehr in dem alten in Moses' Besitz übergegangenen Hause Spandauerstraße 68, in dem Lessing mit Mylius 1748—51 hauste, in dem er die „Juden" schrieb, und das er sogar besingt:

„Das nie der Neid besucht und spät der Sonne Schimmer,"

dem Hause, das 1757—59 Nicolai bewohnte, und in dem noch die Humboldts zu Moses' Füßen saßen! Felix Mendelssohn-Bartholdy wurde groß in dem Prachthause Leipziger Straße 3, wo 1852 nach dem Brande in der Oberwallstraße das Herrenhaus erstand. Kaiser Friedrich verlieh den Nachkommen Moses Mendelssohns den Adel. Edelsinnig und aufrecht hat das Geschlecht fast zwei Jahrhunderte durchschritten, und wenige Namen haben für weitschauende Geister heute in der preußischen Hauptstadt und weit über die deutschen Grenzen hinaus einen besseren Klang als derjenige des armseligen Judenknaben aus Dessau, der sich schmiegsam an dem spröden Stamme des lessingschen Geistes hinaufrankte. „Mit gerührtem Herzen", schrieb er nach des Freundes Tode, „danke ich der Vorsehung für die Wohltat, daß sie mich so frühe, in der Blüte meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit vorhabe."

Der dritte in diesem Freundschaftsbunde war Friedrich Nicolai, der Mendelssohn erst durch Lessings Vermittlung kennen lernte. Er war vier Jahre jünger als die beiden andern, überlebte sie aber um ein Menschenalter: erst 1811 ist er gestorben, also dreißig Jahre nach Lessing, fünfundzwanzig nach Mendelssohn, acht nach Klopstock und Herder und sechs nach Schiller, bei

dessen Geburt die Freundschaft Nicolais mit Lessing schon länger als ein Lustrum währte. Sein Vater hatte in Wittenberg den Buchhandel erlernt, die Tochter seines Chefs Zimmermann geheiratet und damit die Berliner Filiale als Mitgift erhalten. Ein älterer Bruder übernahm die väterliche Buchhandlung in Wittenberg, ein anderer wurde Professor der Theologie in Frankfurt a. O. Im Hallenser Waisenhaus und in Berlin erzogen, wurde Friedrich Nicolai zunächst Gehilfe in einer Buchhandlung in Frankfurt a. O. Lerneifrig studierte er daneben die antike und englische Literatur. 1752 übernahm er nach des Vaters Tode mit seinem Bruder zusammen die Berliner Buchhandlung. 1754 gab er „Briefe" heraus „über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", eine Schrift, die sich Lessings „Briefe" zum Muster nahm; mit diesem stimmte er in vielen Fragen der Literatur, vor allem in der Anerkennung Klopstocks und der Ablehnung Gottscheds, überein; auch Nicolai steht höher als die Regel die freie, kraftvolle Kritik. Hier findet sich der oft zitierte witzige Vergleich zwischen dem alten Bodmer und dem jungen Wieland: „Die Muse des Herrn Bodmers ist eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat. . . . Die Muse des Herrn Wielands ist ein junges Mädgen, das auch die Betschwester spielen will und sich der alten Witwe zu Gefallen in ein altväterisches Käppgen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiger Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer munteren Modeschönheit würde." Lessing wünschte, als er die Aushängebogen der Schrift zu Gesicht bekam, den Verfasser kennen zu lernen, mit dessen Bruder, Professor Gottlob Samuel Nicolai in Frankfurt a. O., er längst bekannt war. Wie sehr die anonym erschienenen Briefe sich in lessingschem Fahrwasser bewegten, geht daraus hervor, daß man Lessing allgemein für den Verfasser hielt. Für beide bedeutete die neue Freundschaft einen Lebensgewinn, sei es zuerst auch nur

im buchhändlerischen Sinne. 1756 trat Nicolai aus eigenem Antrieb von der väterlichen Handlung zurück, um ungehindert für die Literatur wirken zu können; ein Schreiben Lessings vom 29. November 1756 beglückwünscht den Freund hierzu: „Gesegnet sei Ihr Entschluß, sich selbst zu leben! Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. Wenn Sie leben können, ist es gleichviel, ob Sie von mäßigen oder von großen Einkünften leben." Nicolai mußte, da sein Bruder schon zwei Jahre später starb, die Firma als alleiniger Inhaber wieder übernehmen. Seine zähe Arbeitskraft ermöglichte es ihm, neben der Entwicklung eines großen, literarisch bedeutsamen Verlags eine nicht minder große eigene schriftstellerische Tätigkeit zu entfalten. Er wurde 1784 Mitglied der Münchener, 1799 der Berliner Akademie. An Lessings Namen ist derjenige Nicolais für immer geknüpft durch die „Literaturbriefe" (1759—65). Lessings Mitarbeit an der von Nicolai 1757 in einem Leipziger Verlag begründeten „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste", deren Redaktion schon nach zwei Jahren, als Nicolai die väterliche Firma übernehmen mußte, an Weiße überging, war nur eine mehr gelegentliche, und noch weniger Beziehungen hatte er zu der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", die Nicolai in Fortsetzung der Literaturbriefe ins Leben rief. Diese Literaturzeitschrift, die von 1765—1804 erschien, und die es auf 800 Mitarbeiter und 268 Bände brachte, ist Nicolais eigentlicher Ruhmestitel geworden. Er war nicht nur ihr Verleger und Redakteur, sondern auch ihr fleißigster Mitarbeiter. Bei den Nachfahren freilich sitzt Goethes Spott über den allzu schreib- und druckseligen Autor der „Freuden des jungen Werther" (1775) tiefer als das Verdienst an Lessings Seite. Wir erinnern uns auch des Xenien-Distichons:

Nenne Lessing nur nicht! Der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

Nicolai wurde mit den Jahren ein anderer. Eigensinn und dogmatischer Schematismus waren der Hafen, in den der junge Literaturverbesserer als Greis auf gerettetem Boot einlief. Und

wer läse heute noch seine Dichtungen! Gleichwohl ist der gegen Orthodoxie und Unduldsamkeit gerichtete Roman „Sebaldus Nothanker“ (1773/76) auch heute noch der Beachtung wert. Seine dauernde Bedeutung liegt in der Darstellung des deutschen Lebens jener Zeit. Goeze erscheint da als Stanzius, J. G. Jacobi als Säugling, Riedel als Rambold. Das Literatenleben, die Geistlichkeit in ihrer Engherzigkeit und Einseitigkeit, die hochfahrende Aristokratie in ihrer gesellschaftlichen Unerzogenheit, die Verfolgung religiöser Richtungen, das alles vereint sich zu einem treffenden Zeit- und Kulturbilde. Stark tendenziös sind freilich alle Romane Nicolais. Die „Geschichte eines dicken Mannes“ (1794) ist gegen die Originalgenies gerichtet, „Sempronius Gundibert“ (1798) gegen die Kantische Philosophie. Niemand wagt sich heute vollends noch an die zwölf Bände seiner „Reise durch Deutschland“ (1783/96) heran, in denen außer Kant auch Schillers Ästhetik verspottet wird, und höchstens der Literarhistoriker nimmt etwa die Biographien Kleists (1760), Abbts (1767) oder Mösers (1799) in die Hand oder den „feynen, kleynen Almanach“ (1777/78), in dem Nicolai nicht sehr geschmackvoll gegen die von Herder entzündete Begeisterung für die Volkslyrik eiferte. Nicolais schönster Ruhm besteht nun doch einmal darin, daß er sich Lessings Freund nennen durfte und Jahrzehnte hindurch zu dessen geistigen Vertrauten gehörte.

Immerhin besaß Nicolai Eigenschaften, die den Erfolg seiner Arbeit innerhalb gewisser Grenzen verbürgten. Starkknochig, mit klarer Stimme, hellen freundlichen Augen und angenehmen Umgangsformen, ohne Perücke und Haarbeutel, das Haar nur zu einem Zopfe geflochten, wirkte er schon durch seine äußere Erscheinung achtunggebietend. Wohl war er oft eigensinnig, kurzsichtig, rechthaberisch und einseitig, andererseits aber unglaublich arbeitsam, willenskräftig, offen und immer ehrlich. Auf dem Bilde von Therbusch erscheint er im Kreise seiner großen Familie wie ein Patriarch. Seine Lebhaftigkeit und Energie nahmen nicht ab, als er alt wurde, obwohl er mit zweiundsiebzig Jahren das rechte Auge verlor. 1787 kaufte er das Haus in der Brüderstraße 13

— die alte Handlung lag in der Poststraße 4 —, das der durch Lessing berühmten Baumannshöhle gegenüber lag und jetzt das Lessingmuseum enthält. Im Garten ist noch heute ein Nußbaum zu sehen, unter dessen Laub Lessing gern saß.

Mit Lessing hatte dieser typische Aufklärer vieles gemein, so die Neigung zu rein verständiger, phantasieloser Auffassung oder den Mangel jeden Sinnes für die Schönheit der Natur. Sogar seinen prächtigen Garten liebte er nur um der besseren Luft willen. Ebenso verband ihn mit Lessing Hang zur Geselligkeit. Sein Haus wurde ein gesellschaftlicher Mittelpunkt für Berlin. An seiner stets offenen Tafel erschienen regelmäßig Ramler, Engel, Zelter, der ihm sein neu gekauftes Haus ausbaute, Chodowiecki und die Karschin, bei seiner Silberhochzeit 1785 auch Gleim, Teller und Wöllner. Sein Einfluß in Berlin war unberechenbar und wurde noch von Schiller empfunden, der 1780 an seine Schwester schrieb: „Sobald ich in Berlin bin, kann ich in der ersten Woche auf festes Einkommen rechnen, weil ich vollgültige Empfehlungen an Nicolai habe, der dort gleichsam der Souverän der Literatur ist, aber Leute von Kopf sorgfältig ansieht, mich schon im voraus schätzt und einen ungeheuren Einfluß hat, beinahe im ganzen deutschen Reich der Gelehrsamkeit." Große Liebhaberkonzerte in Nicolais Hause lockten selbst sprödere Kreise. Noch durfte er das Aufsteigen des ersten Luftballons seinem Enkel Gustav Parthey zeigen. Dessen „Jugenderinnerungen" leuchten in jene versunkene keimkräftige Zeit hinein und bringen auch eine neue Äußerung Lessings, die bisher freilich als Lieblings-Redensart Klopstocks galt und von Parthey vielleicht mit jener verwechselt worden ist: „Man sehe sich immer wieder, das Abschiednehmen habe Gottsched erfunden." Der Mann verging, der Name der Firma blieb, obwohl bereits der Enkel das Geschäft verkaufte. Das Grab des Gründers aber ist zusammen mit dem ganzen Friedhof der Luisenstadtkirche an der alten Jakobstraße verschwunden.

Lessing fand an dem geschäftskundigen Nicolai eine wertvolle Ergänzung zu dem in seinen Gedanken lebenden, weltentrückten Mendels-

sohn. Er wahrte sich jedoch stets seine Selbständigkeit und zog einen Kreis um sein Ich, den niemand durchbrach. Nicolai empfand das. 1765 schreibt er an Ramler: „Herr Lessing ist noch nicht hier, er will die gute Gewohnheit, das, was seine Freunde glauben, daß er tun werde, gerade nicht zu tun, auch jetzt noch nicht vergessen." Karl Lessing schildert lebhaft den Verkehr der drei Freunde in Berlin. „Ganz verschieden", sagt er in der Lebensbeschreibung des Bruders, „an Erziehung und anfänglicher Denkungsart und doch so ganz einig an Eifer für ihre geistige Selbstvervollkommnung und Beförderung der Wissenschaften, teilten sie einander ihre fruchtbarsten Ideen mit. Da jeder die des anderen zu berichtigen und zu verbessern aufgefordert wurde und keiner doch für seine eigenen eine so unbezwingliche Vorliebe hatte, daß das Gegenteil davon bei ihm keinen Eindruck machen konnte, so mußten ihre Äußerungen, wenn sie sie zu Papiere brachten, immer viel Richtigkeit und Neuheit haben. Nicht Gleichheit ihrer Denkart, die sehr verschieden war, sondern ihr scharfer und richtiger Blick, den jeder von jeder Sache fast anders nahm, war der Grund ihres vertrauten Umgangs."

Von den andern Berliner Bekannten war es besonders Karl Wilhelm Ramler (1725—98), zu dem Lessings Beziehungen sich freundschaftlich gestalteten. Er war Lehrer an der Berliner Kadettenschule und im Nebenamt Poet. Aber seine Dichtungen, besonders seine Oden, kamen tot zur Welt. Sie sind bezeichnend für rein äußerliche Nachahmung großer Vorbilder und zeigen nicht den mindesten lyrischen Einschlag. Lessing, der scharfe Kritiker jeder Unebenheit, hatte seine Freude an diesen wohl skandierten Liedern und sah Ramler zeitlebens für einen Meister an, nach welchem sich dichterische Anfänger wohl zu richten vermöchten. Sie traten einander erst 1755 näher, nachdem sie in Vossens Handlung flüchtig bekannt geworden waren, und kamen nun oft abends zusammen, zunächst in Ramlers Hause. In einer Liste von schönen Geistern, die dieser noch 1753 für einen Engländer entwarf, mußte erst Gleim Lessings Namen hinzufügen. Ramlers Name dagegen hatte schon damals einen unverdienten Klang, nur freilich bei

dem König nicht. Seit 1745 in Berlin, lebte er fünfzehn Jahre lang mit einem Jahresgehalt von 144 Talern, ein eheſcheuer Junggeſelle. Sein Ruhm ſchien zu wachſen. Am 9. Dezember 1767 ſchreibt ihm der Schauſpieler Großmann aus Danzig, dieſe liebe Stadt ſei ſehr arm an Schöngeiſt, aber Ramlers Poeſie ſei doch in ihr lebendig. Fürſten, unter ihnen ſpäter auch Friedrich Wilhelm II., hielten ſich nicht für zu gut, ihm eigenhändig zu ſchreiben. Wenige Poeten ſind ſo überſchätzt worden, wie dieſes beſcheidene Formtalent. Nach Leſſings Tode ſchrieb der Kammerherr von Döring am 20. Februar 1784 aus Altona an Ramler: „Nie vergeſſe ich, was mir Leſſing mehr als einmal geſagt hat: Ich habe Ramler die Ausgabe meiner kleinen Schriften ganz überlaſſen und nehme ſeine Bedenken als die meinigen an. . . . Von meinen Epigrammen hat er zwanzig weggelaſſen, womit ich ganz zufrieden bin.“ Wirklich empfand Leſſing für Ramler beſondere Hochachtung. Er hielt ihn für ſeinesgleichen, obwohl des braven Profeſſors ſteifleinene Geiſteskinder der Erwähnung kaum wert ſind.

Weniger innerlich war das Verhältnis zu Sulzer. Als Profeſſor am Joachimsthalſchen Gymnaſium, dann, ſeit 1750, als Mitglied der Akademie, fühlte er ſich jenen bloßen Kritikern und Journaliſten gegenüber in der Sphäre der Unſterblichkeit. Über Leſſings Wert war er ſich 1755 noch nicht ganz klar. „In ſeinen Reden“, ſchreibt er am 18. April an Bodmer, „iſt er viel beſſer als in ſeinen Schriften, und er ſcheint mir viel Verſtand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeitet, ihn ſchlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen; denn es ſcheint, als ob er ſich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm ſein, wenn er ſich in etwas einließe.“ Die nächſten Monate brachten eine Befeſtigung ihrer Beziehungen, die bis zum Erſcheinen der Literaturbriefe auch ungetrübt blieben. Damit aber kam die Zeit, in der ihm, dem Verehrer der Schweizer, Leſſings ganze Richtung nicht mehr zuſagte. Als der Propſt Süßmilch Leſſing für die Aufnahme als Mitglied der Akademie vor-

schlug und durchbrachte, war Sulzer es, der sich dem heftig widersetzte. Die Freunde verübelten ihm das sehr; Lessing lächelte. 1775 wurde Sulzer Direktor der Akademie, und schon vier Jahre darauf starb er.

Wie sehr ward dieser ganze Berliner Kreis schon zu Lebzeiten seiner Mitglieder auseinandergerissen! Damals jedoch um die Mitte der fünfziger Jahre verlebten sie glückliche Stunden, obwohl kein Klopstock da war, der sie poetisch hätte verherrlichen, kein Goethe, der sie persönlich hätte beseelen können. Was diese Männer denken, fühlen, reden und einander schreiben, das ist sachlich, ernst, schöngeistig und — in erfreulichem Gegensatz zu der Gleim-Jacobi-Gellertschen Manier — immer männlich. Nur Ramler ergoß sich brieflich in süßlichen Tändeleien.

Solche Stunden des Zusammenlebens waren nicht nur persönlich glücklich, sie waren auch literarisch fruchtbar. 1759 sehen wir Lessing und Ramler ernten, was sie längst gesät hatten. Sie gaben gemeinsam Logaus Sinngedichte heraus und trugen so ihre Arbeit für die ältere deutsche Literatur in weitere Kreise. Ramler bestimmte die Auswahl und verbesserte die Form des Textes; Lessing schrieb das Vorwort und ein kleines Wörterbuch. Er wünschte nichts modernisiert zu geben. Ramler änderte jedoch mit großer Freiheit. Diese Logau-Ausgabe (1758) trat nun in literarischen Wettstreit mit Gottscheds „Reineke Fuchs" (1752) und Bodmers „Chriemhild" (1757). Das deutsche Altertum begann aufzuleben.

Als eine wissenschaftlich noch gewichtigere Leistung aber kann wohl die von Lessing im Verein mit Mendelssohn verfaßte Abhandlung „Pope ein Metaphysiker" angesehen werden, die 1755 anonym in Danzig bei Schuster erschien. Hier tritt uns der Geist der beiden zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen entgegen, und so wenig genau zu unterscheiden ist, was im einzelnen von dem einen und dem andern stammt, so sehr wird jeder angesichts des Inhalts überzeugt von der Ähnlichkeit ihrer Veranlagung und Denkungsart.

Den äußeren Anlaß zu dieser Schrift gab ein Preisausschreiben der Berliner Akademie, mit welchem deren Präsident Maupertuis der Leibnizischen Philosophie beizukommen hoffte. Ein Brief Wielands an Zimmermann gibt nähere Aufklärung über den Sachverhalt. Nach der Bemerkung, daß Maupertuis längst die Absicht habe, einzelne Sätze der Leibnizischen Philosophie erwürgen zu lassen, heißt es: „Maupertuis faßte endlich den Entschluß, einen Hauptstreich zu wagen. Er setzte zur Preisschrift für die philosophische Klasse im Jahre 1756 die Frage auf, was Popes „all is right" sagen wolle, ob es das gleiche sei was Leibnizens „beste Welt", und mit was für Gründen dieses System befestigt oder destruiert werden könne. Vor einem halben Jahre ließ die Akademie zu Berlin die Schrift, qui a remporté le prix, nebst drei Konkurrenten drucken. Sie gab den Preis einer außerordentlich elenden Schrift, welche den sogenannten Optimismus vernichten will, ihn mit dem Fatalismus für einerlei hält, libertatem indifferentiae behauptet und das principium rationis sufficientis für eine Schimäre traktiert." Der Preisträger war der Gerichtsrat Reinhard in Neustrelitz, dessen Arbeit wunschgemäß die Leibnizische Lehre verdammte.

Die Absicht Maupertuis' wurde von Lessing sofort durchschaut, und von hier aus ist der Wert seiner Schrift einzuschätzen. Sie beweist der Akademie, daß die gestellte Aufgabe an sich unsinnig sei, und gibt zu Beginn des Vergleichs von Popens und Leibnizens Gedanken zu verstehen, daß ein solches Thema nur gestellt werden konnte in der edlen Absicht, Leibniz herabzusetzen.

„Wenn ich" — der Sprecher ist hier sicherlich Lessing — „der Akademie andere Absichten zuschreiben könnte, als man einer Gesellschaft, die zum Aufnehmen der Wissenschaften bestimmt ist, zuschreiben kann, so würde ich fragen, ob man durch diese befohlene Vergleichung mehr die Popeschen Sätze für philosophisch oder mehr die Leibnizischen Sätze für poetisch habe erklären wollen." Es liegt in diesen Worten ein wundervoller Hohn auf den Anspruch der wissenschaftlichen Korporationen, daß ihren Bestrebungen alle nicht rein sachlichen Gesichtspunkte ferne lägen. Lessing schleuderte jedem

den Handschuh zu, der ihm Unrecht zu tun oder falsche Behauptungen aufzustellen schien, gleichviel, ob es sich um einen an hoher Stelle wohl gelittenen Pastor oder um die höchste gelehrte Körperschaft Preußens handelte, unterstützt in diesem Falle durch das philosophische Wissen Mendelssohns. Was hat, fragt er einfach, ein Dichter wie Pope unter den Metaphysikern zu suchen? Metaphysisch war er nur in einem Gedichte, und wie kann ein Dichter als solcher ein System haben? Dennoch werden im weiteren diejenigen Gesetze zusammengestellt, „in welchen das Popesche System liegen müßte," worauf sie mit dem Leibnizischen verglichen werden. Dann folgt der Beweis, daß Pope nur bemüht gewesen sei, „das Sinnlich-Schöne aus allen Systemen zusammenzutragen," ohne sich, wie am Schlusse hinzugefügt wird, ein eigenes System zu abstrahieren. Die Schrift endet damit, daß die beiden Herausgeber einen Brief Popes an Swift zitieren, in dem er sagt: „Lachen Sie über meine Ernsthaftigkeit nicht, sondern erlauben Sie mir, den philosophischen Bart solange zu tragen, bis ich ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache." „Das will viel sagen!" bemerken die Herausgeber ironisch. „Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für wert erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen."

Wie in dieser Schrift, so blieben die beiden im Leben treuer miteinander vereint als mit den anderen Berliner Freunden. In den Briefen, die sie aneinander richten, werden Töne angeschlagen, die kühlen Verstandesmenschen sonst ziemlich fremd sind. Einer redet den andern nicht nur als „liebsten Freund" an, sondern betont diese Freundschaft überall freudig und offen. Nur an Mendelssohn schrieb Lessing Worte wie die folgenden: „Ich will es nicht wagen, der Freundschaft, nach Ihnen, eine Lobrede zu halten; ich will nichts als mich von ihr hinreißen lassen. Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind."

Der Freundschaft Lessings würdig sein, heißt einen hochsinnigen Charakter und einen freien scharfen Geist haben. Nur eines fehlte

dem gelehrten Juden mit dem vergeistigten Antlitz: der Schwung, der Lessings Angriffen die Stoßkraft, seinen Gedanken etwas Erhabenes gibt. Mendelssohn ist für uns ein typischer Vertreter des nüchtern denkenden Judentums, des kühlen Rationalismus, wie wir ihn klassisch schon in Spinoza verkörpert finden. Hier stehen die Rassen — Ausnahmen bestätigen die Regel — einander schroff gegenüber. Die kühne Initiative der Tat und der belebende Hauch der starken Begeisterung charakterisieren die germanischen Völker. Deutschland wurde mit Recht das Volk nicht nur der Denker, sondern auch der Dichter genannt. Beide Freunde gingen eifrig in die Schule der Weltliteratur. Aber nur Lessing erwarb sich kraft jener persönlichen Begeisterung, jenes Schwunges, der ihn über die kühl lächelnde Vernunft Mendelssohns erhob, den Ruhm, auch unserer Dichtung, besonders der dramatischen, neue Bahnen zu weisen.

Die dramatische Theorie und dramatischen Erstlinge Lessings sogen ihre Kraft aus seinem unablässigen Studium der Dichtung des Auslandes. Lehrreicher als seine fertigen Jugenddramen sind gerade die unvollendeten Gehversuche, mit denen er in Leipzig schon begann und die er nun in Berlin eifrig fortsetzte, von denen er auch nicht ließ bis zu seinem Tode. Sie ohne Rücksicht auf ihre chronologische Reihenfolge und des Dichters dramatische Entwicklung einstweilen hier vorweg mit einem Blick insgesamt zu überschauen, vervollständigt erst das Bild, das Lessing als unermüdlichen Sammler weltliterarischer Kräfte zeigt.

Kein großer deutscher Dichter hat so viel — über fünfzig — dramatische Fragmente hinterlassen wie Lessing. Sie begleiten sein Leben von den Leipziger Anfängen bis zu den Wolfenbütteler Ausklängen. Ja, es ließe sich allein aus diesen Stücken eine Biographie Lessings schöpfen, denn sie stellen die feinsten Wurzelfasern seiner Kraft dar. Der junge und der alte Lessing sei uns hier jedoch eins: schütteln wir bunt durcheinander das Kaleidoskop seiner Entwürfe, um zunächst die Vielfältigkeit der Motive kennen

zu lernen, an denen er sich in der Schule der Weltliteratur einschließlich der deutschen Dichtung während seines ganzen Lebens dramatisch versuchte.

Eine Fülle geistigen Ringens und literarischen Strebens eröffnet sich bei dem ersten Blick in Lessings dramatische Werkstatt. Es ist bekannt, daß er auch zu seinen Briefen vorher Entwürfe machte, sogar teilweise zu denen, die er an seine Geschwister richtete. Jede Zeile machte er sich sauer, wie sein Bruder Karl sagt. Darum aber bedarf auch kein lessingscher Satz der Feile; kaum einer, der nicht den Meister der Form verriete. Zunächst bemühte sich der junge, hoffnungsvolle Lustspieldichter, in Leipzig mit Übersetzungen französischer Stücke seinen Gesichtskreis zu erweitern. Freilich verband er damit noch einen andern, praktischen Zweck. Die Kasse war klein, die Lust am Theater groß. So verfiel er denn mit seinem Freunde Weiße auf den Gedanken, durch die Übertragung von Marivaux' „Hannibal" und Regnards „Spieler" sich die Pforten von Frau Neubers Musentempel dauernd zu eröffnen. Die französischen Alexandriner gewannen allerdings im Deutschen nur an Steifheit, und wir sind nicht traurig, daß von dem ersten Versuch wenig, von dem zweiten gar nichts erhalten ist. Als drei Jahre später, also 1749, Crébillons Name seine Aufmerksamkeit erregte, versuchte er sich mit derselben Bravheit an dessen „Catilina", ohne glücklicherweise über die erste Szene hinaus zu gelangen. Diese dramatischen Übertragungen aus dem Französischen haben sich später nicht wiederholt, wie sich aus Lessings Entwicklung ja leicht versteht. Anzureihen ist ihnen sein Versuch von 1750, ein Stück in französischer Sprache zu verfassen, damals, als Richier de Louvain, Voltaires Sekretär in Berlin, sein Freund und Sprachlehrer war und die Nähe Friedrichs des Großen französische Ansteckungsgefahr auf literarischem Gebiet auch für deutsche Schriftsteller bedeutete. Das Lustspielfragment „Palaion" liest sich ganz amüsant. Das Lob der guten alten Zeit ist im achtzehnten Jahrhundert nirgends besser verkündet worden als hier, wenn auch das Französisch nicht gerade dasjenige Voltaires ist. Lessing

wandte alles Gelernte sogleich schöpferisch an. Wie viele Studenten würden sich heute wohl finden, die ein eigenes Stück in fremder Sprache auch nur zu denken vermöchten! Sechs Jahre später hat er dann die Prosa des „Palaion" unter dem Titel „Vor diesen" im Deutsche übertragen und das Fragment noch um eine Szene bereichert.

Seine Beschäftigung mit dem Römer Plautus hat uns, wie wir schon gesehen haben, im „Schatz" eine zu Ende geführte Bearbeitung des „Trinummus" beschert,* daneben aber die Übersetzung der „Captivi" und mehrere fragmentarische Nachahmungen. „Weiber sind Weiber" entlehnt dem Plautinischen „Stichus" die Fabel, dem „Rudens" den Namen des Labrax, dessen Redlichkeit, wie diejenige Riccauts de la Marlinière, „nicht von der bäuerischen, groben und unbiegsamen Art" ist. Als Lenz 1774 sein köstliches „Pandaemonium germanicum" schrieb, stellte er den eifrigen Lessing dar, wie er flüchtige Skizzen nach Plautus unter das Poetenvolk warf. Mehr als eine Skizze ist auch der ebenfalls um 1749 entstandene „Justin" nicht geworden, der sich an den Plautinischen „Pseudolus" lehnt, dem modernen Empfinden indessen einige Zugeständnisse macht. Kuppler und Sklave werden ebenso wie der Tauschhandel mit einem Mädchen gestrichen. Lessing wußte schon vor Herder, daß die Zeit einen jeden Dichter erkläre. Die Plautinische Komödie verlor für ihn nicht durch Schwächen, die im alten Rom künstlerisch keine sein konnten.

Nur durch eigene Übersetzung dringt man gründlich in Dichtungen des Auslandes ein. Bei Lessing kam in jenen Jahren noch der praktische Wunsch hinzu, seine „Theatralische Bibliothek", die Proben aus der Weltliteratur bringen sollte, mit Stoff zu versorgen. So griff er denn weit um sich. Thomsons „Agamemnon" und „Tankred" reizten ihn, den Bessermacher, zur Übertragung, da er eine Göttingische Übersetzung nur mit Einschränkung hatte anerkennen können. Immer aber hielt er sich an Dichter, die ihm in gewissem Sinne als Muster galten. Thomsons Leben hat er ebenso wie das des Plautus geschrieben. So brachte er die Persönlichkeiten ausländischer Dichter seinem Volke menschlich

* Siehe oben Kap. 3 S. 128 ff.

nahe. In Spanien vollzog sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Wandlung zur französischen Klassizistik. Ignazio de Luzan, der spanische Gottsched, gab 1737 seine Poetik heraus; sie forderte für die Tragödie Besserung durch Furcht und Mitleid und Einheit von Ort und Zeit. Seinen Bahnen folgte Montianos „Virginia", die nun als Muster einer regelmäßigen Tragödie galt. Wie später Goethe verehrte Lessing Spanien besonders in Cervantes und Calderon, an dessen „Leben ein Traum" er sich 1750 versuchte, nachdem er mit Mylius ein wenig Spanisch getrieben hatte. Für ihn jedenfalls wurde die Kenntnis des spanischen Dramas nicht wie für andere durch die Niederländer vermittelt. Wenig oder gar nicht bekannte Spanier führen ihn um dieselbe Zeit zu den dramatischen Übersetzungsversuchen „Eraclio und Argila" und „Fenix". Ein Fragment aus dem Englischen, das ebenfalls in der spanischen Literatur wurzelt, gewann Bedeutung weit über diejenige der vorhin genannten hinaus. Es ist die „Virginia-Tragödie" des Henry Samuel Crisp, deren erste Blankverse, wie schon oben bei Besprechung der „Theatralischen Bibliothek" erwähnt wurde, Lessing um 1755 in deutsche Prosa übertragen hat. Sie hat neben Campistrons und Montianos gleichnamigen Stücken den Grund gelegt für seine eigene bürgerliche Virginia: „Emilia Galotti". So schöpfte sein eigener dramatischer Strom neue Kraft aus den Zuflüssen europäischer Dichtung.

Übersetzen, Bearbeiten, Nachahmen, Entlehnen, das sind Begriffe, die für die Auffassung von Lessings dramatischem Schaffen in stiller Arbeitsstube nicht scharf zu trennen sind. Er eroberte sich und uns das Ausland, ohne sich um das „Wie" Skrupel zu machen. „Mit leidigen Nachahmungen fängt das Genie an zu lernen, es sind seine Vorübungen," sagt er im dritten Stück der Dramaturgie. Auf eigene Erfindung der Fabel legte er gar kein Gewicht. Die Weltliteratur gibt ihm einen dankbaren Boden, in den er moderne Gestalten und Fragen hineinpflanzt. Der Italiener Tasso, der Spanier Don Carlos, der Schweizer Tell danken ihm den festen Grund, auf dem sie im deutschen Drama Goethes und

Schillers leben. Wie würde ein moderner Philoktet, eine moderne Virginia aussehen? Das sind Fragen, die er sich stellt und z. B. in der „Emilia Galotti" einmal zu Ende gelöst hat.

Rührend ist sein eiserner Fleiß, vom Auslande zu lernen, das Verstehen zu setzen an die Stelle der leichten Nichtachtung, die so oft nur ein Zeichen blöder Unwissenheit ist. Seine Vorlagen nutzt er auf jede nur denkbare Weise aus. Er übersetzt stellenweise, zitiert, ahmt Rollen und Reden nach, skizziert nach Mustern, macht Auszüge, verwertet Namen in gleichen und verschiedenen Rollen, übernimmt Typen, berücksichtigt nationales Milieu und bringt internationale Charaktere, folgt überlieferten dramatischen Gesetzen und protestiert gegen sie, versucht sich im französischen Alexandriner und im englischen Blankvers, im leichten Stil Italiens und in der schweren Ruhe der Antike, gebraucht hier die Pose der Fürsten, dort die Einfachheit der Bürger, und hält sich immer und überall nur das Ziel vor Augen, das vom Drama selbst gefordert wird. Zu Hunderten lassen sich ihm sogenannte „Plagiate" nachweisen, zum Teil ganz wörtliche. Der Philologe stritt in ihm mit dem Dichter. Kein anderer deutscher Poet verbindet so ernsthaft künstlerisches Wollen mit wissenschaftlichem Forschen. Mit einem schlichten „Siehe" weist er im Manuskript auf Szene oder Seite seiner Vorlage hin. Ein nationales Drama geschweige denn Theater war ja ohne die Berücksichtigung des Vorsprunges, den das Ausland hatte, nicht denkbar. Wie klagt er doch im 81. Literaturbrief: „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer ... der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat."

Bearbeitungen der charakterisierten Art stellen nun die meisten Fragmente dar. Weiße schrieb den „Leichtgläubigen", ein Stück, das Lessing als „pièce a tiroir" (Schubladenstück) tadelte. Flugs entwarf er einen eigenen Plan, für den er von Wycherleys „Country Wife" den Charakter des Sparkish borgte. Thomsons „Tankred" hatte ihn zu dessen Quelle „Gil Blas" geführt, im besonderen zu der Erzählung von „Ludwig und Aurora". Dieses Kapitel des

berühmten Lesageschen Romans versuchte er sofort dramatisch zu verwerten, um so lieber, als das Motiv der Verkleidung ihn oft lockte: wir finden es im „Misogyn", im „Leichtgläubigen" und im „Guten Mann", einem Fragment, das er fast ganz dem „Double-dealer" Congreves nachbildete. Dieser Entwurf besteht zum großen Teil in baren Hinweisen auf die Vorlage, die Lessing außerdem für einen andern Plan nutzte: „Der Vater ein Affe, der Sohn ein Geck." „Siehe", sagt er bei der Skizze der Stutzerfigur des Barons von Modisch, „den Charakter des Lord Froth im ‚Double-dealer' und besonders die vierte und fünfte Szene des ersten Aktes." So sind eine Reihe von Fragmenten, von denen bisweilen nur der Name überliefert ist, lediglich als kritische Lesefrüchte aus der Weltliteratur anzusehen; etwa „Die Großmütigen", „Die aufgebrachte Tugend", „Tonsine", „Ernst von Staupitz", „Der Dorfjunker", die nach des Italieners Goldoni „L'Erede fortunata" gearbeitete „Glückliche Erbin" (in einem früheren Entwurf genannt „Die Klausel im Testamente"), „Die Witzlinge" (nach Shadwells „Bury-fair") und „Der Richter von Zalamea". Lessing legte sich auch ein Verzeichnis von Stoffen an, deren dramatische Gestaltung er für wünschenswert hielt und passender Gelegenheit vorbehielt. Es findet sich in den „Kollektaneen", die er in Breslau zunächst für seinen „Laokoon" einrichtete. Als „Tragische Sujets" verzeichnete er da Lesefrüchte unter den Titeln „Der Brudermord", „Die feindlichen Brüder", „Mathildis", „Die Demostraten", „Der König von Siam", „Drahomira" — wir denken hier an Grillparzers gleichnamiges Fragment —, „Epponina" und „Cinnadon"; als „Komische Sujets": „Der Betrübte", „Mylord Roß" und „Der Projektmacher".

Die bunte Fülle dieser Stoffe und ihre Verwendung gewährt lediglich einen Einblick in Lessings Arbeitsstube. Wichtiger sind diejenigen Stücke, die sein geistiges Leben neu beleuchten und bisweilen sogar noch immer das unsere bereichern. Das vermögen auch die Entwürfe zu Tragödien, obwohl Lessing sich gerade hier am wenigsten zutraute. In der Vorrede des „Beitrags zum Deutschen Theater" hatte Weiße

erklärt, ein unglückliches Schicksal walte über der deutschen Schaubühne, denn während einige „Lieblinge der Musen in der Morgenröte ihres Witzes verblühet" seien, ließen „andere" die Jahre ihres Genies unnütz verstreichen und unsere Hoffnungen unerfüllt. Im 81. Literaturbrief, den wir als Ergänzung des 17. schon kennen, nimmt Lessing auf jene Stelle Bezug, die einmal auf die früh gestorbenen Cronegk und Brawe, sodann mit den „andern" auf Lessing selbst anspielte. Dieser nennt denn auch die beiden Toten und fügt hinzu — natürlich wohl wissend, daß es auf ihn abgesehen war, — wer die „andern" seien, könne er nicht sagen. „Sind es aber", fährt er fort, „wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Teil gewiß ist. Und wann kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studiert hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern." Prophetisch sieht Lessing hier seine eigene Entwicklung voraus. Damals trat er als Einunddreißigjähriger gerade in die zweite Lebenshälfte ein. Daß er in seinem Leben die Hälfte schon überschritten hatte, und daß demzufolge die Jahre seiner Meisterschaft nicht so lange dauern würden wie bei Sophokles, der, wie er bemerkt, bis in die achtziger Jahre Trauerspiele geschrieben habe, das freilich konnte er nicht voraussehen.

Zu den reicheren und für Lessings Dramatik bedeutsamen Entwürfen gehört die „Fatime", die uns in das Land des Halbmonds führt. Ihre Sprache aber scheint weder die Mohammeds noch Lessings zu sein, denn sie wird durchflutet von einer Leidenschaft, die wir in Lessings sonstiger Liebesdialektik vergeblich suchen. Eine Eifersuchtstragödie auf türkischem Boden im Stile des „Othello" von der Hand des dreißigjährigen Lessing hätte es verdient, zu

Ende geführt zu werden, zumal da sie nur als Einakter im fünffüßigen Jambus geplant war. Fatime nimmt als weiblicher Charakter eine deutliche Sonderstellung unter Lessings Frauengestalten ein. Sie steht in der Mitte etwa zwischen der kindlich-hingebenden Sara und der leidenschaftlich-dämonischen Orsina, beherrscht von Laune und Liebe, ein Gretchen im Odaliskengewand.

Fatime. Wer heute mich erbittert,
Der tut mir einen Dienst. Du kannst so wild
Mich schwerlich machen, als ich heut gern wäre ...
Da stehn sie! Was ist euch befohlen? Was?
Gesellschaft mir zu leisten? stumme? Wenn
Ich wieder ruhig, wieder kalt soll werden,
So würd' ich's lieber wohl allein. — O, geht!
Ich bitt' euch, geht! — Was gibt ein Sklav' auf Bitten? —
Ha! Wollt ihr die Erniedrigung ertrotzen,
Daß eure Nebensklavin euch befiehlt?
— Nun ich befehl' euch: geht! — Ihr wißt, wieviel
Ich über ihn vermag. Er kommt nun bald,
Und dann ...

Jaffith. Die Nachtigall,
Sie will aus ihrer kleinen Kehle donnern.
Wer drohen will, muß Groll zu hegen wissen,
Und weißt du das? Dir steht das Drohen so
Wie mir das Weinen.

Fatime. Kannst du gar nicht weinen?

Jaffith. Nein, aber auch nicht — weinen sehen. Du weinst?

Wie arm nimmt sich sprachlich neben diesem Entwurfe Lessings erster „Versuch eines Trauerspiels“ vom 17. April 1748 aus, der ebenfalls die tragische Ferne im byzantinischen Stoff sucht, statt des Jambus aber den sonst nie von ihm gebrauchten reimlosen Alexandriner anwendet mit dem regelmäßigen Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Verspaaren: „Giangir oder der verschmähte Thron“! Das Stück ist im Wetteifer mit einem gleichnamigen Weißes entstanden, ohne daß aber den beiden hoffnungsvollen Leipziger Theaterdichtern und Freunden Abhängigkeit voneinander nachzuweisen wäre. Nicht deshalb aber wird das Fragment hier vor den

aufgezählten hervorgehoben: es handelt sich um einen bekannten Stoff der Weltliteratur, auf den Lessing in der „Hamburgischen Dramaturgie", im 33. bis 36. Stück, bei Gelegenheit der Besprechung von Marmontels Erzählung „Soliman II." und Favarts entsprechendem Drama näher eingeht. Lessing wollte die Freundschaft zweier Brüder verherrlichen. Giangir, der Held des Stückes, verschmäht aus Liebe zu dem Bruder den Thron und gibt sich selbst den Tod. Ganz verschieden von den historischen und dramatischen Voraussetzungen der früheren Bearbeiter ist bei Lessing die Anklage gegen Mustapha, Roxanes Ehre angegriffen zu haben. Schon hier wollte er, wie bei dem Virginiastoff, politische Motive ausschalten. Angeregt wurden er und Weiße sicherlich durch Mallets „Mustapha", der 1739 erschien, obwohl Lessing die Namen nach Busbecq und Weiße nach Thuan schrieb.

Größere Beachtung verdient ferner das „Horoskop"-Fragment, das zehn Jahre später zu datieren sein dürfte, und dessen Schauplatz ebenfalls in die ideale Ferne gerückt ist. Es zeigt eine reifere Anlage, ist ein Vorläufer der Schicksalstragödien und spielt in Polen, wie Calderons „Leben ein Traum", in dem auch ein Horoskop Bedeutung gewinnt. Dasselbe Motiv findet sich bei Lope und im Demetriusstoff. Die Anregung aber gab die vierte Declamatio major Pseudo-Quintilians: einem Manne wurde, bevor seine Frau niederkam, das Horoskop gestellt; der Bescheid war der, daß der Knabe der Mörder seines Vaters werden würde. Offenbar wollte Lessing also den „Ödipus" modernisieren, wie im „Massaniello" den „Rasenden Herkules" und in der „Emilia Galotti" die „Virginia". Es ist schade, daß er abbrach und so der Blankvers uns die Opalinskis und Massalskas nicht noch näher gebracht hat, von denen wir freilich historisch im 15. Jahrhundert, das Lessing voraussetzt, nichts Wesentliches erfahren, natürlich auch nichts, was die Prophezeiung des Nativitätstellers wahrscheinlich machte: „Hoc temporis momento natus vir fortis futurus est, deinde parricida." Hätte der spätere Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie" diese podolische Schicksalstragödie ausgeführt —

wie lehrreiche Ausblicke ergäben sich auf Schiller, wenn man nur an dessen „Braut von Messina“ und „Demetrius“ denkt!

Von andern schon durch ihren Namen wichtigen Plänen, die wir gern ausgeführt gesehen hätten, wissen wir herzlich wenig; zum Beispiel wollte Lessing sich an einen „Philoktet“ wagen, als er bei der Laokoon-Arbeit über das Sophokleische Stück geriet, und die Beschäftigung mit den „Gesta Romanorum“ in Wolfenbüttel regte ihn zu dem Plan einer Ehebrecherin-Tragödie an.

Aber auch Werke anderer deutscher Dichter weckten in ihm den Trieb, es besser zu machen, denn nicht nur die zeitgenössische Dichtung des Auslandes rechnete er zur Weltliteratur. 1774 las er Goethes „Werther“. „Haben Sie tausend Dank“, schrieb er am 26. Oktober an Eschenburg, „für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mitteilung des Goetheschen Romans gemacht haben! Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können. Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine andere Art Schlußrede haben müßte? ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe? Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für moralisch nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Teilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unseres Jerusalem Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern. . . . Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je zynischer, je besser.“ Nicolais Werther-Parodie, in Mendelssohns Hause mit Beifall vorgelesen, wenn nicht sogar von ihm angeregt, traf den schwachen Punkt der Dichtung nicht. Mendelssohn gegenüber hat Goethe aber nie Verstimmung gezeigt. Lessing

konnte als Freund Jerusalems, der Goethes Werthergestalt als Modell gedient hat, als unbedingter Verehrer der Antike und als kühler Rationalist, dem auch die Moral noch oft genug in die Kunst hineinpredigt, kaum anders urteilen. 1775 nun entwarf er, vermutlich in Berlin zusammen mit Nicolai, dessen Satire von Goethe erbarmungslos verspottet wurde, einen dramatischen Plan „Werther der Bessere", während er seine Absicht, „Wertherische Briefe" herauszugeben, fallen ließ. Das erhaltene Fragment ist so klein, daß es als Kuriosität hier Platz finden kann.

Akt I. Szene I.

Es ist Nacht, und er liegt noch im Bette, aber wach und voller Grillen und Verzweiflung. Er springt auf und will Licht anschlagen; zündet auch endlich seine Lampe an. Diese drohet bald zu verlöschen, weil es ihr an Öl gebricht. Er will Öl aufgießen, und es ist keins in der Flasche. Er will geschwind noch eine Pfeife Tabak anzünden und so rauchend der aufgehenden Sonne am Fenster harren. Aber sein Tabaksbeutel ist leer. Selbst in seinem Meißnerkruge ist kein Trunk mehr, und er getraut sich nicht, dem Mädchen im Hause zu rufen. Er glaubt zwar, gehört zu haben, daß sie schon auf sei; er fürchtet aber, daß sie es endlich müde werden müßte, ihm für null und nichts aufzuwarten. Die Lampe erlischt; und er wirft sich wieder aufs Bette.

Szene II.

Marthchen und Werther.

So wenig wir von dem Fragment wissen — eins wissen wir doch: daß es Werther der Schlechtere geworden wäre. Goethe las es in Lessings Nachlaß und wurde noch am 25. Mai 1828 von Zelter brieflich geneckt: „Noch ein Kapitelchen je mehr, je besser."

Die Genieperiode der Stürmer und Dränger war Lessing herzlich zuwider. Klingers Dramen waren ihm „fatal". Lenz war ihm ein „verirrtes Talent". Genie schrieb er nur Shakespeare zu, der auch allein die Liebe als Leidenschaft zu behandeln verstanden habe. „Wer mich ein Genie nennt," zürnte er, „dem gebe ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier." Der Schauspieler Brandes erzählt in der Geschichte seines Lebens, Lessing habe sofort „dazwischen gedonnert", sobald in den siebziger Jahren die Rede auf Genie gekommen sei, und sich auch grimmig gegen

die „seit einiger Zeit zur Mode gewordenen historischen Schauspiele“ ausgesprochen, besonders gegen ihre „Regellosigkeit und vielfältige Verwandlungen“. Das zielt vor allem auf den „Götz von Berlichingen“, auf den sich wahrscheinlich auch eine andere in seinem Nachlaß gefundene Äußerung bezieht: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausschreibt?“ In der nun in Petersburg glücklich gefundenen Handschrift eines Briefes Lessings an Wieland vom 8. Februar 1775, die schon bekannte Teile ergänzt, wird der ablehnende Ton Goethe gegenüber stärker, als man bisher zu vermuten wagen konnte: „Vor einiger Zeit zwar hätte ich Ihnen bei einem Haar einen solchen Beitrag uneingeladen zugeschickt. Meine eigenen Grillen nämlich über die Alzeste des Euripides; auf Veranlassung des ebenso albernen als hämischen Angriffs von Goethe. Aber nicht wahr, es ist ebenso gut, daß ich das Ding zurückbehalte? Der Kerl ist ein Genie; aber ein Genie ist ein schlechter Nachbar, sagt Nicolai sehr gut in seinem wo nicht bessern doch klügern Werther!“ Goethe wiederum, der einen Nicolai in allen Tonarten als Nickel und Leerkopf in den Xenien, als Steißseher in der Walpurgisnacht und die Nicolaiten nach ihrem Mitglied Biester als die Verbiesterten verspottete, ließ einen Lessing unbehelligt. Die beiden Männer erkannten einander als gegensätzliche, aber gleichwertige Naturen.

Einige Fragmententitel verlangen deshalb besonders erwähnt zu werden, weil sie Fortsetzungen früherer Stücke anzudeuten scheinen. Bei dem Namen Arabella denkt jeder unwillkürlich an die „Sara“ und bei dem „Derwisch“ an den „Nathan“. Lessings Freunde erkundigten sich 1767—69 mehrfach nach dem Trauerspiel „Arabella“, für das ihre Teilnahme geweckt war, und zehn Jahre später beabsichtigte Lessing wirklich, im „Derwisch“ seinen Al Hafi nach der Rückkehr aus der Einsamkeit am Ganges als einen zweiten Nathan wieder auftreten zu lassen. Jedenfalls wollte er das Stück herausgeben als ein Nachspiel zum „Nathan“, zusammen

mit einer neuen Vorrede zu letzterem. In diese Linie fällt auch der Plan zu einem biblischen Drama, dem „Frommen Samariter".

Ob sich ein Stoff für ein Trauer- oder Lustspiel eigne, darüber war Lessing selten mit sich im Unklaren. Immerhin wird unsere Kenntnis seiner dramatischen Umgestaltung von Motiven durch die Tatsache bereichert, daß einige seiner Fragmente leicht beide Gattungen hätten vertreten können. So plante er 1780 eine dramatische Bearbeitung des 1605 in England erschienenen, eine Zeitlang fälschlich Shakespeare zugeschriebenen „London-Prodigal", dessen Autor unbekannt ist, und in dem ein junger Verschwender die Hauptrolle hat, — ungewiß, ob er eine Tragödie daraus machen solle. Schließlich entschied er sich, ohne freilich mehr an die Ausführung gehen zu können, für eine Komödie: „Der Kerl soll das Mensch haben". Die Rettungsversuche des in Dienertracht gehüllten Vaters mußten den Dramatiker reizen. Daher bearbeitete auch Schröder den Stoff später unter dem Titel „Das Testament". Ähnlich verhält es sich mit Lessings Fragment „Der Schlaftrunk". Über seine Entstehung besitzen wir Angaben, die an Goethes „Clavigo" erinnern und auch deshalb interessant sind, weil sie für die unserem Dramatiker vielfach bestrittene impulsive Seite einen Beleg bringen. „Mein Bruder", erzählt Karl Lessing, „machte dazu schon 1766, als er noch in Berlin war, den ersten Entwurf. In einer Gesellschaft guter Freunde, wo er und Herr Professor Ramler auch waren, kam die Rede auf die Stoffe, welche zu einer Komödie am besten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus allem eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffes als auf den Stoff selbst ankäme: der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dieses schien der Gesellschaft etwas paradox, und Herr Professor Ramler fragte ihn, ob er es selbst mit der Tat beweisen wollte. ‚Warum nicht?' erwiderte mein Bruder. ‚Nun, so machen Sie', versetzte jener, ‚ein Lustspiel, wo ein Schlaftrunk die Katastrophe ist, und benennen es darnach!' Die ganze Gesellschaft bewilligte es einmütiglich, und mein Bruder versprach's. So ging man auseinander. Den ersten

Morgen darauf fing er an, und damit er durch nichts gestört wurde, arbeitete er im Bette. Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig." Wir besitzen aber nicht nur den Plan bis zum dritten Akt, sondern auch beinahe zwei ganze Akte der Ausführung. Ein Schlaftrunk dient dazu, einen alten Sonderling den Termin eines für ein Liebespaar verhängnisvollen Prozesses verschlafen zu lassen und es so zusammen zu führen. Stil und Anlage sind ganz diejenigen des alten französischen Lustspiels, und es fehlen nicht die in diesem so beliebten zweideutigen Anspielungen dem Mädchen Finette gegenüber.

Der Entwurf zu der „Matrone von Ephesus" schließt sich nicht nur nach Umfang, Bedeutung und Zeit der Entstehung, sondern auch in der Leichtigkeit der Auffassung an den „Schlaftrunk" an, unterscheidet sich aber von ihm durch das ehrwürdige Alter der Fabel, die in ihren Grundzügen in fast alle Literaturen der Welt übergegangen ist. Sie stammt aus den Satiren des Petronius, den Lessing, wie seine Kollektaneen beweisen, eifrig studierte. Die Heldin, eine Epheserin, ist die lebenslustige Witwe der Antike, deren Trauer um den geliebten Mann satirisch charakterisiert wird. Sie glaubt die Trennung nicht ertragen zu können und steigt mit dem Sarge in das Grabgewölbe hinab, um sich im wahrsten Sinne des Wortes zu Tode zu grämen. Als eines Tages in der Nähe einige Verbrecher ans Kreuz geschlagen werden, sieht ein Soldat in der Gruft ein Licht schimmern, geht hinunter und findet die schöne Trauernde, deren er sich nun so tröstend und liebreich annimmt, daß sie sich ihm noch in derselben Nacht ergibt. Bei Tage bemerkt er, daß einer der Verbrecher inzwischen fortgeschafft ist. Seine Furcht vor der Strafe aber weiß die unglückliche Witwe zu beseitigen: sie ermuntert ihn, den Leichnam ihres betrauerten Gemahls statt des Verschwundenen ans Kreuz zu nageln, um so das Fehlen des andern zu verdecken. Der Ursprung der Erzählung ist in Indien zu suchen; sie ist in ganz Asien verbreitet, und namentlich in China gibt es von ihr viele Versionen. Wie sie von da zu Neros Günstling Petronius gekommen ist, wissen wir freilich nicht. Im 18. Jahrhundert war der Stoff sehr

bekannt, auch Friedrich dem Großen. Besonders Frankreich mußte die witzige Frivolität und oberflächliche Lebensauffassung zusagen. Voltaire und La Motte, wie früher schon Hans Sachs und Moscherosch, haben sich der lustigen Groteske bemächtigt, und so viele andere bis in die jüngste Zeit: noch 1907 ist Berstles Satyrspiel „Die Witwe von Ephesus“ erschienen und 1911 über die Bretter der Wiener „Kleinen Bühne“ gegangen, und 1910 schrieb der Ungar Vámos ebenfalls einen gleichnamigen Einakter. In der „Hamburgischen Dramaturgie“ kommt Lessing am 1. September 1767 auf die Erzählung zu sprechen mit einem leisen Hinweis auf seine eigene dramatische Absicht: „Kurz, die Petronische Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte sie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten, müßte die Matrone so weit gehen und auch nicht so weit gehen. — Die Erklärung hierüber anderwärts!“ Er plante aber diese Komödie schon in Leipzig, wiederum im Wettbewerb mit Weiße, der 1744 eine „Matrone von Ephesus“ verfertigt hatte. „Lessing wollte,“ erzählt sein Bruder Karl, „den bitteren Spott des Herrn Weiße über das schöne Geschlecht mildern.“ Wir besitzen zwei verschiedene Entwürfe. Der Matrone Antiphila und ihrer Magd Mysis stehen der Hauptmann Philokrates und sein Bursche Dromo gegenüber. Im ersten Entwurf schläft Antiphila wirklich, im zweiten stellt sie sich schlafend. Dort ist der Offizier fremd, hier gibt er vor, er sei der vertraute Freund des verstorbenen Gatten gewesen. Dort finden wir als Motiv eine erlogene Prophezeiung, der Hauptmann werde die beste Frau bei den Toten finden. Hier gebraucht er die List, den Namen des Verstorbenen vom Epitaph abzulesen und sich so einzuführen. Philokrates gewinnt der Witwe Gunst — damit bricht leider das Fragment ab, und Klingemanns oder Rahbecks Fortsetzungen des Torsos können uns nicht dafür entschädigen.

Ehe wir eine besondere Reihe von Heroen-Fragmenten betrachten, deren Motive mit dem „Philotas“ verwandt sind, dem einzigen von Lessing ausgeführten dramatischen Experiment, sei noch ein Blick auf die leichteste dramatische Dichtungsart geworfen:

das Schäferspiel und die Posse. Es ist nicht erstaunlich, daß der Leipziger Student Lessing sich nach dem Muster der Gellert, Gärtner, Rost und seines Freundes Mylius auch in einem Schäferspiel versuchte, so wenig sich gerade dieses für seine herbe, spröde Natur eignete. In Alexandrinern war „Die beiderseitige Überredung" geplant; wir sind aber froh, nur wenige Verse davon zu besitzen und durch Thestylis, Sylvia und Damon nur leise an Schäferthemen erinnert zu werden, wie sie auch Goethe in seiner „Laune des Verliebten" behandelt. Der Charakter der Sylvia erinnert durchaus an den ihrer Namensschwester in Tassos „Aminta", während der Name der Thestylis bereits in Lessings Lyrik steht. Sein Gedicht „Schäferleben" entreißt zudem unser Fragment der poetischen Vereinsamung in seinen Werken. Lessings Satyrn haftet etwas Mephistophelisches an, während die der alten Schäferspiele mehr Bosheit als spöttische Überlegenheit zeigten. Wie in „Werther dem Besseren" soll hierdurch wohl für das „zynische Kapitelchen", freilich anderer Art, gesorgt werden.

Als Posse ist das Fragment „Tarantula" aufzufassen, „eine Possenoper im neuesten italienischen Gusto oder Geschmack", durch die Lessing mit Hilfe harmloser Anspielungen auch die von Friedrich dem Großen begünstigte Oper in Berlin und ihre Textmacher im Stil Villatis verspottete, um so zugleich den Blick auf die guten Leistungen der deutschen Schönemannschen Truppe zu lenken. Der Geist der Ausstattungsstücke wird verhöhnt: „Musik, Ballets und Verzierungen sind alle von meiner eigenen Empfindung. Man sieht also wohl, daß ich dazu geboren bin, dem deutschen Operntheater aufzuhelfen." Italien, die Heimat der Oper, hörte bald auf, ihr klassisches Vorbild zu sein. Sie entstand aus der kunstmäßigen Rezitation der Dialoge, in die dann Arien und andere Gesangstücke eingeschoben wurden. 1494 wurde in Italien die erste Oper „Daphne" aufgeführt, 1624 ebendieselbe in Deutschland, übersetzt von Opitz, komponiert von Schütz. Schlechte Musik, unsinnige Handlung und törichter Text kennzeichneten diesen italienischen Ableger. Agricola, den Lessing in der

„Hamburgischen Dramaturgie" lobt, nahm sich des musikalischen Fremdlings an und bekämpfte in zwei gedruckten „Schreiben eines reisenden Liebhabers der Musik an der Tiber an den kritischen Musikus an der Spree" unter dem Namen Flavio Quirio Olibrio 1749 Friedrich Wilhelm Marpurgs Angriffe auf die Musik der Italiener und Franzosen, die dieser in seiner Zeitschrift „Der kritische Musikus an der Spree" (1749/50) veröffentlicht hatte. Neben Marpurgs „Musikus" gab es später im 18. Jahrhundert in Berlin nur noch zwei derartige Zeitschriften: „Musikalisches Allerlei von verschiedenen Tonkünstlern" (1761) und Reichardts „Musikalisches Kunstmagazin" (1782). Lessing war Marpurgs (1718—1795) Freund und hat auch für das achtzehnte Stück von dessen Zeitschrift ein Gedicht in Alexandrinern geschrieben „Über die Regeln in den Wissenschaften zum Vergnügen besonders der Poesie und Tonkunst", während andererseits einige seiner Lieder komponiert 1756 in Marpurgs „Neuen Liedern zum Singen beim Klavier" erschienen. Ihn kannte Lessing früher sogar als Mendelssohn und Nicolai. Marpurg, als Mensch heftig, zu derben Scherzen geneigt, stets heiter, etwas sinnlich veranlagt und so gutmütig, daß er jedem durchreisenden musikalischen Abenteurer ein Gastmahl gab, erzählte noch als Greis mit Stolz und Freude von seinem Umgang mit Lessing. Als Sekretär des Generals von Rothenburg erhielt er Beziehungen zu Voltaire und d'Alembert. Seit 1763 war er Lotteriedirektor in Berlin. In seinem Kampfe gegen die schlechte Oper wäre er von Lessings „Tarantula", die erst durch die Aufdeckung dieser persönlichen Fäden verständlich wird, stark unterstützt worden, wenn es nicht leider auch hier bei dem Entwurf geblieben wäre. Wie deutlich die Angriffspunkte in der „Tarantula" sind, verraten die Namen. Der Stich der Tarantel soll Musiktollheit und Tanzwut erregen. Aber schon Hebels „Rheinischer Hausfreund" weiß es besser (I, 31): „Eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Ein Mittel dagegen

soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantala genannt. Wenn die Kranken da zuhören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei und wohl auch Betrug." Der Titel von Lessings Fragment bedeutet also nicht das Insekt, sondern die gegen dessen Stiche verordnete von Tanz begleitete Musik, an die Paul Heyses „Lied von Sorrent", der „schimmernden Blüte der Wellen", erinnert:

Und die Nacht, wenn so süß Luisella
Ihre lachenden Lieder uns singt
Und der Wirbel der Lust, Tarantella,
Wie ein Flämmchen im Sturme sie schwingt.

Unter Lominte, Polinellos Tochter, ist Agricolas Frau, die Sängerin Molteni zu verstehen. Das hier zitierte Dorf Teltow bei Berlin verdankt freilich seinen Ruhm den Rüben, nicht den Opern. Villati durfte als Königlicher Librettist wirklich das „Imprimatur" erteilen, das der Titel vermerkt. Zu weit dagegen geht die Ausdeutung von Claus Steffens als Marpurg. Lessings Satire wäre auch national ein wertvolles Denkmal geworden für den Kampf kaum geborener und schon widerstreitender Kräfte der Weltliteratur.

Selbst im leichtesten Genre versuchte sich Lessing. Wie sehr er sich seinen vorurteilsfreien Blick für Höhe und Tiefe dramatischer Kunst bewahrte, ist daran zu erkennen, daß er sogar für den von Gottsched geächteten Harlekin eine Lanze brach und im „Koboldchen" und „Stadtrichter" zwei Skizzen zu Hanswurstspielen nach der 1. und 109. der „Facetiae" des Poggio hinterlassen hat. Auch im 17. Literaturbrief und im 18. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" tritt er energisch für den vertriebenen Liebling der alten Bühne in die Schranken.

Völlig für sich steht eine Gruppe von mehr oder weniger ausgeführten Entwürfen zu Heroendramen. Menschliches Heldentum umschreiben sie aber von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus.

Mit den andern Plänen verbunden durch die rastlose Suche des Dramatikers, führen sie Lessing zur Höhe seines dichterischen Gestaltens in der Schule der Weltliteratur, und einige frühere unter ihnen bilden die Wurzelfasern des „Philotas“. Auch hier sichten wir zunächst nach Motiven, nicht nach der Chronologie.

Wir sind in Persien. Weltweisheit tönt von den Lippen des „Alzibiades“, eines zweiten Faust. An sich ist die Gestalt dieses unruhig-genialen Griechen Lessing wenig heroisch erschienen, wie die Literaturbriefe beweisen. Er faßte ihn denn in Breslau auch weniger historisch als poetisch und griff bei seinem Plan nicht nur auf Plutarch, sondern auch auf Otway und Campistron zurück. Die Handlung war so gedacht: Alzibiades, der sich bei Pharnabaz in Persepolis aufhält, wird von dem Satrapen, der ihn um die Gunst des Artaxerxes beneidet, mittels der griechischen Verfolger und der Rache Timandras getötet, da er gegen das Vaterland zu kämpfen zögert. Dieser Alzibiades hat viel Lessingisches. Freundschaft verbindet ihn, den verfeinerten Griechen, mit dem Barbaren Susamithres, dem Sohne des Pharnabaz. Wie Rousseau-Lessing spricht des Sokrates Schüler: „Hier in dieser Einsamkeit, hier in dieser ruhigen Einöde — will ich als ich selbst und mir selbst leben. . . . Es war der göttlichste Gedanke, den ich jemals gehabt, mich nach Persien zu verbannen! aus dem weisen Griechenlande, wo Aberglaube und gesetzlose Frechheit den Pöbel, Ehrgeiz und Ohnegötterei die Großen regiert, in das barbarische Persien, wo Wahrheit und Tugend den alten Thron besitzen.“ Der Brief Lessings an Silberschlag von 1778 „Barbarus Antibarbaro“ beruft sich ebenfalls auf den Stolz des Barbaren, ein Barbar zu sein. Nur im Menschen selbst ruht der Maßstab für Barbarei und Kultur. Alzibiades ist so ein Vorläufer Nathans des Weisen und Al Hafis, und der Fanatismus des Pharnabaz erinnert an die Unduldsamkeit des Patriarchen. Den Alzibiades hindert der griechische Göttergläube nicht, die Lehren Zoroasters zu bewundern, und von dem sokratischen Dämon in seiner Brust zu Nathans Humanitätsbekenntnis war für Lessing nur noch ein Schritt. Sei die Religion

christlich, jüdisch oder mohammedanisch, griechisch oder persisch — ihren Wert soll der Mensch beweisen, der sie vertritt.

Diesem Gedanken wäre „Der Galeerensklave" anzureihen, wenn wir nur von dem Fragment etwas mehr wüßten, als daß es durch Falbaires Drama „L'honnête criminel ou l'innocence reconnue" angeregt wurde, das 1767 in Amsterdam erschien und 1768 ins Deutsche übersetzt wurde unter dem Titel: „Die Belohnung der kindlichen Liebe, ein rührendes Lustspiel." Ein junger Mann tritt da an die Stelle des Vaters, der wegen seines protestantischen Glaubens zu den Galeeren verurteilt war. Alexandriner wie die folgenden von Falbaire könnten, in Jamben übertragen, ebenso in Lessings „Nathan dem Weisen" stehen und sind vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben auf den deutschen Vorkämpfer des Toleranzgedankens:

Puissent bientôt ici protestants, catholiques,
Juifs, chrétiens, musulmans, tous en face du ciel,
Se liant de saints noeuds, d'un pacte fraternel,
Bons citoyens et non sectaires fanatiques
Dans la même patrie ensemble vivre en paix,
S'embrasser à sa voix, partager ses bienfaits;
Et honteux du délire où l'on vit nos ancêtres
Ne se plus égorger pour l'intérêt des prêtres.

Zu deutsch: möchten hier bald Protestanten, Katholiken, Juden, Mohammedaner, Kinder einer Erde, sich mit heiligen Banden aneinanderknüpfen und auf Grund brüderlichen Vertrages als gute Mitbürger, nicht als Vertreter fanatischer Sekten in demselben Lande friedlich zusammenleben, Gott zu Ehren einander lieben und ihr Gut teilen und, beschämt über die Raserei unserer Vorfahren, zum Vorteil der Priester einander nicht mehr morden.

Auch der Held des „Spartakus"-Fragments, das aus noch späterer Zeit stammt, ist mehr als ein todesmutiger Fechter; auch in ihm glauben wir Nathan zu hören: „Da seht, wie weit ihr seid, ihr Römer! daß ihr einen schlichten, simpeln Menschen müßt für einen außerordentlichen Mann erkennen. Ich bin sehr stolz und dennoch überzeugt, daß ich kein besserer Mensch bin, als wie sie die Natur zu Hunderten täglich, stündlich aus den Händen wirft."

Den „Spartakus" durchzieht beherrschend zugleich wie mehrere andere Fragmente die Idee der Freiheit. Lessing schreibt an Ramler 1770, er wolle dieser Tragödie eine deutliche antityrannische Richtung geben und hoffe, aus Spartakus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sehe als der beste römische. Der Sklave ein besserer, edlerer Mann als der „edle" Römer Florus! Der Begriff der Sklaverei wird verinnerlicht und somit auch der Begriff der Freiheit. „Sollte sich," fragt Spartakus, „der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe?" Aber für seine von dem Konsul verspottete Philosophie ist er jeden Augenblick bereit, mit dem Schwert einzutreten, der ultima ratio der Könige, er selbst ein König. Wenige Stoffe sind in der Weltliteratur so beliebt wie dieser. Manzoni, Grillparzer, Hebbel, Lingg, Halm, Heyse, Richard Voß sind nur wenige Namen aus der langen Liste der Spartakus-Dichter. Lessing lehnte sich an Saurin. Von ihm übernahm er auch den Gegensatz zwischen dem edlen Barbarentum und dem verseuchten Römervolk. Er wollte sicherlich den Stoff sozial und seinen Helden als Vertreter der Humanität fassen, dem als einem Sklaven ein Crassus sein Wort nicht zu halten brauchte. Einen inneren Konflikt hätte er wohl gerade hieraus geschöpft, während Saurin ihn seiner Dichtung neben dem äußeren aufzwingt. Der Vorwurf mußte den Retter Lessing besonders reizen, da er in keiner Quelle eine vorteilhafte Charakteristik seines Helden finden konnte; die Sallustfragmente De Brosses erschienen erst 1774. Und doch verdiente der Fechter historisch diese Rettung. Niemand verstand wie er während des Aufstandes (73—71 v. Chr.), den allein von allen Sklavenkriegen die römischen Historiker als „bellum" bezeichneten, nicht nur Siege zu erfechten, sondern eiserne Disziplin unter den Seinen zu wahren und den Widerstand zu organisieren. Sympathisch war er auch als Mensch, dabei erfüllt von Freiheitsdrang, Selbstgefühl und Sehnsucht nach der Heimat, dem fernen Thrazien, ein höherer Karl Moor der römischen Geschichte. In der Entscheidungsschlacht am Silarus, in der sechzigtausend Sklaven fielen (nach

Livius), focht er noch auf den Knieen, indem er mit dem Schilde die Angreifer von sich abwehrte. So war also auch seine geschichtliche Persönlichkeit der Feder Lessings würdig, dem die historischen Charaktere seiner eigenen Forderung nach heilig waren, und es ist zu beklagen, daß er hier über geringe Bruchstücke nicht hinaus gekommen ist.

Eine Satire auf Unterdrückung durch persönliche Machthaber hat er in ähnlicher Absicht wohl mit dem „Nero" geplant, über den Wieland am 10. November 1779 an Boie schreibt: „Die Nachricht von Lessings Vorhaben, den Tod des Nero zu dramatisieren, war mir eine Neuigkeit. Für mich ist alles, was aus dem Kopfe dieses Jupiter hervorgeht, köstlich und teuer. Ich habe eine Art von Ahnung, wie das Werk eine Satire sein kann, aber das Beste ist doch wohl, daß wir's ruhig abwarten und dann sehen, was es ist, wenn's leibhaftig vor uns steht." Dazu kam es nicht. Gegen die Tyrannis richteten sich auch die Fragmente „Das befreite Rom", das neben der „Virginia" eine Vorstufe zur „Emilia Galotti" bildete, und „Samuel Henzi".

„Henzi" ist das einzige Stück, dessen Stoff von Lessing aus der Zeitgeschichte und nicht wenigstens mittelbar aus der Literatur geschöpft wird. Lessing zeigt, wie aus Zeitungsberichten über persönliche Erlebnisse oder öffentliche Ereignisse ein Drama entstehen kann. Wie oft hat sich seitdem dieser Vorgang in der Literatur wiederholt, ohne die Gefahr für den Verfasser heraufzubeschwören, der Lessing sich mutig aussetzte: den Verdacht, ein Vorkämpfer revolutionärer Gedanken und Störungen zu sein. Er hielt sich genau an die Tatsachen: nur die beiden Ratsherrn von Steiger wurden bei ihm zu einer Person, und der Verräter war in Wirklichkeit nicht Ducret.

Samuel Henzi, 1701 als Sohn eines Pfarrers bei Bern geboren, war mehr Poet als Politiker. Er kannte gut die deutsche Literatur, wenn er auch für seine eigene Dichtung sich meist der französischen Sprache bediente. 1745 gab er die satirischen „Amusements de Misodème" heraus, die den Gottschedianern spöttisch zurufen: „Kommt ihr alle, Gottsched, Triller, Schwabe,

Stoppe, Schwarz, laßt uns einander umarmen und ewige Bruderschaft gründen." Bodmer sandte die Oden dieses Verbündeten an Lange, der Henzi selbst darauf in einer Ode besang. Dieser feierte dichterisch auch Friedrich den Großen, der ihm freundlich Dank sagen ließ, „remercier et savoir bon gré du zèle". Später freilich lehnte er Henzis Poesie ab. Am 20. Juli 1746 schreibt Sulzer an Lange: „Da er (Friedrich II.) die französischen Oden von Henzi verachtet, so würden Ihre deutschen gewiß keinen Beifall finden." Henzis Trauerspiel „Grisler ou l'Helvétie délivrée" verdient nur um des Tellstoffs und der Freiheitsidee willen erwähnt zu werden. Politisch verdächtig geworden, da er 1748 eine Eingabe gegen oligarchische Miß- und Übergriffe in seiner Vaterstadt Bern unterzeichnet hatte, wurde Henzi verbannt, fiel aber dann, als er nach Ablauf eines Jahres begnadigt wurde und nach Bern zurückkehren durfte, ganz den Führern der gegen das heimische Adelsregiment gerichteten Bewegung, Gabriel und Emanuel Fueter, sowie einem Kaufmann mit Namen Wernier, und dem radikalen Genfer, Micheli Ducret, in die Hände, mit denen er sich in eine Verschwörung zum Sturz der regierenden Berner Aristokratie einließ. Sein Versuch, sich loszureißen und nach Paris zu fliehen, um dort Dolmetscher zu werden, kam zu spät: am 2. Juli 1749 erhielt der Ratsherr A. Tillier durch den Kandidaten der Theologie Ulrich Kunde von den verräterischen Umtrieben. Nun wurden viele verhaftet, Henzi außerhalb der Stadt auf der Flucht. Am 16. Juli wurde er, obschon der ihm wohlgesinnte Schultheiß Christoph von Steiger im Gegensatz zu dem Altschultheiß Isaak von Steiger für ihn eintrat, mit den beiden Fueter und Wernier zum Tode verurteilt. Am Morgen des nächsten Tages schritt er mit den Leidensgefährten erhobenen Hauptes, in blauem Rock, unter dem Arm einen goldverbrämten Hut, dem Schafott zu, sich lebhaft mit dem begleitenden Geistlichen über das Verhältnis der Seele zum Körper und die Unsterblichkeit unterhaltend. Als dem Scharfrichter der erste Streich mißlang, rief er „In dieser Republik ist alles schlecht, selbst der Henker." Er hinterließ Frau und zwei Söhne, deren einer mit Namen Rudolf später in

Holland als Prinzenerzieher und Schriftsteller bekannt wurde. Henzi war ausgestattet mit Geist, Humor, Vaterlandsliebe und literarischem Interesse, zugleich der einzige Charakter des Verschwörerkreises. Vielleicht aber wäre sein Haß gegen seine Regierung nicht so groß gewesen, wenn sie ihm die gewünschte Bibliothekarstelle gegeben hätte. Wirkliche Beteiligung an Umsturzplänen konnte ihm, der zudem im letzten Augenblick vermitteln wollte, nicht nachgewiesen werden.

Ein Sturm der Entrüstung über den Berner Justizmord durchbrauste halb Europa. Die Vossische Zeitung, an der Lessing damals mitarbeitete, brachte Spalten gereizten Volksunwillens, der, gegen eine Republik gerichtet, ruhig von der Zensur geduldet wurde. So konnte Lessing aus unmittelbaren Berichten schöpfen. Noch in demselben Jahre wird er mit der Ausarbeitung des Plans begonnen haben, wenn er auch erst 1753 die fertiggestellten anderthalb Akte im zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten der „Briefe" veröffentlichte. Der steife französische Alexandriner, der Mangel an jenem dramatischen Leben, das uns in einem stofflich verwandten, von Lessing hier gewiß beachteten Stück, Shakespeares „Julius Cäsar", hinreißt, die jugendlich tönende, etwas leere Deklamation könnten den Leser nur abschrecken. Aber Henzi ist bereits ein bürgerlicher Held, ein Held der Wirklichkeit, der Gegenwart, der Freiheit. Auch in politischer Opposition zur Regierung liegt Patriotismus, verkündet Lessing: „Henzi ist der Patriot."

Bürgerliches Heldentum sollte ferner der Neapolitaner „Masaniello" verkörpern. Mit diesem Plan beabsichtigte Lessing den „Rasenden Herkules" zu modernisieren, so wie er die heroisch-antike „Virginia" in eine bürgerlich-menschliche Emilia-Tragödie umschuf. 1754 faßte er den ersten Gedanken zu einer solchen Tragödie, den er dann zwanzig Jahre später sich wieder ins Gedächtnis rief. 1755 aber erschien schon die „Sara"; zu ihr führt uns der brave italienische Fischer hin, der mithin als tragischer Held eine bedeutsame Stufe darstellt für die Entwicklung des bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland. Friedrich Hebbel erklärt aller-

dings bei der Besprechung von Alexander Fischers „Massaniello" (1839), dieser Neapolitaner sei schwerlich geeignet, der Gegenstand eines Trauerspiels zu werden, während Lessing 1774 in ihm ausdrücklich einen „sehr schicklichen tragischen Helden" erkannte.

Aus Heroen-Fragmenten herausgewachsen ist eine Tragödie, die abgeschlossen vorliegt und in ihrer Knappheit eine Reaktion gegen die Weitschweifigkeit der um vier Jahre älteren „Sara" darstellt, aber nur die Bedeutung eines Experimentes besitzt: „Philotas". Diese Tragödie beruht so sehr auf Lessings Tasten und Lernen, daß sie von ihren Wurzeln gar nicht losgerissen werden kann. Auch der „Philotas" ist nicht mehr als ein in der Schule der Weltliteratur entstandener, zufällig beendeter Entwurf: der Versuch, zu zeigen, wie man nach antikem Muster eine Handlung so einfach und straff wie möglich zu gestalten vermag. „Miß Sara Sampson" dagegen und die Meisterdramen, die sich ja ebenfalls alle weltliterarisch bedingt zeigen, sind mehr als Schulstücke: künstlerisch groß oder kulturell bedeutsam, werden sie die Säulen der jungen deutschen Nationalliteratur.

„Ich habe gestern Abend ein neu Trauerspiel, ‚Philotas', gelesen, ein wunderschön Ding," schreibt Hamann im April 1759 an seinen Bruder; sogleich übersendet er es Lindner: „Philotas ist das Beste, was Sie erwarten können." Das menschliche Heldentum in den der Waffen beraubten Offizieren Philotas, Tellheim und dem Tempelherrn zeigt in aufsteigender Linie Charaktervertiefung und Lebenstreue.

Nicht vergeblich brandete auch an des Dramatikers Leben die Woge des Weltkrieges. Das Drama war die einzige dichterische Form, in der Lessing lebendiger Vorstellung, wirklicher Bilder und Gestalten sich bemächtigen konnte. Er war nicht dazu geboren, als ein zweiter Tyrtaeus sein Volk durch Kampfeshymnen zu begeistern, zugleich ein Sänger und ein Held, und ihm taugten nicht die schwungvollen Embleme des Schwertes und der Leier. In ihrer Wurzel suchte er die Empfindung des Helden zu ergründen: seht,

so jung, und was für ein Mann! Ein Mann freilich mit knabenhaften Idealen; ein Patriot, also ein noch schwaches Geschöpf! Patriotismus, diese „heroische Schwachheit" nach Lessings eigenem Ausdruck, ist nur bei Knaben zu verstehen, nicht bei Männern. So wird der Knabe Philotas zum Helden.

Ob aber die Kriegsbegeisterung allein hinreichend gewesen wäre, ihn zu dieser Dichtung anzuregen, ist nach ihrer Vorgeschichte zweifelhaft. Im Frühjahr 1756 setzte Nicolai im Prospekt zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" einen Preis von fünfzig Talern für die beste Tragödie aus. Durch Lessing ermuntert, schrieb Ewald von Kleist seinen „Seneca", der nach der Anlage, dem heroischen Stoff und der knappen Form so sehr ein Vorgänger des „Philotas" ist, daß dieser, als er 1759 anonym erschien, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" demselben Verfasser zugeschrieben wurde. Nicolais Preis aber fiel, nachdem Kleist aus der Bewerbung ausgeschieden war, Cronegks „Kodrus" zu, dessen Motiv ebenfalls der Opfertod eines Fürsten ist, wenn er auch in der Form mit seinen Alexandrinern sich möglichst weit von Lessing entfernt. Am 22. Oktober 1757 schreibt dieser an Mendelssohn, Cronegks Stück finde seinen Beifall nicht: „Wenn ich ein paar ruhige Stunden finde, so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen besseren Kodrus machen könnte." Den Plan selbst entwickelt er in einem gleichfalls an Mendelssohn gerichteten Brief vom 18. Februar 1758. Wieder also ist es der Bessermacher, der Kritiker in ihm, der schöpferisch wird. Auch einen „besseren Seneca" hat er geplant.

Die Kodrusidee wird dann durch seinen „Kleonnis" verdrängt, der als die erste Frucht aller dieser Erwägungen über ein heroisches Drama antiken Geistes im Januar 1758 sich gestaltet. Hier ersteht in dem Messenier Demaratus bereits der junge Königssohn, der mit Aristodemus, dem Feldherrn seines verwundeten Vaters, in die erste Schlacht zieht, hier auch der ganze Heldengeist und das Schwertgeklirr, von Lessing zum ersten Male in fünffüßige Jamben gefaßt, die in der Prosa des „Philotas" nachklingen:

Das Recht und wir! Wir, gegen Hunger, Pest,
Und Feind und Götter. Götter wären wir,
Wenn wir noch siegten; bessere Götter als
Die ungerechten ...

Auch einzelne gleichartige Züge lassen sich in beiden Stücken nachweisen, so das Bedauern des Vaters, den Sohn nicht in die Schlacht begleiten zu können, oder die Vorstellung des Kampfgetümmels. Starrendes Entsetzen sträubt das wilde Haar zu Berge:

... Sieh! Er ist umringt.
Wo nunmehr durch? Sich Wege hauen, Kind,
Erfordert andre Nerven! Wage nichts!
Doch wag' es! Hinter dich! Bedecke schnell
Die off'ne Lende! Hoch den Schild!

Dieser angstvollen Phantasie des Vaters Euphaes entspricht rednerisch und mimisch die Bemühung des Sohnes Philotas, sich unbemerkt mit dem Schwert den tödlichen Stich beizubringen: „Wieder umringt? — Entsetzen! — Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährte! Freunde! Brüder! Wo seid Ihr? Alle tot? Überall Feinde? — Überall? — Hier durch, Philotas!“ —

Ungesucht ergeben sich so, ohne daß wir noch weitere Vorlagen suchen müßten — Calderons „Standhafter Prinz“ hat doch wohl mit „Philotas“ kaum etwas gemein —, Geist, Stoff und Ton für das Drama, das aus Lessings Studium der Weltliteratur und einem im übrigen wenig entscheidenden Erlebnis zu einem Ganzen emporwuchs.

Philotas, der Sohn eines Herrschers, der mit einem früheren Freunde, dem Könige Aridäus, erbitterten Krieg führt, ist auf seine flehenden Bitten vor sieben Tagen vom Vater, der selbst verwundet zurückbleiben mußte, zur Schlacht hinausgelassen und dabei infolge seines tollkühnen Vordringens gefangen worden. Als er erfährt, daß Polytimet, des Feindes Sohn, das gleiche Schicksal erlitten hat, verhindert er den von Aridäus sofort in die Wege geleiteten Austausch im Interesse seines Vaters und seines Landes dadurch, daß er sich selbst mit dem Schwerte durchbohrt. So bleibt dem Vater der feindliche Königssohn als Geisel. „Da zieht

er mit unserer Beute davon, der größere Sieger," ruft ihm Aridäus schmerzerfüllt und enttäuscht nach.

Aber indem er im Anschluß daran andeutet, er wolle jetzt nur seinen Sohn wiederhaben und dann diesem die eigene Krone überlassen, wird auch Lessings Bewertung der soeben geschauten Tat klar. Dieses Heldentum ist knabenhaft. Ein unreifer Held ist keiner. Die Wunde, die Philotas dem Vater dadurch schlägt, daß er ihm den Sohn und dem Lande den künftigen König — und was für einen König — nimmt, ist durch die siegreiche Beendigung des Krieges nicht entfernt zu heilen. Wieviel Wunden aber hätte er nun gar dem Feinde zufügen können, wenn er auf den Austausch eingegangen wäre. So wenig die richtige Überlegung den Helden macht, so wenig macht ihn unklare Vorstellung und hitzige Übereilung. Lessing zeichnet darum, soweit es seine nachdenkliche Muse zuläßt, mit Absicht den Knaben. Die Tat ist tragisch schön, weil sie entschuldbar ist. Wäre Philotas nicht sieben Tage, sondern sieben Jahre Krieger gewesen, wäre er ein Mann — wir würden ihn bedauern, aber nicht feiern. Dem Heldenknaben Philotas stellt der Dichter darum mit Absicht den Heldengreis Parmenio gegenüber. Philotas gewinnt das tragische Mitleid, denn sein Heldensinn ist stärker entwickelt als der kindliche Geist. Wie hätte er sonst sich auch bei der ersten Gelegenheit so weit vorgewagt! Auf den Vater, der den Verlust zu tragen hat, fällt auch die Schuld.

Zu einem solchen Entschluß gehörte aber ein Charakter, wie ihn Knaben nur selten haben. Schon in jüngeren Jahren galt des Philotas ganze Liebe dem Schwert: „Ich habe nie mit etwas anderem gespielt." So schildert ihn der Dichter ausdrücklich auch durch die Worte des Aridäus als eine „wunderbare Vermischung von Kind und Held". Nichts verletzt dieses Kind mehr als der Gedanke, kein rechter Held sein zu können, für ein rechtes Kind gehalten zu werden. „Kind" nannte ihn der alte Krieger, der ihn vom Pferde riß, und „jugendliche Anmut" preist Strato an ihm, während Philotas sich dessen „Gesicht voll Narben" wünscht. Auch weinen sehen wir ihn: nur auf den Tod war er gefaßt, nicht auf

Gefangenschaft. Die Liebe seines Vaters hielt er früher für sein größtes Glück; jetzt fürchtet er sie: der Vater liebe ihn vielleicht mehr als das Vaterland, zu dessen Schaden. Von Aridäus aber hören wir: „Auch diese frühe männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters.“ Das Heldentum steckt Philotas im Blut, und wäre er älter, so würde es sich anders äußern als in unserem Stück. Die größten Opfer, auch den Tod, würde er nie scheuen, denn „wer zehn Jahre gelebt hat, hat zehn Jahr Zeit gehabt, sterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreißig und mehreren nicht. Alles, was ich habe werden können, muß ich durch das zeigen, was ich schon bin.“ Wiederum ist es der Vater, auf dessen Lehren über Heldentum er zurückgreift. Ein Held sei ein Mann, der sich dem Wohle vieler aufopfere. „Also kein Jüngling?“ philosophiert er vor sich hin. Die Tat werde zeigen, daß er ein Mann sei. Hier wird er sich des inneren Widerspruchs klar bewußt. Aber sein starker Heldenwille wirft alle Bedenken nieder, denn nicht auf das Alter der Fichte, die zum Maste dienen soll, komme es an, sondern sie muß nur „hoch genug und muß stark genug sein“. So ist denn selbst die Liebe zum Vater eins mit der Verehrung von dessen Heldentum, und vielleicht würde Aridäus recht behalten mit seiner Ahnung, wenn Philotas sie nicht noch übertrumpfte: daß dieses Kind später mehr Siege als glückliche Untertanen zählen werde. Schuld und Unschuld sind ihm zweideutige Begriffe; der Sieg ist es nicht, denn „die Götter sprechen ihr Urteil durch das Schwert des Tapfersten“. Er stirbt mit triumphierender Seele: „Dein Sohn, König, ist gefangen; und der Sohn meines Vaters ist frei.“

Nicht ganz ist es Lessing gelungen, die Vermischung von Kind und Held zu verkörpern, denn im Widerspruche zu der kindlichen Unreife, die sich auch in der Tat ausdrückt, spricht dieser Knabe wie ein Weltweiser. Seine Dialektik nimmt es mit der des Aristoteles auf. Mit dem Schwert in der eigenen Brust fährt er fort, tiefdenkerisch zu antworten. Ein Seufzer, ein Schmerzenslaut, ein Schrei — alles das wäre mehr als diese Gedankenkünstelei. Der

Lessing, der sich im „Laokoon" der Klagelaute homerischer Helden erinnert, konnte mit dem Pathos seines sterbenden Philotas nicht zufrieden sein. Dieses kurze Drama ist ein Musterbeispiel für die Entstehung einer lessingschen Dichtung: sie wird gedacht, lückenlos, von Anfang bis zu Ende lückenlos gedacht. Selbst der Entschluß des Knaben ist nicht der Ausfluß einer Stimmung, der Höhepunkt einer Gefühlsregung, sondern die Frucht logischen, durch den feurigen Willen immer weiter gepeitschten Nachdenkens, wie der Monolog im vierten Auftritt zeigt. Und ein Knabe ist es, der folgert: „Jedes Ding, sagte der Weltweise, der mich erzog, ist vollkommen, wenn es seinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Besten des Staats sterben: ich bin vollkommen also, ich bin ein Mann." Nun erst tobt Feuer in seinen Adern: „Welche Begeisterung befällt mich? die Brust wird dem Herzen zu eng!"

Unter den andern Personen des Stückes ist keine, die nicht das Heldentum des Knaben zu würdigen wüßte. Keine aber hätte in der Jugend so gehandelt, obwohl Aridäus hofft, daß auch sein gefangener Sohn Polytimet „zum Besten seines Vaters sterben" könne. Der Mitgefangene des Philotas, Parmenio, ein ergrauter Truppenführer, ist der Typus eines heldenmütigen Kriegers und dienstwilligen Untertanen, dessen Lebensauffassung sich einmal in wenigen Worten charakteristisch ausspricht: „Wozu hat man die Knochen anders, als daß sich die feindlichen Eisen darauf schartig hauen sollen?" Die Wunde des Philotas hält er für ein „liebes Andenken, dergleichen uns ein inbrünstiges Mädchen in die Lippe beißt". „Was weiß ich davon," erwidert der junge Held. Aber der alte Soldat nimmt auf das kindliche Alter wenig Rücksicht: „Nu, nu; kommt Zeit, kommt Erfahrung." Die Bemerkung lehrt, daß die Männer dieses heroischen Dramas, in dem keine Frau auftritt, über ihrem Heldentum die Freuden der Liebe doch nicht gering schätzen. Auch hier zieht dem Spartanerstolz das Weib die Grenze. Liebenswürdiger als dieser rauhe narbige Alte ist die Gestalt des überlegsamen Feldherrn des Aridäus, Strato, aus dessen Munde

uns das bekannte Wort entgegenklingt: „Es ist der Fehler des Jünglings, sich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten, als er ist.“ Sorgsam über seinen König wachend, vor den er sogleich tritt, als Philotas das Schwert zieht, achtet er auch im Feinde den Helden und beklagt unter Tränen den Tod des Knaben, dem er als Gefangenem das Recht bestritt, sich selbst zu töten.

Schwertgeklirr und Pathos ist das ganze Drama, und selbst in den einfachen Soldaten spiegelt sich der erhabene Sinn der Führer. Der Krieger, der Philotas bezwang und dessen Schwert behielt, gibt es auf den Wunsch des Strato nicht heraus. „Vielleicht aber“, ruft er, „ist es euch nur um den kostbaren Heft zu tun ... da ist er, was kümmert mich euer Gold!“ Opfer fordert Lessing auch vom Helden geringeren Grades. Aber bei diesem Begriff des Heldentums ist er nicht stehen geblieben. Ein Held, unendlich viel größer als der Knabe Philotas, wurde ihm ein unkriegerischer Greis, Nathan der Weise, und zu ihm finden wir uns von hier aus hin mit Hilfe der Linie, die uns Aridäus bezeichnet: „Was ist ein Held ohne Menschenliebe!“ Rein menschlich erhöht sich Heldentum.

Freiheit atmen ferner diese Dialoge trotz der Mannentreue. Das sind nicht Mietlinge, das sind freie Männer, die ihrem Fürsten freudig in den Kampf folgen. Auch den Göttern gegenüber fühlen sie sich als selbständige Einzelwesen. Wohl ruft Philotas die Götter an. Aber er schwört bei dem, was ihm am heiligsten ist, der Ehre seines Vaters, und so läßt er auch Parmenio bei dem schwören, was er am meisten liebt, bei seinem eigenen Sohne. Philotas fühlt sich frei auch den Göttern gegenüber — wie viel mehr gegenüber den Menschen. Modern, wenn auch sittlich anfechtbar klingt der prometheische Gedanke: Herr bist du über dich selbst, und niemand hat ein Recht, dir die Beendigung deines eigenen Lebens zu verwehren. „Sollte“, ruft Philotas, sein Leben aushauchend, „die Freiheit zu sterben, die uns die Götter in allen Umständen des Lebens gelassen haben, sollte diese ein Mensch dem andern verkümmern können?“ Nein, würde Nathan hinzufügen, kein Mensch muß müssen; aber über der Freiheit steht die Pflicht.

Der tragische Ausgang eines Knaben, der infolge seiner schroffen Charakteranlage, seiner Abstammung und Erziehung den Gedanken des Heldentums überspannt, würde uns vielleicht weniger bedeuten, wenn das Drama nicht durch die einheitliche und straffe Handlung unwillkürlich fortrisse. Hierin stellt „Philotas" dramatisch einen erheblichen Fortschritt dar, vor allem gegenüber der älteren „Sara". Andererseits versucht sich Lessing nun zum ersten Male in der Tragödie an der nämlichen Aufgabe, die er in der Komödie, durch seinen Einakter „Der Schatz", bereits geleistet hatte. Die antike Simplizität, die auch von Herder am „Philotas" gerühmte griechische Einfalt der Handlung ist sein Ziel; es wurde ihm besonders von Sophokles gewiesen, mit dem er sich damals beschäftigte, und dessen Leben er zu schreiben begann. So ist der „Philotas" ein Musterbeispiel zu jenem späteren Satz in der Dramaturgie: „Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn, Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie." Lessing war willens, durch „Bestimmtheit, Präzision und Kürze", wie Goethe sagt, „sich aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche herauszuraffen". Es ist genau wie bei den Sinngedichten und Prosa-Fabeln: das Wesentliche soll klar heraustreten. In durchschlagender Kürze beruhte Lessings Stärke, und so ist der „Philotas" ein neuer Beweis dafür, daß des Dichters geistige Eigenart im wahrsten Sinne „lakonisch" war.

Der geschichtliche Hintergrund zeigt nur unbestimmte Umrisse. Die Namen Philotas und Parmenio kennen wir aus der Umgebung Alexanders des Großen. Aridäus hieß dessen schwachsinniger Halbbruder, der, nach Alexanders Tode zum König ausgerufen, 317 auf Veranlassung der Olympia ermordet ward. Ein anderer Aridäus war Alexanders treuer Heerführer. Polytimet ist nur als Name eines Flusses in Sogdiana bekannt. Caesena hieß eine Stadt in Oberitalien; den Namen Lycus führen mehrere Flüsse in Kleinasien, und Methymna liegt auf Lesbos. Das alles läßt sich selbst bei Annahme der Diadochenzeit nicht einheitlich verbinden. Wenn Lessing die Geschichte im Auge hatte, so war es die des siebenjährigen Krieges. Den großen Friedrich durch das

Drama zum Friedensschluß bewegen zu wollen, lag ihm freilich fern. Hindeutungen auf den König lassen sich immerhin finden. „Ein weibischer Prinz, hat mich die Geschichte gelehrt, ward oft ein kriegerischer König." Das Thema des idealen Fürsten in Verbindung mit dem Thema der Unsterblichkeit gehörte durchaus Lessings und Mendelssohns Zeit an und klingt noch lange nach in Leisewitzens „Julius von Tarent", in Schillers „Fiesko" und „Don Carlos". Friedrich selbst war stets bereit, sein Leben für das Vaterland hinzugeben. Die geheime Order, die er am 10. Januar 1757 für den Minister Grafen Finck von Finckenstein niederschrieb, bildet zu seinem Kunersdorfer Todesmut ein wertvolles Seitenstück: „Sollte sich's ereignen, daß ich getötet würde, so sollen die Geschäfte ihren Gang weiter gehen ohne jede Veränderung und ohne daß man von ihrem Übergang in andere Hände etwas merkt; in diesem Falle sind Eidesleistungen und Huldigungen zu beschleunigen, sowohl hier als in Preußen und besonders in Schlesien. Sollte mich der Unstern treffen, daß ich vom Feinde gefangen würde, so verbiete ich, daß man auf meine Person die mindeste Rücksicht nehme, noch auch sich irgendwelche Gedanken mache über das, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Sollte mir ein solches Unglück geschehen, so will ich mich opfern für den Staat; alsdann muß man meinem Bruder gehorchen und dieser, wie alle meine Minister und Generale werden mir mit ihrem Kopfe einstehen dafür, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg fortsetzt, indem man alle seine Vorteile verfolgt ganz so, als wenn ich nie auf der Welt gewesen wäre. Ich hoffe und darf glauben, daß Sie, Graf Finck, keinen Gebrauch zu machen haben werden von dieser Instruktion, aber im Falle des Unglücks ermächtige ich Sie, sie anzuwenden, und zum Zeichen dessen, daß dies nach reiflicher und ruhiger Überlegung mein fester und beharrlicher Wille ist, unterzeichne ich sie mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf." Erinnert sei auch an Kants spätere Rechtfertigung des Königs in der „Metaphysik der Sitten": „Kann man es einem großen, unlängst

verstorbenen Monarchen zum verbrecherischen Vorhaben anrechnen, daß er ein behend wirkendes Gift bei sich führte, vermutlich damit, wenn er in dem Kriege, den er persönlich führte, gefangen würde, er nicht etwa genötigt sei, Bedingungen der Auslösung einzugehen, die seinem Staate nachteilig sein könnten; denn diese Absicht kann man ihm unterlegen, ohne daß man nötig hat, hierunter einen bloßen Stolz zu vermuten."

Der Tod für das Vaterland gehörte zu den Lieblingsstoffen auch der Dichtung jener Zeit, schon seit Addisons „Cato" (1713). Aber philosophischen Geistes mußte das Leben geopfert werden. Diesen Gedanken greift auch Lessing auf, vertritt auch Kleist im „Seneca" und in „Cissides und Paches". Und so stellt Lessings „Philotas" das Schlußglied der Fragmentenreihe Codrus-Virginia-Kleonnis in jedem Sinne dar.

Am 18. März 1759 sandte Lessing das Stück an den Halberstädter Kanonikus Gleim, der inzwischen sein Freund geworden war, mit folgenden Worten: „Noch folgt hierbei ein Exemplar von einem kleinen Trauerspiele (Philotas), welches Ihnen der Verfasser, der sich nicht genannt hat, mit ergebenster Empfehlung zuschickt. Er möchte gern durch mich erfahren, was Sie davon hielten." Harmlos genug, den Verfasser nicht zu erraten, witterte Gleim preußische Morgenluft, brachte das Stück in Verse und ließ es Lessing zukommen, der es mit gutem Humor in dieser Fassung auch richtig 1760 bei Voß drucken ließ unter dem Namen des „Verfassers der preußischen Kriegslieder". Gewidmet der Herzogin von Braunschweig, wagt sich „Philotas" da in der „Sprache der Musen" vor den fürstlichen Thron:

Gefangen? ich gefangen? Götter! Ach!
Mein Vater! — Fang' ich so zu lernen an?
Ein Kind, träumt' ich Feldläger, Schlachten, Sturm!
O, träumt ich jetzt, ein Jüngling, Wunde, Tod!

Meist müssen leere Ausrufe das dichterische Empfinden ersetzen, selbst am Schluß:

Strato: — — — — — — — — — O Held!
Aridäus: O Patriot!
Philotas: — — — O Vaterland!
Strato: — — — — — — — — — Er stirbt!

Gleim war nicht sehr wohl bei der Erkenntnis, daß seine Versifizierung eine Arbeit Lessings getroffen habe, zumal da dieser auf dem Exemplar, das er ihm sandte, heiter das Wort „versifiziert“ durch einen Strich in „verifiziert“ änderte. Sehr hübsch zeichnet Gleims Gefühle ein Brief an Kleist vom 16. April 1759: „Wäre ich gewiß gewesen, daß ich es mit unseres Lessing Arbeit zu tun hätte, so wäre ich ohne Zweifel etwas furchtsamer zu Werke gegangen, denn wer ist ein so großer Kenner des Theaters als er?“ Er habe zuletzt Mendelssohn oder Nicolai für den Verfasser gehalten, sagt er. Jedenfalls zeigt Gleims Arbeit, daß er über das dramatische Bestreben Lessings, die Handlung aufs äußerste zu vereinfachen, sich mithin auch der Verse zu enthalten, durch die Lektüre des „Philotas“ nicht im mindesten aufgeklärt wurde. So kann man es Lessing, als er von den Nächsten immer weniger verstanden wurde, nicht verübeln, wenn er sich mit Lebensironie auf sich selbst zurückzog. Mit Heiterkeit verständnislose Einfälle von Freunden hinnehmen zu müssen, ist für das Herz großer Männer gefährlich. Das Gebinde besten Rheinweins, das ihm der Beschämte sandte, hat Lessing in aller Freundschaft ausgetrunken, — aber sein inneres Verhältnis zu ihm, wovon noch die Rede sein wird, bekommt einen neuen Stoß, und für lange Zeit versiegt nun — vorausgesetzt, daß die Briefe nicht verloren gegangen sind — die Korrespondenz völlig.

Noch weniger als die Kritik eines Freundes traf ihn die eines Feindes. Bodmer fiel in den „Freimütigen Nachrichten“ über „Philotas“ her, bezeichnete den Heldenknaben durch eine fabulistische Nachahmung als „kindischen Helden“ (in seiner Schrift „Lessings unäsopische Fabeln“) und gab 1760 auch noch eine Parodie: „Polytimet, ein Trauerspiel. Durch Lessings Philotas oder ungeratenen Helden veranlaßt.“ So geistlos auch die Vorrede wie die Satire ausfällt — der schwache Punkt wird doch gestreift, wenn es heißt: „Eine Über-

eilung seines feurigen Geistes bringt Philotas zu dem Entschlusse, sich selbst zu erstechen. Darin liegt das Kind, aber wo bleibt der Held?" Ähnlich äußerte sich die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", ohne das Heldenmotiv wegzuleugnen bei der Frage, warum sich Philotas nur habe erstechen können: „Er war aber fast noch ein Kind!"

Auf der Bühne — man lese Fontanes Urteil in seinen Briefen! — hat sich „Philotas" nicht einbürgern wollen, obwohl es von Schröders Versuchen bis zu Schlenthers Bearbeitung (1907) an Bemühungen nicht gefehlt hat. Wenn dem „Philotas" nicht einmal die Einakter-Mode geholfen hat, dann ist ihm für eine Theaterlaufbahn schwerlich zu helfen. Seine Bedeutung liegt auch nicht da.

Ohne Versenkung in die Weltliteratur kein „Philotas", ohne „Philotas" kein lessingsches Meisterdrama! Lessing hat mit dem Ausland gegen das Ausland, besonders Frankreich, erfolgreich gekämpft, was heute sogar von französischen Lessingforschern anerkannt wird. Belouin sagt: „Le peuple le plus fort, ce n'est pas celui qui se ferme aux impressions du dehors, c'est celui qui les accueille toutes, qui les appelle, qui va les chercher et qui les transforme." Im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln, still und unerschlafft, wie Schiller wünscht, war Lessing inneres Bedürfnis. Seine Fragmente vermöchten wir uns nur schwer aus seinem Leben fortzudenken. Nur durch sie ist er, der ewig lernte und die literarischen Schatzkammern der ganzen bekannten Welt durchsuchte, der alles mit „Druckwerk und Röhren" aus sich heraus hob, für den Kritisieren Schaffen bedeutete, der Schöpfer der deutschen Bühne geworden. Er wagte es aber auch, Gedanken zu dramatisieren, die vor ihm kaum einer auch nur öffentlich zu äußern sich erkühnt hätte. Er durchbrach auch hier die Schranken der abgöttisch verehrten Regel und der äußeren Autorität, um der Wahrheit freie Bahn zu schaffen. So war er berufen, aus einem Erzieher des Dichters ein Erzieher des Menschengeschlechts zu werden, dessen inneres Leben sich nur mit seiner Hilfe neu zu gestalten vermochte.

6. Die Umgestaltung des dichterischen und religiösen Lebens.

In welchem Augenblick die mittelalterliche und neuere Zeit durch die moderne für die Welt abgelöst wurde, darüber mag man streiten. In das sogenannte Herz Europas aber zog der Frühling unserer Zeit mit Lessing ein. Er führte den Menschen auf sich selbst zurück, befreite ihn von bürgerlichen und religiösen Vorurteilen und gestaltete in diesem Geiste die Literatur um. Er schlug der Lebensanschauung und dem Drama die Stelzen weg und gab selbst zielzeigende Muster. Er war der Bannerträger der neuen Zeit.

Bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein trennte eine tiefe Kluft die einzelnen Volksschichten, vor allem Adel und Bürgertum. Es galt als unschicklich, vornehme Kinder mit demselben Wasser wie „gemeine" zu taufen. An öffentlichen Orten wurde zwischen den Plätzen der Adeligen und Bürgerlichen ein breiter Zwischenraum, mindestens jedoch ein Stuhl, unbesetzt gelassen. Die Göttinger Universität war nicht die einzige, in der die Adeligen auf besonderen Bänken saßen. Sturz rühmt es als Ausnahme, daß er mit Adeligen habe frühstücken dürfen. Nach Pahls „Denkwürdigkeiten" lebte und starb die Freifrau von Wöllwarth auf Neubronn in der Überzeugung, daß Adel und Bürgertum verschiedene Menschenrassen seien und auch im Jenseits streng getrennt sein würden. Im Jahre 1682 beantragte die Ritterschaft in Sachsen, ihre Söhne von denen der Bürgerlichen auf den Fürstenschulen zu trennen, weil diese andere Dinge zu lernen hätten und jenen von dem Umgang mit den bürgerlichen Kindern später stets etwas anhänge, besonders Schüchternheit. Auch bei gottesdienstlichen Handlungen eine Sonderstellung gegenüber dem Bürgertum eingeräumt zu erhalten, war der Adel eifrig bestrebt. Für sich allein beanspruchte er das Recht der Trauung und Taufe im eigenen Hause. Der Unterhaltung der Vornehmen waren bestimmte Zeit-

schriften gewidmet wie der „Mercure galant“, der „Mercure historique“, das „Theatrum Europaeum“ oder das „Eröffnete Kabinett großer Herren“. Dem entsprach die Behandlung bürgerlicher Untertanen mit Galgen, Rad und glühenden Zangen, die erst allmählich durch Freiheitsberaubung ersetzt wurde. 1713 entstand zu Waldheim in Kursachsen das erste Zuchthaus, das zugleich als Versorgungshaus für arme Waisen und Zigeunerkinder diente. Sicherlich hat zur allmählichen Vermenschlichung der Strafen viel der Pietismus beigetragen. Die Dichtung war nur der Niederschlag der sozialen Verhältnisse. Das einzige ernste bürgerliche Drama vor Lessing ist des Andreas Gryphius „Cardenio und Celinde“ (1657), dessen sich später jubelnd die Romantik bemächtigte. Den Adel in der Komödie darzustellen war respektlos, und Könige vollends durften nur mit Krone und Zepter am Tische sitzen wie im „Gestiefelten Kater“. Außerhalb Deutschlands rüttelten an diesem Grundsatz, wenn wir von England zunächst absehen, Maffei 1723, Riccoboni 1731, Calepio 1732. Über diesen letzteren schrieb in demselben Jahre Bodmer an Gottsched: „Ein Grundsatz meines vornehmen Freundes ist, daß das Trauerspiel poema popolare und vor die Bürgerschaft gewidmet sei, zumalen die Zuhörer aus allerlei Leuten bestehen.“ Den Familienbegriff gab es in Deutschland öffentlich nur im feudal-aristokratischen Sinne, wie ihn der Gothaische Kalender vertritt. So lagen die deutschen Dinge, als Lessing im Sinne Calepios die Tenne rein zu fegen begann. Durch das Drama sprach er zu seinem Volke, also von der Kanzel herab, der er während seines ganzen literarischen Lebens, bis zu „Nathan dem Weisen“, treu blieb.

In der ersten Zeit seiner dramatischen Entwicklung beschränkte er sich nahezu ganz auf das Lustspiel. Fast unmerklich hatte die französische Komödie auf ihn nachhaltigen Einfluß gewonnen, nicht durch das Milieu, das er mit den Jugenddramen fast ganz verläßt, sondern durch jenen Gefühlston, den La Chaussée, Destouches und Marivaux, seine Leipziger Vorbilder neben Molière, in die französische Komödie hineingebracht hatten. Sentimentalität,

übertragen auf die heiteren Seiten des Lebens, schuf die neue Kunstgattung der Comédie larmoyante, das ist des rührenden Lustspiels. Erst hier knüpft der Faden an, der sich in Lessings Entwicklung zu England hinüberspinnt. Es ist der Punkt, an dem sich die Literaturen der beiden Länder berühren: die Comédie larmoyante findet ihr Echo in Richardsons rührseligen Romanen. Das ganze Leben Europas, besonders Deutschlands unter Klopstocks Führung, wurde nun von Empfindsamkeit durchflutet. Kaum miteinander bekannte Männer weinen bei Begrüßung und Abschied. Fritz Jacobi schluchzt und ist außer sich, als Wieland Frau von Laroche begrüßt, und die ganze Umgebung weint mit. Der Gefühlsüberschwang ergriff selbst kühl rechnende Kaufmannskreise. Als die von Perthes verehrte Tochter seines Chefs sich bei der Tafel zufällig über ihn beugt, stürzt er hinaus und läuft bis in die Nacht stundenlang wie rasend durch das Feld.

War hier etwas Gemeinsames in den Ländern festzustellen, so tritt in der englischen Tragödie stärker noch als in der italienischen als etwas völlig Neues das bürgerliche Selbstgefühl auf. Der Grundsatz der Antike, daß nur Fürsten und Halbgötter die Helden eines Trauerspiels sein könnten, in Deutschland als Dogma von Gottsched verkündet, wurde endgültig umgestoßen von Lillo und Moore, den freien Mitgliedern eines seit 1688 selbständigen Bürgervolkes; vor ihnen hatten dort schon Otway, Southerne und Rowe bürgerliche Schauspiele geschrieben. Lessings „Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel", 1754 in der „Theatralischen Bibliothek" veröffentlicht, enthalten eine Stelle, die jene Umwandlung meisterhaft charakterisiert und damit zugleich den Schlüssel hergibt für das Verständnis seiner ein Jahr darauf geschriebenen „Miß Sara Sampson". „Das Lustspiel", sagt er, „hat man um einige Staffeln erhöhet und das Trauerspiel um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal darin weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu

lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten; man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte. Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel und seine Widersacher das weinerliche nennen. Aus der zweiten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel. Jene ist von den Franzosen und diese von den Engländern gemacht worden."

Lessing knüpft 1755, also vier Jahre vor dem „Philotas", an beide an. Die „Miß Sara Sampson" vereinigt die Sentimentalität der französischen Komödie und des englischen Romans mit dem bürgerlichen Range der Hauptpersonen im englischen Trauerspiel. An das Ende dieser Entwicklungsreihe sehen wir später geschlossen einmal die sittlich, fast tragisch ernste Komödie „Minna von Barnhelm" und sodann die bürgerliche Tragödie „Emilia Galotti". Dazwischen aber gibt es Schwankungen in Lessings Auffassungen, die sich zum Teil durch den siebenjährigen Krieg erklären lassen. Das Heroische tritt ja auch im „Philotas" heraus, nach dem in Hinsicht der Simplizität zeitlich eine „Sara" gar nicht zu denken wäre. In der Potsdamer Abgeschiedenheit, in die sich der Dichter seinem Werk zuliebe von Ende Januar bis Mitte März 1755 zurückzog, konnte sie Leben gewinnen, nach der Breslauer Periode nicht mehr. Man stelle nur einmal die seelenkräftige Minna neben die willensschwache Sara und wird dann leicht erkennen, daß an jener das Leben mitgezeichnet hat, während diese aus der, wenngleich kulturhistorisch bedeutsamen, Literatur herausgewachsen ist. Der Inhalt dieser Literatur ist vorwiegend die Verbindung engelhafter Tugend von Bürgermädchen mit dem Laster der flatterhaften Adeligen. Das war der Schlüssel, der damals dem Büchermarkt ein neues, unübersehbares Absatzgebiet erschloß: die europäische Dame. Die Folgen spüren wir heute z. B. an den Vergißmeinnicht-Romanen der Marlitt, Heimburg, Werner, Eschstruth, die unbewußt mehr oder weniger in Saras Schule gegangen sind, für

gewisse Altersstufen aber immerhin ihr Daseinsrecht und, als sittlich rein, auch ihre erziehliche Bedeutung haben. —

Mellefont hat Sara entführt und wohnt mit ihr in dem kleinen Wirtshause eines Städtchens. Zur Heirat mag er sich indes nicht entschließen, denn einmal ist es ihm nichts Ungewohntes eine Geliebte zu haben, und sodann ginge ihm durch diese Ehe eine Erbschaft verloren, die ihm ein anderes Mädchen einbringen würde. Sara gegenüber betont er, daß er nur zögere in der Hoffnung auf einen Ausgleich, denn jenes Mädchen liebe ihn nicht. Aber inzwischen erscheint die Marwood, seine frühere Geliebte, mit der er den Rest seines Vermögens durchgebracht hatte, lenkt Saras Vater, Sir William, auf die richtige Fährte, und so sind sie nun alle beieinander, begleitet von ihren Bediensteten: Mellefont von Norton, Sara von Betty, Sir Sampson von Waitwell, und die Marwood, die auch die neunjährige Arabella, Mellefonts und ihr Kind, mitgebracht hat, von Hannah. Mellefont hatte die geliebte Arabella der Mutter genommen und zur Erziehung in eine Pension gegeben, aus welcher die Marwood sie nun entführt hat. Durch deren Drohungen, sie werde Arabella töten, wenn er ihr nicht die Bekanntschaft Saras vermittle, läßt er sich bewegen, die frühere Geliebte der neuen unter dem Namen Lady Solmes als seine Tante zuzuführen. Bei einem Alleinsein der beiden Frauen erfährt Sara den wahren Sachverhalt. In Ohnmacht sinkend, wird sie durch Vertauschung zweier Pulver von der Feindin vergiftet. Diese flieht, indem sie einen Zettel zurückläßt, daß sie Arabella als Geisel mit sich führe bis zum Hafen, wo sie sie zurücklassen werde. An der Leiche Saras, die wie ein Engel verzeihend und tröstend stirbt, ersticht sich Mellefont mit dem Dolche, den vorher die Marwood gegen ihn gezückt hatte. Sir Sampson verzeiht ihm und will, dem Wunsch der beiden Toten gemäß, sich Arabellas annehmen: „Sie sei, wie sie sei: sie ist ein Vermächtnis meiner Tochter.“

Das Stück spielt in England. Ebendorthin führen uns die Namen Arabella oder Bella, Norton, Betty, Hannah, Belford und das Pseudonym Lady Solmes. Sie stammen aus Richardsons

Roman „Clarissa Harlowe", dem auch die Handlung nachgebildet ist. Hier wie dort wird ein tugendhaftes Mädchen von dem Verführer getäuscht und stirbt nach seelischen Qualen wie eine Heilige. Sonst freilich weicht die Handlung erheblich ab, denn Clarissa wird von Lovelace mit Hilfe einer Kupplerin durch Opium betäubt und geschändet, und der Ruchlose selbst fällt im Zweikampf gegen Clarissas Vetter. In Lillos „Kaufmann von London" („The London merchant or the History of George Barnwell" 1730) heißt die Buhlerin, die den „Helden", einen Schwächling wie Mellefont, verführt hat und mit ihm am Galgen endet, Millwood. In der Vorlage des englischen Dichters führt sie den Vornamen Sara. Der Liebhaber in Congreves Drama „Der Betrüger" („The Double-Dealer") heißt Mellefont, der Vater in desselben Verfassers Drama „Liebe um Liebe" („Love for Love") heißt Sir Sampson Legend — der Name verschuldete Lessings Fehler, in den ersten Drucken der „Sara" Sir Sampson ohne Vornamen einzuführen, obwohl das bei diesem englischen Adelsprädikat unmöglich ist. In Congreves „Weg der Welt" („The Way of the World") endlich hören wir von Mrs. Marwood, von einem Diener Waitwell und einer Aufwärterin Betty. Aber dem Namen entspricht bei Lessing keineswegs die Rolle. Was gewinnt wohl die Literatur durch die Feststellung von Ähnlichkeiten? Diese hat fast denselben Wert, wie das Spiel des Kindes, das aus seiner Puppe heute eine Zofe und morgen eine Prinzessin macht. Geistig verarbeitet und somit Quelle wurde für Lessing alles, was er mit Interesse las, hier also Englands Familienroman und bürgerliches Trauerspiel. Darum durfte er aber auch auf die Vermutung des Herrn von Bielfeld, der Stoff zur „Sara" scheine englischen Romanen entnommen oder nachgebildet zu sein, erwidern: „Welches ist der englische Roman?"

Nicht nur mit der Handlung und den Namen lehnt er sich an englische Vorbilder an, namentlich an die „Clarissa", deren deutsche Übersetzung von Michaelis er ein Jahr zuvor besprochen hatte, sondern oft sogar wörtlich mit einzelnen Gedanken und Motiven. Am deutlichsten macht sich Englands Anspruch geltend durch die

rührselige Sprache, die bei Lessing besonders auffällt. Die sentimentalen Dialoge werden bis ins Endlose gedehnt, und es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß die Hälfte des Stückes lediglich aus empfindsamen und moralischen Betrachtungen im Stile Richardsons besteht und ohne Schädigung des Dramas ganze Szenen gestrichen werden könnten. Wir ertragen diese öden Tugend-Deklamationen heute nicht mehr. In jener Zeit aber waren sie das Entzücken von ganz West- und Mitteleuropa; ja auf ihnen beruhte allein der Erfolg des Stückes. Gellert verweinte ja schon über dem vierten Teil von Richardsons „Clarissa“ „mit einer Art von süßer Wehmut einige der merkwürdigsten Stunden für sein Herz“, und so schluchzte Deutschland lange bei „Miß Sara Sampson“. Nach einem Brief Ramlers an Gleim haben bei der ersten Aufführung 1755 die Zuschauer „dreieinhalb Stunden zugehört, stille gesessen wie Statuen und geweint“. Als Ackermann das Stück in Berlin aufführte, schluchzte die ganze Residenz. Nicolai weinte „bis an den Anfang des fünften Aufzuges“; da aber wurde seine Rührung so stark, daß sie sogar seine Tränen erstickte: „Das ist mir noch bei keinem Trauerspiel begegnet.“ Niemand sei, schreibt Gleim, aus einer der Aufführungen mit trockenen Augen heimgegangen. Um Weinkrämpfen vorzubeugen, versuchten einzelne Hannoveraner während der Szene sich zum Lachen zu zwingen, wie Klotz erzählt. Den Höhepunkt des Jammers im Zuschauerraum bildete die Sterbeszene. Für junge Künstlerinnen ist es eine dankbare Aufgabe, auf der Bühne interessant zu sterben. Dennoch würden heute ihrer wenige danach streben, Sara in dem Augenblick darzustellen, wie sie mit den Worten von der Erde scheidet: „Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beispiele lassen, und nur die schwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken. — Wem fließen diese Tränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch sind sie mir minder schrecklich als die stumme Verzweiflung. Entreißen Sie sich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht — Dies war der

letzte Seufzer — Noch denke ich an Betty und verstehe nun ihr ängstliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorsichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falsch, und also auch ohne Argwohn der Falschheit, entschuldiget wird. Der Augenblick ist da! Mellefont — mein Vater —"

Trotz der starken Abhängigkeit von England ist das Stück nicht als Typus eines englischen Dramas jener Zeit anzusprechen, und auch nicht Senecas „Medea" soll hier besonders verglichen werden. Marwoods Drohung: „Sieh in mir eine neue Medea", braucht man nicht auf das „Medea nunc sum" zurückzuführen, denn auch in Richardsons „Grandison" (IV, 26) heißt es: „She appears to me as a Medea". Zu andern Stellen lassen sich Parallelen aus Euripides und Corneille beibringen. Das wichtigste der formalen Zugeständnisse an Frankreich, dessen Comédie larmoyante ohnehin auf die Gattung des bürgerlichen Dramas von Einfluß ward, ist die Rolle der Bedienten, die bei den Franzosen wie hier auch bei Lessing berufen sind, den Zuhörer über die Seelenvorgänge der Hauptpersonen aufzuklären.

Lessings bürgerliches Trauerspiel ist deutsch und unterscheidet sich deutlich von dem englischen Vorbild. Er stellt das gefährdete Sittengesetz auf eine neue Grundlage, die in England nur im Roman Geltung hatte: die Familie. Dieser Begriff ist es, der gebietend und zugleich versöhnend das Drama durchzieht und ihm so die kriminalistische Färbung nimmt. Das „Ich will" der Könige in den früheren, das heißt nichtbürgerlichen Tragödien hatte eine Größe, die durch die Autorität des Strafgesetzbuches unmöglich ersetzt werden konnte. Ein Fürst hatte über sich nur ungeschriebene Gesetze; nicht so der Bürger. Jener erfährt stürzend das „große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt"; dieser unterliegt einer irdischen Macht, den Gesetzen des Landesfürsten. Hieran scheiterte denn auch das bürgerliche Trauerspiel Englands. Lessing greift zurück auf die Gesetze, welche die Natur zuerst in die Menschenbrust schrieb, und läßt zugrunde gehen, wer gegen sie verstößt. Der schwächliche Flatter-

geist Mellefont zerschellt an dem festen Fels, auf den die Familie in ihrer Treue und Liebe gegründet ist. Sampson und Arabella haben uns diesen Begriff in seiner Reinheit verkörpert. Sara vermochte das nicht, und sie büßt es. Aber ihr Fehler ist ihre Stärke, und das ist das zweite, das, scheinbar dem ersten widersprechend, von Lessing in den Stoff hineingetragen wird. Die Liebe Saras ist die einfache Hingebung des einfachen Herzens, die so unbedeutend ist, daß sie nur folgt, nicht führt, und so gewaltig, daß sich die Welt der Formen vor ihr in den Staub wirft. Wie Goethes Gretchen sühnt Lessings Sara ihre Liebe. So wird ihre sittliche Größe auch im antiken Sinne tragisch. Erst sie, die so selbstvergessen liebt und so innig für den Vater empfindet, führt uns die Wucht des auf der Souveränität der Familie ruhenden Sittengesetzes klar vor Augen. „Ich bin“, sagt sie zu Mellefont, „die Ihrige und werde es ewig sein. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringsten Übertretungen seiner Ordnung zu strafen gedrohet hat —“, und als Mellefont sie unterbricht: „So falle denn alle Strafe auf mich allein!“ ergänzt sie vorwurfsvoll: „Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen sollte?“ Wenn Lessing sich hierbei der Äußerung Anna Howes in Richardsons „Clarissa“ erinnert haben sollte: „Was soll ich um Vergebung bitten, da Ihre Sorge meine Sorge ist und Ihre Ehre meine Ehre?“ so würde dieser Umstand erst recht das dritte, das Lessing hinzubringt, die neue Form, ins Licht stellen. Zunächst ist es die witzreiche, scharf zugespitzte Sprache, die uns über die ausgedehnten moralischen Betrachtungen einigermaßen hinweghilft. An der Tatsache, daß bei Lillo und Moore der Dialog breit und eben dahin geht, ohne jene Vorzüge aufzuweisen, ändern Lessings Anleihen bei anderen Dichtern nicht das mindeste. Wenn Marwood nach ihrem fruchtlosen Anschlag auf Mellefonts Leben erschöpft sagt: „Daß unsere Kräfte nicht so groß sind als unsere Wut,“ so wird dieser Ausdruck ihres ohnmächtig wirkenden Zornes nicht deshalb unkräftig, weil es schon in Scarrons „Jodelet Duelliste“ (I, 3) hieß: „Que n'ai-je de la force au gré de ma furie!“ Von noch größerer Bedeutung als

der Geist der Sprache ist die Tatsache, daß Lessing die in Deutschland bisher nur für das Lustspiel verwendete Prosa für den Ernst der Tragödie in Anspruch nimmt, die bisher auf den Stelzgang des französischen Alexandriners angewiesen war. Wahrlich, ein bedeutender Schritt zur Befreiung von dem Formenzwang des Auslandes! Nur daseinsechte Menschen will er sprechen lassen. Ihre Charaktere aber lassen sich nicht mit Hilfe papierner Nachweise verstehen und entwickeln.

Es ist beachtenswert, daß der interessanteste und gelungenste unter den Charakteren des Stücks, die Marwood, am ehesten den Anspruch machen darf, Lessings eigene Schöpfung zu sein. Vielleicht hat sie deshalb auch am meisten fortgewirkt und Schule gemacht. Diese Maitresse und Rachefurie ist nicht nur die Vorläuferin der Orsina in der „Emilia Galotti", die Otto Ludwig für Lessings bedeutendste dramatische Gestalt hält, sondern von ihr blicken wir auch auf Goethes Adelheid, Schillers Lady Milford oder Freytags Fürstin Udaschkin im „Grafen Waldemar". In ihr lebt das leidenschaftliche Kraftgefühl des Weibes, das erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts typisch und zu Beginn des zwanzigsten bedrohlich werden sollte. Lessing verschmilzt das antike Medea- mit dem modernen Don Juan-Motiv und gießt darüber die Brühe Richardsonscher Empfindsamkeit. Denn auch diese Vertreterin der Unmoral arbeitet mit den Grundsätzen der Moral und wird folgerichtig zur Furie, sobald der feste Damm der Familie sich ihr entgegenstellt. Nicht schlecht wird sie durch den Mord, der ihr nichts nützen kann, sie wird nur wieder ganz Weib. Advokatenhafte Berechnung und tiefsinnige Betrachtungen wie die, daß nur die Schwierigkeit des Genusses dessen Wert ausmache, verschwinden in dem Augenblick, als sie Mellefont verlieren zu müssen glaubt. Sie kennt sich selbst gut: „Wenn der Verräter gegen Nachsicht, Liebe, Bitten sich verhärten sollte, so werde ich nicht zürnen — ich werde rasen. Ich fühle es, Hannah, und wollte es lieber schon jetzt."

Das Dämonische in ihrem Wesen macht sie in der Literatur unsterblich. Ihr Charakter schillert in vielen Farben, fesselt aber

dann am meisten, wenn ihre Leidenschaft den Willen unterwirft. Wohl ist sie in der Heuchelei Meisterin. Sie weint im rechten Augenblick und nennt diese Freudentränen „Kinder der süßesten Wollust“; „aber ach, verlorene Tränen! seine Hand trocknet euch nicht ab.“ Sie spielt die Edelmütige, indem sie Mellefont die ihr früher gemachten Geschenke anbietet, sicher rechnend, daß er sie zurückweisen werde. „Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde will ich es alsdann noch einmal wagen, Ihr Erbarmen rege zu machen.“

Aber diese Marwood ist die echte nicht. Als sie mit Arabellas Hilfe ihren Zweck vorläufig erreicht, sinkt sie ermattet auf einen Stuhl: „Noch einen Augenblick hätte er anstehen dürfen, so würde ich ihm eine ganz andere Marwood gezeigt haben.“ Die Schwäche ihrer Lage zwang sie, die Stärke ihres dämonischen Charakters, der sogar einen Flattergeist wie Mellefont länger als ein Jahrzehnt an sich zu fesseln wußte, zu verleugnen; aber „ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm fast zu Füßen gefallen wäre“. Dann der Umschwung: sie gibt sich, wie sie ist. Mit dem Dolch dringt sie auf den Abtrünnigen ein, mit Gift schafft sie die verhaßte Nebenbuhlerin aus dem Wege, und rachetrunken malt sie ihm aus, wie sie, eine neue Medea, Arabellen zu Tode martern werde, — „mit gieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve lösen, und das kleinste derselben auch da noch nicht aufhören zu schneiden und zu brennen, wenn es schon nichts mehr sein wird als ein empfindungsloses Aas“. Der Scharfsinn, den alle ihre Handlungen verraten, zwingt sie noch einmal zur Verstellung. Aber sie haßt sie aufrichtig, und sobald sie allein ist, läßt sie ihren Zügen den Ausdruck dämonischer Rachsucht: „Ich muß geschwind einmal in allen Mienen die wahre Marwood sein, um den Zwang der Verstellung wieder aushalten zu können.“ Die jähe Wandlung ihres Wesens wird auch von Sara bemerkt, als ihr Versuch, sie von Mellefont durch Überredung abzudrängen, mißlingt und sie erfährt, daß Sir William der Tochter verzeihe. „Ich erschrecke, Lady,“ ruft da Sara aus, „wie verändern sich auf einmal die

Züge Ihres Gesichts? Sie glühen; aus dem starren Auge schreckt Wut, und des Mundes knirschende Bewegung — —."

Die dämonische Leidenschaft gibt dem Gegenbilde, der tugendhaften und sanften Sara, eine Größe, die der Heldin den Vorrang nur deshalb läßt, weil Marwood ihre Absicht, das mitgeführte Gift gegen sich selbst zu wenden, nicht ausführt. Geschähe das, so würde die hingebende Sara unsere Sympathie vielleicht behalten, — um ihren Ruhm als Heldin eines Dramas aber wäre es geschehen. Sie ist gar so blaßmündig, so ganz herniedergetaut von einem Himmel von Empfindungen, daß man sie nur neben einem besonders starken Manne als Ergänzung denken mag. Dieses Paar wirkt auf uns zu süßlich. Saras schönes sittliches Gefühl versinkt allzu oft in einem Meer von öden Redeübungen, und in dem dritten Auftritt des dritten Aufzuges, dem langweiligsten im ganzen Stück, muß sie andere Zuhörer als den braven Waitwell durch den eintönig plätschernden Strom ihrer sittlichen Erwägungen zur Verzweiflung bringen.

Sara, so ganz weiches Empfinden, und Lessing, gerade dieses so wenig — da konnte kein Meisterstück entstehen. Der Kritiker Lessing sucht Empfindungen dadurch wiederzugeben, daß er sie zergliedert. Ein Beispiel hierfür bildet Saras Monolog (III, 4): „Weiß ich aber auch schon, was ich schreiben soll? Was ich denke? was ich empfinde? — Und was denkt man denn, wenn sich in einem Augenblicke tausend Gedanken durchkreuzen? Und was empfindet man denn, wenn das Herz vor lauter Empfindung in einer tiefen Betäubung liegt?" Eines aber, das Sara empfindet, und dem sie blind folgt, gibt dem ganzen Stück Charakter und Einheit. Es ist jene vorhin schon charakterisierte Liebe, um derentwillen sie das Vaterhaus heimlich verläßt und dem Manne folgt: „Noch liebe ich Sie, Mellefont," sagt sie in ihrer letzten Stunde, „und wenn Lieben ein Verbrechen ist, wie schuldig werde ich in jener Welt erscheinen."

Wie kann aber, fragen wir, eine Sara einen Mellefont lieben, den wir nicht einmal wie Lovelace, den wilden Lüstling Richard-

sons, ästhetisch verstehen können, — einen unruhigen, flatterhaften Schwächling, der von einer Seite zur anderen schwankt, sich für die Tugend erklärt und sich doch vor ihr ängstigt, einen haltlosen, weibischen Charakter, der sich obenein wie ein Kind übertölpeln läßt und erst in dem Augenblick einen persönlichen Wert erhält, als er Sara in den Tod folgt, dadurch ihren Wert bekräftigend! Gerade in seiner Unwürdigkeit liegt aber der Reiz der Frage, die später Heinrich von Kleist im „Kätchen von Heilbronn“ in Romantik getaucht hat. Sara liebt Mellefont, weil sie ihn lieben muß; nur ist der Grund hier nicht dunkler Natur. Ein verführerisches Äußeres, welches ein unschuldiges Geschöpf wie Sara blenden mußte, spricht ihm sogar die Marwood zu: „Mellefont besitzt alles, was uns eine Mannsperson gefährlich machen kann.“

Dennoch war es gewagt, diese Puppe zwischen zwei so verschiedene Frauencharaktere zu stellen. Die Marwood charakterisiert ihn am besten: „Ihr Herz, Mellefont, ist ein gutes Närrchen. Es läßt sich alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt.“ Er ist gar nicht wankelmütig und schlecht von Natur, er ist es nur immer aus Versehen. So führt er denn auch aus Schwäche die Feindin der Sara zu, nur um Schlimmerem vorzubeugen, läßt sich aber nachher naiv aus dem Zimmer locken. Und durfte ihm etwas wichtiger sein, als das Zusammensein der Frauen zu überwachen! Freilich, der Gedanke, mit Sara auf ewig verbunden zu werden, stimmt ihn in dem Augenblick schwermütig, als der Vater versöhnt und das sehnlichst erstrebte Ziel erreicht scheint. Hatte er das, fragt er sich, innerlich gewünscht? Welcher Art seine Liebe zu Sara ist, tritt klar in einem Monolog zutage (IV, 2): „Sara Sampson, meine Geliebte! Wieviel Seligkeiten liegen in diesen Worten! Sara Sampson, meine Ehegattin! — Die Hälfte dieser Seligkeiten ist verschwunden! und die andere Hälfte wird verschwinden. — Ich Ungeheuer!“ „Er war mehr unglücklich als lasterhaft“, urteilt Saras Vater über ihn. Im Grunde zeigt er sich bis auf den letzten Entschluß, der aus der Verzweiflung über seine Schuld und den Tod der tugendhaften

Geliebten emporschießt, weniger unglücklich und lasterhaft als jammervoll. Literarisch ist seine Gestalt gerade deshalb, weil sie fast als Karikatur gezeichnet ist, von Bedeutung geworden, denn er ist der Vorgänger des Prinzen Hettore in der „Emilia Galotti" und, wenn wir an Goethe denken, zugleich der erste Weislingen, der erste Clavigo und Fernando. Mit dem Jämmerling Mellefont kommt ein fruchtbares Motiv in die deutsche Literatur: der Mann zwischen zwei Frauen.

Fast ganz verunglückt ist die Gestalt der Arabella, deren altkluge Dialektik zurückstößt. Ihr Jahrhundert war noch nicht das des Kindes, und besonders Lessings Griffel eignete sich für eine solche Aufgabe wenig. Überlegtheit und klare, fein geformte Sprache, seine eigensten Vorzüge, mußten ihm hier verderblich werden. Man glaubt schon bei den ersten Worten des neunjährigen Mädchens eine philosophisch geschulte Dame zu hören: „Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unser Mellefont? — Nein doch, Madame, er ist es nicht. — Würde er mich nicht ansehen, wenn er es wäre, würde er mich nicht in seine Arme schließen? Er hat es ja sonst getan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, diesen Mann, diesen liebsten Mann, der mir erlaubte, mich seine Tochter zu nennen?" Und als sich der Vater von seiner Bella mit einem Kuß verabschiedet, fügt sie anmutig hinzu: „Der war für Sie; aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder; ich bitte." Wie wenig Lessing mit der Kindesseele rechnet, geht auch daraus hervor, daß er in Arabellas Gegenwart die bösesten Dinge zur Sprache bringt, z. B. Mellefont die Marwood vor ihrem gemeinsamen Kinde die Schande ihres Geschlechts nennen läßt, und wir sind nur froh, daß dieses unschuldige Geschöpf wenigstens später nicht mehr auftritt, denn schon die Erinnerung an die Art, wie es mitgezerrt und als Rührmittel verwendet wird, wirkt peinlich. In jener Zeit aber erpreßte sie einige Tränen mehr. Lessing wird hier durch sein Vorbild entlastet, die kleine Sally Goodwin, uneheliche Tochter des Mr. B. in Richardsons „Pamela". Voran-

gegangen war in dieſer Beziehung Houdart de la Motte mit der „Ines de Caſtro“. Aber ſelbſt ein Klotz brach damals für Leſſings Arabella in den „Epistolae Homericae“ eine Lanze: cum Arabella prodiisset, statim ex oculis lacrimae.

Auch mit der Rolle des Sir William Sampſon, des père noble des franzöſiſchen Theaters, kann man ſich nicht ganz zufrieden geben. Dieſes Zögern, der endlich gefundenen Tochter ſich perſönlich zu nähern, würde man nicht einmal bei einem hundertjährigen Greiſe verſtehen. Keine Rührträne vermag den ungeſtümen Zug des Herzens zu erſetzen. Das erſte Wort des guten Sir wie des ganzen Dramas iſt: „Hier, meine Tochter?“ Und doch bringt erſt der drittletzte Auftritt ihn zu ſeiner Sara. Faſt nimmt es wunder, daß er ſie noch am Leben trifft. An keiner Stelle geben wir ihm mehr recht, als da er der Sterbenden ſagt: „Was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Jetzt könnte ich doch ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilet wäre.“ Nicht einen Tag, kann man hinzufügen, ſondern den erſten Tag eines ganzen verſöhnten Lebens, denn hätte der alte Sir gehandelt, ſo wäre auch der Anſchlag der Marwood unmöglich geworden. Sein Zögern iſt ebenſowenig motiviert wie Mellefonts Entſchluß, die Marwood als Verwandte der Sara zuzuführen, „nachdem er einen Augenblick nachgedacht“. Kuno Fiſcher verrät, was Mellefont da gedacht hat: „Ich muß es tun, ſonſt kommt die Tragödie nicht zuſtande.“ Auch dieſen Zug hat Richardſons „Clariſſa“ vorbildlich verſchuldet.

Von den Nebenperſonen iſt der Wirt deshalb erwähnenswert, weil er im Gegenſatz zu jenem in der „Minna von Barnhelm“ ſeinen Gäſten gerade im Intereſſe des Geſchäftes nicht im mindeſten nachforſcht: „Ein Wirt nimmt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. . . . Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht.“ Waitwell, Norton, Betty und Hannah ſind die ergebenen Diener ihrer Herrſchaft und unterſcheiden ſich weniger durch den Grad ihrer Anhänglichkeit als durch die Länge ihrer moraliſchen Betrachtungen. Am grauſamſten für moderne Zuhörer

verfährt der alte Waitwell, dessen Wiedererscheinen auf der Bühne sofort schreckensvolle Ahnungen wecken muß, ehe er noch den Mund auftut. Dafür aber ist die „Miß Sara Sampson" ja auch ein Rührstück, eine bebende Gefühlswelle. Straffe Handlung wie bei dem späteren „Philotas" — obwohl im Grunde auch da noch mehr deklamiert als gehandelt wird — darf man nicht erwarten, wo die wortreiche Empfindsamkeit nach dem Willen des Dichters das Zepter führen und die Herzen bewegen soll.

Fragt man, was dieses Drama als Ganzes bedeutet, so muß man zurückgreifen auf die Privilegien, die das fürstliche Blut bisher allein auf dem Gebiet tragischer Größe hatte. Ist Sir William Sampson immerhin noch Baronet, so erkannten sich doch in der Sara die Berliner Bürgermädchen staunend wieder, und mit Stolz und Triumph durften sie nun sagen: „Also auch wir können in einer Tragödie als Heldinnen auftreten und als solche sterben, und unsere Empfindungen sind genau so viel wert, wie die von Prinzessinnen." Diese Anschauung war schon in England trotz 1688 etwas Bedeutendes; in der preußischen Hauptstadt aber, in der noch immer der Wille des Königs, der selbst bürgerlichen Offizieren kein rechtes Ehrgefühl zutraute, absolut galt wie ein rocher de bronze, war sie etwas so Außerordentliches, daß wir Lessings bürgerlichem Trauerspiel eine ähnliche soziale Bedeutung zusprechen müssen, wie Beaumarchais' „Figaro". Goethe schritt im Gebiet des Romans mit seinem bürgerlich-tragischen „Werther" in dieser Richtung weiter, und heute gehört ein fürstlicher Held oder eine fürstliche Heldin in einem deutschen Trauerspiele zu den Ausnahmen. Auch hier also eröffnet Lessing eine neue Entwicklungsreihe.

Wenig bemerkt worden ist der Unterschied, den die poetische Sprache des Stückes gegenüber den Jugenddramen zeigt. Es ist die Verbildlichung der Rede, der phantasievolle Schwung der Rhetorik, der — so sonderbar das klingen mag — bisweilen ein wenig an Jean Paul erinnert, mit der Einschränkung freilich, daß hier Künsteleien bei der Wahl und Ausführung des Bildes völlig fehlen. „Aus jeder kindischen Miene strahlte die Morgenröte eines Ver-

ſtandes“, ſagt der alte einfältige Waitwell in der erſten Szene, und Sara erklärt in der achten: „In jeder Welle, die an unſer Schiff ſchlüge, würde mir der Tod entgegenrauſchen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu ſein dünken.“ Wo fänden wir eine ſolche Sprache in Leſſings Jugenddichtung! Sie iſt ihm zum Teil zugefloſſen aus den blumenreichen Romanen Richardſons und anderen literariſchen Quellen, ſogar aus der Bibel, deren Berückſichtigung das Tugendthema verdiente. „Was für Schwerter gehen aus ſeinem einfältigen Munde in mein Herz!“ ruft Sara aus (III, 3). Das klingt wie die Apokalypſe (19, 15): „Und aus ſeinem Munde ging ein ſcharfes Schwert.“ Im einzelnen aber dürfen ſolche Anklänge nicht betont und verwertet werden, denn darin zu irren iſt nicht ſchwer. „Der Siege göttlichſter iſt das Vergeben“, ſagt Iſabella in Schillers „Braut von Meſſina“. Dasſelbe aber findet ſchon Mellefont, wenn er rhetoriſch fragt (III, 5): „Denn was iſt göttlicher als vergeben?“ Und doch wird Schiller kaum an dieſe Stelle gedacht haben. Das menſchliche Gehirn iſt nicht ſo groß, daß nicht auch in den Köpfen mehrerer Dichter dieſelben Gedanken wachſen und einen ähnlichen Ausdruck finden könnten.

Beachtung verdient die Technik der Monologe. In den Jugenddramen werden ſie meiſt nur als Notbehelf für Ortseinheit und Szenenverknüpfung angewendet. In der „Sara“ dienen ſie bereits der inneren Charakteriſtik, in den Meiſterdramen auch der Auslöſung von Gemütserregungen bei übergeordneten Perſonen. Bevorzugt wird der Monolog von Leſſing durchweg als Akteinleitung, vermieden als Aktſchluß. Gewöhnlich wird im Monologe ſelbſt ſchon das Auftreten der Perſonen angemeldet, die dem Selbſtgeſpräch ein Ende machen.

Von den Beziehungen des Stückes zu den ſpäteren Dramen Leſſings fallen beſonders auf diejenigen zur „Emilia Galotti“, die an der Hand der Vorgängerin vor uns erſcheint. Dort wie hier dasſelbe Grundthema: Kampf um die Tugend, deren Vertreterin

dort Emilia, hier Sara ist. Der Verführer bringt den Konflikt: dort Hettore, hier Mellefont. Gegen seinen Willen greift die frühere Buhlerin ein und schafft das tragische Ende, dort Orsina unfreiwillig, hier Marwood bewußt. Für sich halten beide Gift, für den Verführer den Dolch bereit. Dann der warnende Traum Emilias und Saras und die frühen Ahnungen, die dort Appiani, hier Sara quälen (IV, 1), und wenn sie sagt: „Es sind wenig Diener die Freunde ihrer Herrn", so mag man an des Prinzen Verhältnis zu Marinelli denken. An diesen und zugleich an Lessings Faust-Plan (Mephisto) erinnern aber auch die Worte der Marwood (II, 7): „Ist der Teufel ärger als du, der schwache Menschen zu Verbrechen reizet?" Dort wie hier der Vater an der Leiche seiner Tochter. Von der Empfindsamkeit aus kommen wir zur „Minna von Barnhelm", in der das Tugendproblem umgebildet wird zu dem Problem der Ehre, von dem deklamatorischen Stil zu „Philotas", und selbst den Weg zu „Nathan dem Weisen" deuten einige Worte des Stückes an. „Eine heilige Handlung wird durch das Feierliche nicht kräftiger", meint Sara (I, 7), so die Gesinnung gegenüber der Form betonend. Und den Gedanken, daß vor Gott alle Menschen gleich seien, spricht auch Sir William Sampson aus, als er seinen alten Diener an die Freundesstelle rückt: „Ich will allen Unterschied zwischen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, ist er ohnedies aufgehoben."

In der „Hamburgischen Dramaturgie" (dreizehntes und vierzehntes Stück) hat Lessing sich im Juni 1767, also zwölf Jahre später gelegentlich einer Aufführung der „Sara" über sein Trauerspiel ausgesprochen. „Es ist ein wenig zu lang", sagt er zunächst, „und man verkürzt es daher auf den meisten Theatern." Die Darstellerin der Sara, „Madame Hensel, starb ungemein anständig, in der malerischsten Stellung." Dann aber geht er auf die Bedeutung des Bürgertums im Drama ein. „Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stücke Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei; das Unglück derjenigen, deren Umstände den unserigen am nächsten kommen,

muß natürlicherweise am tiefsten in unsere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begriff für unsere Empfindungen.“ Aber auch für die Fehler hat er den echten Blick; so will er denn für sein Stück das Wort Voltaires gelten lassen: „Einem Buckligen, den man von seinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklig, aber es befindet sich sonst ganz gut.“

Der Erfolg der „Sara“ in Deutschland war vollständig. Fast alle Schauspieltruppen führten das Stück auf. Lessing selbst verabredete in Berlin mit Ackermann die Aufführung, die am 10. Juli 1755 — am 7. Juli reiste Ackermann, am 9. Juli Lessing bereits zur Probe — in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Exerzierhaus in Frankfurt a. O. stattfand. Sauersüß berichtete ein theologischer Zuschauer namens Grillo an Schönaich, auch Gnissel (rückwärts zu lesen) sei dazu erschienen. Ungeheurer Beifall durchtoste das Haus. Das Ehepaar Ackermann gab Mellefont und die Marwood, Schröder die Arabella. Man kann sagen, daß bereits dieser Abend gegen Gottsched entschied. Im August brachte Ackermann das neue Drama als Zugstück nach Danzig, wo es ebenfalls bejubelt wurde. In der Schönemannschen Truppe spielte Ekhof den Mellefont. Am 1. Oktober 1763 ließ die Witwe Huber, geb. Lorenzin, Lessings frühere Freundin in Leipzig, im Kärntnertor-Theater in Wien ein Drama aufführen, das ihr verstorbener Gatte noch bearbeitet hatte, und dessen eigentlichen Verfasser sie gar nicht zu kennen schien: „Neues bürgerliches Trauerspiel von fünf Handlungen, aus dem Englischen gezogen, betitelt Mißsara und Sirsampson. Mit Hanswurst, des Mellefont getreuem Bedienten.“ Also der brave Norton als Hanswurst und die Marwood unter dem ihr gelegentlich erteilten

Ehrentitel als „rechtes Hintervierteil vom Teufel"! Mit besonderem Vergnügen liest man angesichts dieser Probe die stolze Bemerkung von Lessings Bruder Karl, das Stück sei sogar in Wien, „der Hauptstadt von Deutschland, wo der wahre große Weltton allein herrscht", aufgeführt worden, „versteht sich, mit Verbesserungen, vornehmlich, was die Kenntnis der großen Welt anbelangt, welche Provinzialstädte wie Berlin, Leipzig und dergleichen, wo Lessing damals sich aufhielt, niemals haben können." „Es wurde auch", fährt er später fort, „mit vielen aber nicht so schönen Veränderungen in das Französische und Dänische übersetzt, und die erstere Übersetzung sogar zu Saint-Germain bei dem Herzoge von Noailles, vor dem Herzoge von Choiseul und einem Teil des Königlichen Hofes mit großem Beifall aufgeführt."

Von dem Verfasser der „Miß Sara Sampson" erwartete Deutschland mit Gleim fortan dramatische Taten. Nach zwei Jahrzehnten hatte sich das Rührstück indessen schon beinahe überlebt. Im Februar 1775 berichtet Miller aus Leipzig, heute sei „Sara", „das an sich schon mittelmäßige und langweilige Stück", schlecht aufgeführt worden; „Lessing lief selber bald weg". Um dieselbe Zeit ungefähr versanden auch die Nachahmungen: zwanzig Jahre lang bemühten sich die deutschen Poeten ohne Erfolg, es Lessing im bürgerlichen Rührstück gleich zu tun.

Auch so aber hat Lessings Drama seine Schuldigkeit getan. Nicht mit Unrecht nennt Devrient dieses Stück das „Ei des Kolumbus" in der dramatischen Literatur. Ein Hauch von persönlicher Freiheit und Humanität weht hindurch, und neue Grundsätze für die Beurteilung menschlicher Werte tauchen auf. Das Volk gewann künstlerisch das Anrecht auf Individualität und menschliche Größe. Die Verspottung glitt von den Schultern der niederen Stände wie ein abgetragenes Kleid. Mit dem Selbstgefühl erwuchs von selbst der Freiheitsbegriff, und die Tugendlehre löste sich auf der Bühne zum ersten Male von der Kirchenlehre. Der Liebe, die besitzen will, wird die Liebe gegenübergestellt, die alles hingibt und alle Vorteile um des Geliebten willen verläßt. Die wahre

Tugend wird an einem Weibe verherrlicht, das von der Mitwelt zu den Gefallenen gezählt werden muß. Lessings Stück wird so zur ersten Ehrenrettung der freien Liebe, die nachher von Goethe und der Romantik weiter geführt wurde, und deren äußerste Folgerungen ein Jahrhundert später von den Franzosen, besonders dem jüngeren Dumas, gezogen wurden. Durch die geniale Marwoodrolle aber geht es bereits wie Sturm und Drang.

Bald nach der „Sara“ entstand unter dem Einfluß Englands ein Fragment, das ebenfalls zunächst als bürgerliches Trauerspiel geplant und berufen war, ein Wegweiser zu werden bei der Umgestaltung des dichterischen und religiösen Lebens in Deutschland. Am 19. November desselben Jahres 1755, in dem die „Sara“ erschien, schreibt Mendelssohn an Lessing: „Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiel? Ich möchte es nicht gern bei dem Namen nennen, denn ich zweifele, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exklamation: O Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen.“ Die Heiterkeit des nüchternen Rationalisten ist nur zu wohl verständlich, wenn man sich des damaligen literarischen „Faustus“ erinnert. Manches Kasperltheater brachte ein tragikomisches Puppenspiel „Faust“, und als halb humoristisches, halb grausiges Volksstück wirkte es auch auf den Bühnen; selbst die eigentlichen Haupt- und Staatsaktionen standen höher als die Faustspiele.

Die alte deutsche Historia vom Dr. Faust, die 1587 als Volksbuch in Frankfurt erschien, wurde zwei Jahre darauf von dem englischen Dichter Marlowe dramatisiert. Bewußt knüpft Lessing, obwohl er Marlowes Stück nicht kannte, mit seinem Faustfragment an England an, indem er zugleich Frankreich und der Gottschedschen Schule endgültig den Fehdehandschuh hinwirft und dadurch das deutsche Drama aus den Ketten der Renaissancedichtung erlöst.

Nicht sogleich und mit einem Schritt hat sich Lessing für England entschieden. Es ist möglich, daß er einen Artikel Pfeils (in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens“,

Bd. VI, 1755) gekannt hat, der von den Regeln des bürgerlichen Trauerspiels handelte. Einzelne Entwicklungsstufen bilden bei Lessing „Die aufgebrachte Tugend", ein Fragment, in dem bereits die Kammerzofe fehlt, dann die „Miß Sara Sampson", die Vorrede zur Übersetzung Thomsons 1756, der Aufsatz über Dryden 1758 und die Literaturbriefe, die wiederum aber den sehr zu beachtenden Briefwechsel Lessings mit Mendelssohn und Nicolai 1756/57 zur Voraussetzung haben. Zu Shakespeare kommt er erst von den modernen Dramatikern Englands: „Henzi" erinnert an Otways „Gerettetes Venedig"; auf Otway, dessen „Alzibiades" in Shakespeares „Coriolan" wurzelt, weist er bei seinem Fragment gleichen Namens in den sechziger Jahren ausdrücklich hin. Mit den Literaturbriefen und später der Dramaturgie wird Shakespeare seine Lebensleuchte, nachdem Voltaires — 1749 in den „Beiträgen" übersetzte — „Briefe aus England" ihn schon früher auf diesen „trunkenen Wilden" aufmerksam gemacht hatten. „Sagen Sie mir doch, mein Fräulein, wie kam der Mohr in venezianische Dienste", fragt Tellheim seine Minna von Barnhelm. Auch hier im Faust-Fragment sind vielleicht Spuren des großen Engländers festzustellen. Prospero in Shakespeares „Sturm" ist dem Namen nach der Glückliche wie Faustus und daneben ein Zauberer. Der Rettung hier entspricht dort die Versöhnung der Leidenschaften durch Ariel. Aber dieser Vergleich ist unsicher. Theoretisch jedenfalls war der Kampf für und wider England mit dem 17. Literaturbrief in Deutschland entschieden.

In diesem vom 16. Februar 1759 datierten Brief, der an das einheimische Volkstum anknüpfte, um es aus sich heraus zu entwickeln, und der ein neues nach Shakespeare orientiertes Zeitalter für die deutsche Literatur heraufführte, heißt es wörtlich: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen. Als die Neuberin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sah es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln;

man bekümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Heldenaktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien; und Prügel waren die witzigen Einfälle derselben. Dieses Verderbnis einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein." Gottsched habe einfach nur aus dem Französischen übersetzt, den Harlekin vertrieben und ein neues, französisch gerichtetes Theater begründen wollen, ohne zu untersuchen, ob dieses der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. „Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen." Das Große und Durchdachte wirke besser auf uns als das Artige und Verliebte. Addisons „Cato", der in französischen Bahnen wandele, habe er gepriesen, für Shakespeare aber keinen Blick gehabt, und doch würde dieser viel größeren Erfolg als Corneille und Racine in Deutschland gehabt haben, wenn man seine Meisterstücke übersetzt hätte. Auch die deutsche Kunst hätte daran gezehrt, „denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint". Den Forderungen der antiken Dramatik werde der Engländer im wesentlichen gerecht, ohne sie zu kennen, während Corneille trotz seines Studiums der Alten diese poetisch nicht erreiche. „Daß aber", so schließt er seinen Schlachtruf, „unsere alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen: Doktor Faust hat eine Menge Szenen, die nur ein shakespearesches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Teil noch in seinen Dr. Faust! Einer von meinen Freunden verwahrt einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgeteilt, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt."

Darauf läßt Lessing nun die „dritte Szene des zweiten Aufzugs folgen". Sie, die in der ersten Faust-Historia und also auch

bei Marlowe fehlt, in allen deutschen Faustspielen und Puppenstücken aber vorhanden ist, hat ihr Urbild in einem aus dem Erfurter Kapitel des Volksbuches überlieferten Auftritt. Da „kam einer zur Stube hereingetreten, als wenn er sein (Fausts) Diener wäre, und sprach: ‚Herr, was begehrt Ihr?' Doktor Faustus fragte: ‚Wie behend bist du?' ‚Wie ein Pfeil.' ‚O nein,' sprach Faustus, ‚du dienst mir nicht, geh wieder hin, wo du hergekommen bist.' Über eine kleine Weile schlug er wieder mit dem Messer auf den Tisch: da kam ein anderer Diener herein und fragte, was sein Begehren wäre. Zu dem sprach Faustus: ‚Wie schnell bist du?' Er antwortete: ‚Wie der Wind.' ‚Es ist wohl etwas,' sagte Faustus, ‚aber du bist jetzt auch nicht zu brauchen; geh hin, wo du hergekommen bist.' Es verging wieder ein kleines, da klopfte Doktor Faustus zum dritten Male auf den Tisch: da kam wieder einer eingetreten, der sah gar sauer ins Feld und sprach: ‚Was soll ich?' Der Doktor fragte: ‚Sage mir, wie schnell du bist, dann sollst du hören, was du sollst.' Er sprach: ‚Ich bin so geschwind, als die Gedanken der Menschen.' ‚Nun recht,' sprach Faustus, ‚du wirst's tun.' Diesen Schnelligkeitsgrad weiß Shakespeares Hamlet noch zu erhöhen, da er „auf Schwingen, rasch wie Andacht und des Liebenden Gedanken zur Rache stürmen" will. Im Puppenspiel beantworten die Geister Fausts Frage, wie schnell sie seien, mit folgenden Vergleichen: wie die Schneck im Sande, wie das Laub, das von den Bäumen fällt, wie der Bach, der sich vom Felsen stürzt, wie der Vogel in der Luft, wie die Kugel aus dem Rohr, wie der Wind, wie die Pest. Schließlich tritt Mephistopheles auf, und als er erklärt, so schnell zu sein, wie der Gedanke des Menschen, nimmt ihn Faust an: „Weiter bringt es Gott selbst nicht. Eritis sicut deus. — Willst du mir dienen?" — Bei Lessing beteuert jeder der Geister, die zusammen erscheinen, er sei der schnellste, worauf Faust sich wundert, daß unter sieben Teufeln nur sechs Lügner seien. Der erste Geist erbietet sich zu der Schnelligkeitsprobe, siebenmal so durch die Flammen der Hölle zu fahren, wie Fausts Finger durch das Licht. Der zweite will so

schnell sein wie die Pest, der dritte wie der Wind, der vierte wie das Licht, der fünfte wie der Gedanke des Menschen. Aber Lessing kennt Schnelligkeitsgrade, von denen die andern Faustdichter nichts wissen, denn der sechste ist so schnell wie die Rache des Rächers; und wir denken an Odoardo und Hettore, wenn wir den Geist auf Fausts Einwand, er lebe und sündige ja noch unbestraft, erwidern hören: „Daß er dich noch sündigen läßt, ist schon Rache." Der siebente erst tut's, er ist so schnell wie der „Übergang des Guten zum Bösen".

Aus dieser letzten Antwort ist zu erkennen, daß Lessing nicht nur, wie man gewöhnlich annimmt, einen tiefsinnigen, dialektischen Grübler, sondern einen großen leidenschaftlichen Charakter plante, denn er hat „es erfahren, wie schnell er ist", jener Übergang. Normale Wesen können sehr gut und sehr schlecht sein, aber so schnell stürzen sie nicht aus dem Himmel in die Hölle, und die Grenze zwischen gut und böse ist bei ihnen nicht so schroff ausgedrückt. Ein Mittleres gibt es für diesen Faust nicht, er kennt nur Höhen und Abgründe. Zugleich wird die Naivität der Volksstücke hier in das Gebiet des Sittlichen gehoben.

Zweifellos war Lessing keine dämonische Faustnatur. Im dichterischen Ausdruck kommt er ihr in diesem Auftritt nahe. Fausts Antworten sind witzig, verraten aber auch die quälende Ungeduld, alles zu wissen, und die Verzweiflung über die eigene geistige wie sittliche Schwäche. Lessings Faust, wie ihn diese Szene zeigt, sucht nicht das Eine, das All im einzelnen, wie derjenige Goethes, sondern das Viele. Drang zur Wahrheit und zum Wissen ist beiden gemeinsam, gemeinsam auch Kraft und Temperament. Wie flammt Faust auf: „Ha! Du bist mein Teufel!"

Es ist klar, daß dieser Auftritt in der Tat Englands Spuren folgt, nicht nur darin, daß er wirkliche Geister ruft. Auch die Deutschen, sagt Lessing im 17. Literaturbrief, wollen im Trauerspiel mehr sehen und denken und wünschen — „eine große Verwicklung". Als Muster nennt er Shakespeare. Gedacht wird in unserer Szene fast zu viel, und zu sehen gibt es genug. Wenn sich sieben Teufel zugleich um einen Faust streiten und die Hölle eine Handlung einleitet, dann

darf man eine gründliche „Verwicklung" erwarten. Vor allem aber ist es die geniale Anlage, die der steifen Dramatik und des feierlichen Pathos in Frankreichs klassischen Stücken spottet und verkündet: „Nur was die Seele packt, ist dramatisch." Das schlagkräftige Hin und Her der Prosarede atmet Shakespeares Geist, den auch die „Emilia Galotti" zeigt. „O Shakespeare-Lessing!" ruft da Ebert aus. Um das zu entdecken, muß man freilich auf den Geist in dieser Szene achten, nicht auf die Geister; muß man diese Szene als Ganzes in sich aufnehmen, nicht die Reden zergliedern. Lessingisch sind sie, witzig und sauber geschliffen. Aber die meisten dieser schnellfüßigen Worte können wir auch den Falstaff-Szenen zumuten, nie dagegen den Dramen Corneilles. Gewalt über unsere Leidenschaften, sagt Lessing, muß ein Trauerspiel gewinnen, wie das in „König Lear", „Hamlet", „Othello" geschieht. Darum los von Frankreich! Suchen wir Muster, so laßt sie uns in England suchen.

Es ist seltsam, wie unsere Klassiker in der Erkenntnis der wahren Größe einig sind zu einer Zeit, die kein Auge für jene hatte. Die Gedanken, die Herder und Goethe zum Siege führten, wurden schon von Lessing gedacht, verkündet und, soweit es damals möglich war, durchgesetzt. Seit dem Jahre 1755 verfällt Gottscheds Schule mehr und mehr dem Spott, und der französische Einfluß auf die deutsche dramatische Kunst versiegt.

Besäßen wir nur die eine Szene von Lessings „Faust", so wäre dessen Bedeutung nahezu erschöpft durch die Absage an Gottsched und die Franzosen und durch den Hinweis auf England. Aber der im Nachlaß gefundene Rest und die brieflichen Nachrichten lassen Lessing zugleich als Begründer der modernen Faustauffassung erscheinen, die sich später in Anlehnung an Goethe entwickelte.

Greifen wir nun soweit auf Lessings Leben zurück, als es im Hinblick auf die Faustidee mit Nutzen möglich ist. Das Alles-wissen-wollen finden wir schon bei dem Kamenzer Knaben und noch mehr bei dem Afraner. Den ersten poetischen Ausdruck hat es im „Jungen Gelehrten" gefunden, dessen Entstehung ja bis in die Klosterstille von St. Afra zurückreicht. „Das verstehen Sie? Solche

Krakelfüße, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wenn das nicht wenigstens Fausts Höllenzwang ist — — ach, man weiß es ja wohl, wie's den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt sie der böse Geist, daß sie auch hexen lernen. . . . Wenn es auch nach seinem Tode heißen sollte: unter diejenigen Gelehrten, die zum Teufel gefahren sind, gehört auch der berühmte Damis!" Zweierlei lehrt diese Stelle; einmal, daß dem Afraner, sicherlich aber dem Leipziger Studenten das Zauberbuch „Fausts Höllenzwang" bekannt und das Volksstück wohl auch durch die Bühne näher gebracht war, und sodann, daß von vornherein Lessings Faust-Idee auf der Wißbegierde des Gelehrten ruht, nicht wie diejenige Goethes auf dem Abscheu vor der Gelehrsamkeit. So verstehen wir, daß Lessings Faust gerade infolge des unlöschlichen Durstes nach dem Geringsten, was die Wissenschaft bietet, „zum Teufel fahren" werde, denn die Leute, „die alles lernen wollen", verführt schließlich der böse Geist. Aus diesem Keim erwächst auch die besprochene Szene, in der die Freude des Gelehrten an spitzfindiger Dialektik deutlich heraustritt. Lessing mußte diesen Keim bei seinem Faust auch deshalb mit Notwendigkeit entwickeln, weil er in ihm selbst ruhte. Auch ihm steckte das Alles-wissen-wollen tief im Blute, mochte er Klosterschüler, Journalist oder Bibliothekar sein. Ein Faust, der sich von der Wissenschaft und dem dialektischen Streit ab und zum reinen Leben oder zur reinen Natur hinwenden würde, verlöre für ihn den Reiz, wäre ihm kein Faust mehr. Hier sind er und Goethe nach ihrer Geistesrichtung Antipoden: wo der eine aufhört, beginnt der andere.

Am 14. Juni 1754 ward vor Lessings Augen auf der Schuchischen Bühne „Faust vom Teufel geholt". Hieran schon könnte sich Lessings Gedanke geknüpft haben, ein bürgerliches Trauerspiel „Faust" zu schreiben, über den Mendelssohn scherzte. Ans Licht aber trat ein Jahr darauf zunächst „Miß Sara Sampson", und so kann Mendelssohns Ausdruck auch als Vermutung gedeutet werden, Lessing werde jetzt auch dem „Faust" dieselbe dramatische Anlage zuteil werden lassen wie jener.

Daß es sich jedenfalls beim ersten Plan, dem unsere Szene entstammt, um ein Drama mit wirklichen Teufeln nach der überlieferten Fabel handelte, dürfen wir aus einem Brief Lessings an Breitenbauch vom 12. Dezember 1755 schließen, in dem er schreibt: „Merken Sie mir es nun bald an, daß ich an meinem Doktor Faust arbeite? Sie sollten mich in einer mitternächtlichen Stunde darüber sinnen sehen. Ich muß zum Entsetzen aussehen, wenn sich die schrecklichen Bilder, die mir in dem Kopfe zusammenschwärmen, nur halb auf meinem Gesicht ausdrücken. . . . Ich verspare die Ausarbeitung der schrecklichsten Szenen auf England." Der „Sara" also sollte nun Faust folgen. Aber Reise, Krieg und anderes kamen dazwischen. Erst am 8. Juli 1758 hören wir wieder von Faust in einem Brief Lessings an Gleim: „Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal soviel Schauspiele zu machen als Lope de Vega. Ehestens werde ich meinen Doktor Faust hier spielen lassen. Kommen Sie doch geschwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn sehen können!" Nun veröffentlichte Lessing jene Faustszene am 16. Februar 1759. Wir müssen also annehmen, daß er damals weder ein zur Aufführung fertiges Stück, noch sehr viel Manuskript gehabt habe, denn in diesem Falle hätte er den einen Auftritt nicht preisgegeben. Als er die Szene druckte, gab er zugleich seinen ursprünglichen Faustplan auf.

Seinen ursprünglichen d. h. ersten Plan: es ist kein Zweifel, daß die im Nachlaß gefundenen Skizzen der vier ersten Auftritte und der Entwurf des Vorspiels ebenfalls zu dem ersten Plan gehört haben. Da läßt sich Beelzebub in einem Dome um Mitternacht von seinen Teufeln Rechenschaft ablegen über ihre Taten. Einer von ihnen, der einen Heiligen verführt hat, glaubt, auch Faust bei der Wißbegierde fassen und so der Hölle überliefern zu können. Nach diesem Vorspiel erscheint Faust selbst in der ersten Szene, vertieft in scholastische Probleme. Den Übergang zur zweiten Szene bildet die erfolgreiche Beschwörung: in der Gestalt des Aristoteles, den Faust zitierte, verbirgt sich der höllische Verführer, der nun auf die „spitzigsten Fragen" antwortet und dann verschwindet. Die

dritte und vierte Szene deuten die Beschwörung und das Erscheinen eines neuen Dämons an. Auch hier also jener gelehrte Wissenskrieg, auch hier wirkliche Geister! Auch hier charakterisiert sich das Übermenschliche durch die Unmöglichkeit, alles, was Menschen wissen könnten, individuell zu erfassen! An diese Skizzen mag Lessing gedacht haben, als er schrieb, auf England verspare er die Ausarbeitung der schrecklichsten Szenen.

Lessings Faust-Idee erfährt eine Wiedergeburt; wann, läßt sich nicht genau bestimmen. „Ich weiß zuverlässig, daß er zwei verschiedene Pläne entworfen", erklärt sein Bruder Karl. Lessing selbst zitiert in seinen „Kollektaneen zur Literatur" Nr. 125 unter der Überschrift „D. Faust. Von meiner Tragödie über diesen Stoff" eine Stelle aus Diogenes Laërtius, ein Wort des Tamerlan und eine Szene aus einem englischen historischen Werke (Universal History). Die Stadt Pergamus büßt da ihre Frevel durch ein göttliches Strafgericht; Tamerlan entschuldigt seine Grausamkeit durch den Hinweis darauf, daß er als Geißel Gottes zu wirken habe; und der Zyniker Menedemus zieht in einer Furienmaske herum und erklärt, er sei ein Abgesandter der Hölle, um über die Sünder zu berichten. „Dieses kann", fügt Lessing hinzu, „vielleicht dienen, den Charakter des Verführers in meinem zweiten Faust wahrscheinlich zu machen." Hier also Mephisto schon als Werkzeug Gottes, wie bei Goethe, als Geist, der das Gute schafft! Damit tritt Lessing aus dem Rahmen der Faustsage völlig heraus.

Es ist möglich, daß der zweite Plan in Breslau, also nach 1760 entstand. Jedenfalls berichtet der Rektor Klose, mit dem Lessing dort viel verkehrte, daß dieser zuweilen an seinen Doktor Faust gedacht habe. Auch habe er einige Szenen aus Noëls „Luzifer" nutzen wollen; seine Erkrankung aber habe die Ausführung verhindert. Einer von seinen Freunden will, wie Karl Lessing erzählt, sogar zwölf Bogen des Faustmanuskripts in Breslau gelesen haben. Aber nichts erscheint. Am 21. September 1767 schreibt Lessing wieder an den Bruder: „Ich bin willens, meinen Doktor Faust noch diesen Winter hier (in Hamburg) spielen zu lassen, wenigstens

arbeite ich aus allen Kräften daran. Da ich aber zu dieser Arbeit die Clavicula Salomonis brauche, die ich mich erinnere, Herrn Fl. (Flörke) gegeben zu haben, um sie gelegentlich zu verkaufen, so mache ihm mein Kompliment, mit dem Ersuchen, sie bei dem ersten Paket, das er an einen hiesigen Buchhändler sendet, mitzuschicken." Am 4. Oktober 1768 und am 26. Januar 1769 mahnt ihn Ebert an Dr. Faust. Er kommt kurz darauf mit Lessing in Braunschweig zusammen, und da ist von dessen „Faust" in größerer Gesellschaft offenbar die Rede, denn am 7. Januar 1770 schreibt Ebert an Lessing: „Sie müssen zaubern und mich zitieren können, wie Ihr Dr. Faust die Geister zitierte. . . . Der Frl. Schl. träumt von lauter Geistern." Am 18. April 1774 erinnert Klose: „Werden wir niemals den Dr. Faust sehen?" Auf der Wiener Reise, die Lessing am 9. Februar 1775 antritt, kommt er mit dem Staatsrat v. Gebler zusammen, und dieser schreibt nun am 9. Dezember desselben Jahres an Nicolai: „Ich wünsche, daß Ihre Hoffnung wegen der Erscheinung des Lessingischen Faust zutreffen möge. Mir hat unser großer, aber zu wenig gegen das Publikum freigebiger Freund auf mein Befragen mündlich anvertraut, daß er das Sujet zweimal bearbeitet habe, einmal nach der gemeinen Fabel, dann wiederum ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt. Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand."

Aber Faust wurde nicht vollendet. In Hinsicht auf den nationalen und volkstümlichen Gehalt löste ihn „Minna von Barnhelm" ab, den gedanklichen Inhalt nahm „Nathan der Weise" in sich auf, an die Stelle der Faust-Tragödie trat die Emilia Galotti-Tragödie. Und wie kommt es, daß sich das Manuskript des zweiten Planes nicht erhalten hat?

Die gewöhnliche Erklärung ist bekannt genug. Auf jener Wiener Reise 1775 führte Lessing eine Reihe von Manuskripten mit sich, um an ihnen zu arbeiten. In Dresden sandte er sie in einer Kiste zurück; zunächst nach Leipzig, von wo sie der zur Ostermesse dort weilende Braunschweigische Buchhändler Gebler nach Braun-

schweig mitnehmen sollte. Sie ist nie angekommen, und alle Nachforschungen, auch seitens des Bruders nach Lessings Tode, blieben erfolglos. Blankenburgs und Karl Lessings Angaben lassen die Annahme zu, daß mit „vierzig neuen Fabeln“ und „einer Menge Dinge“, die dem Dichter nach seinen eigenen Worten unersetzlich waren, auch das ganze Faust-Manuskript des zweiten Plans verloren gegangen sei; denn hätte Lessing es selbst vernichtet, so würde er (so läßt sich wohl schließen) auch das Manuskript des alten Planes nicht verschont haben. Eine andere Erklärung wäre aber, daß er aus den Entwürfen seiner zweiten Faustdichtung das für ihn Wesentliche und Wichtige geradezu in die „Emilia Galotti“ hineingearbeitet hätte; dann wäre es nicht mehr so umgereimt, wenn jene danach für ihn ihre Bedeutung verloren hätten.

Immerhin wissen wir über die zweite Anlage nicht genug und dieses nicht sicher genug, um den Verlust leicht zu verschmerzen. Aber wir tappen auch nicht ganz im Dunkeln. Das gaben ja Lessings und v. Geblers Andeutungen an die Hand, daß die Teufelei als im letzten Grunde segensreiches Mittel Gottes dargestellt, daß sie verinnerlicht, vermenschlicht werden sollte. Hierin traf Lessing mit Goethe zusammen, von dessen Faust-Dichtung auch er bereits gehört hatte, nicht zu seiner Freude. Wir wissen, wie „fatal“ ihm die Genieperiode, besonders „Götz von Berlichingen“ war, und da mußte wohl ein Goethescher „Faust“ noch schlimmer werden. Christian Felix Weiße, den Lessing auf der Wiener Reise aufsuchte, schrieb am 7. Oktober 1775 an Uz: „Lessing war über Goethes und Compagnie Haupt- und Staatsaktionen sehr aufgebracht und schwur, das deutsche Drama zu rächen. Er hatte gehört, daß Goethe einen Dr. Faust liefern will, und tritt er ihm da in den Weg, so müßte ich ihn sehr verkennen, wenn er nicht Wort halten sollte.“ Lessing habe, berichtet v. Blankenburg, ein Neffe Kleists, die Umarbeitung des „Faust“ zu einer Zeit unternommen, „wo aus allen Zipfeln Deutschlands Fauste angekündigt wurden“, und habe, um ihn herauszugeben, nur auf das Erscheinen der übrigen Fauste gewartet. Hierzu tritt J. J. Engels Nachricht, Lessing

habe erklärt, er werde seinen Faust sicher herausgeben, sobald Goethe mit dem seinigen erscheine: „Meinen Faust holt der Teufel, ich aber will Goethes seinen holen."

Für den näheren Inhalt des zweiten Planes sind unsere Gewährsmänner wieder v. Blankenburg und Engel. Ersterer erzählt, in der Versammlung der Teufel habe einer berichtet, er kenne einen Mann, der nur einem Triebe lebe: dem nach Wissenschaften und Kenntnissen. Mephisto soll ihn nun fangen, und er scheint Erfolg zu haben. Die Triumphlieder der höllischen Geister aber unterbricht des Engels Stimme: „Triumphiert nicht! . . . Es war nur ein Phantom." Die Gottheit gebe dem Menschen nicht deshalb den edelsten Trieb, um ihn ewig unglücklich zu machen. Engel weiß mehr: Eine zerstörte gotische Kirche sei der Schauplatz gewesen. Dort habe Satan von seinen Geistern Rechenschaft gefordert. Der vierte von diesen erzählt von dem Liebling Gottes, einem einsamen, der Weisheit ergebenen Jüngling. „Hat er nicht Wißbegierde?" fragt Satan. Er geht ans Werk; uns aber beruhigt die Stimme des Engels: „Ihr sollt nicht siegen." Nach der dramatisch freien Wiedergabe der ersten Szene wird nun der Entwurf flüchtig skizziert, aus dem eines jedenfalls erhellt: der Engel begräbt Faust in einen tiefen Schlummer und erschafft an seiner Stelle ein Phantom, das zur Enttäuschung der Teufel plötzlich entschwindet. Faust erwacht, er hatte einen bösen Traum und „dankt der Vorsehung für die Warnung"!

Neu ist also im zweiten Plan der irdische Sieg des Guten. Phantom und Traum nehmen das Böse vor unseren Augen hinweg. Neu ist die rationale Lösung, die glaubhafte Verwirklichung der Handlung, denn alles geht natürlich zu. Lessing verzichtet im Gegensatz zu Goethe auf alle Mystik. Das Leben wurde ein Traum wie bei Voltaire, Calderon und Grillparzer. So aber mußte der Faust zugleich die dramatische Wucht verlieren. Lessing rang mit einander entgegenwirkenden Kräften und brachte deshalb weder den ersten noch den zweiten Plan zum Abschluß. Dem Überirdischen widerstand seine kritische, verstandesklare Veranlagung, der Phantasmagorie sein dramatisches Genie.

Aber auch über diesen zweiten Faustplan ist er noch hinausgegangen, eben damals, als er (1772) in Marinelli den Teufel in Menschengestalt verdeutlichte. Die Mystik warf ihn ab wie einen für sie nicht geschulten Reiter auf das Gebiet rein menschlichen Handelns und Erlebens, somit auch rein menschlicher Verwicklung und Tragik. Dies ist der „Faust", dem des Dichters Äußerung (1777, wiedergegeben vom Maler Müller) entspricht, daß in ihm „ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt" und „die Ereignisse so sonderbar aufeinanderfolgen, daß bei jeder Szene der Zuschauer würde genötigt gewesen sein, auszurufen: Das hat der Satan so gefüget!" Hat Lessing dem „Zufall" in der „Emilia Galotti" einen so erstaunlichen Spielraum eingeräumt, so verstehen wir, wie wohl die Annahme zutreffend sein könnte, daß er sein Faust-Manuskript hier hineingearbeitet und danach vernichtet hat. Damit wäre die Frage gelöst, warum er nicht auch das Faust-Manuskript, das ihm nach allem doch besonders wertvoll sein mußte, unter den andern verlorenen Dingen erwähnt.

Mit dem Verzicht auf alle „Teufelei" verknüpft bleibt freilich der Verzicht auf das eigentlich Faustische. Aber Lessing ist der erste, der die alte possenhafte Volksdichtung auf den Boden bewußter Kunst hebt, der erste, der dem düstern kirchlich-pessimistischen Gedanken den hellen aufklärerischen entgegenstellt. Wohl hören wir in dem uns erhaltenen Fragment nur das warnende Wort „Wißbegierde ist genug zum Verderben", hören wir nur die Sprache der Hölle. Die Sprache des Himmels aber wird uns später ersetzt durch die Stimme Nathans des Weisen. Und das wenigstens sagen auch die Berichte über den zweiten Plan, daß nach ihm der Mensch nicht dazu geschaffen sei, um eines in ihn von Gott gelegten edlen Triebes willen sittlich unterzugehen. So mußten denn an der Seele von Lessings Wissens- und Wahrheitssucher sowohl die Drohungen der Kirche als die Verführung der höllischen Geister ebenso machtlos abprallen wie an dem Herzen von Goethes Titanen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen."

In diesem Sinne durch den Abschluß der Faustdichtung auf das Volk zu wirken, hat Lessing sich damals versagen müssen, und erst nach seinem Tode brach sein Faust-Gedanke durch Freundesmund der siegreich heranstürmenden, faustischen Weltanschauung Bahn. Aber mit dem 17. Literaturbrief, in dem er mit jener epochemachenden gegen Gottsched gerichteten Einleitung den ersten Entwurf seiner Faustdichtung veröffentlichte, war Deutschland von der Herrschaft des französischen Geschmacks erlöst. Literarisch brach für uns Deutsche mit dem Jahre 1759, in dem dieser Brief an die Öffentlichkeit trat, die Neuzeit an. Frankreichs Regelkunst, Stelzgang und Oberflächlichkeit waren mit einem Schlage in ihre Grenzen zurückgewiesen, und heller Jubel begrüßte allerorten den plötzlich zu hellem Leben erwachenden germanischen Geist in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend".

Lessing hatte dieses neue Unternehmen als Sammelort der Kritik und des guten Geschmacks erdacht. Er gab sie seit dem 4. Januar 1759 (der letzte Bogen erschien am 4. Juli 1765) in Verbindung mit Nicolai als Verleger und mit Mendelssohn — später traten Sulzer, Grillo, Abbt und Resewitz hinzu — wöchentlich einmal an jedem Donnerstag anonym heraus. Von den 332 Briefen hat Lessing indes nur den sechsten Teil geschrieben, und schon 1760 trat er ganz davon zurück, um danach nur noch zwei Briefe gelegentlich beizutragen.

Der 17. Literaturbrief findet seine Ergänzung in dem kaum minder berühmten 81., der vom 7. Februar 1760 datiert ist. Wir wissen, daß er ebenfalls von Lessing selbst herrührt, da wir die Chiffern (A, E, G, L, O und Fll.) kennen, mit denen er unterzeichnete. Hier vergleicht er klagend die deutsche dramatische Dichtkunst mit der französischen: „Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reiches, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn

ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen."

Ein neuer Geist ist es, der durch diese Blätter weht und das literarische Leben des deutschen Volkes umgestaltet.

„Der Herr v. N.", so leitet Lessing im ersten Brief das Unternehmen ein, „ein verdienter Offizier und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet." Auf seine Bitte habe Herr Fll. es übernommen, während der unfreiwilligen Zeit seiner Krankenruhe in Frankfurt an der Oder ihm durch Briefe die Kenntnis der neuesten Literatur zu vermitteln. Sicherlich hat Lessing hierbei an seinen Freund Ewald von Kleist gedacht, der jedoch bei Abfassung der Einleitung noch keine Wunde erhalten hatte. Die beiden letzten Jahre, die der Offizier literarisch nachzuholen habe, seien recht unfruchtbar gewesen, sagt er im ersten Brief, und so gibt dieser den Grundton an. Lessing will die Tenne rein fegen von der Spre, nachdem die inzwischen Felix Weißes Händen übergebene „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" sich hierzu als untüchtig erwiesen hatte. Verfolgen wir den Inhalt der weiteren von Lessing selbst verfaßten Briefe! Der 2.—5. befaßt sich mit den stümperhaften Übersetzungen, die, eine alte Plage, den deutschen Büchermarkt überschwemmten. Wie seinerzeit dem Pastor Lange in seiner Übersetzung des Horaz, so hatte Lessing soeben erst in jener Bibliothek dem Feldprediger Lieberkühn, der den Theokrit zu verdeutschen unternahm, Sprachschnitzer und sonstige Ungereimtheiten in Menge nachgewiesen. Nun lagen ihm gleich eine ganze Reihe von Übersetzungen aus dem Englischen, die Popes von Dusch, des Fabeldichters Gey von Palthen, Bolingbrokes von Bergmann, eine schlimmer als die andere, zur Besprechung vor. „Sie haben recht," äußerte er sich im 7. Brief, „dergleichen schlechte Übersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Kritik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich." Vom 7. bis zum 14. Brief beschäftigte er sich dann mit Wieland. Ihn vergleicht

er — mit leiser Ironie — mit Lucrez, wie Klopstock mit Homer, Cramer mit Pindar, Uz mit Horaz, Gleim mit Anakreon, Geßner mit Theokrit. Scharf geht er ins Gericht mit Wielands Angriff auf Uz, dessen Anakreontik jener beim Oberkonsistorialrat Sack als strafwürdig verdächtigt hatte, schärfer noch mit seinen religiösen Gedichten, „Empfindungen der Christen", und endlich seinem „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute".

Kein Thema beschäftigte das 18. Jahrhundert so sehr wie die Erziehung. Lessing ergreift hier die Gelegenheit, in der Polemik gegen Wieland seine eigenen Erziehungsgrundsätze darzulegen. Sie ragen erheblich über die philanthropinistischen seiner fähigsten Zeitgenossen hinaus, obwohl er weder Basedow noch Campe Anerkennung versagte. Lessings Pädagogik ist modern, ist nicht die seiner Zeit. Freilich ist es schade, daß sie an so vielen zerstreuten Stellen seiner Werke und Briefe zusammengesucht werden muß. Sie konnte daher auch nicht durch sich selbst direkt, sondern nur durch Vermittlung von Dichtung und Religion, von literarischen und theologischen Zeugnissen an der Umgestaltung des inneren Lebens seiner Zeit teilnehmen. Die „Erziehung des Menschengeschlechts" bezeichnete später das Ziel des menschlichen Strebens so, daß der Verstand „zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht". Aufklären heißt bei Lessing zur klaren Erkenntnis führen. Der Wert der Wahrheit aber besteht für den Menschen hauptsächlich in dem Streben nach ihr; so verwirft denn Lessing auch die geoffenbarte Wahrheit zugunsten der durch eigene Bemühung errungenen. Lessings Erziehungsgrundsatz aber, daß nicht das Wissen, sondern das Erarbeiten des Wissens das eigentliche Lernziel sei, wird heute von niemand mehr bestritten. „Ich bin nicht gelehrt," behauptet er von sich selbst, „ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden, ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Falle der Not ein gelehrtes Buch brauchen zu können." Lessing hielt jeden gelehrten Notizen-

kram für wertlos, aus dem sich nicht ein neuer Gedanke für Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft gewinnen ließ. Hierbei erkennen wir sofort, was ihn von der Mehrzahl der Philologen seiner Zeit scheidet. Mit den andern Aufklärern gemeinsam hat er den Grundsatz, daß sittliche Vollkommenheit eine Verstandesfrucht sein könne, aber nur deshalb, weil das Ziel eines solchen Nachdenkens von dem ernsten Willen des einzelnen abhänge. Die Lessingsche Vervollkommnung ist ja auch um so schwerer, als die Tugend um ihrer selbst willen gesucht werden muß, kann doch selbst die christliche Kirche des eudämonistischen Untergrundes nicht entbehren.

Den Begriff des Lehrers will Lessing nicht von dem des Erziehers getrennt sehen, er läßt daher auch nur einen erziehenden Unterricht zu. Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflege, sagt er im 10. Literaturbrief gegen Wieland, sei der, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhne. Das große Geheimnis, die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, bestehe einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen.

Den Anfang jeden Unterrichts solle die „Geschichte der Natur" machen, denn „sie enthält den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen". Die überlieferten Schätze der Geisteswissenschaften soll dann der Schüler unter Leitung des Lehrers selbst finden. Die einzelnen Fächer nacheinander durchzunehmen, sei falsch, denn „alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar und müssen entweder zugleich oder eine jede mehr als einmal getrieben werden". Hierbei muß aber Rücksicht genommen werden auf das dem Alter entsprechende Auffassungsvermögen; die „Regel der Didaktik", „von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren aufzusteigen", ist Lessing wohl vertraut. Auch ihm ist Anschauung alles, mühsames Lernen dagegen, reine Gedächtnismechanik nichts. Das bezeugt später auch „Nathan der Weise":

> Recha. Ich könnte bei dem meisten dir noch sagen,
> Wie, wo, warum er's mich gelehrt.

Sittah. So hängt
Sich freilich alles besser an, so lernt
Mit eins die ganze Seele.

Einseitige Geistesbildung verwirft er, der Schüler müsse „beständig aus einer Szienz in die andere hinübersehen" können, wie die fünfte Abhandlung über die Fabel sagt, und der 10. Literaturbrief ergänzt: „Eine jede Wissenschaft, in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen."

Selbsttätigkeit bei dem Schüler und die sokratische Methode bei dem Lehrer stehen als Unterrichtsformen obenan. Damit klare Begriffe gewonnen werden, ist Übung im abstrakten Denken erforderlich. „Nur die Fertigkeit, sich bei einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten." Der Frage nach dem Wie soll die nach dem Warum unmittelbar folgen. Zur Darbietung und Verarbeitung der Begriffe tritt dann ihre Anwendung auf den besonderen Fall nach dem „Prinzip der Reduktion". Nur durch das Allgemeine erhält das Besondere Wert. Einzelheiten, isoliert, sind stets wertlos.

Unter den Wissenschaften gebührt, wie Lessing schon am 29. Juni 1751 in der „Vossischen Zeitung" ausführte, der Geschichte der Philosophie besondere Beachtung. Bei dem sprachlichen Unterricht weist er auf die vorherrschende Bedeutung des Inhalts hin. Er verwirft die „erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man sonst hinter den Grammairen findet"; die Vergleichung schon vorhandener Übersetzungen mit dem Urtext hält er für nützlich (Voss. Ztg. 19. Nov. 1754). Von besonderem Interesse aber sind Lessings Ansichten über den Religionsunterricht. Er dürfe weder einseitig Dogmatik noch erhabene Moral bringen; damit wendet er sich gegen Wieland sowohl wie gegen die Aufklärer; die Einteilung in „Theologiam dogmaticam et moralem" sei für den Unterricht, so betont er im 12. Literaturbrief, unentbehrlich. Nur verlangt Lessing auch von dem dogmatischen Unterricht die kritische Lösung vom Buch-

staben, denn die Heilige Schrift ist ihm eine der Kritik unterworfene Entwicklungsgeschichte der religiösen Erkenntnis. Religion war, ehe die Bibel war. Die Forderung, die Lehren des Christentums zu Wahrheiten der Vernunft auszubilden, wirft Licht auf Lessings Anschauung vom Religionsunterricht, die weder Orthodoxe noch Freigeister befriedigt hätte. „Was gehen mich die Orthodoxen an," fragt er in einem Brief an den Bruder vom 8. April 1773. „Ich verachte sie ebensosehr als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind." Lessing selbst erteilte seinen Religionsunterricht als eine Lehre praktischen Christentums durch den Mund Nathans des Weisen.

Wielands Äußerung, daß wir uns bei der „Beredsamkeit der Kanzel" von den Franzosen beschämen lassen, gibt ihm Anlaß, im 13. Brief wiederum England gegen Frankreich ins Feld zu führen; die französischen Geistlichen seien angenehm unterhaltend, seien mehr Virtuosen: „Sie haben die körperliche Beredsamkeit aus ihren Lustspielen gelernt." Wieland aber wolle Wissenschaften und Theologie „in ein artiges Geschwätz verwandelt wissen". Auch Wielands Sprache segle in Frankreichs Fahrwasser, alle Augenblicke lasse er seine Leser über ein französisches Wort stolpern. So wirkte Lessing auch für Reinigung der Sprache von erborgten Flittern und für Befreiung aus den Ketten des Fremdwortes, unter dem sie schon ein Jahrtausend geschmachtet hatte. Gleichwohl verwahrt er sich selbst gegen den Vorwurf, ein „Puriste" zu sein; von seiner Schreibart durfte Heine zutreffend rühmen, sie sei ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die ihm innewohnende Stärke.

Gerade die Kritik Wielands, von der Lessing bei der Darlegung seiner eigenen pädagogischen und religiösen Anschauungen ausging, zeigt die Literaturbriefe in ihrer vielgestaltigen Bedeutung nicht nur für das dichterische, sondern für das gesamte, zumal auch das religiöse Leben seiner Zeit. So hart Lessing Wieland in den Literaturbriefen aber auch anläßt, er nannte ihn doch „ohne

Widerrede einen der schönsten Geister unter uns", und sagte: „wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszusetzen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?"

Der 63. Brief wird schärfer. „Freuen Sie sich mit mir!" ruft Lessing gleich zu Anfang aus, „Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Und nun kritisiert er dessen Trauerspiel „Johanna Gray". Beißend erklärt er die Personen zunächst alle als „liebe fromme" Menschen; sie seien moralisch ebenso gut, wie poetisch böse. „Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat." So finde er lauter „Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts". Hiermit bricht Lessing zugleich über die ganze Tugendpoesie, die sich ja auch noch in seiner „Sara" spiegelt, den Stab. „Die innere Mischung des Guten und Bösen im Menschen müsse studiert werden, damit nicht Engel und nicht Teufel herauskämen." In der psychologischen Vertiefung seiner Charaktere wird Lessing denn auch von keinem modernen Dramatiker überboten. Dann aber will er nur noch einige Anmerkungen machen, „die den Schöpfergeist des Herrn Wieland in ihr Licht setzen sollen". Ein Dichter sei Herr über die Geschichte und könne die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er wolle. Wieland aber nehme da, wo es darauf ankomme, vieles roh aus der Geschichte, während er sich wieder gar nicht an sie halte, wo er es hätte tun sollen. Dennoch müsse sein Stück vortrefflich sein, da es einen englischen Dichter gereizt habe, es zu plündern. Nun werden die Hauptstellen wörtlich nebeneinandergestellt, ohne daß wir den Namen des Entleihers erfahren, bis endlich der 64. Brief mit übermütigem Spott losbricht: „So? vermuten Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweiter Lawder, die englischen Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein;

mein Engländer existiert und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?" Er machte indessen dem Dichter nur daraus einen Vorwurf, daß er seines Vorbildes mit keinem Worte gedenke, und daß er eigentlich einen prächtigen Tempel eingerissen habe, um eine kleine Hütte daraus zu bauen. Köstlich ist der Humor, mit dem er diese Kritik beschließt. Er zitiert die Stelle, wo Wieland den Guilford zu Johanna klagen läßt:

Pembrock, ach! mein Freund,
Mein Prembrock selbst, vom Gardiner betrogen,
Fiel zu Marien ab.

Man wüßte, bemerkt Lessing launig, wirklich nicht, was das für ein Pembrock sei, wenn man nicht durch das Drama des Engländers unterstützt würde, denn „es ist eben der Pembrock des Rowe, dem er (Wieland) in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollte, und der ihm dafür den Possen tut, sich gleichsam wider seinen Willen einmal einzuschleichen".

Wieland konnte von diesem scharfen Winde, der ihn plötzlich erfaßte, unmöglich entzückt sein. Als Sulzer ihm die betreffenden Literaturbriefe nach Zürich gesandt hatte, beklagte er sich entrüstet bei Joh. G. Zimmermann über die Berliner „Hornissen und Schmeißfliegen", nahm sich aber doch vor, „besser und behutsamer" zu arbeiten; und in einem erst 1907 aufgefundenen Brief murrt er grimmig: „Von Lessing und seinen Freunden hab ich doch weder Gnade noch Gerechtigkeit zu erwarten." Dennoch traten Wieland und Lessing später in freundschaftliche, brieflich gern betonte Beziehungen zueinander.

Lessings Kritik in den Literaturbriefen hat die Grundlage zur deutschen Literaturgeschichte geschaffen. Wie mit Wieland befassen sie sich freimütig auch mit Klopstock; neben den großenteils zustimmenden Äußerungen über Klopstocks „Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaße", wobei Lessing eine nicht ganz vollständige Geschichte des deutschen Hexameters gibt (18. Brief) und über eine Reihe von Verbesserungen und Veränderungen, die

der Dichter den ersten fünf Gesängen des Messias angedeihen ließ (19. Brief), findet sich auch der schon erwähnte bittere Ausfall gegen Klopstocks Lyrik im 51. Brief: Klopstocks Lieder seien oft so voller Empfindungen, daß man oft gar nichts dabei empfindet.

Auch durch seinen übrigen Inhalt ist dieser Brief für die Literaturgeschichte wichtig geworden. Ein wissenschaftliches Werk, Gebauers Portugiesische Geschichte, gibt Lessing Veranlassung, über die nicht geringeren Schwächen der deutschen gelehrten Literatur sich auszusprechen. „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jenen mangelt es an Stoff, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu geben." Wie ein roter Faden zieht sich durch die Literaturbriefe das Streben aufzuzeigen, wie allenthalben das Wertlose von dem Bedeutenden zu sondern sei. Ihr Verdienst ist es, ebensowohl für die köstlichen Schätze der älteren Zeit eingetreten zu sein, als die Machwerke der Lieberkühn, Dusch usf. aus der Pforte der Literatur gejagt zu haben, in die sie sich mit dreister Zuversicht hineingedrängt hatten.

Humoristisch wirkte die literarische Vernichtung des zuletzt Genannten, die als Beispiel für die hier geübte Methode gelten mag. In dem 77. Brief nimmt Lessing sich seiner erneut an, der geschrieben habe, schreibe und schreiben werde, solange er noch aus Hamburg Kiele bekommen könne, so daß man sich fast fürchte, ihn zu kritisieren: „denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, gibt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche." Der Brief ist wieder ein Kabinettstück kritischer Kunst. Es handelt sich um eine Übersetzung von Virgils Georgica, und da ergeht es Dusch nicht besser, als Lange. Vom Weltgebäude müsse der Übersetzer zum Beispiel nicht die geringste Vorstellung haben. „Virgil redet von den beiden Polen und sagt:

> Hic vertex semper nobis sublimis; at illum
> Sub pedibus Styx atra videt manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher sein? Und

doch war es Herrn Dusch nicht deutlich genug, denn er übersetzt: ‚Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Manes unter ihren Füßen.' Die Manes, unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen als unter den Füßen." An einer andern Stelle übersetze Dusch „Miti Baccho": „mit reifem Weine". Mit dem nämlichen Wort „reif" mache er kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, indem er „Tunc mollissima vina" im Zusammenhang übersetze: „Wenn der Winter zu Ende gehet und der Frühling schon heiter wird, dann sind die Lämmer fett, dann ist der Wein am reifsten." Im Frühjahr also, spottet Lessing, gebe es bei Dusch die reifsten Trauben.

Im 48. und 49. Literaturbrief wendet er sich J. A. Cramers moralischer Zeitschrift, dem „Nordischen Aufseher" zu, der ihn nochmals auf das religiöse Gebiet bringt. Die Äußerung Cramers, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe seien, veranlaßt Lessing, zugleich die orthodoxe wie die neuaufgekommene freigeistige Auffassung des Christentums in ironischer Weise einander gegenüberzustellen. Unter einem „guten Christen", so hält er Cramer vor, verstehe man jetzt (1759) etwas ganz anderes als vor fünfzig Jahren. „Behaupten Sie zum Exempel, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffende Streitigkeit mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: Oh, so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird." Andererseits ist man auch nicht dann schon ein Christ, wenn man an künftige Belohnungen, ein Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen und eine ewige Gerechtigkeit glaubt. „Ich meine," fügt er hinzu, „es gehöret noch mehr dazu." Der Religion will Lessing nichts vergeben, aber auch der Vernunft nicht: „Die Religion hat weit höhere

Absichten, als den rechtschaffenen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck ist, den rechtschaffenen Mann zu höheren Einsichten zu erheben." Nachdrücklich schlägt der Dichter des „Freigeist" auf den „Nordischen Aufseher", der behauptet hatte, nur ein Christ könne ein ehrlicher Mann sein. Die Mitarbeiter des Aufsehers, sagt er, schwärmen, anstatt zu denken, und erklären Empfindungen für Gedanken. Die Wahrheit aber lasse sich nicht „in dem Taumel unserer Empfindungen haschen". Der Schwärmer begnüge sich „mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten", nehme die Lebhaftigkeit seines Empfindens für Deutlichkeit der Begriffe, kleide sie in Worte und werde so ein Theosoph wie Böhme. Die kalte metaphysische Art, über Gott zu denken, müsse der Probierstein unserer Empfindungen von Gott sein, denn „sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben". Der Schwärmer dagegen werde nicht selten am allerunwürdigsten von Gott denken, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaube.

Nun zog über Lessings Haupt ein Ungewitter herauf, dem er im 102. Brief kühn begegnet. Hier ist der Titel dieses Ungewitters: „Vergleichung der Lehren und Schreibart des nordischen Aufsehers und besonders des Herrn Hofpredigers Cramer mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Professor der Königlichen dänischen Ritterakademie." Lessing zählt die Freundlichkeiten her, die ihm Basedow sagt, und fügt dann ironisch hinzu: „Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch einen Spiegel hält sie mir vor! Er steht hinter mir und zeigt mir ein Ungeheuer darin. Ich erschrecke und sehe mich um, welcher von uns beiden das Ungeheuer ist." Gerade Basedow, Cramers Freund, Mitarbeiter — hierin irrte Lessing — des „Aufsehers", der ihn auch wacker gelobt habe, hätte diese Vergleichung nicht anstellen dürfen. Cramer sei ein rechtschaffener Mann und ein tüchtiger Geistlicher und der vortrefflichste Versifikateur, aber kein poetisches Genie. „Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger sein."

Basedow klagt ihn auch an, daß er Cramer „unhöfliche Vorwürfe“ gemacht habe bei der Bekämpfung des Satzes, ein Mann ohne Religion könne nicht rechtschaffen sein; solche Vorwürfe hätte ein Leibniz dann ebenfalls erdulden müssen. „Aber“, entgegnet Lessing, „was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird.“ Noch einmal weist er die Torheit der Cramerschen Behauptung nach; sie gelte nicht für einen Mann ohne Religion, sondern nur für einen Religionsspötter. Schlimm, wenn ein solcher obenein verspotte, was er niemals untersucht habe, wenn er Lehren lächerlich mache, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Ein Christ, der gegen Mohammedaner über Mohammed spotte, sei natürlich ebensowenig ein rechtschaffener Mann, wie in demselben Falle die Vertreter anderer Religionen. „Wer gibt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verrät Liebloſigkeit, wenigstens Leichtsinn, und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten.“

Das sind goldene Worte, des Verfassers des „Freigeist“, des „Nathan“ und der theologischen Streitschriften würdig. So sehr es Pflicht sei, nach der Wahrheit zu forschen und sie zum Ausdruck zu bringen, so sehr sei es auch Pflicht, religiöse Anschauungen ernst zu nehmen, zumal dann, wenn man sie nicht geprüft habe. Dem Hofprediger Cramer sei es nicht zu verdenken gewesen, daß er die Feinde aller Religion habe in die Flucht schlagen wollen. Aber die Wahrheit bequeme sich nicht nach unsern guten Absichten.

Lessing zieht gegen seinen Angreifer mit der Exegese des Neuen Testamentes zu Felde, auf die er später sehr viel gründlicher zurückkommt, und setzt sich dann im 110., 111. und

112. Brief persönlich mit der Kritik Basedows auseinander. Lessing habe, meinte jener, als Verfasser des Aufsatzes „Von einer dreifachen Art über Gott zu denken" vermutlich nicht Klopstock erkannt, von dessen andern Stücken er mit Hochachtung rede, und dem er sonst gewogen sich anstelle. „Anstellt? warum denn anstellt?" fragt Lessing zurück. „Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in Berlin. Ich kann ihm nicht schaden; er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nötig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere dem Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin, so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten."

Auch hier also wendet sich Lessing kühl gegen die allgemeine Autoritätsbeflissenheit. Er erkannte wohl, daß sie in keinem Volke tiefer säße, als in dem an blinde Gefolgschaft gewöhnten deutschen. Im 112. Brief stellt er noch ein schnödes Pasquill des „Nordischen Aufsehers" an den Pranger. Er deckt damit den wahren Charakter der moralischen und geistlichen Wochenschriften jener Zeit auf. Mit einem Schlage machte seine Kritik dem Unwesen ein Ende, das diese rühr- und glaubensseligen, dabei aber boshaften und inhumanen Zeitschriften nach englischem Muster trieben, um, eingestanden oder nicht, „eine spezifisch christliche Gesinnung unvermerkt unter die Leute zu bringen". Das protestantische Jesuitentum unter dem Deckmantel der Wissenschaft, Ethik und Poesie wurde machtlos.

Die Wirkung der Literaturbriefe läßt sich heute kaum abschätzen. Es war, als ob ein Sturm die literarisch gebrechlichen „Stützen der Gesellschaft" hinwegfegte. Dabei stand Lessing im Grunde allein. Selbst sein Verleger und Freund Nicolai hielt diese Blätter wohl mehr für Augenblickslektüre. „Ein höheres idealisches Bild muß man von diesem Werke nicht geben," schrieb er am 9. No-

vember 1766 an Herder. Lessing aber wurde der am meisten gefürchtete Kritiker, eine geistige Großmacht in geisteskräftiger Zeit.

„Ich vermute, daß Hn. Lessings Feder mit im Spiele ist," meinte Uz, sobald er die Literaturbriefe zu Gesicht bekam. Nach dem Verleger wurden ihre Verfasser wohl auch die Nicolaiten genannt. Wer Lessing beleidige, der mache sich einen unversöhnlichen Feind, hieß es in Berlin. Der empörte Wieland schwieg; einmal deswegen, weil ihm Lessing gegenüber auf dem Felde der Kritik die Niederlage von seinen Freunden vorausgesagt werden konnte, dann aber machte er gerade in jenen Jahren einen Gesundungsprozeß durch, nachdem Nicolai und Lessing scharfen Auges die wunden Stellen in seinem Wesen erkannt und aufgezeigt hatten. Ihnen hatte Wieland es zu danken, wenn er die Hüllen eingebildeter Seelenschönheit abstreifte. Rasch verläßt er nun die ätherischen Höhen und tritt im „Agathon" sogar selbst gegen die verwässerte Tugendpoesie auf. Stümper dagegen wie Dusch, Bergmann oder Lieberkühn begehrten in sehr viel dreisterer Weise auf als Basedow. Durch Lessings erbarmungslose Erwiderungen zurückgeworfen, verloren sie jedoch jeden Mut. Angstvoll sahen die zeitgenössischen Literaten jedem dies irae entgegen, dem schwarzen Berliner Donnerstag, an dem wieder zwei neue Bogen der entsetzlichen Briefe für einen Groschen zu haben sein würden. Sie warnten einander vor „Fll.", wie Lessing oft als Fabeldichter (Fabullus) zeichnete, und deuteten die Chiffre ingrimmig als „Flegel". Aber sie verstummten immer mehr vor dieser überragenden Geistesklarheit und Gründlichkeit, und Herder rief begeistert: „Die Quelle des guten Geschmacks ist geöffnet; man komme und trinke."

Es war an der Zeit, daß eine sichere Hand in den Wust der damaligen flachen Belletristik, verpfuschten Übersetzungsliteratur und frömmelnden Theologie griff, denn nur so konnte das deutsche Schrifttum wieder gesunden. Lessing fühlte sich als natürliches leidenschaftsloses Organ der Wahrheit. „Ich bin," schrieb er später während der Klotz-Polemik, „wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe,

auf einem Sandhügel allein und komme zu niemandem und helfe niemandem und lasse mir von niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Finger breit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen, aber mutwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben. Auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt." Lessing schonte keine der literarischen Parteien, die damals das Publikum beherrschten. Ob Schweizer, Klopstockianer oder Gottschedianer — sie alle spürten seine Faust, und der Gewinner war das deutsche Volk. Dankbar sah es zu dem freien Geist auf, der jeder feindlich zusammengeballten Gruppe und jeder persönlichen Kabale Trotz bot um der Wahrheit willen. Sank doch jetzt sogar der von Friedrich geehrte und als sächsischer Schwan bezeichnete Gottsched, der große Preisausteiler, zurück in das Nichts, aus dem sich zu erheben ihm außer seinem Ehrgeiz und emsigen Studium nur die kritische Unfähigkeit seiner anderen Zeitgenossen vergönnt hatte. Die Pfuscher lernten. Den vermummten Schrittmachern christlich frömmelnder Tugendlehre wurde ein scharfes Halt zugerufen. Wieland in seiner späteren Periode ist der Wieland Lessings.

Aber die Literaturbriefe bedeuten mehr als eine Säuberung des literarischen Augiasstalles. Hier zuerst finden wir den Hinweis auf die Volksdichtung, besonders die Lieder Littauens, und hier knüpft Herder an. Seine „Fragmente über die neue deutsche Literatur" erschienen als „Beilagen" zu den Literaturbriefen. Zeitgenössische Kritik in zwangloser Form wurde vorbildlich, und was sind später die Xenien Goethes und Schillers, jene erneute Reinigung der Literatur durch Distichen, anderes als

Literaturbriefe, ins Epigrammatische übersetzt! Zugleich wird nun einer von Frankreich losgelösten Nationalliteratur der Boden bereitet, und als neuer Mittelpunkt des Schrifttums und der schöngeistigen Kritik erhebt sich, wie aus der Versenkung aufsteigend, Berlin. Nach der preußischen Hauptstadt lenken nun die alten Führerstädte Leipzig und Zürich, sodann Wien, Kopenhagen und zum Teil auch Paris den Blick. „Die Verfasser der Literaturbriefe," schreibt Riedel 1768, „machten, daß Gottsched mit Bodmern vergessen wurde; sie allein führten das Szepter, und die übrigen Kunstrichter wurden entweder verlacht, oder sie beteten ganz andächtig die Aussprüche nach, welche ihre Befehlshaber diktierten".

Als Lessing, ernsthaft nur von Mendelssohn unterstützt, sein Werk getan hatte, überließ er (1760) die Fortsetzung seinen früher genannten Mitarbeitern, unter denen Abbt noch am meisten hervorragte. Mit seinem Ausscheiden schwand aber aus dem Organ das eigentliche Leben. Er hatte, sagt Mendelssohn in der „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen", „seine Geißel andern übergeben, aber sie strichen zu sanft, denn sie fürchteten Blut zu sehen". Lessing wußte sehr gut, daß ohne kriegerischen Geist die Zeitschrift sich nicht halten könne, und daß nur er fähig sei, jenen ganz zum Ausdruck zu bringen. Aber Lessing war des Mordens müde, und das Feld war gesäubert. Ihn selbst riß eine Welle mitten hinein in jenen andern Krieg an Preußens Grenzen, den drei Jahre vor dem Erscheinen der Literaturbriefe Maria Theresia heraufbeschworen hatte. Es dauerte gar nicht lange, so erging gegen die Literaturbriefe ein vorübergehends Zensurverbot; es lag ihm eine Denunziation des Bergrats von Justi zugrunde, der mit seinem von Abbt 1762 kritisierten Musterroman „Die Geschichte des Psammitichus" ihr Opfer geworden war. Justi bezeichnete in seiner Anzeige die Briefe als Unfug und als ihre Herausgeber Nicolai und „einen gewissen Juden Moses". Das Verbot erfolgte aber nicht, wie Karl Lessing erzählt, wegen Mendelssohns Betrachtungen über einige Gedichte Friedrichs des Großen, mag auch Justi bei seiner Anzeige sich darauf berufen und auf die Dienstbeflissenheit der Zensur dem Könige

gegenüber gerechnet haben. In Wahrheit war der König mit der Rezension seiner Gedichte ganz zufrieden, und Justi war keinenfalls der rechte Mann, um wegen Unfugs Anzeige zu machen: war er doch 1755 selbst wegen „Unfugs" in einem Streit mit einem Professor Pott zu 50 Talern Strafe verurteilt worden! Auf Nicolais Beschwerde wurde das Verbot denn auch aufgehoben.

Einen breiten Raum nimmt, wie wir sahen, in Lessings Literaturbriefen das religiöse Thema ein. Das erklärt sich vor allem aus Lessings starkem persönlichen Interesse an der religiösen Frage, wie es sich ja schon aus seiner Herkunft aus einem Pfarrhaus und seiner Erziehung ergibt; aber es war gewiß auch in der ganzen Richtung der einerseits durch Pietismus und Aufklärung, andererseits durch den sich zur Wehre setzenden orthodoxen Eifer aufgewühlten Zeit begründet. Charakteristisch für das 18. Jahrhundert ist aber doch nicht sowohl der Kampf zwischen den sich entgegenstehenden kirchlichen und religiösen Richtungen als vielmehr das Bestreben, die überkommenen Gegensätze zu überbrücken und die Schranken, welche die Bekenntnisse trennten, aufzuheben.

Der Jesuitenorden war bis auf 20000 Mitglieder, 39 Weltbezirke, 335 Residenzen, 273 Missionen und 669 Kollegien gelangt, als er 1773 durch die Bulle „Dominus ac redemptor" aufgehoben wurde; nur Friedrich duldete ihn noch nach wie vor gleichmütig in Schlesien. Trotz dieses Schrittes, mit dem das Papsttum den gebieterischen Forderungen der Zeit entgegenkam, gestattete das seit mehr als einem Jahrtausend festgefügte Kurialsystem der katholischen Kirche doch keine tiefergehende Reform, wie sie dem neuen erweiterten Horizont des Glaubens und Lebens entsprochen hätte. Zu der Bekämpfung des Protestantismus trat nun auch noch die der neu auftauchenden Freimaurer und Illuminaten. Gleichwohl gab es in beiden Kirchen harmlose Gemüter, die eine Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche immer wieder gläubig erwarteten. Der protestantische Arzt Zimmermann rief noch nach den Josephinischen Reformen in seinem Buche „Über die Ein-

samkeit" vertrauensvoll aus: „Sind wir (Katholiken und Protestanten) nicht eins geworden seit den großen Reformen von 1781?" Eine solche Einheit fehlte aber sogar innerhalb desselben Bekenntnisses. Notdürftig hielten die protestantischen Landeskirchen mit Hilfe des Corpus Evangelicorum auf dem Regensburger Reichstage zusammen. Die Erstarrung der evangelischen Kirche in leeren Formen in Verbindung mit der ihr vorgeworfenen Unduldsamkeit trieb die phantasiereicheren Köpfe im Protestantismus vielfach sogar der katholischen Kirche zu, deren Kultus sie anzog. Das Konkordienwerk von 1579 hatte den Katholizismus an Festigkeit und geschlossener Wucht der Lehre, wie sie das Tridentinum festgelegt hatte, nicht erreichen können, obschon die in der Konkordienformel formulierten Lehren von der Kirche, der Erbsünde und der Gnade, Melanchthons bescheidenen Einwand, daß bei der Erlösung der eigene Wille „zustimmend" mittätig sei, unbeachtet gelassen hatten. War aber schon dieser zahme Protest verdammt worden: was durfte dann zwei Jahrhunderte später ein Lessing erwarten, der einer Beseligung nur von innen heraus, nicht durch Gnadenmittel das Wort redete! Vergeblich hatte ja auch noch im 17. Jahrhundert der Helmstädter Professor Georg Calixt die Lehre Melanchthons gegen die strengen Lutheraner zu verteidigen versucht. Deren neue Erkenntnisformel, betitelt „Consensus repetitus fidei vere Lutheranae", schlug auf die Calixtiner, wie einst die Konkordienformel auf die Anhänger Melanchthons. Auf das persönliche Verhältnis zu Christus selbst kam es nicht mehr an. Dieses persönliche Verhältnis erkannten die Pietisten, deren schwärmerische, freilich auch weibische Weise indes gerade auf die gesunden Naturen eine abstoßende Wirkung üben mußte.

Als Propst starb 1705 in Berlin Philipp Jakob Spener, der Begründer des Pietismus. Seine 1670 in Frankfurt a. M. eröffneten Collegia pietatis d. h. gemeinsamen Erbauungsstunden trugen Duldsamkeit, Herzensfrömmigkeit, werktätiges Christentum und den Gedanken bürgerlicher Gleichheit auf dem Boden des evangelischen Bekenntnisses in das Volk, und in der von dem Grafen Zinzendorf (1700—1760) in Herrnhut 1722 begründeten

Brüdergemeinde erfuhr die Idee eines allgemeinen brüderlichen Priestertums auch Verwirklichung bis in Lebens-Verfassung, Haus und Familie hinein. Diese sogenannten „mährischen Brüder" fanden sogar bei Lessings Vater eine wenn auch bedingte Anerkennung, und doch wurde Zinzendorf als „Neuerer" 1736 aus Sachsen verwiesen, durch ein Reskript, das erst 1747 zurückgenommen wurde. Beiden Bewegungen fehlte doch die rechte Gesundheit, und sie ermangelten daher der Kraft, das kirchliche Leben des Protestantismus wirklich zu durchdringen und von Grund aus zu erneuern. Der Pietismus wurde besonders bei den Hallensern zu Frömmelei und unirdischer Gefühlsseligkeit; das Brüdertum erzielte zwar Erfolge in der Heidenmission und fand verhältnismäßig offene Türen in dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, in Amerika; in Europa aber wurde er überrannt von der Aufklärung, die der Kirche doch wenig anzuhaben vermochte.

In Deutschland trat die Aufklärung im Gegensatz zu Frankreich und England in journalistischem Kleide auf. Hieran lag zum Teil ihr Mangel an Durchschlagskraft. Über Religion wollte sich auf die Dauer niemand durch die Presse belehren lassen. Dem Deutschen fehlte aber auch die Rücksichtslosigkeit des Engländers und die Leichtigkeit der Franzosen. Er war zu wahrhaftig, um mit dem Herzen weiter zu glauben, und zu gefühlstief, um sich mit der Vernunft zu begnügen. So entstand jenes Mittelding von Aufklärung, das Lessing „weder warm noch kalt" nennt: die Neologie, zu deutsch Neugläubigkeit, ein Ableger der Aufklärung, die Kant definiert als „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit". Schon Ch. L. Liscow (1701—1760) eiferte zornig gegen die Neugläubigen: „Ich will lieber mit den meisten Gottesgelehrten nicht sehen und doch glauben, als diesen philosophischen Christen zu Gefallen sagen, daß ich sehe, was ich doch nicht sehe." Berlin wurde der Mittelpunkt der Aufklärungsbewegung, die zwar die wahre Religiosität nicht förderte, wohl aber dem Aberglauben entgegenarbeitete und zum Nachdenken über religiöse Fragen anregte, auch dazu beitrug, den einzelnen auf sich selbst zu

stellen, soziales Mitgefühl zu entwickeln, kurz die Persönlichkeit der Neuzeit zu schaffen.

Der Vernunftglaube der Aufklärung war im 18. Jahrhundert nicht mehr jung zu nennen. Bis auf den Begründer des Rationalismus, René Descartes (1596—1650), müssen wir zurückgehen: „Ich denke, also bin ich"; ja, im Grunde bis auf Kopernikus (1473—1543), dessen Werk „De urbium coelestium revolutionibus" die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt in das Gefolge der Sonne verwies und so mit der Umgestaltung des Weltbildes die christliche Erlösungslehre erschütterte. Pufendorf, Thomasius, Leibniz und namentlich dessen Schüler Christian Wolff schufen dann den philosophischen Boden für eine Versöhnung der Religion und Vernunft, und in „vernünftigen Gedanken" ergossen sich nun die Wolffianer. Auch in der geistlichen Lyrik machte sich eine Verwässerung fühlbar. Man denke nur an Gellert, der „des Schöpfers Macht, die Weisheit seiner Werke andächtig überlegt" und sich selbst ein „täglicher Beweis" bleibt „von Gottes Güt' und Größe". Die äußersten Flügel der Aufklärer gingen freilich weiter. Zerstörung der Theologie schien dem einen im Sinne eines vernünftigen Christentums zu liegen, während der andere eine Moralreligion ohne jede Stütze von Offenbarung und Glauben begründen wollte.

Unter den Berliner Aufklärern ist obenan zu nennen Friedrich der Große. Mit dem festen Glauben an einen Gott verband er heftige Abneigung gegen das Christentum, dessen Vernichtung jedoch in den breiteren Schichten des Volkes er im Gegensatz zu Voltaire weder für möglich noch für gut hielt. Unsterblichkeit war ihm Unsinn. Verächtlich waren ihm Kirche und die Theologen wegen ihrer Verfolgung Andersgläubiger. Seine Reformen innerhalb der Kirche blieben zurückhaltend und wenn auch gesund, so doch mehr äußerlich, zum Beispiel die Abschaffung des dritten Feiertages zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, des vierteljährlichen Bußtages und des bis dahin als Feiertag geltenden Gründonnerstages und Himmelfahrtstages.

Unter den Theologen ragten als entschiedene Aufklärer hervor

A. W. Teller (1734—1804) — seiner schwachen Stimme wegen lag seine Wirkung hauptsächlich in seinen Schriften — und J. J. Spalding (1714—1804), der umgekehrt gerade durch sein vornehmes Auftreten Einfluß ausübte; von großem Einfluß waren ferner J. C. Silberschlag (1721—1791), obschon dessen wissenschaftliches Gebiet nicht eigentlich die Theologie war, J. A. Eberhard (1739—1809), dessen „Apologie des Sokrates" das größte Aufsehen erregte, und J. Chr. Edelmann (1698—1767), erst Pietist, dann Aufklärer, schließlich verketzerter Feind der Kirche. Edelmannianer sein hieß recht- und ehrlos sein. F. C. Laukhard erzählt in seiner Selbstbiographie (1792), daß im Jahre 1752 auf Veranlassung der protestantischen Orthodoxie die Leiche des Bürgermeisters von Morsfeld in der Pfalz, weil er Edelmannianer gewesen sei, nach erfolgter Beerdigung wieder ausgegraben und so eingescharrt worden sei, daß der Rohfluß sie habe mitreißen müssen. Weniger himmelstürmend als die eben genannten waren die Nichttheologen wie Damm, Sulzer, Mendelssohn, Nicolai; mit ihnen in einer Linie steht etwa noch der ehrliche Hofprediger Sack.

Die Entwicklung und der Fortgang der Aufklärung vor und während Lessings Lebenszeit läßt sich am besten an der Hand von Jahreszahlen nach den Hauptlehren verfolgen, die seit Wolff in einzelnen Schriften aufgestellt werden. Wolffs Schüler Reinbeck suchte 1731 die Dreieinigkeit vernunftgemäß nachzuweisen. Schubert erklärte 1737 die Lehre von den Höllenstrafen rein philosophisch. Carpzow suchte 1746 alle christlichen Lehrsätze, Jerusalem 1768 die Zweckmäßigkeit der Offenbarung aus der Vernunft zu erweisen. 1764 und 1772 erklärte Teller, daß die Erbsünde dasselbe sei wie physische Vererbung, daß auch Ungetaufte selig würden und Christus nicht göttlicher Natur gewesen sei. 1764 bezeichnete Basedow die Moral des Christentums für das Wesentliche; 1766 forderte er, jeden nach seiner Art selig werden zu lassen. Nichtchristen und Zweifler seien zu dulden. „Der Zweck der obrigkeitlichen Macht ist schlechterdings nicht die Beförderung des Seelenheils durch die Rechtgläubigkeit. Im eigentlichen Verstande kann die Religion nicht befohlen werden, viel weniger den noch nicht lebenden Nachkommen." Er beruft

sich auf das alte Wort des Lactantius: „Es folgt nicht, daß, weil unsere Vorfahren eher gelebt haben, sie deswegen auch weiser als wir gewesen sind.“ 1761 und 1772 empfahl Spalding den Geistlichen, nur praktische Religion zu lehren, denn der Prediger sei ein Lehrer der Moral. Mosheim und Garve dachten ähnlich. 1774 unterschied Semler zwischen religiös und kirchlich und ließ den Begriff der Privatreligion innerhalb kirchlicher Satzung zu. Dabei waren alle diese Aufklärer Gegner des Atheismus und geradezu leidenschaftliche Verfolger des aus Frankreich kommenden Materialismus.

Leuchtend hebt sich von ihnen die Gestalt Lessings ab, der einsam seinen rein kritischen Weg ging. Er allein klärte auf, ohne zu verflachen. In dem Dunst parteiischer Kämpfe umspielt uns sein Wort wie heitere, kühle Morgenluft. Er war nicht Freidenker im Sinne des Schlagworts, sondern Rechtdenker, wie Herder sagt. So hat er auch stets nur *über* Religion, nie aber *für* oder *gegen* sie geschrieben. Die religiöse Forschung konnte für Lessing auch nicht zum inneren Unfrieden ausschlagen, weil ihm im allerletzten Grunde doch nicht die Religion, sondern die Tugend als das innerlichste und zugleich höchste Lebensprinzip galt.

Um so befähigter war er, die Unhaltbarkeit des Gebäudes zu erkennen, das die Aufklärer an die Stelle der Bekenntnisse setzen wollten. Wir besitzen einen kostbaren Brief von ihm an seinen Bruder Karl vom 2. Februar 1774, der in wundervoller Klarheit die Scheidelinien zieht und unentbehrlich für das Verständnis seiner Denkart ist. Er sagt da nach einleitenden Worten: „Die öftere Abänderung der Arbeit ist noch das einzige, was mich erhält. Freilich wird soviel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirst Du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden, welches Du mich in Ansehung der Religion zu sein im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenschen zufrieden zu

sein Ursache habe, muß ich Dir doch sagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falsche Idee von mir machst und mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich dieses tun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was tut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß

ich dieses alte verteidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen."

Freilich war auch ein Lessing nicht stets derselbe, auch er unterlag dem Gesetz der Entwicklung. Oft genug haben wir ihn schon im Verlauf unserer Darstellung bei der Behandlung religiöser Fragen beobachtet, zuletzt im Zusammenhang mit den Literaturbriefen, im Faust-Fragment und in seinem bürgerlichen Trauerspiel. War ja doch in der „Miß Sara Sampson" und ihren englischen Vorbildern, wie es in einer Darstellung von katholischer Seite, in den „Stimmen aus Maria-Laach", spöttisch heißt, „zu sehen, wie man ohne Glauben und Sakramente, ohne Priester und Kirche, ohne Gebet und Offenbarung, mit bloßem Tee und Butterbrot edel, großherzig, wohltätig, liebreich, keusch, unschuldig, geduldig, sanft, opferfähig, kurz ein rührendes Tugendmuster sein könne". Freudige Zuversicht und Selbstsicherheit durchklingt Lessings Faustdichtung. Wer ernstlich strebt, der ist der Erlösung wert. Der Kampf um die Wahrheit, des Menschen höchstes Gut, höher als der Besitz der Wahrheit selbst, ist nicht würdig der Verdammnis, sondern der Seligkeit. „Jeder sage, was ihn Wahrheit dünkt — und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen." Durch die Anerkennung des Rechts, zu prüfen, zu forschen und zu zweifeln, gibt Lessings „Faust" einen wichtigen Baustein her für seine Weltanschauung.

Von hier aber gilt es zunächst zurückzublicken in die Zeit, da Gotthold Ephraim in der Stille des orthodoxen Elternhauses aufwuchs und als ahnungsloses Kind die Hände faltete zu frommem Gebet. Der hohe sittliche Ernst, mit dem er auch der scheinbar geringsten religiösen Frage — und welche wäre gering! — gegenübertrat, erklärt sich gewiß schon aus der echten Frömmigkeit seiner Eltern. Ihnen ist es zu einem großen Teile zu danken, daß er sich als reifer Mann in einem des Christentums oft genug spot-

tenden Kreise sein persönliches Verhältnis zu seiner ihm überlieferten Religion, zu seinem Gott erhielt, zu dem er bis in die letzten Tage seines Lebens betete, wie seine Stiefkinder bezeugen. Andererseits mag das Übermaß kirchlicher Bevormundung, das er so nahe vor Augen hatte, ihn besonders früh zur Kritik herausgefordert haben, obwohl ja sein Vater selbst vor Symbololatrie und Glaubenszwang warnte.

Es handelt sich letzten Endes bei allen religiösen Kämpfen ja nicht um den Streit über Dogmen und sittliche Grundsätze, sondern um den Gegensatz der Geister und Charaktere. Sein religiöses Neuland hat Lessing nicht durch Studien oder Erlebnisse entdeckt, sowenig wie die Religionsstifter oder Reformatoren das ihrige, sondern es wurde mit ihm geboren. Es ist noch immer der einzelne gewesen, der zu Ende dachte und fühlte, was im Lauf der Zeiten mit den Massen des Volkes heranwuchs. Es ist der einzelne, der sagt, was viele Zeitgenossen instinktiv ahnen, was die Nachkommen erben, aber nur besitzen, wenn sie es stets gleichen Geistes aufs neue erwerben.

St. Afras Studienordnung ließ es an kirchlicher Lehre gewiß nicht fehlen. Wie bei der Gesellschaft Jesu wurden Leib und Seele zugleich gesättigt, jener mit Speise, diese mit dem Vorlesen von Bibelkapiteln. Lessing tauchte dann ins Leben, schrieb Briefe an die Eltern, in denen er das Christentum der Tat dem Christentum des Dogmas gegenüberstellte und die Prüfung sogenannter Glaubenswahrheiten gerade für den Ausfluß religiöser Gesinnung erklärte, zeichnete in seinem „Freigeist“ den Adrast als einen Mann ohne Religion, aber voll tugendhafter Gesinnungen, und wandte sich zugleich scharf gegen die Religionsspötter. Wie sehr unterscheidet sich sein einfacher Ernst und Eifer, so recht die religiösen Wahrheiten zu ergründen, von der hohnvollen und leichten Kritik anderer Aufklärer, auch Friedrichs des Großen, der 1738 an Voltaire schrieb: „Man kann von Fabeln reden, aber nur so, daß man sie als solche ansieht, und ich halte es für besser, ein tiefes Stillschweigen über die christlichen Fabeln zu beobachten, die durch

ihr Altertum und die Leichtgläubigkeit ungereimter und stumpfköpfiger Leute heilig geworden sind." Lessing dagegen als Berliner Kritiker rühmt Klopstocks Messiade auch deshalb, weil sie die Religiosität vertiefe; Klopstock sei in höherem Grade ein Verteidiger der Religion „als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihr Beweisen nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet... Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite sie in allem dem Glanze vorzustellen, wo sie unsere Ehrfurcht verdient." Freilich versteht der Zweiundzwanzigjährige nicht, wie der Opfertod des Messias den Menschen die Liebe zur Gottheit von neuem geschenkt haben könne; denn Gottes Wesen sei unveränderlich. Wenn aber auch die christliche Religion in mancher Beziehung theoretisch anfechtbar sei, so könne sie deshalb doch praktisch gut sein als eine Hüterin der Tugend.

In Wittenberg erlebte er dann die lutherische Orthodoxie. Als da ein Protestant, der Professor Bose, einige Schritte von Luthers Grabe sich nicht zu sagen geschent hatte, daß der jetzige Papst ein gelehrter und vernünftiger Mann sei, und sich infolgedessen dem Angriff der theologischen Fakultät ausgesetzt sah, schrieb Lessing den unduldsamen Rechtgläubigen ein Epigramm ins Stammbuch (Brief an Nicolai, 9. Juni 1752):

Er hat den Papst gelobt. Und wir, zu Luthers Ehr',
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt? Wenn's noch der Teufel wär',
So ließen wir es gelten!

Im Entwurf einer Vorrede zu „Nathan dem Weisen" bekennt Lessing ein Menschenalter später, Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion sei „von jeher" die seinige gewesen. Den Wert des Glaubens hat er stets mit Wärme vertreten. Aber in dem unduldsamen Glauben der sogenannten Rechtgläubigen sah er von Jugend auf den größten Feind jeder Religion. Das „orthodoxe Priesterkind",

wie er von Nicolai später (8. März 1771) genannt wird, ist trotzdem zu dem Kampfe mit der Orthodoxie sehr gegen seinen Willen gedrängt worden. In den ersten Jahrzehnten zeigt Lessing durchaus nur kritisches Eindringen in religiöse Probleme mit der Neigung, gegen Aufklärer und andere moderne Theologen Front zu machen. Um 1760 beginnt in Breslau sein eifriges Studium der Philosophie und Kirchengeschichte. Er hat „das pro und contra über die Religion eines so satt wie das andere". Erst um 1770 greift er in religiöse Fragen wieder ein, dieses Mal sicher und selbstgewiß.

Innere seelische Krisen scheint er ohnehin nie gekannt, Krücken und Stützen scheint sein seelisches Gleichgewicht nie gebraucht zu haben. Schwindelfrei lebte er auf seiner einsamen Vernunfthöhe dahin. Wohl war ihm Religion jedes wahr und tief erfaßte Verhältnis, in dem ein Mensch zu Gott oder göttlichen Wesenheiten einer höheren Macht zu stehen glaubt, und schwerlich stimmte er Goethes Spruch uneingeschränkt zu:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Der hat Religion.
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Immer stärker tritt aber in seiner Entwicklung der Satz hervor, daß die Tugend um ihrer selbst willen geübt werden müsse, und seine durch die Pope-Schrift erwiesene Lektüre von Shaftesburys „Rhapsodie der Moralisten", die eine Vergeltung im Jenseits aus moralischen Gründen ablehnt, könnte ihn in dem Gedanken bestärkt haben. Aber seine religiöse Entwicklung läßt sich nur von innen heraus erklären, und jede Quellensuche muß auch bei diesem Hauptpunkt seiner religiösen Überzeugung versagen. Diese war vorhanden, ehe äußere Einflüsse einsetzten. Ein Lessing ist kein Kopf zweiten Ranges, der in den entscheidendsten Fragen geführt oder gar verführt wird anstatt zu führen.

Das gilt auch für sein Verhältnis zu Bayle. Hätte er in ihm nicht von vorneherein einen Gesinnungsgenossen entdeckt, so hätte

er sich auch nie zu ihm bekannt. Er fühlte sich schon in der Leipziger Studentenzeit und dann in Berlin hingezogen zu der unerbittlichen Kritik dieses Wahrheitsuchers.

Pierre Bayle, 1647 als Sohn eines calvinistischen Predigers geboren, studierte bei den Toulouser Jesuiten, wurde bald darauf katholisch, trat dann aber wieder aus der Kirche aus, um seine Zweifel in Streitschriften niederzulegen. Er ist einer der entschiedensten Vorkämpfer der Toleranzidee. Seine leitenden Gedanken, Trennung von Staat und Kirche, von Philosophie und Theologie, von Autorität und Religion finden wir bei Lessing und Mendelssohn wieder. 1695—97 erschien sein „Dictionnaire historique et critique", ein gelehrtes Sammelwerk für kritische Geister, das die positiven Grundlagen der religiösen Dogmen zerpflückte und so Leibniz zur „Theodicee" herausforderte. In seinen Rezensionen Chaufepiés, des Fortsetzers von Bayles Arbeit, hat sich Lessing als deren genauen Kenner erwiesen.

Gelegentlich der vorausgenommenen Besprechung der „Rettungen des Horaz" (s. oben S. 207) wurde versucht, die „Rettungen" Lessings in ihrer spezifischen Bedeutung ins Licht zu stellen. Im 2. und 3. Teil der „Schriften" (s. oben S. 230) begegnen wir einer ganzen Serie solcher „Rettungen", in denen Lessing entschieden wenn auch selbständig Bayles Spuren folgte. Er zog der kirchenpolitischen Geschichtsmacherei die Maske vom Gesicht und wischte den Angegriffenen „unverdiente Flecken" ab, gleichviel ob es sich um den Humanisten und Pamphletisten Lemnius, den katholischen Priester und fanatischen Gegner Luthers Cochläus oder den Naturforscher Cardanus handelte. Auch Luthers Bild erhielt unter Lessings Händen wieder die frische Farbe einer menschlich kernhaften Persönlichkeit, die auch der menschlichen Schwächen nicht entbehrt, ja gerade durch diese anzieht. Überall erscheint bei ihm auch auf religiösem Gebiet die parteilose Kritik des freien Geistes, der Sein und Schein unterscheidet, jeder Kirche unabhängig gegenübersteht und ebenso zur Lösung von Widersprüchen wie zur Vernichtung sogenannter Gewißheiten bereit ist. „Lessing hält sich", sagt Goethe,

„seiner polemischen Natur nach, am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das Unterscheiden ist seine Sache, und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das herrlichste zustatten."

Ein solcher Mann hat allerdings gerade im Religiösen mehr als andere Charakter nötig, um nicht Verderben ins Volk zu säen. Auf den Charakter zurückzugreifen, ist an dieser Stelle mehr als an irgendeiner andern geboten. Charakter sprechen Lessing auch seine sachlichen Gegner nicht ab. Die theologische Kritik eines Voltaire gilt deshalb wenig neben derjenigen Lessings, von dem wiederum Goethe gesagt hat: „Ein Mann wie Lessing täte uns not, denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter!"

Aus Studien zur Geschichte der Reformation entstand zunächst die schon früher flüchtig gestreifte „Rettung des Lemnius". Sie bildet den Gegenstand der ersten acht unter jenen „Briefen", die 1753 im zweiten Teil der „Schriften" gesammelt wurden, und deren 24ster den Angriff auf Langes Horazübersetzung enthält. Die meisten sind noch in Wittenberg entstanden, wie schon die oft beigefügten Data „W 1752" nahelegen. Das Gebiet, auf das sich Lessing mit dieser Rettung wagte, enthielt so manchen gefährlichen Zündstoff, denn einen Lemnius retten, hieß gegen einen Luther auftreten. Gerade das aber mußte Lessing reizen. Als eine heute selbstverständliche, damals aber unerhörte Tat darf es gelten, daß er den Reformator in seiner leidenschaftlichen und kräftigen Menschlichkeit auffaßte und so Front machte gegen die Neigung der Massen, das Unverstandene zu vergöttern, Front machte andererseits gegen einen Teil der besser unterrichteten Geistlichkeit.

„Luther", sagt er im zweiten Brief, „steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten." So begrüßt er auch dankbar des

Jenenser Kirchenhistorikers und Lutherforschers Walch 1751 gegenüber dem Angriff des Augustiners Kuen erschienene Ehrenrettung der Katharina von Bora, weil „Kleinigkeiten und häusliche Umstände“ auf den Charakter großer Männer oft ein größeres Licht würfen „als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben“. Das Leben von Luthers Frau schreiben, der von jeder Seite gesehen unter die großen Männer gehöre, heiße „ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist“. Lessing wahrt aber seine Selbständigkeit auch einem Luther gegenüber und nimmt den, nicht mit Unrecht wegen seiner bösen Verleumdungen hart angegriffenen, aber auch von Luther gereizten Lemnius kräftig in Schutz.

Der Graubündner Simon Lemm oder Lemnius (1511?—1550), ein großes Talent, ein kleiner Charakter, 1534 in Wittenberg immatrikuliert, ließ dort nach vier Jahren seine Epigramme erscheinen, die sich angesehene Persönlichkeiten als Ziel ihres Spottes wählten und dem ebenfalls angegriffenen Luther alsbald in die Hände fielen. Dieser ließ durch Vermittlung des derzeitigen Rektors Melanchthon, vor dem allein Lemnius Respekt zeigte, sofort die noch unverkauften Exemplare in Beschlag nehmen, den Drucker ins Gefängnis setzen und dem Verfasser Hausarrest auferlegen. Lemnius aber floh am 10. Juni durch das Stadttor, früh morgens, als der Hirt das Vieh auf die Weide trieb. Der erzürnte Luther verlas eine Woche später von der Kanzel seine „ernste zornige Schrift wider S. Lemnii Epigrammata“, in der jener ein ehrloser Bube und Schandpoetaster genannt wird, der ein „recht Erz-, Schand-, Schmach- und Lügenbuch wider viel ehrliche Manns- und Weibsbilder dieser Stadt und Kirchen“ bekannt gemacht und obenein Luthers Feinde, dem Sohne des Kurfürsten Johann Cicero, Bischof Albrecht von Brandenburg, dem „von sich selbst verdammten heillosen Pfaffen“, nicht nur das Buch gewidmet, sondern auch Lob gespendet habe. Albrecht war es ja gewesen, der den Ablaßkrämer Tetzel mit päpstlicher Genehmigung im Interesse seiner zerrütteten

Vermögensverhältnisse in die Welt gesandt hatte. Vergeblich vermittelte am 24. Juli 1538 der Herzog Albrecht von Preußen, der verwandtschaftlich dem Erzbischof, durch Glauben und Freundschaft Luther nahe stand. Das ganze Fürstenhaus der Hohenzollern war durch Luthers zornige Schrift in Harnisch gebracht. So zog der Lemnius-Streit welthistorische Kreise. Albrechts Bruder, der ebenfalls noch der alten Kirche anhangende Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, beschwerte sich über Luther bei dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen.

Lemnius aber fand inzwischen eine Anstellung an der Lateinschule in Chur, wo er 1550 vermutlich von der Pest, der in einem halben Jahre 1300 Einwohner der Stadt zum Opfer fielen, in jungen Jahren dahingerafft wurde. Selbstbewußt, dabei aber schmeichlerisch, eifrig dem Lebensgenuß in jeder Form huldigend, konnte er und kann er nicht viel Sympathie gewinnen. Seine Neigung zur Satire scheint sich schon in seinem Äußeren, das uns in einem Stich erhalten ist, in dem zusammengekniffenen Mund, dem vorspringenden Kinn und der spitzen Nase anzudeuten, und seine Angriffe waren allzu persönlich und unflätig, um sachlich ernst genommen zu werden. Luther wird natürlich beschimpft als Verletzer priesterlicher Keuschheit, als elbischer Papst. In seiner „Apologia" vergleicht Lemnius sich keck mit Alzibiades, der dem Ruf der Athener von Sizilien aus nicht gefolgt sei; so brauche auch er sich um die Wittenberger Vorladung nicht zu kümmern. Lessing geht in seiner Schrift hierauf ein. Den Höhepunkt bildet des Lemnius Schmähschrift „Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia". Dieser „Lutherische Mönchshurenkrieg" findet unter den Streitschriften der Reformation nicht seinesgleichen. Da treten orientalische Dirnen auf, die Luther mit dreisten Worten huldigen. Neue Distichen des Abenteurers, der religiöses Interesse gar nicht hatte, strotzen von frivolen Angriffen auf Luther, Eck und Cochläus. Luther fertigte ihn zuletzt noch einmal (1545) ab in der Vorrede zu „Freders Dialogus zu Ehren dem Ehestand wider Seb. Frank".

Sich eines solchen Mannes anzunehmen, den jeder verdammte, war eines Lessing Stolz. Aber auch er wusch ihm nur die literarischen Flecken ab, die er nicht verdiente. Umschaffen konnte er ihn nicht.

Im dritten Teil der „Schriften" erschien 1754 die „Rettung des Cardanus". Dem italienischen Mathematiker, Naturforscher und Arzt Hieronymus Cardano (1501—1576) wurde schon von seinem Zeitgenossen Skaliger zum Vorwurf gemacht, er habe die heidnische, jüdische, christliche und mohammedanische Religion in unchristlichem Geiste miteinander verglichen. Mithin sei er ein arger Ketzer. Dem hält Lessing zunächst kühl die Frage entgegen: „Was ist nötiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Überzeugung ohne vorhergegangene Prüfung?" Es wäre ja auch ein Wunder, meint er, wenn ein so seltener Geist dem Verdacht der Atheisterei entgangen wäre. Warum denn überhaupt die Scheu, der Wahrheit mit Fragen näher zu kommen! „Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr kann nichts sein." Deutlich gibt Lessing zu verstehen, daß nur „fromme Galle" die Angriffe auf Cardanus zuwege gebracht habe. Die Gesinnungs- und Glaubensgenossen eines Mersennus „haben oft besondere Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bei uns wegfallen". Cardanus habe die christliche Religion nicht herabgewürdigt; im Gegenteil: er sei bei seinem Vergleich mit keiner einzigen Religion so aufrichtig verfahren wie mit der christlichen. — Diese Rettung, die auch Mohammeds Religion gelten lassen will, darf als Vorstufe gelten zu „Nathan dem Weisen" und der „Erziehung des Menschengeschlechts".

Ähnliche Angriffe weist er zurück in der „Rettung des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers", als dessen Urheber inzwischen der treffliche Hamburger Pastor und pädagogische Reformschriftsteller Balthasar Schupp oder Schuppius (1610—1661) festgestellt ist. Der „Ineptus Religiosus" ist eine kleine Schrift, die aus einer Zueignung, aus 53 Paragraphen, aus

einem kleinen Gedichte und endlich aus einer Stelle des Augustinus besteht. Dieses Büchlein hatte der Wittenberger Pastor Vogt als böse und gottlos bezeichnet. Lessing dagegen weist nach, daß es im Grunde sowohl gut als auch rechtgläubig sei.

Besonders wertvoll sind auch hier seine allgemeineren Urteile. Jakob Böhme mußte der typischen Verstandesklarheit Lessings höchst seltsam erscheinen. Er wirft denn auch nur einen lustigen Seitenblick auf die „Schwärmereien des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen bloßen Unsinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden das Glück hatte". Am Schluß warnt er die Gelehrten, „den Wert ihrer Entdeckungen nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumessen". Und wahrlich, mit Wehmut blicken seine Nachfahren auf solche Warnungen. Wie herrlich stünde es um die Geistesgeschichte, wenn nicht der häufig nur dem lieben Ich dienende Ballast des „Entdeckers" sie beschwerte!

Nicht minder bedeutend als die vorige ist die „Rettung des Cochläus". Von dieser Persönlichkeit bekennt Lessing gleich zu Beginn, daß an sie ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken könne. Die Polemik des Cochläus, der davon geträumt hatte, selbst ein Reformator der Kirche zu werden, und sich durch Luther verdrängt sah, ist so schmähsüchtig und bewußt lügnerisch, daß sie von keiner Seite mehr verteidigt werden kann. Luther und Käthe von Bora, „die unselige Kotz und ehrlose Nonne", persönlich zu verleumden, wird er nicht müde. Viele seiner zweihundert Schriften, die er zum Teil sogar ins Polnische übersetzte, starren ebenso von unsauberen Vorstellungen wie von Zitaten aus der Bibel und den Kirchenvätern. Dabei sind seine Gründe gegen die Reformation mit dem Hinweis auf das Urteil des Papstes und Kaisers erschöpft.

Lessings Rettung war denn auch nur eine sehr begrenzte. Ein Dr. Kraft hatte in seiner Göttinger Dissertation behauptet, Cochläus habe nach Luthers Tode zuerst erklärt, daß die Reformation nur deshalb ins Werk gesetzt worden sei, weil die Augustiner auf den Ablaßgewinn der Dominikaner neidisch gewesen seien. Gegen diesen Vorwurf

nimmt Leſſing den Angegriffenen in Schutz; indem er zwei Briefe des Valdeſius anführt, in denen jene Behauptung bereits früher aufgeſtellt worden war, und nachweiſt, daß Cochläus einfach einem Gerücht folgte, wendet er ſich in der Schlußbetrachtung gegen dieſen ſelbſt. Die Beſchuldigung „hat zu wenig Wahrſcheinlichkeit, wenn man ſie mit Luthers uneigennützigem und großmütigem Charakter vergleicht". Selbſt wenn es aber wahr wäre, meint Leſſing, ſo würde es doch beſſer ſein, auf ſolche Beſchuldigungen zu verzichten, zumal da es leichter ſei, ihrer tauſend zu erdenken, als eine einzige zu beweiſen. „Genug," fährt er dann fort, „daß durch die Reformation unendlich viel Gutes iſt geſtiftet worden, welches die Katholiken ſelbſt nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genuſſe ihrer Früchte ſitzen; genug, daß wir dieſe der Vorſehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt faſt immer nicht die untadelhafteſten, ſondern die bequemſten. Mag doch alſo die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenſo glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Iſrael aus Ägypten ward durch einen Totſchlag, und man mag ſagen, was man will, durch einen ſtrafbaren Totſchlag veranlaßt; iſt er aber deſto weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?" Wenn wirklich, wie ein neuer Schriftſteller behauptet, die ewige Weisheit die Reformation in Deutſchland durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied bewirkt habe, ſo bedeute der Tadel des Menſchlichen ein Lob des Höchſten, der alles zu ſeinem Zwecke zu lenken wiſſe. Doch wie ſchwer gingen die Sterblichen an dieſes Lob, „wenn ſie ihr eigenes nicht damit verbinden können".

Die Flecken, die ein Leſſing abwuſch, kamen nie wieder zum Vorſchein. Seine theologiſchen Rettungen, als Ganzes betrachtet, ſind aber zugleich ein Proteſt gegen die Selbſtherrlichkeit kirchlicher Überlieferung und dogmatiſcher Geſchichtsſchreibung. Dabei ſind ſie voll Selbſtändigkeit des Urteils, voll Auflehnung gegen das Her-

gebrachte, bisher nie Bezweifelte, und überall zeigen sie Lessing zugleich auf einer hohen Stufe religiöser und konfessioneller Unparteilichkeit. Noch sind es Einzelheiten, die er angreift, kleine Züge theologischer Gelehrtengeschichte. Aber sie sind bereits deutliche Marksteine für den Weg, den der Nathandichter und Menschheitserzieher zu beschreiten hatte.

Ergänzt wird unsere Kenntnis von Lessings religiöser Entwicklung durch die älteren seiner unvollendeten, im Nachlaß gefundenen religiösen Schriften. Das früheste dieser Bruchstücke sind die „Gedanken über die Herrnhuter" von 1750.

Der vermeintliche Sieg der Wittenberger Orthodoxie über den Grafen Zinzendorf und seine Brüdergemeinde in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts forderte Lessing heraus. Den Kampf hatte er aufmerksam verfolgt. Walch mischte sich hinein. Woldershausen schrieb Zinzendorfs Leben. Lessing wirft nun, so angeregt, zuerst einen Blick auf die Geschichte der Weltweisheit, des vernunftgemäßen Denkens, und atmet zuerst bei Sokrates' Namen auf: „Törichte Sterbliche, was über euch ist, ist nicht für euch! Kehrt den Blick in euch selbst! In euch sind die unerforschten Tiefen, worinnen ihr euch mit Nutzen verlieren könnt. Hier untersucht die geheimsten Winkel. Hier lernet die Schwäche und Stärke, die verdeckten Gänge und den offenbaren Ausbruch eurer Leidenschaften! Hier richtet das Reich auf, wo ihr Untertan und König seid! Hier begreifet und beherrschet das einzige, was ihr begreifen und beherrschen sollt: euch selbst." Aber der zum Handeln geschaffene Mensch philosophierte weiter. „Plato fing an zu träumen und Aristoteles zu schließen," und es war Zeit, daß Cartesius aufstand, dem dann Leibniz und Newton folgten. Der Kopf ward gefüllt, das Herz jedoch blieb leer. Die Leidenschaften wurden nicht gebessert. Wie der Weltweisheit erging es der Religion. Schon vor Christus „wurde die Menge nichts bedeutender und selbst erwählter Gebräuche so groß, daß nur wenige einen richtigen Begriff von Gott behielten, die übrigen aber an dem äußerlichen Blendwerke hängen blieben und Gott für ein Wesen hielten, das

nicht leben könne, wenn sie ihm nicht seine Morgen- und Abendopfer brächten". Christus kam, ein von Gott erleuchteter Lehrer. Alle Arten der Religion zu verbinden, war seine Lehre berufen: „Gott ist ein Geist, den sollt ihr im Geist anbeten." Solche Verbindung mußte die Priester erbittern, und „aufgebrachten Priestern schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab". Aus dem Blut der Bekenner entsproß die christliche Kirche, der aber Christi Geist stets fremder wurde, da „das ausübende Christentum von Tag zu Tag abgenommen hat", und da schließlich alles von einem einzigen abhing, „der desto öfter irrte, je sicherer er irren konnte". Die Reformation brachte den Aberglauben zu Fall, die Vernunft aber führte nur zu neuen Irrwegen, denn die Bekenntnisse hadern nunmehr miteinander, anstatt zum Handeln in Christi Geist zu leiten. Auch war es „den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papsttumes gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt noch recht behaglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papsttum."

Wenn da ein Mann aufstehe und lehre, Gott nicht nur zu glauben, sondern, was das vornehmste ist, zu lieben, so sei er der Widersacher gewiß. Die Philosophen kommen und fallen mit Fragen über ihn her. „Umsonst würde er es wie jener Bauernjunge machen, den sein Pfarrer fragte: kannst du das siebente Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und setzte hinzu: Herr Pfarrer, könnt Ihr das?" Was so ein Mann für die Weltweisen sein würde, das seien jetzt die Herrnhuter für die Gottesgelehrten. Zinzendorf habe sich nie zu einem Religionsverbesserer aufgeworfen, vielmehr selbst bekannt, daß seine Lehrsätze dem Augsburgischen Glaubensbekenntnis gemäß seien. Will er nichts ändern, nun, „was will er denn"?

Mit dieser Frage bricht Lessing ab. Tätiges Christentum ohne Dogmen und Formenzwang, Duldung jeder Religion, sofern sie

selbst nicht gegen die Idee der Toleranz verstößt, Liebe in Christi Geist, verbindend, nicht trennend, verinnerlichte Auffassung der Bekenntnisse — das sind die Grundlinien des Fragments, die sich ohne weiteres zum „Nathan“ und zur „Erziehung des Menschengeschlechts“ fortführen lassen.

Es lag Lessing fern, die Herrnhuter auf den Schild zu heben. Wie aus den Religionen, so nahm er auch aus den religiösen Sekten die Gedanken, die ihm wurzelhaft zu sein schienen für eine Weltreligion der Liebe. Christi Geist ist es immer wieder, der, eingestandenermaßen oder nicht, durch seine Untersuchungen hindurchschimmert; der Geist selbst, nicht seine geschichtliche Ausdeutung, denn das wahre Christentum widerstrebe den Dogmen. Auch die Religion ist der Entwicklung unterworfen. Sie ist Kraft und ruht allein in der Menschenbrust, die sie fühlt und in die Tat umsetzt. In der Bewährung der Religion ruht ihre Wahrheit, nicht in der Form ihrer Lehre. Die wahrhaft religiösen Naturen sind gerade diejenigen, die den überkommenen religiösen Vorstellungskreis ernst prüfen. Lessing haßt oder liebt keinen positiven Bekenner, keinen Freigeist, denn er liebt Gott, die Quelle aller Religionen und jedes Zweifels. So sind seine kritischen Untersuchungen „Rettungen“ des religiösen Gefühls.

Lessing hat seine Auffassung des christlichen Gottesgedankens in Leitsätze zusammengefaßt, die sich ebenfalls in seinem Nachlaß fanden unter dem Titel „Das Christentum der Vernunft“. Sie wurden vielleicht angeregt durch Heckers „Religion der Vernunft“ (1752), die er am 29. Mai 1753 seinem Vater nach Kamenz sandte. Ihr geistiger Ahne aber ist Giordano Brunos „Spaccio de la bestia trionfante“ (1584); dieser Schrift sind die ersten Sätze sowie Paragraph vierzehn bis einundzwanzig jener Aufzeichnung nahezu unverändert entnommen. Sie alle suchen das Wesen Gottes als das Unendliche zu begreifen in seinem Verhältnis zum Endlichen, im Anschluß an die antike und neuere Philosophie, sowie die christliche Dreieinigkeitslehre.

Im ganzen hat Lessing siebenundzwanzig Sätze aufgestellt, deren erste beide in der Hauptsache das Resultat der aristotelischen Meta-

physik wiederholen: Gott, das vollkommenste Wesen, notwendig von Ewigkeit her sich selbst denkend. Die folgenden zwölf Paragraphen ergänzen nun eigenartig den philosophischen Obersatz durch den christlichen Trinitätsgedanken. „Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besaß," den Sohn Gottes, wie die Schrift sagt, und die Harmonie zwischen ihnen ist der sogenannte Heilige Geist. Alle drei sind eins. Gott kann seine Vollkommenheiten aber auch geteilt denken, und da jeder Gedanke Gottes eine Schöpfung ist, erklärt sich so die Vielheit, die in dem Begriff der Welt ruht. Im Gegensatz zur christlichen Theologie sind also Gott und Welt wesensgleich. Die nächsten Sätze lenken in Leibnizens Lehre ein, daß diese Welt notwendig die beste sei von unendlich viel möglichen, da Gott nur das Vollkommenste denke, und daß zwischen den einzelnen einfachen — nicht etwa zusammengesetzten — Wesen von vornherein Harmonie herrschen müsse, da „keines etwas haben kann, welches die andern nicht hätten" (§ 20). Sind mithin alle einfachen Wesen „gleichsam eingeschränkte Götter", so müssen ihre Vollkommenheiten denen Gottes so ähneln wie Teile dem Ganzen; es muß also auch ein graduell verschiedenes Bewußtsein der Vollkommenheit mit dieser selbst gegeben sein, das den absoluten Maßstab für das Handeln hergibt und „die Existenz moralischer Wesen ermöglicht". Gott spricht demnach nicht durch autoritative Vorschriften einer größeren Gruppe, sondern allein durch des Menschen Brust. Der § 26 fordert daher ausdrücklich: „Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß."

So wenig dieser Entwurf als Ganzes befriedigt, so viel bedeutet er durch die Kühnheit der Gedanken, die darin zum Ausdruck kommen, und die nachher das neunzehnte Jahrhundert weiter beschäftigten. Der Mensch, auf sich selbst gestellt, vermag sein Ich in moralischem und göttlichem Sinne zu entwickeln und macht so den Begriff äußerer, nicht innerlich erlebter Gnade gegenstandslos. Die Welt ist nicht Staub vom Staube, ist nicht ein irdisches Jammertal, sondern als beseelte Materie Gott selbst, als Vielheit gedacht. Zugleich rechtfertigt diese

Betrachtungsweise den ganzen Kritizismus Lessings. Nie kann ein Teil ein Ganzes werden. Auch der Mensch vermag sich nur als Teil eines Ganzen, das ist der göttlichen Vollkommenheit, zu denken. Das Streben nach Wahrheit bleibt uns, die Wahrheit selbst ist Gott. Offenbarungen sind nur von innen heraus zu erwerben. Das Ideal ist nicht nur sittlicher Natur: auch das Erkennen des Einzelmenschen ist zu entwickeln; so fordert es das „Christentum der Vernunft".

„Einen Gott erkennen," sagt Lessing, „sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigsten Begriffe bei all unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen: ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion. Zu dieser natürlichen Religion ist ein jeder Mensch nach dem Maße seiner Kräfte aufgelegt und verbunden. Da aber dieses Maß bei jedem verschieden ist, so wird auch eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden sein." Er fordert: „Entwickle dich selbst!" Während Leibniz' Lehre ganz auf christlich-kirchlicher Grundlage ruht, gründet Lessing die seinige auf einen ihm eigentümlichen kritischen Pantheismus. Der Versuch aber, die christliche Trinität innerhalb dieser Anschauung als Vernunftwahrheit zu erklären, zeigt wiederum, wie seine „Vernunft" doch in Christi Lehre wurzelte.

Sehr unterscheidet sich dieser Entwurf Lessings über das Christentum der Vernunft von anderen Arbeiten über dasselbe Thema aus jener Zeit. In Berlin erschien 1752 von einem Mitglied der Königlichen deutschen Gesellschaften zu Königsberg und Göttingen eine Schrift über die „Religion der Vernunft", die der Verfasser einer Gräfin als „ihr untertänigster Knecht" widmet. Verzweifelt sucht er diese Welt als die beste darzustellen, die möglich sei, und da Leibniz ihm die besten Gründe bereits weggenommen hat, so erquält er neue und freilich sehr eigenartige: „Wieviele boshafte Menschen zeugen nicht Kinder, die ihren Wandel mit aufrichtiger Ausübung der Tugend und mit einer innigsten Liebe zu Dir und zu Deinen Satzungen verbinden. So dienet das Geschlecht der Lasterhaften nicht nur zur Be-

stärkung und Befestigung der Glückseligen in ihrer Glückseligkeit, sondern auch zur Vermehrung ihrer Anzahl."

Andere Entwürfe Lessings beweisen die beharrliche Verfolgung und Ausbildung der früher geäußerten Gedanken. Während die Abhandlungen „Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" und „Durch Spinoza ist Leibniz nur auf die Spur der vorbestimmten Harmonie gekommen" lediglich eine philosophische Auseinandersetzung mit Mendelssohn darstellen, nähert sich den vorhin behandelten religiösen Problemen der Aufsatz „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", der wohl den Beginn einer großen Geschichte der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten bedeutet.

Ob sich wirklich bei der Ausbreitung des Christentums die unmittelbare Hand Gottes zeige, will Lessing prüfen. „Ich leugne nichts," erklärt er, „aber um mich davon zu überzeugen, darf ich doch wohl den natürlichen Lauf der Dinge etwas genauer betrachten, um zu sehen, wie weit es durch diesen allein mit einer Religion hätte gedeihen können, deren anderweits erwiesene Richtigkeit ich solange beiseite setze." Er gibt dann die Gründe an, die geprüft werden müßten, und beschließt, sich dieser Prüfung „als ein ehrlicher Mann" zu unterziehen und „mit eigenen Augen" zu sehen: „Verunstalte nichts, beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht." Bei dieser Strenge gegen sich selbst kommt er zu dem Resultat, „daß die christliche Religion durch ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet worden." Man dürfe daraus aber nichts Nachteiliges wider die Religion selbst folgern.

Besonders bedeutungsvoll sind in dieser Abhandlung die Anmerkungen über die Erzählung des Livius von der Ausrottung der Bacchanalien zu Rom, weil sie Lessing Anlaß geben, sich über die Eigenschaften zu äußern, die ein Religionsstifter besitzen müsse. Ein solcher sei besser ungelehrt als gelehrt, denn „Wahrheit und Philosophie werden ihn bei dem Pöbel nicht weit bringen; die künstliche Beredsamkeit der Schule ist ein viel zu feines Rüstzeug,

so plumpe Massen in Bewegung zu setzen. Zunächst bedarf er einiger Dutzend Anhänger, und welcher Mensch hat nicht andre Menschen, über welche ihm Natur oder Glück eine Art von Superiorität erteilen. Wer will, wenn er erleuchtet zu sein glaubt, nicht gern wieder erleuchten?" Das gelte besonders für die Frauen, die sich alle Häupter von Sekten zunutze zu machen gewußt hätten. Seinen ersten Schauplatz müsse der Religionsstifter auf dem Lande, in kleinen Orten wählen. Danach aber sei die größte Stadt für ihn die beste. „Ein Jünger fängt auf dieser, der andere auf jener Ecke an; die verschiedenen Flammen fressen in der Stille fort; endlich treffen sie zusammen, und die halbe Stadt steht in der schrecklichsten Feuersbrunst, noch ehe die Polizei Rauch gemerkt hat." Zweifellos deutet er mit allem auf Christus und seine Jünger hin. Zuhilfe komme ihnen der Enthusiasmus der Menge, der eine „wahre ansteckende Krankheit der Seele" sei. Dieses von Shaftesbury übernommene Wort charakterisiert so ganz die kühle Verstandesnatur Lessings. Leidenschaftslos betrachtet er die Ursachen der Ausbreitung des Christentums, ohne daß er jedoch es für nötig hielt, von seiner wertvollen Analyse mündlich oder schriftlich Aufhebens zu machen. Auch im Zurückhalten zeigte sich seine kritische Veranlagung denn, wie er in dieser Abhandlung bemerkt, „es bekomme ein eingeschränkter Kopf gewisse halbe Kenntnisse von dieser oder jener Wissenschaft und Kunst, — bei aller Gelegenheit wird er davon plaudern."

Den Höhepunkt an Bestimmtheit und Klarheit des religiösen Bekennens in Lessings früherer Zeit bezeichnet ein Fragment, das nicht sicher zu datieren, jedenfalls aber stark von Lord Bolingbrokes Skepsis beeinflußt ist: „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion." Die elf Paragraphen erklären zusammen mit den vorhin skizzierten Aufsätzen hinreichend seine späteren theologischen Kämpfe. Eine würdige Erkenntnis Gottes als oberste Richtschnur unseres Denkens und Tuns sei die wahre Religion, zu der jeder Mensch verpflichtet sei. Mit Rücksicht auf das verschiedene Kräftemaß der einzelnen Menschen einerseits und ihr bürgerliches

Zusammenleben andererseits habe man aus der Religion der Natur welche einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menschen nicht fähig gewesen sei, eine positive Religion gebaut, deren Sanktion lediglich auf dem Ansehen ihres Stifters beruhte. So wurde die natürliche Religion in jedem Staate nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modifiziert. Hierin allein liege die innere Wahrheit der positiven Religion. Diese innere Wahrheit ist bei der einen so groß als bei der andern. Alle positiven und geoffenbarten Religionen seien folglich gleich wahr und gleich falsch. „Gleich wahr: insofern es überall gleich notwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Übereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen. Gleich falsch, indem nicht sowohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste geoffenbarte oder positive Religion ist die, welche die wenigsten konventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.“ Lessing hält also jede geoffenbarte Religion nur für ein unter Umständen notwendiges Übel, denn konventionelle Dinge und Begriffe haben mit der natürlichen Erkenntnis Gottes, das heißt mit der wahren Religion des einzelnen, gar nichts zu tun. Sobald man „die Religion gemeinschaftlich zu machen, für gut erkannte“, mußte man den gemeinsam festgelegten Formen eben die Wichtigkeit und Notwendigkeit beilegen, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selber hatten.

Hiermit lehnt Lessing zunächst jeden theologischen Offenbarungsbegriff ab, komme er, woher er wolle. Die Entwicklung aller bestehenden Religionen kann für ihn also nur ein Ziel haben: das des religiösen Individualismus, und das ist unter dem Zepter des Sittengesetzes nur auf einem Wege möglich: dem der Toleranz. Wollte er das religiöse Leben der Völker umgestalten, so vermochte er das positiv nur durch die Stärkung des Toleranzgedankens, negativ durch die kühle Kritik positiver Glaubensdokumente. Dieser Arbeit widmet er zum größten Teil das letzte Jahrzehnt seines Lebens.

Lessings hier skizzierte Gedanken bedeuten für jene Zeit ein religiöses Neuland, auf dem sich in der Folge die liberale Theologie ansiedelte, ohne aber die letzten Folgerungen zu ziehen. Erst den kommenden Jahrhunderten wird es vorbehalten sein, Lessing auf religiösem Gebiet zu Ende zu denken, orthodoxe und liberale Gottesanschauung miteinander zu versöhnen.

Nie hat ihn selbst echte Frömmigkeit verlassen. „Gottes Vorsorge muß bei meinem Glücke das Beste tun", schreibt er 1751 an den Vater. Aber „der Schöpfer mußte alles, was er erschuf, fähig machen, vollkommener zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erschuf, bleiben sollte", heißt es in einem Brief an Mendelssohn 1756. Auch die religiösen Formen und Begriffe unterliegen dem Fortschritt und der Umgestaltung, nur nicht die innere Wahrheit ihres Inhaltes: Duldung und tätige Nächstenliebe. Auch Christi Bild stand Lessing stets unendlich hoch. Jean Paul, dessen sehnlichster Wunsch es war, „den großen Toten über Religion reden zu hören", hat H. Voß erklärt, daß wenige von Christus so würdige Begriffe gehabt hätten als Lessing. So kann man in dem dort ausgeführten Sinne von ihm sagen, was der Klosterbruder von dem weisen Juden Nathan behauptet: er sei ein Christ. Aber dieser Sinn entsprach nicht mehr der Forderung der Kirche.

Den Irrtum, daß die Religion auf ihrer höchsten Stufe mathematische Klarheit haben müsse, teilt Lessing mit den Aufklärern. Ohne den Glauben an den übernatürlichen Ursprung religiöser Empfindungen, also ohne eine mystische Unterlage ist aber Religion undenkbar; die Aufklärung ist geradezu ihr Gegenpol. Schon die Scholastik mit ihrem Credo, ut intelligam: „Ich glaube, um verstehen zu können," setzte den Hebel an die unrechte Stelle. Geoffenbarte Wahrheit kann nie in Vernunftwahrheit umgeschaffen werden. Lessing konnte damals auch nicht sehen, daß jeder positive religiöse Glaube bodenständigen Wert hat neben der bloßen Moral.

Dennoch verdankt ihm auch hier seine Nation unermeßlich viel, und wenn sie auf das achtzehnte Jahrhundert zurückblickt, findet sie fast nur ihn als würdigen Träger ihres gottsuchenden und als würdigen

Gegner ihres gottwissenden Geistes. Die Fragen nach dem Wert der Symbole und geschichtlichen Tatsachen haben noch nicht aufgehört, Staat und Kirche aufzuregen, und ihre Erörterung führt mit logischer Notwendigkeit immer wieder in das achtzehnte Jahrhundert zurück. Unerquicklich ist da die Erkenntnis, daß den Streitenden in ihrem theologischen Kampf das Ich voranleuchtete. Lessing allein macht eine Ausnahme. Ohne sich einstweilen in den Streit der Geister zu mischen, erkennt er, daß reine Menschenliebe für den Wert der Religion den Ausschlag gebe, und daß zwischen diesem wesentlichen Kern und historischen Äußerlichkeiten unterschieden werden müsse. Es liegt ihm fern, gefühlsinnigem Glauben den Krieg zu erklären oder Spielerei mit moralischen Begriffen und seichte, jeder Empfindung bare Vernünftelei an die Stelle der Religion setzen zu wollen.

Der Goeze-Kampf machte ihn zum Bekenner und Führer. Aber schon seine vorausgegangene religiöse Entwicklung, in der die bleibenden Gedanken der Neuzeit keimten, in der ein neues inneres Leben der um Frieden ringenden Menschenseele aufsproß, rechtfertigt die Bewunderung, die Goethe diesem „Achilles" entgegenbringt:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

7. Im Siebenjährigen Kriege.

Im Oktober 1755 siedelte Lessing wieder nach Leipzig über, um auf die Empfehlung Sulzers als Hofmeister eines jungen Schweizers eine Reise zu unternehmen. Im Reisewagen, der ihn in das Land der reinsten deutschen Sprache bringen sollte, hörte er belustigt dem Streit zu, den ein junger Schweizer mit einem Österreicher über den Wert ihrer Mundarten führte. Vielleicht wurzelt hier sein eigenes treffendes Urteil, das er später energisch vertrat: ein solcher Wert sei gar nicht festzulegen, eine jede ursprüngliche Mundart sei die reinste in ihrer Art. Lediglich der Überdruß an der kritischen Tagesbeschäftigung und die hiermit verbundene Sehnsucht nach neuen, unliterarischen Verhältnissen hatte ihn von Berlin fortgetrieben. Wie der reiselustige Mylius wurde auch er es müde, immer an derselben Stelle einen so mühseligen Karren zu schieben, ohne daß er doch die Gewähr für eine sichere Lebensstellung gehabt hätte.

Es traf sich aber noch günstiger für seine Absichten, die Welt zu sehen, als er gehofft hatte. „Ich muß allerdings", schreibt er am 8. Dezember 1755 aus Leipzig an Mendelssohn, „zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder tat. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen anderen angenommen habe, welcher ungleich vorteilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich sie mir nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ungefähr von

meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereiset sein."

Gottfried Winkler (geb. 1731), ein reicher Patrizier und Besitzer des Hauses „zur Feuerkugel" in Leipzig, war mit Weiße und dem Buchhändler Reich bekannt, und diese empfahlen ihm, mit seinen Plänen vertraut, Lessing als Reisebegleiter. Da Lessing zustimmte, wurde nun ein Vertrag aufgesetzt, daß sie vier Jahre miteinander reisen würden, und daß Lessing während dieser Zeit freie Station und jährlich 300 Taler erhalten sollte. Lessing zog in die „Feuerkugel", die später Goethes erstes Leipziger Quartier wurde. Da sie erst im nächsten Frühjahr aufbrechen wollten, hatte er noch genügend Muße, sich wieder, wie vor sechs Jahren, in das Leipziger Theaterleben zu stürzen und daneben auch nach dem Vorbild Goldonis Dramen zu entwerfen, ohne daß indessen etwas zum Abschluß gekommen wäre. Koch hatte in Leipzig schon 1751 eine eigene Bühne in Quandts Hofe errichtet und führte nun mit Freuden auch die „Miß Sara Sampson" auf, wobei Brückner, Lessings alter Freund, den Mellefont spielte.

In dieser Zeit sah Lessing auch die Seinigen wieder. Er verließ mit Weiße Leipzig und fuhr dann allein nach Dresden, um sich durch das Studium der Kunstschätze dieser Stadt für die Reise vorzubereiten. Dort traf er Heyne als Kopisten auf der Bibliothek, aber auch die Eltern an, die Erbschaftsangelegenheiten zu der Reise gezwungen hatten. Er begleitete sie auf ihre Bitten nach seiner alten Vaterstadt.

Unwillkürlich legen wir uns die Frage vor, welche Eindrücke auf den nun Siebenundzwanzigjährigen bei diesem Wiedersehen eingestürmt sein mögen. Eine sichere Existenz und die Hoffnung auf eine ruhige Zukunft hatte er nicht gefunden. Hatte er sie aber gesucht? Rastlos war er geblieben, hatte er aber auch bleiben wollen. Der alternde Vater, den er mit literarischen Nachrichten von Berlin aus treulich versorgt hatte, mußte anerkennen, daß eine einträgliche Pfarr-

stelle nicht das erstrebenswerteste Ziel des Lebens sei, und verstand auch die Mutter nichts von den Arbeiten ihres Gotthold, so sah sie doch, daß er in kurzer Zeit berühmt geworden war. Sie erkannten auch seinen guten Willen dankbar an, für seine Geschwister zu sorgen. So herrschte denn im Kamenzer Hause herzliche Freude über den ihm so nahestehenden und doch so sehr aus ihm herausgewachsenen Gast, dessen geschlossenes Wesen und schon aus den Augen leuchtender Geist sich von der Kamenzer Sphäre abheben mußte. Von den Brüdern war nur der jüngste, Erdmann, anwesend. Des Vaters Halbbruder, der Bürgermeister, war schon vor fünf Jahren gestorben. Am Markte aber leitete der Neffe des Großvaters noch immer sein Geschäft.

Nach acht Tagen kehrte Lessing über Dresden zurück und ging dann mit Weiße nach Gera über Altenburg, wo des Freundes verheiratete Schwester lebte. Erst vierzehn Tage später traf er wieder in Leipzig ein, wo er nun bei Winkler Wohnung nahm und mit seinem alten Lehrer Christ die vorbereitenden Studien für die Reise fortsetzte.

Und die Berliner Freunde? Naumann und Mendelssohn bewahrten seine Bibliothek auf, und der letztere antwortete wehmütig auf jene Ankündigung der Reise: „Nun wahrhaftig! mehr hat nicht gefehlt, als daß mir noch der Trost genommen werden sollte, an Sie zu schreiben. Mit euch Schwindlichten ist gar nichts anzufangen. Ihr habt niemals eine bleibende Stelle, und wenn euch dann das Queckſilber recht herumtreibt, so wünscht Ihr euch noch wohl Glück dazu. Reisen Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tausend Narren kennen, um sich von noch größeren Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen. Machen Sie in England Dr. Fauste, in Italien Lustspiele und in Frankreich Lieder, ich will indessen hierbleiben und vor langer Weile Ihre Schriften lesen. Ich wollte, daß Sie und Ihr Herr Winkler sich Sterbens verliebten, daß Sie eifersüchtig aufeinander würden, daß Sie, mein Freund, wieder den Einfall bekämen, sich an dem Jöcherschen

Wörterbuche unsterblich zu machen, daß alle Pferde die Beine zerbrächen, die Sie werden von da weg fahren sollen, oder daß Sie Gottsched zum Dichter krönen möchte, mit dem Bedinge, daß Sie seine und Schönaichs Reime zu Gedichten machen müßten. So eine kleine Belustigung möchte ich Ihnen gönnen, Sie sollten nicht so leicht davonkommen. Ich mag von Ihrer Reise nichts hören."

Besser als alle Ausführungen beleuchtet dieser Brief die Lage. Zustande kam aber die von Moses verabscheute Reise doch, wenn sie auch so früh enden sollte, wie niemand geglaubt hatte. Am 10. Mai 1756 fuhren Lessing und Winkler aus Leipzig. In Halberstadt wurde Gleim aufgesucht, und wir erfahren auch, daß Lessing dort „den alten Juden hinaufkletterte und ihm den steinernen Bart streichelte, ob er sich gleich seines Schwindels nur allzu bewußt war". Dem Theater und Museum widmeten sie sich in Braunschweig. Der Wolfenbütteler Bibliothek wurde ebenfalls ein kurzer Besuch abgestattet. Lessing ahnte nicht, daß er ein ganzes Jahrzehnt einst zur Verfügung haben sollte, um ihre Säle und Schätze kennen zu lernen. Über Hildesheim, Hannover und dann durch die Lüneburger Heide reisten sie nach Hamburg, wo Lessing mit dem Schauspieler Ekhof zusammenkam. Klopstock, der gerade bei den Eltern seiner Meta dort zum Besuch weilte, überbrachte er Grüße von dessen Bruder Ernst, der in der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig arbeitete. Dann ging es über Bremen ins Friesische. Von Oldenburg und Emden her überschritten sie die holländische Grenze; war doch Holland das erste eigentliche Reiseziel, das dann durch England, Frankreich und Italien abgelöst werden sollte. Sie zogen nun in der Linie Gröningen-Leeuwarden südwärts und fuhren am 29. Juni über den stillen Spiegel der schwermütigen Zuidersee nach Amsterdam. „Wir haben uns", schreibt Lessing am 3. August an den Vater, „an jedem dieser Orte, nachdem es sich der Mühe verlohnte, einige Tage oder Wochen aufgehalten, und sobald als wir von hieraus die vereinigten Provinzen werden besehen haben, werden wir nach England übergehen, welches zu Anfang Oktober geschehen dürfte." Die Berliner Freunde

sehnten sich nach öfteren Nachrichten. Am 2. August klagt Mendelssohn dem Freund, wie sehr er ihn vermisse. Jetzt wurde ihm besonders deutlich, was er in ihm besessen hatte. Mit Nicolai weile er oft in dessen Garten: „Wir lesen Gedichte, Herr Nicolai liest mir seine eigenen Ausarbeitungen vor, ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhl, bewundere, lache, billige, tadle, bis der Abend hereinbricht, dann denken wir noch einmal an Sie und gehen, mit unserer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander."

Durch die Pläne der beiden Reisenden machte Friedrich der Große zu Mendelssohns Genugtuung einen Strich. Er fiel noch in demselben Monat in Sachsen ein, so den großen Krieg eröffnend. Leipzig wurde von den Preußen besetzt. Die Aufregung kostete Lessings Lehrer Christ das Leben. Der Kommandierende, General von Hausen, nahm in der „Feuerkugel" Quartier. Ihren glücklichen Besitzer litt es nun nicht länger in Holland. Bestürzt schob er die Weiterreise auf und eilte mit Lessing zurück. „Ja, freilich", schreibt dieser am 1. Oktober an Mendelssohn, „bin ich wieder in Leipzig. Dank sei dem Könige von Preußen." Im November rechnet er noch auf die baldige Fortsetzung der Reise nach England, wie aus einem Brief an Nicolai hervorgeht. „Vielleicht", meint er, „lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann." Noch im Frühjahr 1757 galt die Weiterreise als ausgemacht.

Es sollte anders kommen. Lessing war Sachse, wie Winkler, stand aber geistig mehr auf der Seite Preußens. Waren doch auch seine Freunde Preußen, sein Ewald von Kleist sogar preußischer Offizier, und dessen Kameraden, unter ihnen der damals siebenundvierzigjährige Tauentzien, sein späterer Chef in Breslau, pflogen mit ihm frischen, fröhlichen Umgang. Hatte Lessing doch auch Berlin literarisch in den Sattel gehoben. Dazu zog ihn Friedrichs Geist unwiderstehlich an, obwohl er nicht, wie der junge Goethe, ganz „fritzisch" gesinnt war und gelegentlich (18. Juni 1757 an Ramler) scherzte, er und der König von Preußen würden eine gewaltige Rechnung miteinander bekommen, denn nur dieser habe Schuld,

daß er die Welt nicht gesehen habe. Eigentlich hätte er nun Anspruch, daß ihm für Lebenszeit Königliche Pension gezahlt würde. Wenn das nicht geschähe, so würde er Friedrich wünschen, „daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden". Schroff verhielt sich jedoch Winkler gegen die preußischen Eindringlinge. Die verschiedene Haltung der beiden Männer gegenüber den in der „Feuerkugel" Einquartierten mußte zum Bruch führen, und das um so mehr, als Winkler allmählich von seinen Reisegedanken ganz zurückkam. Erzürnt, namentlich darüber, daß Lessing Kleist und dessen Kameraden in die Tischgesellschaft seiner Wirtin einführte und dadurch die patriotischen Sachsen verscheuchte, kündigte er ihm im Mai 1757 die Wohnung. Er weigerte sich ferner, die sechshundert Taler Entschädigung zu zahlen, zu der ihn der Vertrag im Falle des Aufgebens der Reise zwang. So kam es zum Prozeß, den Lessing erst nach sieben Jahren gewann. Die Hälfte der Summe wurde indes durch die Gerichtskosten verschlungen. Von Lessings Bruder Karl erfahren wir noch, daß die beiden Weltreisenden „schon unterwegs über einander höchst mißvergnügt geworden," denn „Winkler wollte reisen, wie es ihm beliebte und behagte, und Lessing, wie es beiden nützte". Man muß sich freilich schon einen hohen Grad von Verständnis bei einem Kaufmann von damals vorstellen, der an der Führung eines Lessing Gefallen gefunden hätte. Reich entschädigt wurde Lessing indessen durch das Verhältnis zu Kleist.

Christian Ewald von Kleist, der Ende März 1757 als Major des Hausischen Regiments nach Leipzig kam, und der Dichter der „Sara" waren schon seit 1755, wo sie in Potsdam und Berlin durch Vermittlung Gleims sich kennen gelernt hatten, einander keine Fremden mehr. Jetzt wurde aus ihrem Zusammenleben ein inniger Freundschaftsbund. Vierzehn Jahre älter als Lessing, konnte auch Kleist bereits auf ein bewegtes Leben zurückschauen. Früher Studiosus juris in Königsberg, für Wissenschaft und Kunst begeistert, mit hellem Blick begabt für alles Große und Gute, fühlte er sich im öden militärischen Friedensdienst und unter den meist ungebildeten und geistig inter-

esselosen Kameraden höchst unbehaglich. Der Krieg aber war seine Freude. In einem Zweikampf verwundet, lernte er als Genesender in Potsdam Gleim kennen, und nun wurde auch er Anakreontiker. Aus dieser Zeit stammt seine Dichtung „Der Frühling", die den Hexameter mit Auftakt zeigt und an Thomsons „Jahreszeiten" erinnert. Zu seinem Zorn nach Leipzig versetzt in ein Regiment, das aus den besiegten Sachsen gebildet wurde, erkrankte er dort. Gleims frühere Potsdamer Pflegerolle ging nun auf Lessing über. Dieser verbrachte fast den ganzen Tag bei ihm, und den gemeinsamen Halberstädter Freund erinnerten sie brieflich an sein Versprechen, Kleist zu Ostern zu besuchen. Nach dessen Genesung ritten sie oft mit einander aus. Weiße gesellte sich zu ihnen, so oft es seine Zeit erlaubte. „Die drei waren fast alle Tage beisammen," erzählt Karl Lessing, „sie brachten die meisten Abende auf Kleists Zimmer zu." Die Aufgabe dieses preußischen Majors, der sich nach Schlachten sehnte, bestand darin, Vaterlandsfeinde zu Rekruten zu drillen und dann ein Lazarett zu leiten. Lessing aber stellte dem Dichter daneben noch andere Aufgaben. Dem anakreontischen Versgeklingel machte er ein Ende, und zugleich verwies er ihn auf das Heroische. So entstand das Trauerspiel „Seneca", so das Heldengedicht „Cissides und Paches" in fünffüßigen Jamben. Des Malerischen, Verliebten, sehr Poetischen sei er nun überdrüssig, schrieb Kleist an Gleim. Dieser hielt sein Versprechen und besuchte die Freunde für einige Tage, und dazu kam noch Klopstocks angebetete Fanny, Marie Sophie Schmidt, die für Gleim vergeblich eine reiche junge Dame mitbrachte, ihre Base Mademoiselle Weiß. Dieses Mädchen gefiel Lessing sehr, wie Kleist versichert; Gleim jedoch erklärte sie für kokett. Immerhin waren das fröhliche Tage.

Zu den Freunden, die in angeregter Geselligkeit den Winter verlebten und ihn noch froher genossen hätten, wenn Lessing nicht durch schriftstellerische Fronarbeit um sein Dasein hätte kämpfen müssen, gesellte sich als vierter Joachim Wilhelm von Brawe. Er war neun Jahre jünger als Lessing und studierte noch in Leipzig. Er

redete gern über die Philosophie seines verehrten Lehrers Crusius, kam aber dabei in die Enge, „so daß Weiße und Kleist ihm oft zu Hilfe kommen mußten, wenn Lessing ihn mehr zu besiegen als zu belehren schien." Auf dessen Anregung wandte er sich dem Drama zu, und sein „Freigeist" und „Brutus" sind Früchte solcher Aussaat. Er starb schon im nächsten Jahre.

Am 8. Mai 1757 bat der hilfreiche Kleist den Freund Gleim, für Lessing doch eine Kriegsrat- oder Bibliothekarstelle zu besorgen. Kleist empfahl ihn vergeblich dem Stallmeister von Brandt als Hofmeister des Prinzen Heinrich von Preußen. Einen besseren Mann könne man nicht finden; er wisse so viel, als man nur wissen könne. „Er spricht", fügte er hinzu, „gut französisch, kann italienisch, englisch und die toten Sprachen, hat dabei einen sehr edlen Charakter und sehr gutes Ansehen und natürliche gute Manieren." Alle solche Bemühungen schlugen fehl. Als Lessing, aufs neue tief verschuldet, Leipzig nicht verlassen konnte und sich, wie er nach Berlin schrieb, in hundert Verwirrungen und Verlegenheiten befand, griff zunächst Mendelssohn ein, indem er ihm in zwei Raten sechzig Taler sandte. Die Berliner konnten freilich nicht viel helfen. „Es jammert mich," schrieb Sulzer am 22. Mai, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das wenige, was er verlangt, für ihn unmöglich wird." Unermüdlich war Kleist bestrebt, dem Freunde beizustehen, und dieser andererseits suchte ihn die unwillkommene Leitung des Lazaretts vergessen zu machen; er tröstete ihn immer mit einer Stelle aus Xenophons Cyropädie, daß die tapfersten Männer immer auch die mitleidigsten wären. Aber der feurige Offizier wollte sich nicht beruhigen lassen. Als Mann wollte er kämpfen, und wenn es so sein sollte, freudig als Held sterben. Die Verse in „Cissides und Paches" sind ein persönliches Bekenntnis: „Der Tod fürs Vaterland ist ewiger Verehrung wert. Wie gern sterb' ich ihn auch, den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!" Und ebenso die letzte Strophe seiner Ode an die preußische Armee vom 7. März 1757:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Dieser Tod kam. Am 3. April 1758 erhielt Kleist Befehl, zum Korps des Prinzen Heinrich in Zwickau zu stoßen. Rasch übergab er Gleim seine Gelder und bestimmte für Ramler und Lessing je hundert Taler. Letzterer sei ja, erklärte er, über ein Jahr außer Kondition und werde es wohl nötig haben. Jetzt hielt auch Lessing nichts mehr in Leipzig, zumal da Weiße nach Paris ging. Am 8. Mai 1758, einige Tage vor des Freundes Ausmarsch, eilte er wieder nach Berlin. Dem treuesten der Freunde aber, Christian Ewald von Kleist, wurde in der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf, in welcher der verzweifelte König vergeblich den Tod suchte, am 12. August 1759 durch eine Kartätschenkugel das rechte Bein zerschmettert. Drei Batterien hatte er erstürmt; bei der vierten fiel er. Nach dem nahen Frankfurt an der Oder gebracht, starb er am 24. August 1759 im Hause des Professors Nicolai. Noch im Juli 1759 hatte Lessing, der inzwischen auf wiederholtes Drängen Kleists sich zur vorläufigen Annahme der großmütigen Geldunterstützung verstanden hatte, wieder von ihm aus dem Lager bei Dresden einen Brief erhalten. Einen Tag nach dem Tode des Freundes ist er über dessen Schicksal noch in Ungewißheit. „Ob er gefährlich verwundet ist," schreibt er an Gleim, „wissen wir nicht, und wir wollen es nicht hoffen. Ich habe heute den Weg über Danzig suchen müssen, an ihn zu schreiben, denn geradewegs ist es nicht möglich, einen Brief nach Frankfurt zu bekommen. Wir haben zugleich in der Geschwindigkeit hier die Verfügung getroffen, daß er in Frankfurt oder wenn er von da nach Polen oder Preußen sollte gebracht werden, in Danzig soviel Geld bekommen kann, als er nötig hat, weil es leicht möglich ist, daß ihn die Russen zugleich rein ausgeschälet haben." Er hofft, der Verwundete werde bald genesen. Am 1. September schreibt er verstört, er habe erfahren, der Major

Kleist sei in Frankfurt gestorben und schon begraben. Aber, so tröstet er sich und Gleim, es gebe mehr Majore desselben Namens: „Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen?“ Erst am 6. September hört er die traurige Wahrheit. Er erfährt, der Freund sei auch unter den größten Schmerzen gelassen und heiter gewesen, habe aber sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Professor Nicolai in Frankfurt berichtete an Gleim, Kleist habe darüber geklagt, daß die Kosaken ihm auch sein Notizbuch genommen hätten, in dem ein an Lessing gerichtetes Gedicht sich befunden habe. „Ganz Berlin spricht mit Lobeserhebungen von ihm“, schreibt Ramler an Gleim am 29. September. „Er hat als ein Held gelebt und ist als ein Held gestorben. Zwei Kugeln konnten ihn nicht vom Pferde bringen, aber noch vier dazu streckten ihn auf die Erde. Und dennoch ergriff er mit seiner sterbenden Hand den Degen, rief seinen Kameraden zu und bat sie, ihren Vater Friedrich nicht zu verlassen und nicht zu weichen.“

Tapfer suchte Lessing den Schmerz über den Verlust des mannhaftesten und ihm darum persönlich ähnlichsten seiner Freunde zu tragen. In dem Major von Tellheim hat er ihm ein Denkmal gesetzt, und Schiller ehrte später das Andenken des Helden, der sein Bataillon noch anfeuerte, als er schon vom Pferde gestürzt war, in der Gestalt des Max Piccolomini.

Lessing aufrichtig zugetan war auch Kleists Halberstädter Freund Ludwig Gleim, erst Sekretär, dann Kanonikus des Domkapitels, seit dem Februar 1755 mit ihm bekannt. Lessing besuchte ihn, wie oben erwähnt wurde, auf der Winklerschen Reise. Gleim, der bis 1803 lebte, wie Klopstock, also ein gutes halbes Menschenalter länger als Lessing, hatte noch das Glück, in den letzten Lebensjahren den Dichter Heinrich von Kleist als Gast bei sich zu sehen, der die Erinnerung an den damals fast ein halbes Jahrhundert schon im Grabe ruhenden Freund und Helden wieder lebhaft weckte. Die Zeit hatte sich geändert. Seine Schwärmerei für Friedrich konnte sich in die Erfolge der

Franzosen nicht hineinfinden, und das Aufflackern der Politik im Volke beunruhigte ihn.

Gleim glich in seinem Charakter mehr dem geschwätzigen, freundlich-milden, gutmütigen Weiße als dem herben, in sich geschlossenen Lessing oder Kleist. Er war stets fröhlich und wollte Fröhliche um sich sehen. Sein anakreontisches Getändel wurde durch seine Schlachtenlyrik, eine Frucht des Siebenjährigen Krieges, die auch Lessing anerkannte, erfreulich abgelöst. Förderung und Zusammenhalten poetischer Geister gehörte zu seinem Lebensziel, und empfindsame, süßliche Freundschaft war ihm Bedürfnis. Sein Briefverkehr in diesem Sinne war außerordentlich. Nur mit dem kleinlichen und verdrossenen Ramler zerfiel er wegen dessen Besserungssucht. Die Freundschaft mit Lessing bildete nur das Zweiglein eines großen Baumes, unterschied sich aber durch den gehaltenen Ton von den anderen Freundschaften Gleims; er wurde immer mehr zum Lessingbewunderer. Auch ihm starb mit Kleist mehr als ein gewöhnlicher Freund. „Keinen Freund," schrieb er damals an Lessing, „keinen Bruder, keinen Vater — die ganze Welt verliere ich." Die „Preußischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier" atmeten den kriegerischen Geist der Schlachtenberichte Kleists. Lessing regte die Sammlung und Herausgabe an und schrieb den „Vorbericht". So dankt Gleim es großenteils den beiden Freunden, wenn er heute noch lebt als Dichter jener aus jambischen Kurzzeilen bestehenden balladenartigen vier Chevy-chase-Strophen, deren volkstümlichste die vierte des „Siegesliedes" (nach der Schlacht bei Lowositz) geworden ist:

Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht!

Längere Zeit hatte er Klopstock als Gast bei sich. Er wurde auch Friedrich dem Großen vorgestellt. Erst nach Lessings Tode lernte er Herder und Goethe persönlich kennen. Aber „Vater Gleim" ging wie ein Fremder mit verbundenen Augen durch die junge

Literatur, die aus der Genieperiode herauswuchs. Trotzdem ehrten und liebten alle den freundlichen Greis, und zu seinem Grabe, das ihm in dem eigenen Garten gegönnt wurde, pilgerte auch Goethe.

Im Mai 1758 siedelte Lessing wiederum nach der preußischen Hauptstadt über, und in dieser Zeit bis November 1760 entstanden die Literaturbriefe. Wie sehr war sein dritter Aufenthalt in Berlin verschieden von den früheren, da der Krieg noch nicht tobte.

Eingemietet hatte er sich dieses Mal in der Heiligen Geiststraße Numero 52, in der ihm nahe gegenüber auch Ramler wohnte. Die Häuser stehen nicht mehr. Lessings Wirtin war eine alte Mamsell, die ihn ganz in ihr Herz schloß und ihn sogar in ihrem Testament bedachte; Lessing verzichtete aber auf die „Erbschaft" mit der Begründung, er könne keine unter hunderttausend Talern annehmen. Neben den vielseitigen schriftstellerischen Arbeiten fesselte ihn heiteres geselliges Leben in dem alten Freundeskreise, der ihn so oft herbeigesehnt hatte. Wenn er und Ramler vergnügt sein wollten, schreibt dieser am 11. April 1759 an Gleim, dann hängten sie ein rotes Band aus: „Das ist das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle, denn Sie müssen wissen, der Küper heißt Baumann." Es war der Weinkeller von Maurer und Bracht, Brüderstraße 27, die damals die Straße des Luxus und der Fremden war. In ihr befanden sich auch die beiden ersten Gasthöfe, die Lessing nachher bei der „Minna" wohl neben dem „König von Portugal" vorschwebten. Numero 19 dieser Straße ist das Haus der Devrient. Die Baumannshöhle verschwand erst 1873, um einer Erweiterung des Herzogschen Geschäfts ihren Platz abzutreten. Solange aber wurde in ihr auch die Ecke gezeigt mit Lessings Lehnstuhl, der jetzt im Lessingmuseum steht in der Brüderstraße 13, dem alten Nicolai-Hause. Lessing soll stets an der Treppe gesessen haben. In diesem Keller, den vornehme und ehrwürdige Einfachheit zierte, gab es vortrefflichen Rotwein. Essen aber mußte vom „Materialisten" oder aus einem der nahegelegenen Gasthöfe besorgt werden.

Damals entstand Lessings fröhliches Trinklied „Gestern Brüder,

könnt ihr's glauben." Mit Mendelssohn führte er in der Baumannshöhle manches ernste Gespräch, auch über die Unsterblichkeit. Eines Tages, so wird erzählt, mengte sich der am Nachbartisch sitzende Färbermeister Grützmacher unvorhergesehen ins Gespräch mit den Worten: „Ick jloobe nich an ihr!" Als Lessing hierauf fragte, warum nicht, antwortete Grützmacher: „Sehen Se, Herr Lessing, det is so: Jloobe ick an Unsterblichkeit und sie kommt denn nich, denn ärjere ick mir, jloobe ick aber nich an ihr und sie kommt denn doch, denn frei' ick mir. So is et doch besser!" Ein anderer Treffpunkt der Freunde war das Kaffeehaus, das Resewitz 1755 gegründet hatte. Daneben verkehrte Lessing nach wie vor in dem seit 1749 bestehenden literarischen Montagsklub und in dem schon ein Jahr früher von Sulzer und Schultheß ins Leben gerufenen Freitagsklub, dessen sonstige Hauptmitglieder Ramler, Langemack, Advokat Krause, Hofrat Bergius, Voß, Quanz und Agricola waren. Dort konnte er nach Herzenslust sich „sattessen, sattlachen und sattzanken". Auch in Familien verkehrte er gern, wenn ein so reges, geistiges Leben in ihnen herrschte wie in dem Hause der Frau de Gase. Und im Mai 1759 berichtet Ramler an Gleim: „Am 9. huius habe ich bei unserm Krause in Gesellschaft unseres Lessing, Hn. Hofpredigers Sack, Probst Süßmilch, Predigers Dieterich, Geheimrats Buchholz, unseres Sulzer pp. eine schöne Komposition einiger Stücke des Messias von Telemann angehört." Sobald Lessing fehlte, suchten ihn die Freunde mit Schmerzen. „Unser Lessing," schreibt Ramler im Juli 1759, „hat sich eine Gartenstube gemietet", und Gleim erwidert: „Unsern arbeitsamen Lessing, der im Garten studiert, wenn wir darin trinken oder Kirschen essen, halten Sie doch durch öftere Besuche ja ab, damit er nicht hypochondrisch wird."

Lessing galt allgemein als ein interessanter, lustiger und gemütvoller Gesellschafter, und wenn ihm dieses Berliner Leben schließlich doch entfremdet wurde, so lag das nicht an seinem persönlichen Wesen, sondern an der hierzu im Gegensatz stehenden Schroffheit seines literarischen Urteils und seiner überlegenen Weltanschauung. Bezeichnend

dafür ist ein Brief, den Ramler am 29. Dezember 1759 an Gleim schreibt, nachdem er Lessings Abhandlung über die Fabel gelesen hat. „Schreiben Sie doch auch an Herrn Lessing, ob er gleich der ist, der alle Welt und also auch mich angreift, so schreiben Sie ihm doch nur. Ja eben deswegen schreiben Sie ihm, weil er alle angreift... Ich weiß, daß Hr. Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er doch im Leben ist. Es ist freilich schlimm. Aber wir wollen uns seiner guten Seite bedienen. Da er zu alt ist, als daß wir ihm seine schlimme abgewöhnen könnten." In jener früher besprochenen Abhandlung griff Lessing auch Batteux an, und da Ramler den Franzosen übersetzt hatte, so war das ein strafbares Unterfangen; er griff aber auch Lafontaine an, und da Gleims Fabeln dessen Manier folgen, so war die Abhandlung doppelt verdammungswürdig. Solange Kleist, der intime Freund von allen dreien, noch lebte, hatte dieser solche Differenzen mit seinem ehrlichen Herzen ausgeglichen. „Wie können Sie," hatte er angesichts des Streites über das Lied an die Kriegsmuse am 21. Januar 1759 an Gleim geschrieben, „auf den ehrlichen, braven Lessing so böse sein, daß er die Wahrheit sagt? Er ist Ihr Freund wie ein Mensch, soll er aber deswegen nicht schwarz schwarz und weiß weiß nennen?"

Es handelte sich zugleich um Unstimmigkeiten in der Auffassung des Patriotismus. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß Lessing Weltbürger war, und er hätte nichts für das Vaterland getan, was der Entwicklung der großen ganzen Welt in irgend einem Sinne geschadet haben würde. Er selbst spricht sich in zwei Briefen an Gleim klar darüber aus. Am 16. Dezember 1758 schreibt er, ein Lied Gleims tadelnd, der Patriot dürfe den Dichter nicht zu sehr überschreien. „Vielleicht zwar", fährt er fort, „ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das allerletzte ist, wonach ich geizen würde. Des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein

Weltbürger sein sollte." Als Gleim darauf etwas empfindlich erwidert, ein solcher Patriot könne freilich nur ein sehr kleiner Geist sein, und danach, im Besitze jener Mahnung von Kleist, einen zweiten Brief nachsendet mit dem Grundton, daß Lessings Freundschaft ihm mehr wert sei als so ein Streit, erklärt dieser am 14. Februar 1759 sein früheres Schreiben noch deutlicher: „Was ich aber darin von dem übertriebenen Patriotismus einfließen lassen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht sowohl der Grenadier als tausend ausschweifende Regeln, die ich hier alle Tage hören muß, bei mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es tut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheinet mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch lassen Sie mich davon nichts weiter schreiben. Ich rühme mich, daß ich von der Freundschaft desto höhere Begriffe habe, und daß noch tausend solche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im geringsten nachteilig sein können." Wenn nach einem Schreiben Gleims an Ramler vom 6. Januar 1759 Lessing wirklich zu diesem gesagt haben sollte, daß er Gleim über die „Grenadierlieder" als ein geborener Sachse geschrieben habe, und daß kein anderer an seiner Stelle anders denken würde, so war das ein durchsichtiger Scherz, der gerade Lessings Freunde erheitert hätte; die kannten diesen „Sachsen".

Und doch hat gerade Lessing unsere nationale Literatur begründet, das literarische Joch des Auslandes abgeschüttelt und dadurch der Vaterlandsliebe jenes neue Leben eingehaucht, das unser Volk groß gemacht hat. Vergessen wir nicht, daß erst in der Zeit, in der Lessing das schreibt, der Zeit des Siebenjährigen Krieges, die Geburtsstunde eines begeisterungsfähigen deutschen Vaterlandes liegt, und daß wir es zum großen Teile diesem Sachsen mit dem Weltbürgerherzen danken, wenn wir heute von der Vaterlandsliebe einen besseren „Begriff" haben, als er und auch der damals nur „fritzisch" gesinnte Goethe ihn haben konnten. Lessing hat für die

Unabhängigkeit seines Volkes gekämpft wie kein anderer Klassiker. Selbst Klopstock, der doch als wahrhaft deutscher, monarchischer Patriot gerühmt wird, ließ sich zeitweise von der französischen Revolution, die Lessing ja nicht mehr erlebt hat, begeistern und belehren. Er feiert sie in seiner „Ode auf die französische Nation“:

Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei,
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friedrich
Die Keule führte, von Europas
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen.
So denk ich jetzt nicht. Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller — und verdient es —
Schöner als Lorbeer, dem Blut entschimmert.

Ein anderes Mal heißt es bei ihm:

Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste Tat hub
Da sich zu dem Olympus empor.
Bist du so eng begrenzt, daß du sie verkennest, umschwebet
Diese Dämmrung dir noch den Blick,
Diese Nacht: so durchwandre der Welt Annalen und finde
Etwas darin, das ihr ferne nur gleicht, wenn du kannst.

Dem Ostpreußen Herder aber schrieb sein Landsmann Hamann am 24. Januar 1769: „Sie machen sich eine Ehre daraus, ein Deutscher, und schämen sich, was noch zehnmal besser, ein Preuße zu sein, und alle Ihre Brüder erkennen Sie dafür.“

Wir dürfen unsere Klassiker nicht mit dem Maßstab von 1870 und 1914 messen. Es ist richtig, daß Lessing in jener verfassungslosen Zeit republikanische Einrichtungen einer Monarchie vorzog und in der „Emilia Galotti“ gegen fürstliche Willkür seine Stimme erhob. Ebenso aber geißelte er in seinem „Henzi“ die Ausschreitungen der Demagogen und Republiken. Von Deutschland hatte damals niemand einen andern als nebelhaften Begriff, und für viele seiner Freunde dachte Lessing, der Schöpfer Tellheims und des Wachtmeisters Werner, sogar zu preußisch. Klopstocks Teutonenverherrlichung entfremdete die Deutschen dem Vaterlande der Gegenwart. Lessings „Minna“ führte sie zu ihm hin.

Die Furien, die der Krieg 1760 entfesselte, konnten zu patrio-

tischem Gefühl auch nicht beitragen. Am 8. Oktober besetzten Österreicher und Russen unter Lacy und Tottleben Berlin. Lessing ahnte die Besetzung voraus und mochte daher den Bruder Gottlob, der ihn zu seiner Freude am 29. August besuchte, nur bis zum 4. September bei sich behalten. Nun hatte er patriotisches Treiben in Fülle vor Augen. Sein Nachfolger in der Redaktion der Vossischen und der Redakteur der Spenerschen Zeitung, die sich allzu freimütig über russische Generale geäußert hatten, wurden von den Russen auf den Neumarkt zum Spießrutenlaufen geschleppt, entkleidet und dann nach Verwarnung in Gnaden entlassen.

Weltbürger war Lessing. Um so leichter ist sein Drang verständlich, die Welt kennen zu lernen, sie auch räumlich ganz in seinen Gesichtskreis aufzunehmen, was ihm bei seinem ersten Reiseversuch mißglückt war. Zudem konnte er sich in Berlin, obwohl er am 23. Oktober 1760 den Ehrentitel eines Mitgliedes der Berliner Akademie erhielt, einen sicheren Platz an der Sonne nicht erobern. Allerdings war er auch der letzte, der sich jemandem geradezu angetragen hätte. „Solange ich", schreibt er am 3. April 1760 an den Vater, „noch von meiner Arbeit leben kann, und ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sklave eines Amts zu werden. Trägt man mir eines an, so will ich es annehmen, aber den geringsten Schritt nach einem zu tun, dazu bin ich wo nicht eben zu gewissenhaft doch viel zu kommode und nachlässig." Als ihm nun, bald nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, wirklich von dem General Tauentzien auf eine frühere Empfehlung Kleists hin, in dessen Stube jener zugleich mit Lessing verkehrt hatte, der Posten eines Gouvernementssekretärs in Breslau angeboten wurde, entschloß er sich, diesem Ruf zu folgen. Vielleicht besorgte er damals infolge scharfer Äußerungen ein ähnliches Schicksal, wie es jenen beiden Redakteuren zuteil geworden war, denn von seiner fluchtartigen Abreise nach Breslau am 7. November 1760 wußte niemand außer dem ähnlich bedrohten Voß, nicht einmal der getreue Mendelssohn. Zu diesem allein war die Freundschaft ganz unverändert geblieben. Dagegen war das Verhältnis zu

Nicolai und anderen Freunden merklich abgeflaut. So fühlte sich Lessing durch persönliche Bande weniger an Berlin gebunden. Zu alledem kam der Wunsch, sich aus der Welt der Bücher einmal in den Strudel des Lebens zu stürzen, und mitgesprochen hat auch der Wunsch, tüchtig Geld zu verdienen, damit er nachher eine Zeitlang um so freier seinen Studien leben könnte. „Warst du", so redet er sich selbst vier Wochen später in einem Breslauer Brief an Ramler an, „nicht Berlins satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? Daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? Daß man nicht bloß den Kopf, sondern nach dem dreißigsten Jahr auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld! Dieser ist geschwinder gefüllt als jener, und alsdann, alsdann bist du wieder unter deinen Freunden und studierst wieder. O wenn dieses alsdann schon morgen wäre."

Dieser Seufzer nach wenigen Wochen zeigt, daß die Breslauer Periode nicht für eine glückliche seines Lebens gelten kann. Hier fehlte ihm das ganz, was in Leipzig und Berlin sein tägliches Brot gewesen war, die geistige Anregung und der Kreis der wissenschaftlich und künstlerisch in persönlicher Weise teilnehmenden Freunde. Das Einerlei seiner beruflichen Arbeit konnte ihm das am wenigsten ersetzen. Schon am 7. Dezember gibt er seinen trüben Stimmungen Mendelssohn gegenüber Ausdruck. „Bester Freund," schreibt er, „ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Torheit meines Entschlusses auf einmal in ihrem völligen Lichte zu sehen. Die Reue wird ohnedem nicht ausbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieser Reue bereits bin, weiß ich eigentlich selbst nicht. Denn noch bin ich in Breslau nicht zu mir selbst gekommen." Entschieden bricht der Unmut in seinem nächsten Brief an Moses am 30. März 1761 durch: „Nicht wahr, nur ein einziges Mal habe ich von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich

darauf, daß ich also auch nur ein einziges Mal recht zu mir selbst gekommen bin. Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! Aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten als das anstrengendste Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß — ach bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er kennt sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern. Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen, doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?" Er habe, bekennt er ein anderes Mal, jeden Tag mindestens eine Viertelstunde, in der er sich über seinen Entschluß, nach Breslau gegangen zu sein, wundere.

Seine Lebensweise wäre für Männer von viel Welt und wenig Geist angenehm genug gewesen. Er stand nicht vor acht oder neun Uhr, bisweilen nicht vor zehn Uhr auf. Die Vormittagsstunden widmete er den Amtsgeschäften. Seine Tätigkeit bestand in Proviantbeschaffung, Berechnung der Tafelgelder, Auswechslung der Kriegsgefangenen, dienstlichem Briefwechsel im Namen des Generals und andern geisterfreuenden Dingen ähnlicher Art. Was nützte es ihm, daß er, der stets so streng an seinem Stil zu feilen pflegte, hier die Feder schnell führen lernte, weil der Dienst nicht auf die Feile warten durfte! Der tägliche Verkehr mit den vornehmsten Kreisen blieb ebenfalls eindruckslos. „Omnis Aristippum decuit color et status et res" schrieb er 1766 dem Studenten Eck und später einem andern ins Stammbuch: nimm die Gunst der Vornehmen entgegen mit der Gelassenheit des feinen Weltmannes Aristipp, rät Horaz in jenen Worten einem jungen Freunde. Viel lieber suchte er wirkliche Freunde auf, wenn sie es nicht vorzogen, zu ihm zu kommen. Eine Zeitlang wohnte er in dem Hause 43 der

Schweidnitzer Straße, dessen Wirt mit seinem öfteren Nachhausekommen zu später Nachtstunde so unzufrieden war, daß er, seines Zeichens ein Bäcker, einst eine Nachtwächterfigur aus Pfefferkuchen mit der Unterschrift „Gotthold Ephraim Lessing" verkaufte. Das Essen nahm Lessing mittags gewöhnlich mit dem General. Nach Tische gegen vier Uhr ging er oft in Buchläden oder in eine Bücherauktion oder aber nach Hause, wo er die persönlichen Anliegen von Bittstellern zu erledigen pflegte.

Unter diesen befanden sich auch Persönlichkeiten von gesellschaftlichem Rang, Offiziere und Akademiker. Lessing war für Bittsteller der rechte Mann. Eine Bitte ganz abzuschlagen war ihm gar nicht möglich. Auch der Kriegsrat J. G. Scheffner berichtet in seiner Selbstbiographie über ein wenig bekanntes Lessing-Erlebnis aus der Breslauer Zeit: „Nach vielem Hin- und Herwandern stand ich einige Wochen im Lager bei Breslau, wo ich dreist genug war, ein kleines Gedicht an Lessing, der damals beim General Tauentzien sekretarisierte, zu machen und mir Bücher von ihm auszubitten, die er mir auch reichlich und gefällig mitteilte, ohne daß ich ihn je von Person kennen gelernt hätte." Später klagt Scheffner, daß er anderswo nicht diese „Lessingsche Willfährigkeit angetroffen" habe.

Gegen sieben Uhr besuchte Lessing oft das Schuchsche Theater, in dem auch die „Miß Sara Sampson" und der „Freigeist" aufgeführt wurden. Von dort eilte er, meist ohne das Ende des Stückes abzuwarten, in die Offiziersspielgesellschaft, deren Zusammenkünfte im ersten Stock einer Restauration des Hauses „Zum goldenen Horn", an der Schuhbrücke 18, stattfanden. Bis in die Nacht hinein spielte er dann leidenschaftlich Pharao.

Sein Leben lang ist er seit dieser Zeit Spieler geblieben, und konnten es nicht die Karten sein, so war es wenigstens Lotto. Es ist aber nicht bekannt geworden, daß er allzu leichtsinnig sich habe hinreißen lassen, oder daß er bedeutende Verluste erlitten habe. Von allen Seiten, auch von dem General, wurden ihm Warnungen und freundschaftliche Vorstellungen zuteil. Aber gerade in Breslau bedurfte er einer Ablenkung von der Arbeit, die gleichbedeutend

war mit geistiger Leere. Wie sein Bruder Karl mitteilt, hat er gestanden, „in Breslau oft und hoch gespielt, aber im Durchschnitt wenig oder gar nichts verloren zu haben". Auf die öfteren Mahnungen seines Vorgesetzten, er solle wenigstens nicht hoch spielen, habe er stets erwidert, „es sei einerlei, ob man hoch oder niedrig spiele; ja das hohe Spiel habe den Vorteil, daß es die Aufmerksamkeit erhalte, das kleine aber zerstreue sehr leicht".

Wir lernen ihn hier aufs neue von einer Seite kennen, die einem Bücherwurm so unähnlich sieht wie möglich. Weder der Leipziger noch der Berliner noch der Breslauer Lessing ist der typische deutsche Gelehrte. Er verbindet dessen Gründlichkeit mit dem wilden Sichausleben der Bohême. Und lieben wir ihn als Menschen deshalb weniger, wir Kinder einer neuen Zeit, für die Lessing eine der notwendigsten Voraussetzungen bildet?

Nicht ohne Heiterkeit verfolgen wir, wie eifrig der Verfasser der Literaturbriefe, der peinliche Forscher, der gefürchtete Kritiker, das neue Mitglied der Akademie, sich dem Spiel hingab. Gewinnsucht trieb ihn nicht dazu, und doch war er mit Leib und Seele dabei. „Einer seiner Freunde," berichtet wieder der Bruder Karl, „der ihn beim Pharao-Tisch beobachtete, sah einmal, wie ihm die Schweißtropfen vom Gesicht herunterliefen. Er sah auch, daß er nicht im Unglück war, sondern diesen Abend sehr glücklich spielte. Als sie mit einander nach Hause gingen, tadelte er ihn, daß er nicht bloß seine Börse, sondern noch etwas Wichtigeres, seine Gesundheit ruinieren würde. ‚Gerade das Gegenteil,' antwortete Lessing. ‚Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Grund so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Tätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide.'" Hier gibt er zu verstehen, daß er so ganz gesund sich nicht fühle. Spätere Jahre der Einsamkeit und der sitzenden Lebensweise entwickelten das Übel, das er schon jetzt so deutlich empfand.

Es wurde vorhin gesagt, daß Gewinnsucht nicht die Triebfeder zum Spiel bei Lessing gewesen sein könne. Den Beweis dafür

liefert, wenn wir von seinem Charakter im ganzen einmal absehen, sein Verhalten zu der damaligen Münzspekulation. Tauentzien war nicht nur Gouverneur der Festung, sondern zugleich Generalmünzdirektor, in derselben Stadt, in der dieses Amt später Lessings Bruder Karl bekleidete. König Friedrichs Entschluß, in jenen Jahren der Not geringwertiges Geld zu prägen, konnte dem Sekretär Tauentziens ein Vermögen einbringen, denn er erfuhr zuerst von den Verschlechterungen des Münzfußes. Er hatte ja nicht nur das Münzwesen, sondern das ganze Rechnungsgeschäft der Breslauer Regierung in Händen. Der General zog selbst Vorteil aus seiner Kenntnis der Dinge; soll er doch dadurch 150 000 Taler gewonnen haben. Es gehörte ein ganz ungewöhnliches Maß von persönlicher Ehrenhaftigkeit dazu, Umstände sich nicht zunutze zu machen, durch deren Bewertung er, ohne daß es irgendeinem einzelnen nachweisbaren Schaden hätte bringen können, über Nacht ein vermögender Mann geworden wäre. Er aber, der doch in Breslau Geld erwerben wollte, um sorgenfreier für sich arbeiten zu können, ließ kalt den Strom des Goldes an sich vorüberfließen, den er mit Händen fassen konnte, und über den der Franzose Voltaire sich gierig hergestürzt haben würde. Genau so wie Lessing dachte sein Freund Mendelssohn. Dessen Stammesgenosse Veitel Ephraim in Berlin, dem neben Itzig die Ausführung der Angelegenheit hauptsächlich übergeben war, suchte vergeblich Mendelssohn als Disponenten zu gewinnen. Mit Schmerz sah Mendelssohn aber, den bei solcher Gelegenheit das Bewußtsein tief verletzte, ein Jude unter Juden zu sein, gerade die jüdischen Elemente bei der Arbeit. Veitel Ephraim besaß eine große Silberraffinerie und ungeheure Schmelzwerke. Dem entsprachen ein Palast im Rokokostil an der Ecke Poststraße-Mühlendamm, dessen Monolithsäulen ein Geschenk des Königs waren, ein schönes Landhaus im Barockstil, beschattet von riesigen Platanen, und ein prachtvoller Garten am Schiffbauerdamm. Veitel Ephraim wurde die Ausprägung der Münzsorten übertragen, die im Lande umlaufen sollten. Münzen, deren wirklicher Wert fünf Taler betrug, erhielten den Scheinwert von fünfzehn Talern. So erklärt sich

der böse Spottvers, mit dem der Volksmund dieses Verfahren kennzeichnete:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

Ein Geschäft indes betrieb Lessing eifrig. Das war der Erwerb von Büchern. Er brachte damals seine Bibliothek auf sechstausend Bände. Repositorien bedeckten alle Wände seiner Wohnung. Hierbei verfuhr er nach Ansicht seiner Freunde, die auch in Berlin Aufträge für diesen oder jenen Ankauf erhielten, allzu verschwenderisch. Seine Einkünfte waren aber im Vergleich mit den früheren so gut, daß er die Seinigen in Kamenz noch mehr als bisher unterstützen konnte. Aus einem Brief vom 4. August 1763 an den Vater erfahren wir, daß er seinem Bruder Gottlob, der ihn besuchte, wiederum hundertsiebzig Taler mitgab: „Davon sind sechzig Taler für den Bruder Karl in Leipzig, als auf zwei Quartale der ausgesetzten Zubuße. Die übrigen hundertzehn Taler werden der Herr Vater nach Befinden unter das übrige Geschwister verteilen." Der Kamenzer Pastor setzte ihm in dieser Zeit besonders hart zu, für seine Brüder zu sorgen, sogar so weit, daß er ihren Lebensweg bestimmen sollte. Als Lessing seine Schultern weit über Gebühr belastet sah, er, dessen eigenes Leben ganz aufs Unsichere gestellt war, schrieb er einmal (am 30. November 1763) dem in dieser Beziehung nicht sehr einsichtsvollen Vater zurück, er wünsche allerdings gewiß nichts eifriger als das Wohl seiner Geschwister: „Ich will mit Vergnügen alles mit ihnen teilen, was ich habe, und so lange ich etwas habe. Nur weiter kann ich mich nicht einlassen. Ich bin weder imstande, ihnen zu ihrem Fortkommen einigen Rat zu erteilen, noch an ihrer Versorgung und an ihrem Unterkommen zu arbeiten. Noch weniger kann ich in den jetzigen Umständen einen von ihnen zu mir nehmen. So ungern ich selbst jederzeit von andern Leuten sogenannten guten Rat angenommen habe, so zurückhaltend bin ich mit meinem eigenen, und ich will lieber jedem, der es bedarf, meinen letzten Groschen geben als ihm sagen: tue das, tue jenes. Wer seine Jahre hat, muß selbst wissen, was

er tun kann, was er tun muß; und wer erst hören will, was andere Leute zu seinen Anschlägen sagen, der hat bloß Lust, Zeit zu gewinnen und indes andere zu fassen." Um den Seinigen zu helfen, borgte Lessing sogar. Auch sonst war er freigebig. „Hoffentlich wird es", erwiderte er auf eine Warnung, „mir nicht an Gelde fehlen, solange ich diese drei Finger habe und es hier nicht fehlen wird!" Dabei deutete er auf die Finger, welche die Feder führen, und auf die Stirn.

Sein Verkehr war nicht auf das Militär beschränkt, wenn er auch naturgemäß mit Offizieren am häufigsten zusammen war. Tauentzien selbst war ein braver Soldat und treuherziger Mann, und niemand hat seine schlichte Soldatennatur besser charakterisiert als Lessing: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden." Breslau hat der General prachtvoll und zäh verteidigt. Historisch bekannt ist seine scharfe Antwort auf die Drohung des österreichischen Heerführers, nicht das Kind im Mutterleibe werde verschont werden, wenn er die Stadt nicht übergebe: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht." Berliner Literaten fand Lessing hier freilich nicht, wohl aber ein paar tüchtige Gelehrte, wie den Bibliothekar Arletius und den schlesischen Historiker Klose, dessen Aufzeichnungen wir manchen schätzbaren Aufschluß über Lessings Breslauer Aufenthalt verdanken. Diese beiden Männer, denen der biederste Charakter nachgerühmt wird, wurden auch von König Friedrich hochgeachtet. Mit Klose namentlich hat Lessing die Bibliotheken und Klöster fleißig besucht. Sein Bruder Karl erzählt dann noch von dem Umgang mit dem Gottschedianer Professor Straube und dem sanften Bibliothekar und Geschichtsforscher, Rektor Leuschner. Straube, „ein ganz unbehilflicher Körper dem Äußeren nach, hatte in den Alltagsdingen, die der große Kopf manchmal zu sehr vernachlässigt, Schlauigkeit und Scharfsinn, worauf er sich mit vieler Drolligkeit und Naivität verließ und dadurch viel zur lustigen Gesellschaft beitrug". Eine von Leuschner 1750 verfaßte gelehrte

Schrift hatte Leſſings Kritik in der Voſſiſchen Zeitung erfahren, die den Verfaſſer verſtimmte. Leſſing hörte davon. „Was hatte er zu tun? Er kam einſt mit ſeinem Freunde Kloſe auf die Bibliothek und zog einen Folianten und Quartanten nach dem andern hervor, um ihm daraus ſein Urteil über ihn zu beweiſen. Leuſchnern, einem ſanften gefälligen Manne, der nach keiner Art von Streit mit Leſſing ſich ſehnte, ward kalt und warm darüber. Sie haben recht, es iſt nicht zu leugnen, ſagte er bei jedem Buche und trug es mit ebenſo großer Geſchwindigkeit an Ort und Stelle, als es Leſſing hervorzog.“ Gern kam er ferner mit dem Münzrendanten Langner zuſammen, der ihn an Bücherliebhaberei noch überbot.

Trotz aller Ablenkung und trotz des regelloſen Lebens im Kriegslager durfte Leſſing die Breslauer Jahre zu den arbeitsreichſten ſeines Lebens zählen. Hier ſtudierte er Spinoza und die Kirchenväter, hier entwarf er „Minna von Barnhelm“. In Breslau liegt der Urſprung ſeines Intereſſes für bildende Kunſt im weiteſten Sinne. Von hier aus beginnt er Winckelmanns archäologiſchen Spuren zu folgen, und ſo erſtehen hier auch ſeine erſten eigenen antiquariſchen Arbeiten, vor allem der „Laokoon“. Dramatiſche Fragmente wie „Alcibiades“ und „Fauſt“ erinnern gleichfalls an die Breslauer Zeit, die literariſch alſo keineswegs eine verlorene war, wie ſeine verzagten Freunde glaubten. Dichten könne er, wolle es aber nicht, ſchrieb Mendelsſohn in einer klagenden „Zueignungsſchrift“, die er in nur ſechs Exemplaren erſcheinen ließ und ſeiner Braut, Leſſing und deſſen Freunden zuſandte. Sonſt ſei ſein „Ernſt das Orakel der Weiſen“ geweſen und „ſein Spott eine Rute auf dem Rücken der Toren“. Und jetzt?

> Wenn er nicht hört, noch ſpricht, noch fühlt,
> Noch ſieht; was tut er dann? Er ſpielt.

Leſſing tat gewiß mehr als das; hätte er aber auch alle literariſche Arbeit ruhen laſſen, ſo wäre das für ſeine Entwicklung aufgewogen worden durch den Reichtum an rein menſchlichen Eindrücken, den ihm der Krieg in nächſter Nähe bot, nicht immer zu ſeiner Freude, wie wir wiſſen. „Ich bin,“ ſchreibt er am 30. Mai

1762 an Ramler, „meiner jetzigen Situation so überdrüssig, als ich noch einer in der Welt gewesen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus."

Bald darauf brachte der Krieg ihn in Bewegung. Im Juli 1762 zog Tauentzien nach dem von de Guasco tapfer verteidigten Schweidnitz, um es mit 10000 Mann einzuschließen. Anfangs September siedelte Lessing nach Teichen in der Nähe von Schweidnitz über, so daß Mendelssohn ganz gefaßt über des Freundes literarisches Versagen scherzte: „Dichter belagern Festungen." Als die Stadt am 9. Oktober sich ergab, bezog der General mit Lessing in dem Dorf Peile Quartier. Von hier schrieb der sonst so ernste Lessing an Nicolai am 22. Oktober 1762 den übermütigsten Brief, den wir von ihm besitzen. „Peile, in Eile. Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte." Nicolai solle nur fleißig schreiben, wenn er auch nicht Antwort erhalten könne, „denn", erklärt er, „jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapitale geschlagen und tragen neue Interessen." Er beauftragt ihn, in seinem Namen auf einer Auktion neue Bücher zu erstehen, und fügt an Nicolais junge Gattin eine Nachschrift hinzu, damit er abkommen und die Bücher besorgen könne. „Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unsereins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen." Aber, fügt er nach diesem Hinweis auf seine Geisteskinder hinzu, „ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unserer Freunde ist ansteckend. Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welche Sie recht hübsch untergebracht wissen möchten?" Leider war Lessing vergeßlich genug, mehrere Freunde zugleich mit seiner Vertretung bei Bücherauktionen zu beauftragen, die dann einander überboten und zu seinem Schaden den Preis hinauftrieben, nach der Entdeckung aber zornig auf einander und ihren Auftraggeber eiferten.

Im Frühjahr 1763 mußte Lessing noch einmal nach Schweidnitz zurückkehren, um an der Auswechselung der Kriegsgefangenen tätig zu sein. Im Sommer begleitete er Tauentzien nach Potsdam, von wo aus er die Berliner Freunde besuchte. Mendelssohn, Ramler und Nicolai jedoch traf er nicht an. Im Oktober 1763 ging er nach Breslau zurück. Seit dieser Zeit stürzte er sich mit doppeltem Eifer auf seine Arbeiten, und hieran mochte es liegen, daß ihn im Sommer 1764 ein heftiges Fieber niederwarf.

„Viele bedauern im Tode, was sie im Leben nicht geliebt haben. Ich will im Leben lieben, was die Natur zu lieben befiehlt, und nach dem Tode so wenig als möglich zu bedauern suchen," hatte er wenige Monate vorher den Eltern nach dem Tode seines Bruders Gottfried geschrieben. Jetzt brachte ihn selbst das Fieber an den Rand des Grabes. „Als die Krankheit aufs höchste gestiegen," erzählte der getreue Klose, „lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Diese fiel seinem Freunde so auf, daß er vertrauend fragte, was er denn jetzt dächte." Darauf erwiderte er, er sei eben begierig zu erfahren, was in seiner Seele beim Sterben vorgehen werde. Es entspricht dem Bilde Lessings, daß er noch im Tode bemüht sein wollte, der Wahrheit ins Antlitz zu schauen. Die Unterhaltung seines Arztes, des alten Doktors Morgenbesser, eines eingeschworenen Gottschedianers, war nicht dazu angetan, seine Stimmung zu heben. Endlich genas er langsam.

Aus den Tagen der Rekonvaleszenz, da auch sein Bruder Theophilus mit trüben Nachrichten von Hause ihn besuchte (5. August 1764), ist uns ein Brief an Ramler erhalten, der einen Markstein darstellt in der Reihe von Lessings persönlichen Bekenntnissen. Er schreibt an den Freund, der ihn fast aufgegeben hatte: „Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wiederhergestellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieses bald verlieren soll; und alsdann werde ich wie neu geboren sein. Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Ökonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich

beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Torheiten verraset habe.“ Im nächsten Brief vom 20. August deutet er an, daß er noch immer nicht ganz wiederhergestellt sei: „Seit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für schlimmer als das Krankseln. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetiert und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen, wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiele nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser, als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben.“

Den ersten Entwurf der „Minna“ schrieb er, wie Klose erzählt, „in heiteren Frühlingsstunden“ in dem „gelehrten Garten“, der, im Bürgerwerder gelegen, noch heute den Besuchern Breslaus gezeigt wird. Wer vom Königsplatz und von der Straße am Nicolaistadtgraben, der über die Königsbrücke nach dem Bürgerwerder führt, zur Oder hinabsteigt, der erblickt auf dem Hofe des dem Kgl. Proviantamt gehörigen Grundstücks inmitten einer Baumgruppe einen ansehnlichen Gartenpavillon: die Geburtsstätte des einzigen klassischen Lustspiels des deutschen Volkes. Der Besitzer Göldner (nicht Neldner, wie Klose sagt), ein Ziergärtner, verkaufte den Garten an die Kaufmannschaft, und diese schuf ihn in eine Zuckerraffinerie um. Hierüber berichtete später der Erzieher von Tauentziens Söhnen. Auch sonst erinnert sich Breslau an Lessings Aufenthalt mit Pietät und Freude. Das bezeugen außer einer Gedenktafel an dem Gouvernementsgebäude Junkerstraße 2 der „Lessingplatz“ und die „Lessingbrücke“.

Am 13. Oktober 1764 gewann Lessing endlich den Prozeß, den er mit Winkler führte. Er stand damals noch immer im Dienste

Tauentziens. Doch hatte er schon am 13. Juni desselben Jahres dem Vater mitgeteilt, daß eine „totale Veränderung seiner Situation“ gewiß sei. Die gewünschte Beförderung wurde ihm nicht zuteil, und er hätte vielleicht Breslau schon damals verlassen, wenn Tauentzien nicht erkrankt wäre. Bleiben aber wollte er nicht. „Ich bin“, schrieb er mit dem alten Stolz des unabhängigen Mannes und Literaten, „über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nötigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen.“ Der Vater solle nicht befremdet sein, wenn er ihn in kurzem wieder „von allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixiertes Glück, wie man es nennt, weit entfernt sehen“ sollte. Wer gesund sei und arbeiten wolle, habe in der Welt nichts zu fürchten. Es zeige ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht, langwierige Krankheiten und andere Unglücksfälle zu befürchten. „Ich habe ein besseres“, fügt er hinzu, „und habe Freunde.“

Ungefähr in diese Zeit müßte die rätselhafte Berufung Lessings als Nachfolger des Professors der Dichtkunst J. G. Bock in Königsberg fallen, der am 7. Juli 1762 als Rektor der Albertina gestorben war. Freilich ist Lessings Bruder Karl die einzige Quelle sowohl für die Berufung Lessings wie für seine Ablehnung. Zunächst kam Kant in Frage; statt seiner erhielt die Stelle J. G. Lindner aus Riga am 24. Oktober 1764. Über Lessing schweigen in dieser Sache alle Akten Königsbergs und Berlins.

Am 15. Februar 1763 wurde der Hubertusburger Friede abgeschlossen, der dem Siebenjährigen Krieg ein Ende machte. Den Friedensschluß brachte Lessing selbst amtlich in Breslau zur Kenntnis der Bürgerschaft. Die Nachwirkungen des Krieges, die dem Sekretär des Generals noch genügende Beschäftigung gaben, verschwanden nach und nach, und geordnete Verhältnisse griffen Platz. Klose teilt Lessings Absicht mit, „zuerst nach Wien zu gehen und daselbst die kaiserliche Bibliothek zu nützen; von da wollte er nach Italien reisen und die Antike studieren. Vor allen Dingen aber war sein Lieblingsgedanke Griechenland, damit er die klassischen Gegenden und die noch übrig gebliebenen Denkmale dieses in seiner

Art einzigen Volks näher kennen lerne. Diese Aussichten erheiterten ihm manche Stunde in Breslau." Ein Lessing hat Griechenland nie sehen können, das doch für begüterte Flachköpfe schon damals nicht allzu schwer erreichbar war.

Mitte März 1765 meldete Lessing nach Hause, daß er in vier Wochen von Breslau abreisen werde. Er gehe nach Berlin, nicht sowohl, um auf lange Zeit daselbst zu bleiben, als vielmehr bloß um seine zerstreuten Sachen zusammenzubringen. Auf der Reise wolle er in Frankfurt und auf dem Lande bei einigen adeligen Freunden Zwischenaufenthalt nehmen. Von Berlin aus werde er für einige Monate nach Dresden fahren und von dort auch einen Abstecher nach Kamenz machen. Aber er änderte seinen Plan. Mitte April 1765 verließ er Breslau, um zunächst nach Kamenz zu eilen. Neun Jahre waren wiederum seit dem letzten Widersehen mit den Seinigen verstrichen. Statt des Bildnisses, das er den Seinigen versprochen hatte, kam er selbst, um sich nach Herzenslust betrachten zu lassen. Wir indessen müssen uns wirklich an das Porträt halten, das erst ein Jahr später in Kamenz ankam, jetzt in der Berliner Nationalgalerie hängt und dem älteren Tischbein zugeschrieben wird. Kraftvoll, unternehmend und keck, scheint der Ausdruck des Antlitzes mit den blitzenden Augen zum heiteren wie zum ernsten Streit herauszufordern.

Die Freude des Zusammenseins wurde nur durch die Notlage der Eltern getrübt. Lessing versprach, aufs neue nach Kräften zu helfen. Dann reiste er nach Leipzig, wo er zur Ostermesse anlangte, den alten Freund Weiße aufsuchte, der seit zwei Jahren glücklich verheiratet war, und auch Nicolai antraf. In dessen Gesellschaft kam er Mitte Mai glücklich nach Berlin.

Wie eine wilde See lag die Zeit des Siebenjährigen Krieges hinter ihm. Ihr dichterischer Niederschlag aber blieb erhalten in dem Lustspiel, das ebenso wie der Sieg bei Roßbach oder Leuthen in Ländern nicht nur deutscher Zunge lebendig geblieben ist: „Minna von Barnhelm".

8. Minna von Barnhelm.

Nicht lange vor seinem Tode äußerte sich Goethe zu Eckermann über „Minna von Barnhelm", deren erste Aufführung in Leipzig er als junger Student 1767 erlebt hatte: „Sie mögen denken, wie das Stück auf uns Anfänger wirkte, als es in jener dunklen Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existiere, als wovon die damalige schwache Epoche einen Begriff hatte." Die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion „von spezifisch temporärem Gehalt" nennt er das Lustspiel in „Dichtung und Wahrheit". Ein Vorbild hatte Lessing nicht für sein Wagnis, das volle Menschenleben der Gegenwart für ein national-deutsches Drama auszuschöpfen. Mit Lessing erst gewinnt die Gegenwartsdichtung Daseinsrecht. In diesem Sinne verehren Ibsens „Nora", „Gespenster", „Rosmersholm", „Hedda Gabler" in der „Minna" ihre Urahne. Wie in „Henzi" zeitgenössische Stürme im Staatsleben, so spiegeln sich hier Offiziersdasein und Kriegserscheinungen, in der „Emilia" Fürstenleben, im „Nathan" religiöse Kämpfe des 18. Jahrhunderts wider.

Lessings Gegenwartsdichtung weiß nach wie vor aus taubem literarischen Gestein lauteres Gold zu gewinnen, und doch hat der Dichter der „Minna von Barnhelm" sein Drama ebenso erlebt wie Friedrich der Große Roßbach. Das Weltbürgertum hinderte jenen nicht, das deutsche Drama zu begründen, — diesen hinderte die Vorliebe für französische Literatur nicht, die Franzosen zu schlagen und zu jagen.

Gewaltig flammte das Empfinden des Volkes für seinen großen König empor. Preußisches Selbstgefühl begann zu keimen. Aber die Zahl der europäischen Gegner Friedrichs sorgte zugleich dafür, seine Siege als deutsche anzusehen. Der deutsche Charakter trat

neben dem russischen und dem französischen auf die Weltbühne. In den Siegen des Königs wie in Lessings Literaturbriefen und bürgerlicher Dramatik feierte das deutsche Bürgertum seine eigenen. „Minna von Barnhelm" rettete die deutsche Dichtung vor dem Vorwurf höfischer Schmeichelei und ebnete der von ausländischem Wesen, von Reifrock und Goldbrokat befreiten deutschen Kunst den Weg zu dem frischen, schönen Leben des eigenen Volkes. Des Philotas spartanisches Schwert war beiseite geworfen. Der preußische Degen vertritt die deutsche Ehre, zu Deutschen reden deutsche Herzen, und unter Gelächter verschwindet hinter den Kulissen der französische Windbeutel Riccaut. Das Jahr 1767, in dem „Minna von Barnhelm" erschien, ist in diesem Sinne das Geburtsjahr des deutsch-nationalen Dramas und im besonderen der deutschen Komödie.

Das Lustspiel war von jeher der Deutschen Schwäche. Der deutsche Charakter findet schwer die Mitte zwischen wuchtigem Ernst und allzu harmloser Posse. An Johann Christian Krügers Lustspiel (1722—50) „Die Geistlichen auf dem Lande." konnte sich das Publikum, wie Lessing selbst bezeugt, nicht müde lesen, obwohl das Stück nur um der antigeistlichen Richtung willen damals vielleicht eine augenblickliche Beachtung verdiente. Lessings Jugendlustspiele vermochten ebensowenig wie etwa diejenigen Weißes volkstümlichen Nachhall zu finden.

Kriegsbilder gab es auch in ernsten Dichtungen genug. Aber weder Kleists „Cissides und Paches" noch Lessings „Philotas" trugen die Farbe jenes Krieges, den jeder, auch der gemeine Mann, an dem eigenen Gut und Blut erfahren hatte. Dabei ist das Getümmel der Schlacht, das den „Philotas" durchtönt, in der „Minna" verklungen, und das rein Staatliche und Heldenhafte ist in das rein Menschliche umgewandelt. Nicht mehr das Schlachtfeld, sondern die eigene Brust ist für den Major von Tellheim das Feld der Ehre, und statt des Chorals von Leuthen oder preußischer Trommeln durchklingen unser Stück Werners Erinnerungen an die Affäre bei den Katzenhäusern und das lustige Lachen Franziskas. Ziethen, Schwerin, Seydlitz, die Helden des Volkes, werden nicht genannt.

Am Horizont glauben wir noch den verblassenden Schimmer der Kriegsflamme zu erblicken. Aber dieser Widerschein gibt nur den Hintergrund für das Ringen der Herzen miteinander, zu schwach, um uns die Vielheit hinterlassener Schrecken, das Unglück ganzer Völker vollkommen deutlich zu vergegenwärtigen. Im „Philotas" steht der Krieg im Mittelpunkt der Handlung, und die Katastrophe ist der Kampf selbst in seiner ganzen Furchtbarkeit. In der „Minna von Barnhelm" wird aus der Geschichte des Siebenjährigen Krieges nur ein Stückchen Menschenleben herausgeschnitten, und gegen die trübe Vergangenheit zeichnet sich die frohe Zukunft um so deutlicher ab.

Alles Heroische fehlt. Ist es doch Friede. Aus der Summe von Gegenwartswerten, Wirklichkeitssinn, Deutschheit, rein menschlicher Verinnerlichung und Friedensstimmung bildeten sich die Gestalten, die das Stück beleben, die ersten Geschöpfe heiterer, reindeutscher Kunst. Was sie aber empfinden, sagen und tun, ist für ein Lustspiel ernsthaft genug.

Der preußische Major von Tellheim, beauftragt, in der sächsischen Heimat Minna von Barnhelms die Kontribution mit äußerster Strenge einzutreiben, hat es vorgezogen, die Summe gegen einen Wechsel der Stände Sachsens großmütig vorzuschießen, und ist dadurch in den Verdacht gekommen, aus selbstsüchtigen Gründen mit dem Feinde unterhandelt zu haben. Aber seine edle Tat kettet Minnas Herz an das seinige. Als verwundeter, verabschiedeter, verarmter und in seiner Ehre gekränkter Offizier glaubt er indessen, der Geliebten nicht mehr würdig zu sein. Er flieht ihre Nähe und geht nach Berlin, um seine Ehre wiederherzustellen, während Minna, beunruhigt über das Ausbleiben von Nachrichten, ihm nachreist. Hier setzt das Stück ein. Seit dem 22. August 1763 finden wir im Berliner Hotel „Zum König von Spanien" Minna mit ihrer Kammerjungfer, andererseits Tellheim mit seinem Bedienten Just und seinem früheren Wachtmeister Werner, der „drei Meilen von hier ein schönes Freischulzen-Gerichte" hat. In der Frühe eröffnet der Wirt mit Just das Gespräch (I, 1). Eine Stunde später ist Minna „auch sehr früh aufgestanden". Im dritten Aufzug mahnt

Tellheims Einladung zum Essen an die schwindenden Stunden; im vierten wird die Mittagstafel abgeräumt, und „vor dem Schlage drei" geht Tellheim aus dem Quartier. Im fünften Aufzug hält der bestellte Wagen noch immer vor der Tür. Es ist also gegen Abend. Innerhalb dieses Tages wird die Schlacht um Liebe und Ehre geschlagen. Als es dem reichen Edelfräulein nicht gelingt, Tellheim von der Überspannung des Ehrbegriffs abzubringen, versucht sie es mit der Intrige, indem sie vorgibt, sie sei wegen ihrer Liebe zu ihm enterbt und verstoßen worden. Sofort läßt er alle seine bisherigen Vorsätze im Stich, um alles mit ihr zu teilen und für sie zu erwerben, und als nun gar der Feldjäger Friedrichs II. ihm ein Schreiben überbringt, das ihm Ehre und Vermögen wiedergibt, ist seine Freude groß. Nun wechselt Minna die Rolle: sie erklärt sich seiner Liebe nicht mehr würdig; sie dürfe nicht sein Glück beeinträchtigen als ein „sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen". Tellheim besteht die Probe auf seine Liebe und ist bereit, durch Zerreißen des Briefes auf alles wieder Errungene zu verzichten, wenn nur sie ihm bleibe. Nachdem nun noch die Mißverständnisse beseitigt worden sind, die infolge der Vertauschung der Ringe zuletzt auftauchen, und Minna dafür bestraft ist, daß sie sich den Anblick von Tellheims ganzem Herzen verschaffen wollte, werden die beiden Liebenden einig, und, ihrem Beispiel folgend, gewinnt Werner sich Franziska. Ohne Leidenschaft ist diese Liebe der beiden Paare; aber ohne Edelsinn und Herzensgüte kann sie nicht gedacht werden. Die erotische Frage hier als rein sittlich gelöst anzusprechen, wäre bereits zuviel: sie ist im strengen Sinne der Natur gar nicht vorhanden.

Mit wenig Strichen skizziert, wirkt die Handlung nicht im mindesten komisch. Und doch ist es vielleicht das Größte an der „Minna von Barnhelm", daß sie trotz der sittlichen Tiefe das geblieben ist, was das Titelblatt verspricht: ein Lustspiel. Die einfache Überspannung der Begriffe Liebe und Ehre ruft komische Wirkungen hervor, ohne daß es einer „lustigen Person" bedürfte, denn selbst der Wirt, der so häufig humoristisch wirkt, ist keine solche;

empfindlich wehrt er sich gegen Franziskas Scherze: man könne „von einem jungen Mädchen nicht verlangen, daß es eine ernsthafte Sache, mit ernsthaften Leuten, ernsthaft traktiere". Seine Beschränktheit und niedrige Gesinnung sowie die Windbeutelei Riccauts sind lediglich Beiträge zu der Heiterkeit, die uns die trotzige Bravheit der Hauptpersonen abnötigt. Lessing hat es verstanden, die Schönheit aller dieser Herzen, sei es nun Minna, Tellheim, Werner, Just oder Franziska, durch Situationen zu entschleiern, die unwiderstehlich komisch wirken. Wir fühlen gerührt mit allen und — lachen bis zu Tränen. Nur ein Gran weniger an sittlicher Größe, Herbheit, wahrem Gefühl, so hätten wir keine Komödie mehr. Diese Menschen vergessen alles um sich her um der Liebe oder Ehre willen. Wenn dieser Eindruck nun gar aufgefangen wird von einem Menschen, der den größten Gegensatz zu den anderen darstellt, so ergibt sich die Komik am vollkommensten. Es sei an die Darstellung des Wirts Franziska gegenüber erinnert, welcher ebenso neugieriger wie erstaunter Zeuge der Szene ist, wie Tellheim sich von Minna losreißt, und wie diese, in ihrer Herzensnot die Hände ringend, umherläuft: „Hier stand ich; hier ging sie dreimal bei mir vorbei, ohne mich zu sehen. Endlich war es, als ob sie mich sähe; aber, Gott sei bei mir! Ich glaube, das Fräulein sah mich für Sie an, mein Kind. ‚Franziska', rief sie, die Augen auf mich gerichtet, ‚bin ich nun glücklich?' Darauf sah sie steif an die Decke, und wiederum: ‚Bin ich nun glücklich?' Darauf wischte sie sich Tränen aus dem Auge und lächelte und fragte mich wiederum: ‚Franziska, bin ich nun glücklich?'"

Die Verbindung von Rührung und Humor, die ganz nur Lessing gelungen ist, hat das deutsche Lustspiel erst geschaffen. Hier aber ist es notwendig, Diderots zu gedenken, dessen Einwirkung auf Lessing schon früher hätte erwähnt werden können, wenn der Erfolg es schon gerechtfertigt hätte.

Diderot hat in Frankreich bahnbrechend auf dramatischem Gebiet gewirkt. In seinem satirischen Roman „Les Bijoux indiscrets" kritisierte er zunächst die derzeitigen Theaterverhältnisse. Dann folgten dramaturgische Abhandlungen: „Dorval et moi" und

„Discours sur la poésie dramatique“. Seine Dramen „Le fils naturel“ und „Le père de famille“ sind Musterbeispiele seiner Theorie. Er forderte statt der Regel Natur, statt Rhetorik Empfindung. Von den dramatischen Gattungen, die er feststellt (Le burlesque, comique, sérieux, tragique, merveilleux), kommt für die „Minna“ das Genre sérieux in Frage, während Lessings „Sara“ von Diderot selbst als tragédie domestique bezeichnet wurde. Das Genre sérieux schildert Pflichten und Tugenden des Menschen, der stets nur einen bestimmten Stand vertritt, bevorzugt auch die Darstellung verwandtschaftlicher Konflikte und fordert die Prosa. Rührung ist der Grundton. Freilich verfällt Diderot nach Art der Romanen oft in hohle Deklamation, und von Individualisierung ist bei ihm wenig zu merken.

Schon bei dem Übergang nach Breslau bezeugte Lessing sein Interesse für diesen Mann durch die Übersetzung von „Diderots Theater“, um dessen Theorien „Gehör in Deutschland zu verschaffen“. Nur auf den Pfaden, die Diderot beschritten habe, könne ein nationales Drama in Deutschland erstehen, denn er habe das Drama zur Natur und Wahrheit zurückgeführt. Diderot fußte außerdem wie Lessing auf der durch Nivelle de la Chaussée und Marivaux geschaffenen Comédie larmoyante, dem rührenden oder „weinerlichen“ Lustspiel. Des ersteren „Ecole des amis“ hat für die „Minna von Barnhelm“ manches hergegeben. Aus der Schule der Freunde wird die Schule der Ehre. Chlorine wird Franziska. Hier wie dort handelt es sich um einen verwundeten und verarmten Offizier, der sich entehrt fühlt und die Liebe der reichen Braut solange zurückweist, bis er sich ihrer wieder für würdig hält. Da sie ihm, wie Hortense dem Monrose, ebenfalls den Vorwurf macht, er jage nur dem Phantom der Ehre nach, bedurfte es für den Kern der Handlung nur noch der Verwicklung und Lösung mit Hilfe des Ringes, die Lessing aus Farquhars „The constant couple“ geschöpft haben dürfte. Desselben Verfassers „Recruiting officer“ gehört gleichfalls hierher. Dennoch steuerte Diderot das Entscheidende bei: den sittlich ver-

tiefsten Gehalt, wie er in dem für „Minna“ besonders wichtigen „Fils naturel“ erkennbar ist. Innigkeit des Tons, der rührt und doch nicht rührselig ist — wir denken an Justs Pudel —, Zeichnung seelischer Kämpfe ohne Schädigung des Lustspielcharakters, Verherrlichung des Glücks, das reine Herzen einander geben, Entwicklung des sittlichen Konflikts auf Grund entgegengesetzter und doch gleichberechtigter Anschauungen, und Charakteristik eines bestimmten Standes — alles dies könnte ohne Diderot bei Lessing in der „Minna von Barnhelm“ nicht klar vorausgesetzt werden. Überlegen bleibt Lessing dem Franzosen zunächst schon durch das Bild des öffentlichen Lebens, den „temporären Gehalt“, denn Diderot beschränkt sich lediglich auf den Gesichtskreis der Familie. „Minna von Barnhelm“ aber ist mehr als eine dramatisierte Anekdote.

Bot der Krieg den nationalen Boden und verhalf Diderot zum Ausgleich zwischen Lust- und Trauerspiel, so schöpfte Lessing das dritte, das die „Minna“ hoch über frühere und spätere Komödien emporhebt, aus sich selbst: die individuelle Gestaltung der Charaktere, die nicht wie bei Molière oder Diderot ausschließlich einen bestimmten Stand — hier also den militärischen — vertreten, sondern vor allem Menschen sind. Es ist Lessing nicht eingefallen, ausschließlich die sogenannte Offiziersehre zu verherrlichen. Bei der Ehre des Majors von Tellheim handelt es sich nicht um den Major, sondern um Tellheim, wenn man sich auch freuen mag, daß Lessing, zum Teil infolge des Krieges und seiner Bekanntschaft mit dem Dichter und Offizier Chr. E. von Kleist, die Offiziere des friederizianischen Heeres für wert hielt, den menschlichen Ehrbegriff vor aller Welt zu vertreten. Bisher waren die im Drama verwendeten Krieger nur wechselnde Abbilder des römischen Miles gloriosus, des dänischen Bramarbas, oder des Capitano spavento der commedia dell'arte, wie der Horribilicribrifax des Gryphius oder der Kapitän von Schlag in der „Alten Jungfer“ Lessings. Jetzt wird der Stand zum Hintergrunde, von dem sich die einzelnen Charaktere, jeder als Mensch ein Eigenwesen für sich, scharf abheben! Diesen Gedanken muß man zu Ende denken, um den

Schritt von Molière zu Lessing abschätzen zu können. Wohl gab unser Dichter in Anlehnung an Otways „The Soldier's Fortune" seinem Lustspiel den Untertitel: „Das Soldatenglück". Aber er wollte damit nur das Neue andeuten, das in Frankreich und England nichts Neues mehr war, ohne zugleich zu verkünden, daß er selbst durch die individuelle Vermenschlichung der Standesvertreter seine Vorbilder weit hinter sich ließ und schöpferisch-deutsch fortwirkte.

Tellheim hat vorher in Wirklichkeit als Major von Kleist existiert, zu dessen Grabe Lessing 1760 und 1765 wallfahrtete. Er ist nahezu ganz aus dem Leben gegriffen, im Gegensatz zu den Gestalten der „Sara", die aus literarischem Boden erwuchsen. Es ist ein schöner Gedanke, daß Lessings nächste und treueste Freunde Kleist und Mendelssohn, der zum „Nathan" wurde, ihm gerade durch das Denkmal zu danken vermögen, das er selbst ihnen gesetzt hat. Dadurch offenbart sich zugleich Lessings Herz: was in dem lebte, lebt für alle Zeiten.

Um Tellheim als Menschen und Offizier mit Lessings Augen sehen zu können, ist es zunächst erforderlich, dessen Bruder Karl zu hören, der im Anschluß an die Erwähnung Diderots berichtet: „Lessing hatte einen Stand kennen lernen, über dessen Taten seine Zeitgenossen erstaunten, ohne dadurch glücklicher zu werden. Es ist sonderbar, daß Glieder aus diesem Stande immer auf dem Theater karikiert worden waren. Der unpolitische und politische Komiker der römischen Republik, wo die Krieger gewiß im größten Ansehen standen, Plautus und Terenz, stellten ihre Soldaten, die sie auf das Theater brachten, jederzeit in ein lächerliches, meistens in ein verächtliches Licht. Kaum wird vor Lessings ‚Minna' ein deutsches Lustspiel zu finden sein, wo sie anders geschildert worden wären. Bei den Spaniern, Franzosen, Engländern und Italienern, deren Bühnen uns etwas bekannt geworden, ist die Rolle der Soldaten possenhaft, und die Ausnahmen können in keinen Betracht kommen, weil deren zu wenige sind. Schon genug, Lessing zu dem Entschlusse zu bringen, sie einmal von der guten und wahren

Seite zu schildern. Was ihn aber vollends darin bestärkte, war das Schicksal der preußischen Freipartie, welche nach dem Siebenjährigen Kriege abgedankt wurde. Es war freilich im ganzen der Abschaum der europäischen Menschheit, aber wie jede Sache ihre Ausnahme hat, so war es auch unter dieser Art Truppen. Eine Menge sehr edler Menschen hatte sich aus Ehrgeiz, Lernbegierde oder schuldlosem Leichtsinn dazu begeben und verdiente, an der Seite der würdigsten preußischen Krieger zu stehen. Nur wenige Freibataillone hatten das Glück, der preußischen Armee einverleibt zu werden, die übrigen alle mußten das Gewehr strecken, ehe sie sich's versahen, und die Offiziere konnten hingehen, wo sie hergekommen waren."

Den Machthabern ist, wie auch Tellheim-Lessing findet, niemand unentbehrlich. So ist auch dieses Lustspiel eine „Rettung". Aber wie ist der Kurländer denn Soldat geworden, der Werner erklärt, man müsse Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird! Er selbst weiß es kaum, denn „die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten". So urteilt Lessing auch später durch den Mund Appianis und Odoardos. Das Männlich-Kraftvolle des militärischen Standes zog Tellheim an. Es ist „für jeden ehrlichen Mann gut, sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen und Kälte und Entschlossenheit zu lernen".

Ein ganzer Mann ist Tellheim, tapfer und herb, wie Kleist und Lessing, so preußisch herb, daß die fröhliche Sächsin Franziska ein ordentliches Gruseln über ihn und Werner bekommt: „Hu! Was sind das für Männer!" Aus dieser Wurzel entsprießt die Sprödigkeit seines Charakters, durch die sein Ehrgefühl etwas Starres erhält. So wird er zum Vertreter der, wie Minna sagt, „unbiegsamen Männer, die nur immer ihr stieres Auge auf das Gespenst der Ehre haften, für alles andere Gefühl sich verhärten".

Diese Härte ist bei Tellheim nur eine Beigabe stolzer Männlichkeit, nicht eine Eigenschaft, denn nicht nur in Ehrensachen empfindet er fein und zart. Trotz aller Offenheit und allem Geradsinn weiß

er Unglücklichen wie der Frau Rittmeister Marloff mit schonendstem Takt zu begegnen. Justs Pudel rührt den Besitzer nicht so wie ihn: „Nimm mir auch deinen Pudel mit; hörst du, Just!“ Und seinen lieben Werner versöhnt er durch die zarteste Handlungsweise, nachdem er ihn durch herauspolternden Ingrimm erzürnt hat.

Alle die feinen Fäden seiner Empfindung aber laufen zusammen in der tiefen Liebe zu Minna, und der Stärke dieser Liebe entspricht der Wunsch, ihrer wert zu sein. Hier erst setzt der Stolz ein, das Selbstgefühl, das zusammenfließt mit der Empfindlichkeit des Ehrgefühls und dazu führt, die Ansprüche an sich und das Leben zu überspannen. Für einen Liebhaber seines Schlages kann das Korintherwort von der Selbstgenügsamkeit der Liebe nur bedingte Geltung haben. Haben Liebe und Ehre aber ein gemeinsames Ziel, so wirken sie bei einer solchen Natur mit ungeheurer Kraft. „Meine ganze Seele hat eine Triebfeder bekommen,“ ruft er aus, als er das Märchen von Minnas Verarmung erfährt, „ihr Unglück hebt mich empor.“

Lessing war kein Optimist, und Tellheim ist es auch nicht. Einen Charakter wie den seinen muß die große Welt notwendig enttäuschen. Minna beschwört ihn, „das schreckliche Lachen des Menschenhasses“ zu ersticken. Um so bewundernswerter ist das Vertrauen von Mensch zu Mensch, dessen er fähig ist. So oft verkannt und betrogen von hoch und niedrig, seien es nun die Vorgesetzten oder Bediente wie „der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz“, setzt er bei dem einzelnen den eigenen Edelmut voraus. Nur sich selbst gibt er nicht leicht weg. Ein Charakter wie Minna muß es sein, der von dem seinigen angezogen wird, wie der Magnet vom Eisen, um ihn wieder anzuziehen und an sich zu fesseln; und wie in der Liebe, so in der Freundschaft. „Ihr Gemahl war mein Freund“, sagte er bewegt zu der trauernden Witwe des Kameraden; „mein Freund; ich war immer karg mit diesem Titel.“

Liebe zum Soldatenstande ist für einen solchen Charakter gleichbedeutend mit Liebe zur Sache. Freudig gab Lessing, der Freund eines Kleist, Tellheim als Vertreter des ehrlichen Mannes

schlechthin die preußische Uniform, die ihm persönlich wenig bedeutete, ja, die im achtzehnten Jahrhundert eine nicht selten bezweifelte Ehre war, wenn es sich nicht um den alten Adel in den Reiterregimentern und die höheren Grade handelte. Tellheim ist freilich Reiter, vielleicht Husar. Friedrichs Heer bestand aber zum Teil aus angeworbenen Nichtpreußen; und wo hätte Lessing kriegerische Begeisterung gewinnen sollen, er, der ja damals auch einer patriotischen nicht recht fähig war!

Tellheim und Minna sind im Herzen Weltbürger. Lessing läßt denn auch den preußischen Offizier nicht im thüringischen Winterquartier auftreten, oder an der Spitze seiner Soldaten, sondern nach der Verabschiedung, als es gilt, den Menschen zu erweisen. „Nicht alle Offiziere sind Tellheims", wie Minna sagt. Nicht der Krieg: der Friede soll ihm die Erfüllung seiner Wünsche bringen. Fremd geworden ist ihm die frühere Ruhmbegierde, reizlos der Dienst, wenn er auch noch in Stiefeln, kaum frisiert herum läuft, für Franziskas Geschmack gar zu brav, gar zu preußisch. Sie ist es auch, die ihrem Werner die preußische „Parade" abgewöhnen möchte. Aber Lessing hören wir doch in ihrem Spott: „Wenn die Soldaten paradieren — ja freilich scheinen sie da mehr Drechslerpuppen als Männer."

Nicht die Schneidigkeit der Offiziere Friedrichs des Großen hat Minnas Herz gewonnen, sondern Tellheims menschlich-schöne Tat, eine Tat, die dem militärischen Ehrgeiz möglichst wenig entsprach und nur als vereinzelte Handlungsweise eines Offiziers angesehen werden darf. Als der Oberst Guichard 1764 um Vergütung des für seine Hauptleute ausgelegten Geldes ersuchte, dekretierte der König: „Seine Officiers haben wie die Raben gestohlen, sie krigen nichts." „Ohne Tellheims Tat", erklärt Minna, „würde ich nie begierig gewesen sein, Sie kennen zu lernen." Und dieser Offizier denkt wenig soldatisch im Hinblick auf seinen König: „Ich brauche keine Gnade; ich will Gerechtigkeit." Um so mehr achtet er ihn als Menschen: „Ha! Er hat sich auch hier nicht verleugnet." Er ist derselben Anschauung, der auch Minna Ausdruck gibt:

Friedrich II. sei wohl nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann. Des Königs Angebot, Tellheim wieder in Dienst zu nehmen, hat für diesen preußischen Major nichts Lockendes. Ja, Soldat sei er damals gewesen, um sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen: „Nur die äußerste Not hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein." Minna allein fehlt ihm zum Glück, vielleicht auch noch des Glückes Heimat, die Natur, die Einsamkeit Rousseaus, die in der „Emilia" auch Odoardo und Appiani in ihre stillen Zauberwinkel lockt. Den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel will Tellheim suchen, „dem zum Paradiese nichts fehlt als ein glückliches Paar". Der Mensch ist es, den Lessing genau so im preußischen Major wie in dem Juden Nathan entdeckt. Das sagt auch am Schluß der Sachse Bruchsall zu dem Preußen: „Sie sind ein ehrlicher Mann, Tellheim; und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben."

Als Menschen lieben wir auch den Wachtmeister Werner. Ein Tellheim nennt ihn Freund — größere Anerkennung ist für ihn nicht denkbar. Je tiefer der Grad, desto stärker tritt der Stand hervor. Mehr als sein Major vertritt Werner den Soldatenstand; nur kommt es ihm wenig darauf an, in wessen Dienste er ficht: „Soldat war ich, Soldat muß ich wieder sein," sei es auch unter dem Prinzen Heraklius in Persien. Also selbst auf den Soldatenstand überträgt Lessing weltbürgerlichen Geist. Dem achtzehnten Jahrhundert erschien das natürlich, dem unsern wäre es unverständlich. Trotzdem sei es doch der anständigste Beruf, Soldat zu sein. „Sengen und brennen?" sagt Werner entrüstet zu Just, „Kerl, man hört's, daß du Packknecht gewesen bist, und nicht Soldat; — pfui!" Auch dieser Soldat ist ein Charakter. Nichts fällt ihm schwer, wenn es Edles und Gutes gilt, nicht einmal die verhaßte Lüge. Aber die Grundsätze dieses Wachtmeisters haben

ihre Quelle in denjenigen Tellheims; mehr als hundertmal hat er ihn sagen hören: „Das muß ein Schurke von einem Soldaten sein, der ein Mädchen anführen kann.“ Und wenn sein Major ihm sein Geld aufhebt mit den Worten: „Euch Gutherzigen sollte man allen einen Vormund setzen. Ihr seid eine Art Verschwender“, so liefert er ihm auch dadurch nur eine Kopie des eigenen Charakters. Wir brauchen uns ja nur an Minnas Vermutung zu erinnern, Tellheim sei wohl ein Verschwender; er spreche oft von Ökonomie, und „man spricht selten von der Tugend, die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt“. Diese ökonomische Tugend fehlte ja auch Lessing.

Ist Werner ein Abglanz Tellheims, so verdient er seine Franziska, denn in ganz ähnlichem Verhältnis steht deren Charakter zu jenem ihrer Herrin.

Minna von Barnhelm ist Lessing, soweit sich eine Lessing-Natur nur irgend ins Weibliche übertragen läßt. Sie ist nicht eine Gestalt der Comédie gaie und nicht ein Ergebnis von Lesefrüchten. Sie und Franziska lassen sich auch nicht Shakespeares Porzia und Nerissa im Kaufmann von Venedig gleichsetzen, wie Otto Ludwig meint. Nach Grillparzer ist sie ganz aus Anschauung entstanden, „ohne Begriff“. Sie ist die erste Liebhaberin im deutschen Lustspiel, die uns ernst in das Auge sieht, die mehr von uns will als den lachenden Applaus zu ihrer Hochzeit. Noch mehr: selbst die spätere deutsche Komödie hat keine Gestalt aufzuweisen, die soviel Anmut mit soviel Vernunft, soviel Schalkheit mit soviel Charakter verbände. Diese Minna wird dem Mann zu folgen und ihn zu leiten wissen. Das verbürgt die Sicherheit, mit der sie ihn seinen Unglücks-Egoismus als verfehlt erkennen lehrt. Aber diese Minna wird auch die Sonne in Tellheims Hause sein. Das verbürgt ihr Talent, glücklich zu sein und glücklich zu machen; jenes so seltene Talent, das eine Franziska an sie schmiedete. Gemütstiefe, Verstand und heitere Weltanschauung werden hier zum Vorbilde deutscher Hausfrauentugend.

An Klarheit des Geistes nimmt dieses sächsische Edelfräulein

es mit jedem deutschen Philosophen auf. Goethes Wort bleibt trotz mancher Anfechtung wahr, daß Lessing „in Tellheim die Ansichten seiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre, in der Minna seinen eigenen Verstand zum Ausdruck gebracht" hat. Wie alle Frauen Lessings folgert sie höchst logisch, ist also mehr Männertypus. Sie kennt daher die Frauen auch besser, als sie sie eigentlich für uns darstellt. „Franziska," sagt sie einmal, „wenn alle Mädchen so sind, wie ich mich jetzt fühle, so sind wir sonderbare Dinger: zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm." Alle diese Eigenschaften wollen aber bei ihr mit Lessings Augen entdeckt werden, auch die Frömmigkeit. Das vollkommenste Gebet, meint sie, sei ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel. Lessingisch ist ihr Verstand, und sie selbst betont, eine große Liebhaberin von „Vernunft" zu sein. Lessingisch ist ihre Sachlichkeit, ihr deutsches Empfinden, ihre Gleichgültigkeit in Geldsachen, ihre Lust an schlagkräftiger Kürze des Ausdrucks. Allerdings werden ihre lessingischen Tugenden durchflochten von Zügen, wie die ältere europäische Komödie sie bot. Aber welche französische Liebhaberin hätte so bewußt ernst die Intrige eingeleitet, wie Minna, wenn sie an Tellheim den Stolz tadelt und dann zum Entschluß kommt: „Eines Fehlers wegen entsagt man keinem Manne. Nein; aber ein Streich ist mir beigefallen, ihn wegen dieses Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern." Mit der Eigenliebe und Eitelkeit, die Franziska ihr neckisch vorwirft, ist es bei ihr so wenig weit her wie bei Lessing. Um so leichter finden wir die Denkungsart und das Auge Nathans des Weisen in ihrem Bemühen, an den schlechten Menschen die guten und an den guten die schlechten Eigenschaften herauszufinden, jedenfalls aber die Schlechten zu ertragen, denn „sie sind doch auch Menschen". Die Neckerei wird ihr dann zu einer Lust, die weiblich wird, wenn sie auf weitere Begründung verzichtet. Freilich kommt Lessing hier das dramatische Talent zu Hilfe. Die Intrige konnte nicht begründet, mußte aber bis zu Ende geführt werden; mit ihr stand und fiel das Stück als Lustspiel. Und wie verhält es

sich nun mit ihrer Zärtlichkeit, ihrer Liebe zu Tellheim? Nun, sie liebt ihn, um seiner Tat willen, ehe sie ihn kennt. Ihre Liebe hat eine sittliche Wurzel, und von der aus mag man ihre leidenschaftliche oder „wollüstige" Seite einschätzen. Seinetwegen kam sie uneingeladen in eine Gesellschaft: „Ich kam in dem festen Vorsatze, Sie zu lieben — ich liebte Sie schon!" Kann ein Weib mehr Charakter sein und weniger Sinnlichkeit, kann es lessingischer lieben? Sie besitzt auch seine Ruhe in Dingen des Gefühls. Unbeirrt führt sie, Spott und witzige Einfälle brauchend, die Intrige durch und erträgt, nur um sich „den Anblick seines ganzen Herzens" zu verschaffen, die Gefahr, den schon Gewonnenen zu verlieren, während die doch gewiß nicht veilchenhafte Franziska zittert und bebt. Daß Minna gerade deshalb für Tellheim die liebenswürdigste ihres Geschlechts bleibt, wundert uns nicht. Beide wissen in einander die Wurzel ihres Wesens zu erfassen. Wir aber müssen Minna leben sehen und sprechen hören, um ihm für das spezifisch Weibliche beizustimmen: „Sie sind noch das süßeste, lieblichste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmut, ganz Unschuld und Freude! — Dann und wann ein kleiner Mutwille; hier und da ein wenig Eigensinn — Desto besser! Desto besser! Minna wäre sonst ein Engel, den ich mit Schaudern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte."

Weniger lessingisch nimmt sich naturgemäß Franziska aus. Aber auch sie ist kein blasses Erzeugnis der Comédie gaie, auch sie kann nicht in eine Molièresche Zofenrolle gesteckt werden; denn einmal ist sie im Gegensatz zu den französischen Lisetten „wirklich noch Jungfer" und von welttüchtigem Sinne, und sodann ist sie ihrem Gemüt nach eine Ergänzung zu der strengeren, nachdenklicheren, ernsteren Minna, also ebenfalls eine individuelle Schöpfung Lessings. Sie hat, wie der Volksmund sich hier ausdrücken würde, „das Herz auf dem rechten Fleck", und ihre kleinen Schwächen, Mutwille, Vorwitz und Plauderlust, würden wir ungern missen. Auch sie hat etwas von Lessings Dialektik geerbt. Trotzdem aber gibt sie unaufgefordert dem Wirt, der ihre Herrin ausfragt, erschöpfende Auskunft über ihren Lebenslauf. So erfährt man belustigt, daß sie

Franziska Willig heißt, wie Minna einundzwanzig Jahre alt und mit ihr zusammen erzogen ist, da ihr Vater Müller war auf Kl. Rammsdorf, einem von Minnas thüringischen Gütern. Sie und ihr Wachtmeister sind eins und werden eins auch in der Ehe bleiben: ihr Temperament Quecksilber, ihr Herz Gold!

Wie diese beiden Liebespaare lassen sich, freilich nur in dramatischer Beziehung, einander gegenüberstellen einmal Just und der Wirt, sodann die Dame in Trauer und Riccaut, während dem Grafen von Bruchsall nur die Rolle zufällt, die Lösung des Konfliktes zu beschleunigen und der sächsischen Gruppe als männliches Relief zu dienen.

Daß der Wirt und Just zusammen gedacht werden sollen, scheint schon das erste Wort zu fordern, mit dem Just aus dem Schlafe fährt: „Schurke von einem Wirte!" Grundehrlich, zuverlässig, anhänglich und treu, gewinnt Just unsere Sympathie trotz einiger Verwilderung des Wesens, die Werner durch den Hinweis auf den früheren Beruf als „Packknecht" erklärt. „Bestie" nennt Tellheim ihn, als er den Wunsch bekennt, den Wirt zu erdrosseln und zu zerreißen. Aber diese Bestialität beweist nur seine wackeren Eigenschaften und allenfalls seinen heißblütigen Sinn. Sonst ein wenig dumm, zeigt er sich im Rededuell mit Franziska als gewandten, schlagfertigen Debatter, allerdings mit einer Neigung zum Anzüglichen und Derben, die dem Soldaten Werner fehlt. Diese durch den Krieg geforderte rauhe Außenseite wird indessen reichlich aufgewogen durch die Gemütstiefe, die seinem Herren gegenüber zutage tritt. In der Szene, als Tellheim, zu arm um einen Bedienten zu halten, sich von ihm trennen will, tragen der Jammer und die demütige Ergebenheit des braven Burschen wesentlich zu dem rührenden Charakter dieses Lustspiels bei. Er hat kein französisches Vorbild, denn er ist mehr als ein Maskarill höheren Stils. Sein Hauptpartner, der Wirt, stellt den Gegensatz zu ihm dar. Selbst Justs Schwäche, die etwas flegelhafte Grobheit, ersetzt er durch deren inneren Widerspruch, die demütige, kriechende Höflichkeit und feige Zurückhaltung der Zunge. In seinen Bücklingen berührt er mit

der Nase beinahe die Erde wie die Wirte jener Zeit, über deren Kreuz- und Querfragen die Tagebücher der Reisenden seufzen. Selbstisch bis zum Betrug, dabei herzlos und heuchlerisch, redet er jedem nach dem Munde in dem Grade als es der eigene Vorteil wünschenswert macht. Vielleicht würde er in uns ästhetischen Widerwillen erregen, wenn Lessing ihm nicht eine gute Dosis spießbürgerlicher Eigenschaften mitgegeben hätte, die seine Gestalt ins Komische tragen. Dieser Ehr- und Halsabschneider ist ebenso beschränkt wie neugierig, so gravitätisch wie dienstfertig und schwatzhaft, und ein tüchtiger Mime in seiner Rolle wird gerade jene possierlichen Züge an ihm nicht vernachlässigen dürfen. Durch diesen Wirt, zu dem später Goethes „Hermann und Dorothea" den Gegensatz brachte, feiert die bisherige Bedientenseele der europäischen Komödie ihre Auferstehung in einem neuen Kleide. Es ist vielleicht bei Lessing kein Zufall, daß der Wirt in dem Augenblick, in dem er, von Just schon als Schurke charakterisiert, zum ersten Male vor uns hintritt, auch das Christentum im Munde führt. Dieser herzlose, scheinheilige und salbungsvolle Augenverdreher, der halb abstoßend und halb lächerlich wirkt, braucht nicht viel mehr als den priesterlichen Ornat, um auf die Stelle des Patriarchen im „Nathan" Anspruch erheben zu können.

Wie Just und der Wirt, teilen sich die „Dame in Trauer" und der französische Glücksritter in die Partien der Rührung und der Komik, der Moral und der Unmoral. Um anzudeuten, daß Frau von Marloff als Charakter in den Gang der Handlung nicht eingreifen werde, läßt Lessing ihre genauere Bezeichnung durch den Namen im Personenverzeichnis weg. Dient sie dazu, die unverschuldet traurige Lage mancher ehrenhaften preußischen Offiziersfamilie nach dem Kriege und zugleich den Edelmut der Tellheim-Kleist anschaulich zu machen, so beleuchtet den Edelsinn Minnas und den selbstverschuldeten Mangel französischer Emigranten-Leutnants der Seigneur de Prêt-au-val de la Branche de Prens d'or Chevalier Riccaut de la Marlinière, in dem sich drei Typen der europäischen Komödie glücklich vereinigen: der schwadronierende Capitano im

Sinne von Gryphius' Horribilikribrifax, der betrügerische Spieler Riccobonis und Regnards und schließlich der Harlekin, wie ihn Destouches als „Arlequin de l'Arlequinière" in der ersten Fassung seines „Trésor caché" bereits namentlich vorgezeichnet hatte.

Die Kunst des „maître de trictrac", Monsieur Toutabas, ist auch die seinige: „Je sais quand il le faut, par un peu d'artifice d'un sort injurieux corriger la malice." Auch Riccaut weiß mit etwas Kunst die Bosheit eines ungerechten Geschickes richtig zu stellen. Vielleicht kannte Lessing auch ein Buch, das in London während des Siebenjährigen Krieges erschienen war: „Histoire des Grecs ou de ceux qui corrigent la fortune au jeu." Jedenfalls ist der Charakter des Chevalier bewußt ins Undeutsche gezeichnet. Im Schwadronieren, Prahlen und Aufschneiden sucht er seinesgleichen. „Ik bin sehr von seine Freund, Ihro Gnad'," bekennt er Minna eifrig mit Bezug auf Tellheim, der seinerseits bestimmt ablehnt: „Ich versichere, daß ich seiner nicht bin." Freund will er auch sein „von die Minister von — wie heiß der Minister da draußt? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? —", während Tellheim nachher bedenklich fragt: „Wie kämen Riccaut und ein Minister zusammen?" Natürlich ist er auch das verkannte militärische Genie, das durch widriges Schicksal unten gehalten wurde. „Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedient Sr. Päpstliken Eilikheit, der Republik St. Marino, der Kron Polen und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiselle, que je voudrais n'avoir jamais vu ce pays-là. Hätte man mik gelaß im Dienst von den Staaten-General, so müßt ik nun sein aufs wenikst Oberst.... Nein, man kenn sik hier nit auf den Verdienst. Einen Mann, wie mik, su reformier!" Mehr als zwanzigtausend Pfund hat der verdienstvolle Leutnant hier zugesetzt. Die gedankenvolle rhetorische Frage: „Was hab ik nun!" und ihre sofortige Beantwortung: „Je n'ai pas le sou", leiten dann verschämt über zu Minnas Börse. Im Spiel ist er „von die Ausgelernt". So will er mit den ihm gereichten zehn Pistolen „corriger la fortune, l'enchaîner sous

ses doigts, être sûr de son fait“: „das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!“

Die Satire, die Lessing dem Phrasentum unserer westlichen Nachbarn angedeihen läßt, wird nicht geringer durch Minnas späteren Versuch, Riccaut mit der Schwäche des französischen Nationalcharakters zu entschuldigen: „Ich bilde mir ein, dieser Franzose ist nichts als eitel.“ Einer solchen Eitelkeit, die ungeniert im fremden Lande die eigene Sprache als Umgangssprache für sich in Anspruch nimmt, setzt Minna den deutschen Nationalstolz entgegen; da sie Französisch und Riccaut Deutsch verstehe, würde sie in Frankreich sich seiner Sprache bedienen: „Aber warum hier?“ Diesen Appell richtet Lessing an das Selbstbewußtsein der Deutschen, die so gern das Fremde hoch und das Heimische gering achten, ein Jahrhundert vor der Begründung des Deutschen Reiches, damals, als der Frankfurter Patriziersohn Goethe noch lange nicht national-deutsch gesinnt war, als der Adel und das patrizische Bürgertum sich bemühten, durch längeren Aufenthalt in Paris ihre „arm Sprak“, ihre „plump Sprak“ zu vergessen; damals als selbst Preußens König sich ihrer nach Möglichkeit enthielt und ihre Plumpheit in französischer Sprache kritisiert, während er diese rühmte. „Reisen Sie“, schreibt Friedrich der Große in seiner Schrift „De la littérature Allemande“, „von Lissabon bis Petersburg und von Stockholm bis Neapel — wenn Sie französisch reden, werden Sie überall verstanden. Durch diese eine Sprache ersparen Sie sich die Kenntnis einer Menge anderer, die Ihr Gedächtnis mit Wörtern überladen würden, an deren Stelle Sie es nun mit Dingen füllen können, was sehr viel besser ist.“ Friedrich verlangt an anderer Stelle von den deutschen Gelehrten Anwendung der Muttersprache; Lessing aber fordert sie von allen, die in Deutschland weilen, auch von ausländischen Gästen, und in erster Linie von sich selbst. Der kosmopolitische Sachse hat deutscher gedacht und gearbeitet als die nationalsten Führer der deutschen Stämme, Preußen eingeschlossen, — das muß klar ausgesprochen werden.

Zugleich hat er die Hohlheit so mancher bewunderten französischen Eigenheit scharf erkannt und aufgedeckt, wie nach ihm mehr als ein Franzose; noch 1872, also mehr als ein Jahrhundert später, erschien Daudets „Tartarin de Tarascon", dessen gelungenster Vorläufer im Wichtigtun und Aufschneiden Riccaut geblieben ist. Als Spielertypus hat Riccaut ebenfalls Schule gemacht. Großmann machte ihn — in seiner französischen Übersetzung der „Minna" (1782) — zum Gascogner. Riccaut wirkte dann weiter auf Klinger, den Maler Müller, Iffland und Kotzebue. Endlich ging er auf im Fausttypus, während das Spielermotiv im Anfang des 19. Jahrhunderts novellistisch weiter behandelt wurde.

Menschen hat Lessing in seiner Minna von Barnhelm zeichnen wollen, wie in seinen andern Dramen auch, und Land und Stand geben nur den Hintergrund ab für die einzelne Persönlichkeit. Gewiß darf man dabei Tellheim als preußischen Major, Riccaut als französischen Glücksritter ansprechen. Es ist ja auch selbstverständlich, daß die militärischen Gestalten des Stückes den schönen, stolzen Geist widerspiegeln, den Lessing dem Soldatenstande gerade Preußens hat geben wollen. Sonst hätte er diese Krieger eben in eine andere Uniform gesteckt. Falsch ist es nur zu sagen, er habe in der „Minna" ausschließlich den preußischen Soldatenstand zeichnen wollen, so etwa, daß Tellheim nur deshalb dieses hochgespannte Ehrgefühl besitze, weil er preußischer Major sei. Man könnte dann mit noch größerem Recht außerhalb Preußens behaupten, daß Odoardo die Verkörperung des italienischen Offiziers oder der Tempelritter diejenige seines Ordens sei. Künstlerisch haben wir die Werke großer Geister zu werten, — mag sich auch ein jeder freuen, wenn er mit seinem Vaterlande oder seinem Stande bei dem Dichter Ehre einlegt. Aber Menschen waren wir und Individuen wurden wir, ehe wir etwas anderes waren und wurden. Dies allein ist für jeden Unbefangenen, der Lessing kennt und sich über sich selbst hinauszuheben vermag, gedacht in Lessings Geist; denn wenn es einen gab, der Standeseinflüsse gering einschätzte, so war er es, der hochgesinnte und standeslose Vertreter der reinen Menschlichkeit.

Bis zum Überdruß hat man sich auch bei diesem Stück auf die Quellensuche für unwichtige Einzelzüge begeben. Tausend Kleinigkeiten der „Minna“ sind nachgewiesen bei Dichtern, die Lessing kannte. Der Dichter stellt sie zusammen und schafft so das erste national-deutsche Lustspiel — das ist die Meinung manches Naiven im Reich der „Wissenschaft“.

An Goldonis „Locandiera“ erinnern der Eingang zu I, 8 und 9, die Fremdenbuchepisode II, 2 und Riccauts verschämte Bemühung um Minnas „Rekruten“. Auch Goldonis „Un curioso accidente“ und Farqhars „The constant couple“ haben einiges beigesteuert. Voltaires „Café à l'Ecossaise“ ist als Vorbild für das Hotel zum „König von Spanien“ wie geschaffen. Auch bei Voltaire kommt Lindane in eine verzweifelt große Stadt (London), und ihr Vater gewinnt die königliche Gnade. Ist der Feldjäger nicht der Exempt Ludwigs XIV. im „Tartuffe“? Der treffliche Ben Akiba in Gutzkows „Uriel Acosta“ hat recht: „Schon alles dagewesen!“

Trotzdem bildete dieses Stück für jene Zeit eine Offenbarung. Einen Tellheim hatte es in der Kunst noch nicht gegeben, und eine Minna noch weniger, die, Liebreiz und Anmut mit Ernst und festem Willen vereinend, auch lachend sehr ernsthaft sein konnte. Sucht man nach einer Quelle, so findet man sie in Lessings Persönlichkeit. Ihm gelangen, wie Mendelssohn einmal bemerkt, die Charaktere am besten, die dem seinigen am meisten ähnlich waren. So mußte ein Tellheim mit den Jahren notwendig ein Odoardo werden. Das Unbiegsame, Ernste und Hochsinnige in Lessings Wesen geht in seine Männer- und Frauenrollen hinüber und seine Sprache in ihre Gespräche.

Die deutschen Komödien und Tragödien haben in dem Dialog der „Minna von Barnhelm“ an Gedankenklarheit, blanker Form und dramatischer Entwicklungsmöglichkeit ihr unerreichtes Muster gefunden. Nur die kühle Künstlernatur Lessings war imstande, den Dialog so bis ins einzelne in den Dienst der Handlung zu stellen. Freilich haben infolgedessen auch hier alle, selbst Riccaut und der Wirt, etwas von Lessings Pointe und allzu feiner

Dialektik geerbt, und Anfang wie Ende sind auch hier nicht Leidenschaft, Phantasie oder Gigantentum, sondern reine Vernunft und reine Güte.

Sogar die innere persönliche Entwicklung im Verlaufe des Stückes hat nichts Problematisches. Minnas und Tellheims Charaktere schleifen einander ab. Geläutert gehen sie aus dem Konflikt hervor — aber schon während der Läuterung vermochten sie das Problem „Liebe oder Ehre" deutlich zu objektivieren und zu umgrenzen, um ihm dann die persönliche Eigenart anzupassen. Es ist der Sieg der Sache über die Person, den Lessing auch hier erficht. Die Liebenden sind am Schluß des Stückes im Grunde genau dieselben wie am Anfang, sie haben sich nur zur Klarheit durchgearbeitet. Hierin allein besteht ihre Entwicklung. Fast ließe sich, natürlich auf Kosten der Gestaltung und des Humors, diese Komödie in eine prosaische Abhandlung über Liebe und Ehre umschaffen. Darin liegt ihre Stärke und zugleich ihre Schwäche, denn schwer wäre das möglich bei den meisten anderen deutschen Lustspielen, schwer aber auch bei denjenigen Shakespeares.

Lessing hat aus sich, aus seiner Zeit und für einzelnes auch aus der Literatur geschöpft. In der „Minna" verarbeitet er aber außerdem mehr als in den früheren Stücken persönliche Erfahrungen und Erlebnisse. Nicht wie Goethe fühlte er das Bedürfnis sein Leben dichterisch zu beichten. Seine Anakreontik ist ungefähr der Gegenpol zu den Sesenheimer Liedern. Aber schon im „Jungen Gelehrten" ließen sich Spuren eignen Erlebens feststellen, und gerade dieses ist sein bestes Lustspiel außer der „Minna" geblieben. Die rein literarische Kunst ist arm. Will sie es nicht ganz bleiben, so sieht sie sich, wie später Grillparzer seine Sappho sagen läßt, „gezwungen, zu betteln von des Lebens Überfluß".

Erlebt hat Lessing manches an den hier geschaffenen Charakteren, manches auch an der Handlung. Tellheims Name ist wohl schwerlich dem Spitznamen „Tell" des Majors Marschall von Biberstein nachgebildet, den dieser erhalten hatte, weil er ein vorzüglicher Pistolenschütze war und Lübben 1761 nur dadurch vor der Ein-

äscherung bewahrte, daß er, der Feind, die Kontributionssumme vorstreckte. In Ewald von Kleist hat Lessing das Vorbild für den Charakter seines Tellheim gekannt. Nur dieser war ihm innerhalb des gemeinsamen Bekanntenkreises an Selbstlosigkeit, hilfreichem Edelmut und feinem Ehrgefühl gleich. Bei Kleist kam noch rein soldatischer Ehrgeiz hinzu. Seine resignierende Schwermut bei der Beurteilung von Menschen und Verhältnissen ist auf Tellheim übergegangen. In Breslau wurde Lessing durch einen seinem Kleist sehr ähnlichen Neffen oft an den Toten erinnert. Wie Tellheim wurde auch Kleist bei Kunersdorf von seinen Bedienten verlassen, die sich mit seiner Equipage und vierhundert Talern nach Küstrin retteten.

An das Charakterbild Kleists mögen Lessing aber noch andere Züge erinnert haben, die im Kriegsleben vor sein Auge traten und die Tellheim-Rolle ausgestalteten. Der Major von Baczko vom schwarzen Husarenregiment hatte einst ebenfalls einer armen Gemeinde die Zahlung von Kriegssteuern erspart. Seine kriegerischen Taten, an den Lagerfeuern ausgeschmückt, waren in aller Soldaten Mund; und Reiter war ja auch Tellheim wie Lessings Freund, der Stabsrittmeister Marloff. Baczko hatte oft aus seiner Tasche Vorschüsse geleistet. Seine Forderung an die Staatskasse wurde ihm nach dem Friedensschluß trotz der Befürwortung durch den Herzog von Braunschweig bestritten. Er selbst mußte seine Schwadron abgeben und auf Wiederanstellung warten. Da nahm er, ohnehin mehrfach verwundet, 1764 den Abschied mit dem Charakter als Major. Auf dem Kriegsschauplatze war er seit 1759 der zweite Nachfolger des Oberstleutnants von Beust gewesen. Tauentzien hatte mit Hilfe seines Sekretärs Lessing den Nachlaß von Beusts zu ordnen, was vielleicht Baczkos Mithilfe notwendig gemacht hat. Es ist sogar möglich, daß dieser von Lessing persönlich seine Remonten während eines Winterquartiers in Breslau 1761/62 empfangen hat. Nachrichten über Baczko finden sich in der Selbstbiographie seines Sohnes; sie genügen freilich nicht für einen Anspruch, in Baczko Tellheims Urbild zu sehen, tragen aber zu der Überzeugung bei, daß Tellheim ganz, wenn nicht dem vater-

ländischen Boden, so doch mindestens dem zeitgenössischen Leben entstammt.

Wilhelmine von der Goltz, die von Kleist Geliebte und vergeblich Umworbene, hat Minna den Vornamen geliehen. Als Sekretär Tauentziens in Breslau hatte Lessing auch Gelegenheit, die Stände, Offiziere wie Wirte, während des Krieges zu beobachten, und der Stil einer Königlichen Kabinettsorder, wie der Feldjäger sie in der „Minna" überbringt, konnte ihm in der Kanzlei seines Generals nicht fremd bleiben. Der Wachtmeister Paul Werner verdankt seinen Namen dem rasch beförderten und geadelten Generalleutnant Paul von Werner. Wohl mit Rücksicht auf diesen wurde der Name bei der Hamburger Aufführung in Welfer umgewandelt. Eine Sage erzählt, daß er bei Mollwitz als ungarischer Husar Friedrich den Großen habe gefangen nehmen wollen, auf dessen Aufforderung aber mit ihm gegangen sei und dann seit 1757 ein preußisches Husarenregiment kommandiert habe. Ihn grüßte des Wachtmeisters Versicherung am Schluß des Stückes: „Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Über zehn Jahr ist Sie Frau Generalin oder Witwe!" Tatsächlich stammte General von Werner aus Ungarn. Aber er hatte schon neunundzwanzig Jahre im österreichischen Heere gedient, als er 1751 als Rittmeister sich zurückgesetzt fühlte und in preußische Dienste übertrat. Auch Lessings Werner fürchtet, er würde „leicht ein schlechter Rittmeister und sicherlich ein noch schlechterer General" sein (III, 7). Der Prinz Heraklius, zu dem Werner ziehen will, hieß eigentlich Irakli. Er war seit 1760 König des heutigen russischen Transkaukasien (damals persischen Georgien). Gegen die Türken kämpfte er allerdings erst 1770, Gerüchte aber wurden schon damals verbreitet, daß er, wie Werner versichert, „nächster Tage die ottomanische Pforte einsprengen" werde.

Historisch ist ferner die „Affäre bei den Katzenhäusern". Die Katzenhäuser heißt ein dreihundert Meter über dem Meeresspiegel gelegenes Plateau, das, scharf umrandet von den Tälern der Elbe, Mulde und Triebisch, an dem Dorfe Katzenberg — früher Katzenhäuser — aufsteigt, in der Mitte zwischen Nossen und dem

Lessing so wohlbekannten Meißen. Man sieht von da bis zum Erzgebirge. Am 13. November 1759 kämpfte dort Friedrich mit Daun. Ende Juli 1760 lagerte der König wiederum auf jenen Hügeln, die dann seit dem Frühjahr 1761 die Operationsbasis des Prinzen Heinrich bildeten und diesem am 28. Oktober 1762 den Sieg bei Freiberg ermöglichten. Joseph II. ließ sich 1766 das Gelände zeigen.

Aber auch die unkriegerischen Stätten sind von Lessing geschaut. Minna kämpft ihre Herzensschlacht mit Tellheim in dem Gasthof zum „König von Spanien“ aus. Der Name deutet auf das Hotel zum „König von Portugal“ in der Berliner Burgstraße, das zugleich belebt wird durch die Erinnerung an Hauffs „Sängerin“, Fritz Reuters „Reis' nach Belligen“ und an die vergnügten Zusammenkünfte von E. T. A. Hoffmann mit W. Alexis, Hauff und Hitzig. Als Lessing dort mit Nicolai, Sulzer und Ramler aus und ein ging, empfing das Haus Besuch der vornehmsten Kreise. Aber als in unsern Tagen das Königtum aus Portugal verschwand, war der königliche Zuschnitt des Hotels fast schon ein Jahrhundert dahin. Ein weiser Zufall war es, daß Lessing sich gerade an das spanische Königtum hielt. Nun behauptete (nach Dittmar, „Erzählungen aus meinem Umgang mit Garve“, 127) die Mutter des Philosophen Garve, Lessing selbst habe erzählt, daß ein ganz ähnlicher Vorgang wie in der „Minna“ sich in dem Breslauer Hotel „Zur goldenen Gans“ abgespielt habe. Ein Seelenheil hängt von der Frage nicht ab, und Lessing würde sich über ihre Erörterung vermutlich lustig machen, zumal da ja auch literarische Quellen in Frage kommen. Tatsache ist jedenfalls, daß in dem Hotel nichts Breslauisches, aber viel Berlinisches zur Sprache kommt. Da sind Generalkriegskasse und Hofstaatskasse, die Tellheim beschäftigen. Da ist die Frage des Wirts: „Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majestät?“ Näher dem König befand sich nichts als gerade dieses Gasthaus. Da ist Riccauts Hinweis auf den Kriegsminister. Ist es somit wahrscheinlich, daß Lessing an dieses Hotel gedacht, so ist es auch möglich, daß er den Wirt gekannt hat. Dieser Glückliche hieß 1766, also kurz nach dem Entstehen der

„Minna", laut den Grundstücksakten Friedrich Ziese. Mangels jeder persönlichen Nachricht von ihm muß aber sein Name als zu gut gelten, um die Annahme einer Beziehung zu der Wirtsfigur Lessings zu erlauben.

Vielleicht erfährt die Art, wie der Wirt seine sächsischen Gäste aushorcht, geschichtliche Bestätigung und Erklärung durch folgenden Bericht eines österreichischen Reisenden: „Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit jemand, der bei der königlichen geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröffnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spione in den großen Städten die Wirte, Traiteurs und Eigentümer der Hôtel garni wären, für welche der König zum Teil ganz, zum Teil die Hälfte des Zinses bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung erteilt. . . Für das aber, daß der König für diese Wirte den Zins zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheinet — von seinen bei sich habenden Briefschaften täglich einen verläßlichen Protokollauszug der geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verläßlicher als durch die Wiener Tagzettel täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten angekommen und was allda seine Beschäftigung sei."

Erlebt hat Lessing in viel höherem Grade die Empfindungen, die Sachsen und Preußen auch nach dem Kriege gegeneinander beseelen mußten. Als preußenfreundlicher Sachse hat er ihnen durch „Minna von Barnhelm" eine Brücke zunächst auf künstlerischem Gebiet geschlagen. Goethe hat das sogleich erkannt und in „Dichtung und Wahrheit" treffend ausgedrückt. „Die gehässige Spannung," sagt er, „in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemütern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte

Lessings Minna im Bilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt." Lessing selbst spricht sich darüber in einem Brief vom Mai 1777 an Nicolai aus: er sei in Leipzig für einen Erzpreußen und in Berlin für einen Erzsachsen gehalten worden, weil er „keines von beiden war und keines von beiden sein mußte, wenigstens um die Minna zu machen". Nicht ohne Absicht hat er wohl auch zu dem Titel dieses Stücks im Gegensatz zu seinen übrigen die Bemerkung gefügt: „Verfertiget im Jahre 1763." In ganz wörtlichem Sinn ist diese Notiz nicht haltbar, da nur Idee und erster Entwurf dem siebenten Kriegsjahre und dem Breslauer Aufenthalt angehörten. 1765 gibt er dem Stück, unterstützt durch Ramlers Kritik, die letzte Form. Im Druck erschien es zwei Jahre später bei Voß als letztes der Lustspiele.

Die Wirkung der Minna auf die Zeitgenossen war durchschlagend. Selbst die Karschin gestand: „Vor ihm (Lessing) hat's noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen hätte." Nur wenige standen mit sauersüßer Kritik eifersüchtig zur Seite. Ch. Felix Weiße schreibt an Ramler am 12. Dezember 1767: „Ein ehrliebendes Mädchen, das einem Offizier, von dem sie seit langen Jahren, den Jahren des Friedens, nichts weiter gehöret, von dem sie also vermuten muß, daß er sie vergessen und vielleicht durch neue Verbindungen gefesselt ist, bei einem großen Vermögen, dreißig Meilen nachläuft, erweckt einen gewaltigen Verdacht wider ihr moralisches Gefühl, und man kann sie für nicht anders als für frech und ungezogen halten. Jener Beweggrund aber würde ihr gleich die Vermutung von der Ursache seines langen Stillschweigens an die Hand gegeben und seinen um ihren Charakter erhöht haben. Doch Kritiken lassen sich leicht machen, und es wird immer ein unsterbliches Stück auf dem Theater bleiben." Und am 4. Mai 1768: „In der Tat

sollte man bei Stücken, die einen solchen Eindruck beim Zuschauer machen, nicht so subtilisieren, und dies, dünkt mir, ist unsers Lessings Methode."

Noch in dem Jahre ihres Erscheinens wurde die „Minna" aufgeführt; in Leipzig im Beisein des jungen Goethe, der sie namentlich in ihrer Exposition sich als Muster setzte für seine ersten Komödien, „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", und sich selbst an einer Privataufführung im Schönkopfschen Hause beteiligte. Die Aufführung begegnete in andern Städten, besonders in Hamburg bei dem Residenten Hecht, zunächst Schwierigkeiten. Berlin und Paris warteten die Erlaubnis des preußischen Ministers des Auswärtigen ab, da Friedrichs II. Person im Hintergrunde des Stückes ohne den dem Herrscher gebührenden Nimbus erschien, die Exaktheit der Polizei und paradierende Soldaten als Drechslerpuppen verspottet wurden. Dann aber ging das Stück den Weg, auf dem es allmählich die ganze gebildete Welt erobert hat. Am 30. September 1767 wurde es in Hamburg, am 14. November in Wien, am 18. November nochmals in Goethes Gegenwart in Leipzig, am 21. März 1768 in Berlin, am 3. Mai in Breslau gegeben. Die Hauptstädte Preußens und Sachsens jubelten der „Minna" am meisten zu. Die kleineren deutschen Residenzen folgten mit Vergnügen dem Beispiel der Großstädte, und in Halle spielte der junge Anhalter Prinz selbst bei einer Studenten-Aufführung den Tellheim. Über die erste Döbbelinsche Aufführung der „Minna" in Berlin berichtet Karl Lessing dem Bruder am 22. März 1768: „Ja, ja; Döbbelin gab sie! Und ich muß dir sagen, er hat damit das Publikum versöhnt, das in seine Bude gar nicht mehr kommen wollte. Gestern sah ich aber ein volles Parterre und, was noch seltener ist, ein vergnügtes. Gewiß, Bruder, seit langer Zeit hatte ich keinen so frohen Abend, und denke auch heute ihn wieder zu haben. . . . Wahrhaftig, ich dürfte nicht an deiner Stelle sein, ich schriebe Komödie auf Komödie." Am 11. April fügt er dann noch hinzu: „Deine Minna wurde zehnmal ununterbrochen vor einem vollen Hause aufgeführt, und es wäre noch mehrmals geschehen, wenn nicht das

letzte Mal der Prinz Heinrich, die Prinzessin Philippine und der Markgraf Heinrich zugegen gewesen wären. Aus Achtung gegen sie wurde das Stück nicht laut vom Parterre wieder verlangt. Dieses Wiederfordern ist auch erst durch dein Stück eingeführt worden."

Unerfreulich war Lessing die Mitteilung, daß der Darsteller des Just das Wort Hure halb verschlucke, weil man es anstößig finde. Auf einem Blatt, das man in seinem Nachlaß fand, stand unter dem Titel Delikatesse: „Man hat über das Wort Hure in meiner Minna geschrieben. Der Schauspieler hat es sich nicht einmal unterstehen wollen zu sagen. Immerhin; ich werde es nicht ausstreichen und werde es überall wieder brauchen, wo ich glaube, daß es hingehört," denn „sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in einer Person. Nur weil sie sich dieser zu sehr bewußt sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Äußerliches an. Durch nichts verraten sich dergleichen Leute aber mehr als dadurch, daß sie sich am meisten durch die groben, plumpen Worte, die das Unzüchtige geradezu ausdrücken, beleidigt finden lassen und weit nachsichtiger sind gegen die schlüpfrigsten Gedanken, wenn sie nur in feine unanstößige Worte gekleidet sind."

1771 übernahm Koch als Nachfolger des jüngeren Schütz die Berliner Truppe, eröffnete die Bühne mit der „Sara" und führte dann oft die „Minna" auf. „Wir haben sie hier zwanzigmal hintereinander gespielt", schreibt Ramler an Knebel am 3. August 1771; „wir haben sie in Kupfer stechen und in die Kalender setzen lassen; wir haben diese Minna sogar auf die Punschnäpfe malen lassen. Nur hat sie ihm (Lessing) nichts eingebracht: das ist alles, worüber er sich beklagen kann." Chodowiecki mit seinen Kupfern erregte Aufsehen.

Die Frankfurter und Wiener Bühne strichen bei der Aufführung die Riccautfigur, um Frankreich nicht zu verletzen. Lessings alte Leipziger Freundin, die Huber-Lorenzin, erntete als Minna großen Beifall. In London wurde das Stück unter dem Titel „The disbanded officer, or the Baroness of Bruchsall" 1786 ge-

geben; eine englische Übersetzung von 1799 erhielt den Titel „The School for Honour, or the Chance of War“.

Unberechenbar ist der veredelnde Einfluß, den das Lustspiel auf die deutsche Literatur ausgeübt hat. Daneben schuf es äußerlich die neue Gattung des Soldatenstückes. Innerhalb von 50 Jahren erschienen 260 Dramen, die unmittelbare Einwirkung der „Minna von Barnhelm“ zeigen. Die einen knüpfen mehr an das Soldatenglück an, betonen den Konflikt zwischen Dienst und persönlichem Leben und vertreten den Stand; die andern pflegen mehr die bürgerlich-häusliche Seite im Sinne des Rührstücks. Erst als die deutschen Dichter aller unteren Grade den Stoff bereits zu Tode gehetzt hatten, wies ihm 1809 ein später genialer Verwandter von Tellheims Urbild, Heinrich von Kleist, in dem „Prinzen von Homburg“ neue Wege.

Lessings „Minna von Barnhelm“ steht inmitten der Nachahmungen mit und ohne Regimentsmusik hoch und einsam da „als die wahre Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt,“ wie Goethe sagt, dabei von allgemein treu-germanischem Charakter, verklärt durch hellen Weltsinn und edle, freie Menschlichkeit. Schon dieses Werk allein würde in seiner silberreinen Fassung, unversehrt vom Staub der Zeiten, Lessings Namen aus einem Jahrhundert ins andere tragen.

Anmerkungen.

Anmerkungen.

Leben und Werke. Außer den grundlegenden Biographien von Lessings Bruder Karl, der Mendelssohns „Grundzüge" verwerten durfte, Danzel-Guhrauer und Erich Schmidt seien hier genannt die biographischen Arbeiten von Adolf Stahr, Karl Borinski, Hugo Göring, Richard M. Werner, Robert Riemann, Otto Ernst, Richter von der Rother und Christoph Schrempf, dem wir außerdem die beste Darstellung von Lessings Philosophie verdanken. Die von Karl Lachmann 1838/40 herausgegebenen Werke sind von Franz Muncker seit 1886 neu bearbeitet und vermehrt. Nachträge bringt der 22. Band. Die alte Hempelsche Ausgabe, besorgt von Redlich, Boxberger, Schöne, Groß, Große, Pilger, Vatke und Zimmermann, ist in der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" — zum Teil noch im Erscheinen begriffen — neu herausgegeben von J. Petersen in Verbindung mit Budde, Krähe, Oehlke, Olshausen, Riezler, Stemplinger und Zscharnack. Lessings Briefe in Auswahl hat 1911 im Insel-Verlag J. Petersen erscheinen lassen. Aus der riesigen Einzelliteratur seien als hervorragend herausgehoben Kuno Fischer, „Lessing als Reformator der deutschen Literatur" (1881), Gustav Kettner, „Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit" (1904) und Wilhelm Dilthey, „Das Erlebnis und die Dichtung" (1907). Was sonst im einzelnen in neuerer Zeit von R. M. Meyer, E. Consentius, R. Petsch, O. Walzel, G. Witkowski u. a. zur Lessingforschung beigetragen wurde, kann hier nur angedeutet werden.

S. 1. Kamenz. A. F. Büsching sagt in seiner „Neuen Erdbeschreibung", Hamburg 1761: „Camenz, die fünfte unter den Sechsstädten, hat eine bergichte Lage an der Elster und enthält außer der Stadt- und Pfarrkirche eine wendische Kirche und fünf andere kleine Kirchen und drei Hospitäler, imgleichen eine lateinische Schule. Es wird hier Tuch und Leinwand gemacht. Ungefähr im 13. Jahrhundert ist hierselbst ein Flecken angelegt und 1255 nach einem Brande von neuem erbaut und zu einer Stadt gemacht worden." Auch L. W. Gilberts „Handbuch für Reisende durch Deutschland", das 1792 erschien, kennt noch das Kamenz Lessings. Damals zählte die Stadt 3300 Einwohner gegen 2400 im Jahre 1772. In Garnison lagen zwei Grenadierkompagnien. — In den „Kritischen Nachrichten" des Mylius, die Lessing als gelegentlicher Mitarbeiter seinem Vater von Berlin aus zu senden pflegte, findet sich die Besprechung des medizinischen Gedichts (!) eines Kamenzers namens Reinhard, die vielleicht von L. herrührt. Die dichterische Zueignung preist die Vaterstadt:

Sic te moderante Camentia stabit
Cultior, adsuescetque bonis parere senatus
Legibus; adsuescat missa ruditate precamur.

S. 3. Familie Leſſing. Dem folgenden Abſchnitt liegt in erſter Linie zugrunde das verdienſtliche, prachtvoll ausgeſtattete Werk „Geſchichte der Familie Leſſing“ von Arend Buchholtz dem Schöpfer und Direktor der Berliner Stadtbibliothek, der damit einem Auftrage Karl Robert Leſſings nachkam und nun die reiche auf deſſen Sohn vererbte Leſſing-Bibliothek in der Dorotheenſtraße 13 ſorgfältig katalogiſiert hat. Eine Sammlung von Erſtausgaben u. dgl. beſitzt auch Oberſtleutnant Leſſing in Kiel, freilich nichts Handſchriftliches von Bedeutung. Eingehende Benutzung der beiden Folianten von Buchholtz war umſomehr geboten, als E. Schmidt ſie für die 3. Auflage ſeines Werkes nicht mehr ausſchöpfen konnte (vgl. „Leſſing“ I S. 709).

S. 4. Namensform Leſſing. Daß die Endung -ing im allgemeinen auf ältere Germaniſierung hinweiſt als beiſpielsweiſe die Endung -itz, lehrt ein Aufſatz Leſſiaks (Anz. 32, 1908, S. 132): während die von Süden kommenden direkten Nebenflüſſe der Donau in Nieder-Öſterreich, ſoweit ſie mit dem Suffix -ika (im 7. und 8. Jahrhundert >ica) gebildet ſind, die Form icha aufweiſen (ſpäter >-ing, z. B. Mödling, Sirning), haben die ſpäter übernommenen Namen anderer Zuflüſſe zumeiſt die jüngere Lautgeſtalt -itza (z. B. Peiſtritz). Im folgenden gebe ich noch eine Ausleſe über die ſlawiſche Lautgruppe „les“.

P. Kühnel, „Die ſlawiſchen Orts- und Flußnamen im Lüneburgiſchen“, Hannover 1902 (nicht im Buchhandel), S. 334: Leſſien = 1624 Dorf Leßgyn, 1700 Laſſine, 1750 Leſſine — zu altſlawiſch Lêsŭ Wald ON. polniſch Leśna, tſchechiſch Lesna, alſo Waldort. Pfuhl, „Lauſitziſch-Wendiſches Wörterbuch“, Budiſſin 1866: Les = Buſch, Wald. kaz lesny muz = ſchreien wie ein Waldmenſch. Lesar, Lesnik = Waldbewohner. Lesnica = Waldhorn. P. Roſt, „Die Sprachreſte der Draväno-Polaben im Hannöverſchen“, Leipzig 1907, S. 399: los = Wald. lesneica = Waldbach. Leſſin = ein hannoveriſch-wendiſcher Name (vgl. oben). Linde, „Polniſches Wörterbuch“, Lwów (Lemberg) 1855, S. 623: Lesniak = silvestris homo, ein Menſch, der in Wäldern wild lebt. Lesniczy = Förſter. Lesnik = Förſter. Lesniec = in eine Wildnis ausarten. Lesny = der Heger.

S. 14. Schweſter. Der Braunſchweiger Carl G. W. Schiller, deſſen handſchriftliche Vorarbeiten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts für ein Leſſing-Album mir zur Verfügung ſtanden, charakteriſiert Leſſings Schweſter als herrſchſüchtig, geizig, beſchränkt, pietiſtiſch-orthodox, bezeichnet indeſſen damit nur die ungünſtige Seite ihres Charakters. Vgl. Schillers Schrift über „Braunſchweigs ſchöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800“ (Wolfenbüttel 1845).

S. 15. Johann Theophilus Lessing, Rektor in Chemnitz. Ein berühmter Zeitgenosse und gelehrter Freund Lessings, Heyne, Chemnitzer Kind, wird in des Theophilus Gedicht ebenfalls erwähnt. Er hatte der Schulbücherei seine Schriften übersandt, die heute in der Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Vergleiche zu Theophilus L. Kirchner im 3. Jahrbuch des Vereins für Chemnitzer Geschichte und zuletzt O. P. Happach in der Wiss. Beilage der Allg. Ztg. Chemnitz, 24. Nov. 1910, die zugleich einen stimmungsvollen Aufsatz P. Landaus über die Neuberin enthält.

S. 17. Barmherzigkeitsstift in Kamenz 1829. Die Schilderung der Einweihung des Stifts und der Feier des hundertjährigen Geburtstages bildet einen Anhang zu der harmlosen Schrift des Kamenzer Scabinus Gräve: „Lessing als Mensch". Unter den Subskribenten, deren Namen der Verfasser verzeichnet, finden sich viele Geistliche, Adlige und Minister, mehrere Lessinge, ein Carlowitz und ein Haberkorn aus Kamenz.

S. 19. Karl Gotthelf Lessing als Herausgeber von Lessings Nachlaß. Außer Karl waren Fülleborn und Eschenburg, Ramler und Mendelssohn bei der Sichtung und Herausgabe tätig. Am heißesten war die Ungeduld natürlich in Lessings Freundeskreise. In Ramlers Nachlaß fand ich ungedruckte Briefe des Braunschweigischen Kammerherrn v. Döring und seiner Gattin Eleonore in Wolfenbüttel, die das aufs neue bezeugen. Am 13. Februar 1784 schreibt Eleonore an Ramler: „Kommt denn noch nichts von unserem Lessing? Nun ist er in wenig Tagen drei Jahr tot und scheint ganz vergessen, ich nehme Ihr und unser Herz ganz aus, denn in dem meinigen ist er noch ganz gegenwärtig. O undankbare Welt! — Nachlässiger Bruder, denn an dem liegt's gewiß, ich glaube, das Ergänzen hält ihn so lange auf, und die Welt würde ihn dieser Arbeit gern überheben und verlöre durch diese Gefälligkeit nichts." Und nachschriftlich: „Jetzt höre ich von Döring, daß Sie Lessings Schriften Ostern herausgeben, dem Himmel sei für diese Wohltat gedankt." Am 20. Februar 1784 schreibt v. Döring selbst aus Altona: „Ich freue mich, daß der Münzdirektor Lessing Ihnen und Mendelssohn die Ausgabe der Schriften seines seligen Bruders übertragen hat. Ein Wunsch, den auch ich ihm wiederholt äußerte, als er mir nach dessen Tode diesen gelehrten Nachbar anvertraute. Die Lessingischen Handschriften waren teils so undeutlich geschrieben, daß ich, so glücklich ich sonst auch im Ausklauben bin, manches doch nicht herausbringen konnte." Diese Mitteilungen haben, soviel ich sehe, inhaltlich keine Parallele. Döring, bei dem Lessings Stieftochter Malchen nach Lessings Tode die erste Zuflucht fand, war also selbst bei der Herausgabe wenigstens lesend zeitweise tätig. Er wird sich die Papiere wohl nur für ein paar Tage zur Lektüre ausgebeten haben. Daß Lessings Handschrift oft schwer zu entziffern ist, trifft zu. — Von früheren Arbeiten ist außer der schon erwähnten C. W. Schillers noch die von L. Tieck in den ersten An-

fängen stecken geblieben; vergleiche seinen Brief an W. Menzel, 29. Juni 1841.

S. 22. Kamenzer Kürassiere. Das ungedruckte Tagebuch des späteren Göttinger Professors G. Achenwall, das nach Biedermanns Zitat unauffindbar war, von J. Joachim aber glücklich für mich neu entdeckt wurde (Göttingen, Univ.-Bibl. Cod. MS. Achenw. 218, I, II), macht von dem Oberst des Regiments zehn Jahre später (1743) eine so schlimme Schilderung, daß Kamenz damals als Ort für Strafversetzungen hätte gelten können, wäre das Regiment nicht eines der schönsten Sachsens gewesen.

S. 23. Kamenzer Lyzeum. Die fünf Lehrer waren der Rektor, Konrektor, Kantor, Baccalaureus und Auditor. Die Anstalt richtete sich nach der Ordnung der Partikularschulen (Sächsische Kirchenordnung 1580; vgl. Vormbaum, Ev. Schulord. I, 334 ff.) Das blieb so bis zur Ernestinischen Ordnung von 1773. Die Namen der Rektoren sind, chronologisch geordnet: Nessel (bis 1586), Canitius, Schütz, Faust, Manitius, Freygang, Hartmann, Lindner (1720—37), Heinitz (1737—43), Bernauer (1744), Vogt (1744—72), Praetorius (1772—85), Horn und Jndinger. Vgl. die schöne Arbeit E. Schwabes: „Das Lyzeum zu Kamenz in der Oberlausitz zur Zeit von G. E. Lessings Schülerjahren", in den „Neuen Jahrbüchern für Pädagogik" V, Leipzig 1902. Berichtigen möchte ich nur einen Hinweis: das Aktenstück, das Schwabe unter 5 G zitiert, trägt in Wirklichkeit die Aufschrift 5 S Nr. 3, Schulsachen.

S. 25. Aufführungen. Noch 1779 wurde in Kamenz „Emilia Galotti" lateinisch aufgeführt.

S. 25. Heinitz, 1735 Magister. Die erste Stellung war ein kurzes Konrektorat in Kottbus; 1737 starb in Kamenz der achtzigjährige Rektor Gottlob Lindner. — Der deutsche Unterricht in Prima zerfiel in Logik und Oratorie. Heinitz fügte Poesis germanica hinzu. Der einzige Zweck war Fertigkeit im Reden, Schreiben und Dichten. Gottscheds „Kritische Dichtkunst" lief auch nach Heinitz' Meinung „allen den Rang ab". Gelesen wurden in Kamenz Cicero, Justin, Vergil, Ovid, Äsop. Heinitz versuchte die deutsch geschriebene Märkische Grammatik einzuführen. Geschichte, Geographie und Rechnen blieben als nebensächlich ganz dem Privatfleiß überlassen.

S. 28. Meißen. A. F. Büsching, „Neue Erdbeschreibung", 1761: „Meißen, Misena, eine Stadt an der Elbe und den sich in dieselbe ergießenden kleinen Flüssen Triebisch und Meise, von welchem letzteren sie den Namen hat. Das ehemalige Benediktinerkloster zu St. Afra hat Herzog Moritz 1543 in eine Fürstenschule verwandelt, die Afrauem genennet wird, und in welcher die Anzahl der Schüler, so freien Unterricht und Unterhalt genießen, von 16 auf 108 erhöhet worden. Außer derselben ist noch eine Stadtschule vorhanden, welche man Franciscaneum nennet. Den ersten Anfang der Erbauung dieser Stadt hat König Heinrich I. ums Jahr 930 gemacht. In dieser

Gegend wächst guter Landwein. Das Schulamt Meißen umfaßt 42 Dörfer, welche ehedessen dem Kloster zu St. Afra gehöret haben; nunmehr aber sind die Einkünfte der Fürstenschule zu Meißen gewidmet." — Gilbert, „Handbuch für Reisende", zählt 1792 über 5800 Einwohner.

S. 29. Porzellan. Das erste Porzellan wurde in Sachsen 1706 angefertigt. 1710 wurde die Fabrik von Dresden nach Meißen verlegt. 1780 waren 281 Arbeiter in ihr beschäftigt, 1792 schon 700. Der besondere Aufschwung setzte also erst nach Lessings Tode ein.

S. 33. Lessing in St. Afra. Die Bibliothek der Anstalt enthält leider keine Handschriften, Verzeichnisse und Werke, die für die Lessingzeit Quellen erschließen könnten. Peter gibt in Schnorrs Archiv Bd. X S. 285 ff. die urkundlichen Dokumente über Lessings Aufenthalt, darunter auch den Wortlaut der Gesuche von Lessings Vater. Vgl. auch seine Abhandlung über die Pflege der deutschen Poesie auf den sächsischen Fürstenschulen in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen 1882/86; — Th. Flathe, „Geschichte der Kgl. sächsischen Fürstenschule zu Meißen" (Leipzig 1889); — „Meißen und seine Fürstenschule." Afranisches Merkbuch. (Dresden 1913.)

S. 56. Leipziger Messen. Risbeck stellt 1783 in den „Briefen eines reisenden Franzosen" fest, daß die Messe kein Schatten mehr von der vor 30 Jahren sei. Er rühmt besonders die Wechselgeschäfte und den Handel mit Wolle, Materialien, Spezereien, Sammet und Seidenzeugen.

S. 57. Tracht. Als in den achtziger Jahren der fünfzehnjährige Fr. Perthes bei seinem Brotherrn in Leipzig eintrat, hieß es noch: „Fritz, du mußt dir die Haare vorn zu einer Bürste, hinten zu einem Zopfe wachsen lassen und dir ein paar hölzerne Locken anschaffen."

S. 58. Handschriftliche Aufzeichnungen. Achenwalls Tagebuch (vgl. Anm. zu S. 22) spiegelt besonders die Lebensweise des Adels wider, die sich nach dem Motto gerichtet habe:

Vivons ensemble
Comme de bons amis,
Car il me semble
Que tout nous est permis.

Einmal lacht er über einen Scherz, den er selbst erzählt, und macht sich darauf den stillen Vorwurf: „Du verdirbest alle grâce dadurch." Bei aller Galanterie muß er aber doch mit seinem Schüler regelmäßige Erbauungsstunden abhalten. Auch bei Tisch wurde oft „gepredigt". Mit den Ausdrücken des Knaben hatte er seine Not; nannte der doch einst Achenwalls Mütze „lumpicht". — Von seinen sonstigen Aufzeichnungen, die eigentlich auf ein anderes Blatt gehören, sei hier noch einiges Originelle der Vergessenheit entrissen. Einmal stellt er fest, die Sachsen seien stolz darauf, daß alle ihre Hofnarren aus

andern Ländern bezogen werden müßten, da in Sachsen keiner zu finden sei. Ein anderes Mal wendet er sich Friedrich dem Großen zu bei Gelegenheit von dessen Reise nach Halle. Der König traktiere seine Verwandten wie seine Untertanen; habe die ihm nahestehenden Prinzen vom Geblüt im Vorzimmer stehen lassen, als er die Gräfin von Rödern besuchte. „Le roi de Prusse est un maître très particulier; il est colerico-mélancolique, le plus mauvais et le plus malheureux tempérament. A présent (Januar 1745) il ne parle guère à personne, il a les yeux hagards, le visage farouche." — Voltaire habe den König nach Halle begleitet: „Il rendit visite à Mr. Wolff, il lui parla français et lui répondit en allemand" (vgl. Minna und Riccaut). Dann hätten sie lateinisch über Philosophie gesprochen. Die deutschen Studenten hätten sich an Voltaire gedrängt: „Une foule d'étudiants venait lui offrir leur stammbuch". — Achenwall wirft auch einen Blick auf das Leben am Dresdener Hof. In Frankreich bekomme ein Königlicher Musikus an Gehalt kaum den vierten Teil der Pension eines sächsischen Hofmusikus, und die italienische Komödie in Sachsen übertreffe alle andern.

S. 67. J. A. Ernesti. Noch ungenutzte Briefe Ernestis an Michaelis und Gottsched fand ich in Göttingen (Mich. 322) und Leipzig (Gottsched-Korrespondenz), die alle sorgfältige, stilistisch saubere Form und klaren, Worte sparenden Geist verraten.

S. 67. A. G. Kästner. Das längst bekannte lateinische Zeugnis Kästners (vgl. LZtg., Beilage 1912, Nr. 40) fand ich übersetzt auch in C. W. Schillers Papieren mit der Bemerkung, es liege bei Lessings Quittungen über das Kamenzer Ratsstipendium. — Abraham Gotthelf Kästners „Briefe aus sechs Jahrzehnten" sind im Behrschen Verlage 1912 erschienen. Ungedruckte Sinngedichte von ihm — darunter auch das früher Lessing zugeschriebene „Schönaich — ach ein Ochs" — liegen in Göttingen (Philol. 203a). Einige möchte ich hier mitteilen:

Nr. 5. An Friedrich den Großen.

Du, die einst frei Monarchen lobt und schilt,
O Nachwelt, sprich, wer Friedrich jetzt gewesen?
Voltairens Witz ließ er als seinen lesen,
Auf falsches Geld, da prägt er andrer Bild.

Nr. 12. An Voltaire.

Dein Königreich, das ist dir unverloren,
Du bleibst ein König noch — der Toren.

Nr. 61. An Ramler.

Daß Ramler seines Königs Lob
Durch Fabeln alter Götzen hob,

Das kann ich nicht für tadelnswert erkennen,
Bei Friedrich durft' er nicht den Namen Christi nennen.

S. 71. Johann und Friederike Neuber. Um dieses interessante Paar und das damalige Theaterwesen dem Leser näher zu bringen, setze ich hierher je einen, von Danzel („Gottsched und seine Zeit") nur zum Teil gedruckten Brief der Neuberin und ihres Gatten an Gottsched (Univ.-Bibliothek Leipzig) aus der Zeit, da Lessing in Kamenz erst buchstabieren lernte. Man wird diese Briefe, ihren Kulturwert und Bildungsgehalt besser würdigen, wenn man etwa folgende Zeilen einer anderen Theaterdirektorin, der Frau Schuch in Berlin, an Ramler liest, die ich den Handschriften des Weimarer Goethe-Schiller-Archivs entnehme und hier vorausschicke:

„Werther Freind.

Was machen Sie, Sind Sie gesund, unser Freind, ich Wünsch es, ein Jahr niht einmahl an uns zu denken, ein einziger brief Von ihn maht alles Wieder gutt und dass baldt, sonst Werden Mündliche Vorwürfe folgen, leben Sie Wohl bleiben unser freind, ich aber lebenslang Dero

Freindin Carolina Schuchin."

„Lübeck, den 13. November 1734.

Hochedelgeborner, Hochgelehrter, besonders hochgeehrtester Herr.

Wenn Dero gutes Andenken vor mich noch wie sonst beschaffen ist, so hoffe daß Sie mir vergeben werden, weil ich meine schriftliche Schuldigkeit und Antwort auf Dero letztes höchstgeehrtes Schreiben nach Braunschweig so langsam abstatte, ich habe aber unterdessen nicht aufgehört, Dero hochgeschätzte Freundschaft mit beständiger Hochachtung zu verehren, ich habe beständig an Sie und alle werte gute Freunde gedacht, ich habe Sie zu sehen gewünscht, aber mein tägliches Schicksal hat mir in Leipzig das Herz der Stadtväter und mit denen alle Komödienplätze fest verschlossen und verriegelt. Ich bin gescheucht, verjagt und verstoßen geblieben und bis an das Äußerste des Meeres hierher getrieben, gottlob, daß ich ruhig mit gutem Beifall, obgleich mit sparsamer und mittelmäßiger Einnahme die Zeit über hier habe leben können, man hat doch auch in dieser Stadt von meinem Unglück gehört, und mein erlittenes Unglück in meinem Vaterlande hat bei sehr vielen einen Schreck und vor mich ein Mitleiden zuwege gebracht; so wollte ich mich endlich mit meinem übelgesinnten Schicksal friedlich vertragen und Geduld haben, bis ich mein allerliebstes Leipzig wieder sehen könnte, wenn ich nur versichert wäre, daß mein Unglück nicht auch ein Räuber meiner sehr werten Freunde mit der Länge der Zeit werden könnte. Ich gestehe es, ich fürchte mich davor mehr, als ich Furcht hatte, Gut und Glück zu verlieren, und ich bitte Sie vermöge Ihrer guten Eigenschaften mein Beistand zu verbleiben und mir durch Dero aufrichtige Freundschaft auch das gute Andenken und

die wahre Freundschaft, die übrigens sicher und vor mich gut, zu erhalten, zu dem Ende ich auch die gehorsamsten Komplimente an Herrn von Steinwehr sowohl als an Herrn May ohne Beschwer zu vermelden bitte nebst angehängtem Wunsch, daß Sie mich doch einmal Ihrer werten Zuschrift wieder würdigen mögen. Ich gestehe, daß ich recht hungrig und durstig bin nach einer angenehmen Zuschrift von Ihnen allerseits, und ich zähle alle Stunden, da ich das Vergnügen wieder habe, Ew. Hochedelgeboren mündlich zu versichern, daß ich mit unveränderter Hochachtung beständig bleiben werde Ew. Hochedelgeboren

Dero

gehorsamste Dienerin
und verpflichtete Freundin
F. C. Neuberin.

bei Madame Heinacken in der Königsstraße."

„Straßburg, den 24. Dezember 1736.

Hochedelgebohrner, Hochgelehrter, insonders Hochgeehrtester Herr und Gönner.

Ew. Hochedelgeb. uns sehr angenehmes Schreiben vom 26. Oktober haben wir erst hier erhalten und uns sehr darüber erfreuet. Es danken sowohl ich als meine Frau von Herzen für einen so guten und aufrichtigen Glückwunsch; welcher uns zugleich zu erkennen gibt, wie sehr Ew. Hochedelgeb. vor unser Wohlsein und Glück Sorge tragen. Es ist nur zu bedauern, daß die Sache noch allzu weitläufig aussiehet. Der Brief von Herrn Trömern hat nichts anders als eine historische Erzählung in sich, daß er nämlich die Nachricht erhalten, wie Ihre Russ. Kaiserl. Majestät sich entschlossen hätten, uns kommen zu lassen. Allein wo erfahren wir die Gewißheit der Sache? Wo nehmen wir Geld her eine solche Reise anzutreten? Die man auf ungewiß doch nicht wagen kann. Es wird also wohl nötig sein, daß wir solange warten müssen, bis wir mehrere Gewißheit daran erfahren können. Jetzt leben wir unter dem Schutz des Königs von Frankreich, der so gnädig gewesen und uns in hiesiger Stadt die Erlaubnis erteilen lassen. Wir haben es gottlob nicht übel getroffen, und fehlt uns an nichts als einer Menge Tragödien. Vier Wochen über haben wir hier mit gutem Beifall zugebracht und alle Tage gespielt, obgleich Adventzeit gewesen ist. Die französischen Komödianten agieren hier die Woche drei mal, wir aber alle Tage. Heut und morgen setzen wir aus, auf den anderen Feiertag fangen wir wieder an. Die vornehmsten Männer sind öfters unsere Zuschauer und freuen sich selbst, daß auch die Deutschen ihrer Nation hier immer nachfolgen wollen. „Cato" hat das Glück gehabt, daß er guten Beifall erhalten, welches erst zweifelhaft war, weil der franz. „Cato" verworfen worden und weder hier noch in Paris

aufs Theater kommen darf. Zum guten Glück hatte ich etliche gedruckte Exemplare, die hier rar sind, ich schenkte sie an etliche Vornehme, so bald sie solche gelesen hatten, waren sie anders Sinnes. Wir spielten, sie sahen und gaben ihren Beifall. Straßburg hat zwei Komödienhäuser, in dem einen agieren wir, in dem andern auf dem Roßmarkt die Franzosen: beide können bei jetziger Winterzeit warm gemacht werden. Wie oft wünsche ich, daß ich das Komödienhaus in Leipzig haben möchte! Hier haben wir auch die Ehre, mit Herrn Prof. Witter und Madame Lincken bekannt zu sein. Sonnabend den 22. dieses haben wir „Mithridates" nebst einem Prolog und Danksagung an Königl. Majestät vor die erteilte Erlaubnis aufgeführt, da sich Herr Prof. Witter eine große Freude daraus gemacht hat, seine Übersetzung zu sehen. Es kamen viele Franzosen, die kein Wort Deutsch verstehen, und sahn mit großer Aufmerksamkeit zu. Sowohl die Husaren-Offiziere, als auch andere französische sind so höflich, daß ich nicht genug sagen kann, und sehen unseren deutschen Offizieren hierin gar nicht ähnlich. Der Leutnant du Roi Mr. Frelaus hat uns täglich vier Mann Wache gegeben, welche ungemein scharfe Ordre haben, auf alle Betrunkene oder Bediente oder andere, die ein Geräusch machen wollten, wohl Achtung zu haben und selbige sogleich aus dem Komödienhaus wegzuschaffen. Imgleichen darf sich kein Mensch wer es sei unterstehn, beim Eingange sowohl wegen der Bezahlung als auch wegen der Plätze Lärm oder die geringste Unordnung zu machen, und wer sich einem Soldaten widersetzt, läuft Gefahr sogleich niedergeschossen zu werden, oder wenigstens in Arrest zu kommen. Das sieht hier anders aus, als bei uns, und bei so guten Anstalten ist nicht zu verwundern, daß die französischen Komödianten in gutem Zustande sind. Als wir hierher kamen, wollten wir nicht länger als vier Wochen bleiben und nach Kiel reisen. Es ist aber hier die ganze Zeit Regenwetter gewesen und die Flüsse und Auen so aufgelaufen, daß wir keine Führer bekommen konnten und froh sein mußten, daß wir hier länger Erlaubnis erhalten haben. So ist's mit unserm mühseligen Zustande beschaffen. Ist etwa in Leipzig eine übersetzte Tragödie zu haben, so bitte sehr darum. Ew. Hochedelgeb. empfehle mich, nebst meiner Frau und allen Unsrigen ganz gehorsamst, bitten um Dero fernere Gewogenheit und an Dero Frau Liebste unser mit aller Ehrfurcht begleitendes Kompliment, der ich allzeit bin Ew. Hochedelgeboren

meines hochgeehrten Herrn und Gönners

gehorsamster und Dank schuldigster Diener

Johann Neuber.

Adresse an mich ist: An die Herren Benjamin Metzlers Söhne in Frankfurt am Main."

S. 75. Mitglieder der Neuberschen Truppe wurden: die Männer Schönemann, Lorenz, Suppig, Koch, Fabricius, Schröter, Jacobi, Weiße,

Winzinger, Klotz, Steinbrecher, Türpe, Meyer, Heydrich, Antusch, Schubert, Klotzsch, Bruck, Wolfram, Leppert; die Frauen Lorenz (Mutter und Tochter), Gründler, Steinbrecher, Risch, Buchner, Ehlich, Schönemann, Tummler, Antusch und Kleefelder.

S. 76. An die Jungfer Lorenzin. Die drei Strophen erschienen anonym im „Naturforscher" (9. Dez. 1747, I, 490) und wurden von Lessing nicht in des Mylius Schriften aufgenommen. Auch in Ossenfelders Sammlung, die in Frage käme, stehen sie nicht.

S. 77. Christian Felix Weiße. Die Persönlichkeit Weißes und sein Verhältnis zu Lessing mögen die folgenden Auszüge aus späteren Briefen an Ramler nach den jetzt im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv liegenden handschriftlichen Originalen näher bringen, aus denen schon Schüddekopf sehr viel größere Stücke in Herrigs Archiv Bd. 77, 79 und 82 (1889) mitgeteilt hat; sodann aus den in der Leipziger Universitäts-Bibliothek liegenden Briefen an Hagedorn der interessante Hauptteil eines Schreibens, von dem nur einige Splitter sich in Kirchners alphabetisch nach Namen geordneten Auszügen (Euphorion 11, 1904, S. 420 ff.) finden; endlich im Anschluß an diese Jahre 1762—68 ein Satz aus einem an Herder gerichteten Brief von 1769, der in Bd. 28 der „Altpreußischen Monatsschrift" S. 262, 1891/92 versteckt ist.

Weiße an Ramler.

„Leipzig, den 22. November 1762.

Ich verstehe zwar von meinem Amt noch weniger als nichts, aber mein größtes Glück ist, daß, wenn ich treue Leute habe, ich auch so gar viel davon zu verstehen nicht brauche."

„Leipzig, den 24. Dezember 1763.

Von Paris habe ich Briefe, daß diesen Monat unsers Lessing Miß Sara zu St. Germain von einigen Vornehmen des Hofs aufgeführt wird; wenn ihm etwas daran gelegen ist, so kann er sich bei mir bedanken: ich gab sie, als ich daselbst mich aufhielt, dem Herrn Trudaines de Montigny, dieser hat sie mit Hilfe des Herrn Hubers, meines sehr vertrauten Freundes, übersetzt, und sie wird nächstens in einer Sammlung übersetzter bürgerlicher Trauerspiele von Diderot erscheinen, der zugleich eine Abhandlung über diese Art von Dramen beifügen wird."

„Leipzig, den 7. Mai 1765.

Ich habe schon die ganze vorige Woche auf unsern Lessing gehofft, aber vergebens: nunmehr fange ich beinahe an, das Gegenteil zu glauben: was wollte ich nicht drum geben: wenn ich ihn in Leipzig behalten könnte! Er ist der erste witzige Freund, den ich erwarb, als ich hierher kam, und vielleicht hätten die Früchte einer jugendlichen Muse etwas mehr Reife erlangt, wenn er mit hätte beschneiden helfen; sobald er wieder den Kothurn ergreift

so werde ich die Bescheidenheit haben, ihm denselben ganz zu überlassen: denn so verwegen bin ich nicht, mich mit ihm zu messen: ... Lessing mag noch zehn Sampson und Philotas machen, ich weiß gewiß, daß keine Stadt in Deutschland ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapsel überschickt. Die Franzosen müssen freilich eine große Freude haben, wenn sie durch einen Dichter erfahren, daß sie tapferer sind, als sie vielleicht kaum geglaubt hätten. Ich hatte schon vor sechs Jahren, als ich den Rapin las, den Einfall, aus der Geschichte der Bürger von Calais ein Trauerspiel zu machen und bloß die Tapferkeit der Franzosen schreckte mich ab, da ich nicht Lust hatte, mich in die Satire zu wagen."

„Leipzig, den 7. September 1766.

Ich nehme mir die Freiheit, hier ein Werkchen (Matrone von Ephesus) beizulegen, das der Vergessenheit längst gewidmet war, worüber ich mir Ihr Gutachten ausbitte. Ich habe es vor dreiundzwanzig Jahren, als ich noch auf der Schule war, gemacht und es einige Jahre darnach, als Lessing auf die Universität kam, ihm auch gewiesen. In derselbigen Zeit nimmt es mir ein gewisser Offenfelder heimlich vom Tische, und da ich es längst vergessen habe und nach zehn Jahren einstmals in Altenburg bin, wo die Schuchesche Gesellschaft sich damals aufhielt, seh ich zu meinem großen Erstaunen dies Werkchen aufführen und erfahre zugleich die ganze Begebenheit, wie es in dieser Leute Hände geraten."

„Leipzig, den 15. April 1767.

Wie freue ich mich über das neue Stück, das Sie mir von unserm Lessing ankündigen. Schon längst habe ich seine Erscheinung auf der deutschen Schaubühne erwartet, um — ganz im stillen abzutreten; denn noch ist keiner unter den Deutschen, der sich mit ihm messen darf, und ich am wenigsten. Mein fünfter Band der Beiträge ist zwar zum Druck fertig, aber nunmehr muß ich erst die „Minna von Barnhelm" lesen und sehen, wieviel mir alsdann noch Mut übrig bleibt."

„Leipzig, den 25. Mai 1767.

Wenn ich die „Minna" lese, alsdann bin ich immer wieder in Versuchung auszustreichen und zu vertilgen; aber warum muß ein Mr. Riccaut in diesem Stücke vorkommen: ein unnützer Kerl, dem ich lieber zehn Wernerische Stockschläge als zehn Louisdor gewünscht hätte."

„Leipzig, den 17. Juni 1767.

Sie haben vermutlich schon die ersten Bogen von unsers Lessings Dramaturgie gelesen, sagen Sie mir aufrichtig, liebster Freund, verfährt er nicht mit den deutschen Schriftstellern zu streng? Im Grunde mag er recht haben, aber das gestehe ich, wenn ich diese Kritiken vor zehn Jahren gesehen, in meinem Leben wäre es mir nicht eingefallen, mich ans Theater zu wagen;

denn ich sehe im voraus, was ich zu erwarten habe, wenn die Reihe an mich kommt."

„Leipzig, den 21. Juli 1768.

Herr Lessing hat mir von seinem theatralischen Werke unter der Hand selbst einige Nachricht gegeben: von seiner Matrone von Ephesus hat er mir schon vor etlichen Jahren den Plan gezeiget: bei ihm, wenn ich mich noch recht erinnere, lebt der Mann der Matrone wieder auf; ich wünsche ihm die Muße lange, die er jetzt hat: bei der hamburgischen Truppe aber wird sein Aufenthalt nicht lange sein; denn sie hat weder Glück noch Stern."

„11. März 1776.

Sie sind einmal mein Lehrer, mein Führer, mein Freund und mein Apollo, und wenn ich Ihre Stimme habe, so trotze ich der ganzen übrigen kritischen Welt. . . Alles, was Sie mißbilligen, verdienet ein deleatur. . . . Unsern Lessing hätte ich sehr gern auf seiner Rückreise gesprochen; aber vielleicht hat er einer mündlichen Liebeserklärung ausweichen wollen."

Weiße an Hagedorn.

„8. Oktober 1768.

Mit dem Geh. Rat Klotz wird ein großer Krieg angehen. Lessing hat antiquarische Briefe herausgegeben, die Sie von Nicolai erhalten werden, die alle gegen jenen gerichtet und sehr beißend sind. In eben diesem Tone finden sich drei Rezensionen über die Klotzischen Schriften in der Berliner allgemeinen Bibliothek, vermutlich alle von Lessing. Dieser hat sich entschlossen, seine Bibliothek zu verkaufen und in kurzem nach Italien zu gehen. Ich will wünschen, daß er nicht ein Ende wie Winckelmann nimmt; nicht als ob er umsatteln werde, dazu ist er zu stolz; aber seine Hitze, seine ungebundene Liebe zur Freiheit, seine wenige Ökonomie sind Dinge, die ihn zu Unbehutsamkeiten verleiten können. Die vergangene Woche ist der Professor Riedel von Erfurt bei mir gewesen, der Mann hat mir aber nicht recht gefallen, seine Sitten sind ganz jenaisch, und wenn es wahr ist, was man sich jetzt von ihm erzählet, daß er hier gewesen, um Studenten aufzuwiegeln, und nach Erfurt zu ziehen, würde es ihm schlechte Ehre machen; doch kann ich ihm dies nicht zutrauen, er ging jählings wieder fort und nach Halle zu seinem guten Freunde Klotz. Vor ein paar Tagen habe ich beiliegenden Brief von Herrn Herder aus Riga, dem vortrefflichen Verfasser der Fragmente, erhalten. Alle hier ankommende Curländer erheben seinen edlen Charakter und seine große Wissenschaft ungemein. Er soll auch ein außerordentlich schöner Prediger sein und wünscht sich, wie ich höre, sehr nach Sachsen; kaum glaublich ist es, daß er erst sechsundzwanzig Jahre alt ist. Bedauern Sie uns und den armen Koch nicht, der gezwungen ist Leipzig zu verlassen? Man wird aber gewiß den Verlust zu spät einsehen. Die meisten jungen Kavaliere, die

hier studieren, sagen, daß sie dieses erlaubten Vergnügens wegen mit nach Leipzig kommen, weil sie auf andern Universitäten sonst wohlfeiler leben können und die Dörfer, Caféhäuser und Italiener-Keller können sich für den Dienst, denen man ihnen hierunter geleistet, bedanken."

Weiße an Herder.

„15. März 1769.

Ich schätze Lessing als einen scharfsinnigen und witzigen Schriftsteller hoch und liebe ihn als meinen alten Freund: aber er hat nur zu sehr den Fehler, nach seinem eigenen angenommenen System zu philosophieren."

S. 82. Lessing und Klopstock. Hingewiesen sei auf F. Munckers schönes, seinerzeit von Boxberger töricht angegriffenes Buch über „Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock", Frankfurt 1880.

S. 83. Ossenfelder. Am 28. Juli 1741 kam er nach Meißen, am 6. Mai 1801 ist er gestorben. Über ihn vgl. E. Consentius, Voss. Ztg. 1900, Nr. 326.

S. 95. Fürstendeutsch. 1727, also im Alter von zwölf Jahren, sechs Jahre vor ihrer Vermählung mit Friedrich II., richtete Elisabeth Christine an ihren Großvater mütterlicherseits Ludwig Rudolf von Blankenburg in Berlin folgendes Schreiben, das ich nach dem Original im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel buchstabengetreu gebe. Der kindlich-herzliche Inhalt und Ton macht der Schreiberin gewiß nur Ehre:

„Durchlaugtigster Hertzog
Gnädigster Groß Herr Vatter

In diesster Demuht lege diese geringe Zeihlen Eur Gnaden Zu füssen weil daß neue Jahr bald ein treten wierd so wünsche Eur Gnaden Unterthänigst glük und das Gott Eur Gnaden möge erhalten Vielen Jahre in volkomene Gesuntheit und wolsein ich äußäle mich aller Untertänigst Zu gnaden Verbleibe mit tiffsten respect

Durchlauchtigster Hertzog
Gnädigster Groß Herr Vatter
Untertänigste Gehorsamste Enkelin und Dienerin
Elisabeth Christine."

Die Sammlung fürstlicher Korrespondenz aus dem 18. Jahrhundert im Berliner Geheimen Staatsarchiv zeigt durchweg die französische Sprache. Die um die Mitte des Jahrhunderts blühenden Deutschen Gesellschaften nahmen sich kräftiger der Muttersprache an; so heißt es 1752 in einem handschriftlichen Tagebuch: „Man meinte, sie wäre so unvollkommen, daß man alle andern plündern müßte."

S. 96. Friedrich der Große. Über ihn hat der Prince de Ligne interessante Aufzeichnungen gemacht („Mémoire sur le roi de Prusse"), die ich

nirgend erwähnt finde (Nicolais Nachlaß, Berlin, Kgl. Bibliothek). Um des allgemein bekannten Gegenstandes willen sei hier ein ebenfalls ungedrucktes Urteil von Lessings Freundin Elise Reimarus über die Haltung des Königs im Müller-Prozeß vom 21. Dezember 1779 (an Hennings) mitgeteilt: „Ich sage daß es für einen König schon sehr viel ist, so gerecht sein zu wollen. Ob übrigens diese so sehr glanzvolle Tat, die immer neben einer gewonnenen Schlacht stehen kann, nicht auch ihre umgekehrte Seite habe, ist die Frage. Soviel ist gewiß, daß der König, auf manche ein seitige Klage, ohne die andere Seite zu hören, oft ein Urteil abfaßt, und daß auch oft ein Müller unrecht hatte." — Vgl. die neue Prachtausgabe der Briefe Friedrichs (Reimar Hobbing, Berlin), hrsg. von M. Hein, übers. von O. Bronikowsky u. E. König. In den philosoph. Teilen findet man Lessingsche Gedanken über Toleranz u. a.

S. 97. Christian Wolffs Rückberufung. Dem vertriebenen Philosophen sollte auf Friedrichs Wunsch auch ermöglicht werden, an der Akademie Vorlesungen zu halten. In der Kgl. Bibliothek liegt handschriftlich folgende Kgl. Ordre: „Wenn der Wolf hier kommen wird, so hat es keine Schwierigkeit, denn Unsere Akademie muß nicht zur Parade sondern zur Instruktion sein". Wolffs Ruhm wuchs nun ins Ungemessene. „Ein Mann, dessen Verdienste um die gelehrte Welt nicht zu beschreiben sind", preist eine Handschrift 1752, also zwei Jahre vor seinem Tode.

S. 98. Journal de Berlin. Das Journal erschien jeden Sonnabend. Über dem Sinnbild des Adlers steht das verheißungsvolle Motto: Verité et liberté. In das Exemplar der Kgl. Bibliothek hat Preuß 1839 folgende Notiz eingetragen: „Dieses Journal de Berlin ist von dem Prof. Formey herausgegeben worden und zwar mit Beiträgen von Friedrich dem Großen, welcher auch dem genannten Gelehrten die Unternehmung anbefohlen." Nähere Auskunft über dieses Blatt, welches übrigens höchst selten geworden ist, gibt Formey selbst in seinen „Souvenirs d'un citoyen" T. I, p. 105. — 1765 entstand nach dem Muster der Gazette littéraire de l'Europe die Gazette littéraire de Berlin, die Neuerscheinungen besprach.

S. 98. „La Prusse littéraire sous Frédéric II" gibt eine „Histoire abrégée de la plupart des auteurs, des Académiciens et des Artistes qui sont nés ou qui ont vécu dans les Etats prussiens depuis 1740—1786".

S. 98. Das gelehrte Teutschland von G. Ch. Hamberger vermerkt nur Lebende. Lessing hat auf nicht ganz einer halben Seite Platz gefunden, auf halb soviel Raum wie Lange und Klotz.

S. 99. De la littérature allemande. Friedrichs Schrift kann sehr wohl schon im Anschluß an diejenige Bielfelds, „Progrès des Allemands" (1752, Amsterdam), in den Grundzügen entstanden sein. Schmeichlerisch versichert dieser höfisch-geschmeidige Retter der deutschen Literatur, aus der er Opitz, Canitz, Haller, Hagedorn, Gellert und Gleim besonders heraushebt: „Depuis

longtemps les augustes princes de la maison de Brandebourg ont eu la glorieuse maxime d'accorder à leurs sujets une entière liberté de penser et une protection généreuse à tous les talents; voilà ce qui a produit chez eux tant de grands hommes." — Die weitschichtige Literatur über Friedrichs Zeitalter ist 1908 vermehrt worden durch H. Droysens scharfsinnige Abhandlung „Histoire de la dissertation: sur la littérature allemande publiée à Berlin en 1780. Ein Beitrag zur Charakteristik des Staatsministers Grafen von Hertzberg". (Dazu vgl. dess. Vf. Aufsatz in d. Voss. Ztg., 1. Jan. 1911 und Volz, ebd. 24. Januar 1909.) Droysen führt J. Mösers Vermutung näher aus, die Schrift sei erheblich früher geschrieben als gedruckt worden: die Stelle über Shakespeare und Götz wäre dann nachträglich eingeschoben. Am 30. November 1780 wurde die Schrift in Berliner Zeitungen angekündigt. Die Gespräche des Königs mit einem vertrauten Minister hätten Anstoß dazu gegeben, hieß es in der Presse im Dezember. Der Kriegsrat Dohm übersetzte sie in Hertzbergs Auftrage und gab in der Vorrede einen Hinweis auf ein Gespräch, während dessen sein Gönner H. dem Könige im April 1779 erklärt habe, Tacitus sei ebensogut ins Deutsche wie ins Französische zu übersetzen. Droysen macht wahrscheinlich, daß Hertzberg schon 1781 und noch mehr 1786 in der ohne Ort und Verleger gedruckten „Histoire" es fälschlich so darzustellen versuche, als habe er die Entstehung der Schrift veranlaßt und die Urteile des Königs nach der günstigen Seite hin beeinflußt. Die in der „Histoire" mitgeteilte Korrespondenz wurde während der Drucklegung geführt, sagt also für die Entstehung gar nichts aus (vgl. Oeuvres posthumes de Frédéric II, III S. 63—67, und Oeuvres de F. le Grand XXIV S. 341 ff.). Dürfen wir somit Hertzbergs Anregungen selbst als unwesentlich ausschalten, so ist doch der Inhalt des Briefwechsels als Ergänzung der Urteile Friedrichs über die deutsche Literatur wichtig. Hertzberg nimmt sich in einem Billet vom 12. November 1780 der deutschen Dichter an und nennt dabei Gottsched einen „auteur classique parmi les Allemands". Friedrich lehnt die Ehrenrettung tags darauf mit folgenden Worten ab: „Vous pouvez être content de ma modération, je n'ai fouetté vos Allemands qu'avec des verges de roses et j'ai modéré en bien des endroits la sévérité de la critique; ainsi aye-z moi obligation de ma retenue et ne me poussez pas à bout." Am 14. November erwidert Hertzberg: „Les Allemands se soumettront à la censure très juste de V. M., ils demanderont seulement grâce pour quelques modernes." Kriecherisch also wirft er seine Landsleute zu Füßen Friedrichs als des obersten ästhetischen Richters. Und wie sollte der König zu andern Anschauungen kommen, wenn er am 19. November dieses neue Billet Hertzbergs las: „C'est en relisant et en traduisant cet écrit admirable que j'ai été encore plus pénétré et convaincu de la vérité et de la justesse des excellentes leçons que V. M. y donne à sa nation." Mit schamloser Dreistigkeit be-

hauptet Hertzberg dann in seiner „Histoire", die der König sicher nicht gebilligt hätte: „L'écrit du roi quoique très sévère contre les Allemands fut pourtant applaudi par la plus grande partie de sa nation." — Über Hertzberg vgl. auch „Zur Erinnerung an F. L. Meyer", Braunschweig 1847, 27 f. — Mit den nicht gereimten Versen eines Ungenannten, die aus Spondeen und Daktylen gebildet seien und ihm gefielen, meint Friedrich vielleicht nicht die „Mädcheninsel" von Götz (1772), sondern Kleists „Frühling" (1749), für den Stille ihn zu interessieren suchte. (Vgl. Stille an Lange, 30. November 1748.)

Friedrichs Schrift ist heute allen zugänglich als Nr. 16 der Dtsch. Lit. Denkmale, hrsg. von L. Geiger. Zu empfehlen ist H. Simons Übersetzung bei Reclam. Daß der König die Gegenschrift des Abtes Jerusalem gelesen habe, beweist sein Billet an Hertzberg vom 4. Januar 1781.

S. 102. Friedrich der Große und Gottsched. Die betreffenden Verse in dem Gedicht, das der König Gottsched sandte, lauten:

C'est à toi, le cygne Saxon
D'arracher ce talent à la nature avare,
D'adoucir par tes soins d'une langue barbare
La dure âpreté de ses sons.

S. 106. Frau Gottsched. Ihre Tätigkeit fand in Frankreich entsprechend Anerkennung. Als sie eine Satire Grimms übersetzt hatte, schrieb dieser überschwänglich an ihren Gatten: „Vous aurez la bonté de me mettre aux pieds de Mme Gottsched et de m'y laisser le reste de ma vie." Unentbehrlich für das Verständnis ihres Wirkungskreises ist das ausgezeichnete Buch P. Schlenthers: „Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie", 1886.

S. 106. Pièces régulières. Ein neuererer französischer Forscher, G. Belouin, verzeichnet in seinem umfänglichen Werk „De Gottsched à Lessing" (Paris 1909) die deutsche Nachahmung französischer Stücke bereits als die Anfänge national-deutscher Dramatik. Von der damaligen Leipziger Bühne sagt er: „Dans les mêmes murs où en 1699 l'Electeur roi fait venir des comédiens français pour distraire ses courtisans et les princes, ses hôtes, on verra trente ans plus tard (also zur Zeit, da Lessing, der Begründer des nationalen Dramas, erst geboren wurde!) des professeurs, des marchands et des bohêmes, réunis par le double amour de l'Allemagne et de la raison, applaudi des comédiens allemands, jouant des pièces régulières, écrites dans la langue nationale." Das heißt mit französischen Augen sehen, denn außer der Sprache war nichts an den Stücken deutsch. Hätte es sich so verhalten, dann freilich wäre Frankreich die Wiege unseres Dramas. Glücklicherweise wissen wir, daß Lessing nicht an dieser Wiege stand, als er das deutsche Meisterdrama schuf.

S. 107. Jugenddramen. Die Art, wie Lessing sich dramatisch zu

seinen Vorgängern stellt, hat R. M. Meyer („Lessings Theater") geistreich untersucht.

S. 107. Preisschrift über die Monadenlehre. Hierzu gehört eine Stelle des von Danzel veröffentlichten Briefs, den Formey, Privatsekretär des Königs und Mitglied der Akademie, am 11. Februar 1747 an Gottsched richtet: „Nous n'avons reçu encore que trois pièces sur les Monades pour concourir au prix, et de ces trois il n'y a qu'une qui mérite attention".

S. 110. Lessing und die Frauen. Unter dieser Überschrift hat K. Hirzel am 12. November 1907 einen fesselnden Aufsatz in der Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg (Nr. 17/18) veröffentlicht.

S. 117. Publikum ... vorliebnehmen. Die Stelle steht in einem ungedruckten Briefe Bodes an Elise Reimarus vom 25. Dezember 1786.

S. 119. Misogyn. Die Beziehungen der Dramen und Fragmente Lessings zu England beleuchtet J. Caro im Euphorion VI (1899) S. 465 ff.: „Lessing und die Engländer".

S. 122. Die Juden und das Königl. Porzellan. Wie schwer die Pflicht, Königl. Porzellan zu kaufen, auf den Berliner Juden lastete, bezeugen uns erhaltene Bittschriften, von denen ich eine nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs, Berlin, hier mitteile.

Eingabe der Witwe Marcus Moses an Friedrich den Großen.

„Goldin i. d. Neumark, den 2. August 1782.

Ich soll wegen des Hauses, welches ich aus dem Nachlaß meines 1768 verstorbenen Ehemannes allhier besitze, noch für 270 Taler Porcellaine aus Ewr. Königl. Majestät Manufaktur zu Berlin nehmen und außer Landes debitieren. Ich habe aber schon 1773 für die damals erhaltene Konzesion zum Besitz dieses Hauses für 30 Taler Porcellaine gekauft. Das Haus selbst, welches schon seit 1708 in jüdischen Händen sich befunden hat, ist kaum 200 Taler wert, und daher bin ich unvermögend mehr Porcellaine zu nehmen. Ich habe auch bereits diese Umstände Ewr. Königl. Majestät General-Fiscal von Amières vorgestellt, allein ich finde bei ihm so wenig Gehör, daß ich vielmehr mit Exekution belegt und gezwungen worden bin, einige meiner Kleiderstücke zu veräußern, um nur die Exekutions-Gebühren zu bezahlen. In solcher Not und in der traurigen Aussicht ganz ruiniert und an den Bettelstab gebracht zu werden, werfe ich arme 65jährige Witwe mich zu Ewr. Königl. Majestät Füßen nieder und flehe Allerhöchst dieselben als den gerechtesten und gnädigsten Landesvater um den allerhuldreichsten Befehl, daß ich mit dem meine Kräfte und den Wert meines Hauses weit übersteigenden Porcellaine-Ankauf gänzlich verschonet bleibe, in allertiefster Demut wehmütigst an."

S. 122. Vermehrung der Judenfamilien. Wie schwierig es war, dem natürlichen Vermehrungsbedürfnis auf polizeilichem Wege zu steuern,

lehrt eine Eingabe des Generalfiskals an Friedrich den Großen vom 6. Dezember 1755 (Geh. Staatsarchiv, Berlin), das um neue entsprechende Verfügungen bittet. Es heißt darin: „Es gereichet wider Ewr. Königl. Majestät allergnädigste Intention zur Vermehrung der Juden-Familien, wenn den zweiten Männern der Schutzjuden-Witwen, die nur solange ein Recht haben, als diese ihre Frauen leben, nach deren Tode verstattet wird, sich anderweitig zu verheiraten und dadurch eine neue Judenfamilie zu machen. Ich habe solches schon im Jahre 1750 dem General-Direktorio vorgestellt, und es ist daraus auch den 31. Okt. d. a. die Verordnung ergangen, daß solches nicht verstattet werden solle. Es geschieht dennoch." — Vgl. auch G. Wolf, „Judenzeichen", Ztschr. f. d. Geschichte der Juden, Bd. I.

S. 122. Spätere Judendramen. H. Carrington, New Haven, zählt in seiner Dissertation: „Die Figur des Juden in der dramatischen Literatur des 18. Jahrhunderts" (Heidelberg 1897) 73 solcher Stücke nach Lessings „Juden", darunter Engels „Diamant", Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht" und Kotzebues „Kind der Liebe". Freilich faßt C. den Begriff sehr weit. Das Heiratsmotiv findet sich auch bei Stephanie 1773: „Der neue Weiberfeind und die schöne Jüdin". Erst nach Lessings „Nathan" schrieb J. K. Lotich (1783) sein Stück: „Wer war wohl mehr Jude?"

S. 123. Die Beziehungen von Lessings „Juden" zu „Nathan der Weise" untersucht R. M. Meyer in seinem Aufsatz „Zwei Dramen Lessings", Voss. Ztg., Sonntagsbeilage, 1897, Nr. 37.

S. 125. Mylius und Lessings „Freigeist". Ernst Consentius weist in seiner Schrift „Freigeister, Naturalisten, Atheisten, ein Aufsatz Lessings im Wahrsager" (Leipzig 1899), auf die gedankliche Übereinstimmung von Lessings Drama mit dem genannten Aufsatz im 6. Stück jener Zeitschrift des Mylius hin (6. Februar 1749) und knüpft daran die Vermutung, die Arbeit stamme von Lessing. Hier genügt, um die Entstehung jedenfalls des Dramas zu beleuchten, die Feststellung, daß Lessing und Mylius damals zusammen wohnten, daß wir am 28. April 1749 zuerst von Lessings „Freigeist" hören und auch Lessings lateinischer Brief an den Vater über Mylius aus jenen Tagen (20. Mai 1749) stammt.

S. 125. Freigeisterei und Christentum. 1766 erschien in Danzig eine im Titel mit der Mylius'schen übereinstimmende Zeitschrift: „Der Freidenker", die unter dieser Marke das Ideal des Mannes zeichnet. Dem Herausgeber zur Seite steht, Frau Gottsched nachahmend, die „geschickte Freundin Henriette", die nur französische Bücher liest. Der nicht ganz unbekannte Rauffseysen (s. Gödekes Grundriß 3. Aufl., IV, 1, 832 f.) schreibt 1755 ein Stück „Der Freigeist", das mit demjenigen Lessings nicht viel mehr als den Namen gemein hat. Es spielt in einem Gasthofe und verrät englische, besonders Richardsons Einflüsse schon durch die Namen der Personen Lovelace, Wilson, Battwell, Morden und Davis.

Andererseits vertreten Aufsätze derselben literarischen Gesellschaft, der Rauffseysen angehörte, energisch einen so christlich positiven Standpunkt, daß Lessings Freigeist völlig an den Pranger gestellt ward. Da heißt es (Ms. von 1758): „Glücklicher Vorzug der Christen! Die eine solche göttliche Offenbarung aufweisen können, darin diese Unsterblichkeit unserer Seele so deutlich dargetan wird, daß derjenige, welcher sie nunmehr leugnen will, aller seiner Vernunft entsagen muß. — Welch ein Adel, ein Christ zu sein."

S. 130. Sprache in den Jugenddramen. Vom Jahre 1755 erst schreibt Lessing nahezu ausnahmslos „darinne", während „alleine" und „allein" schwanken. Seit der Sara erst siegt auch die archaistisch-dialektische Form „itzt" über „jetzt", „Mädchen" über „Mädgen", obwohl die letztere bis 1779 vorkommt. Vgl. F. Tyrol, „Lessings sprachliche Revision seiner Jugenddramen" (Berlin 1893) und F. Düsel, „Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings", 1897 (Litzmann, „Theatergesch. Forschungen", XIV).

S. 130. Anakreontik. Von neueren Arbeiten vgl. W. Anderson, „Beiträge zur Charakteristik der anakreontischen Dichtung" (Greifswald 1897). F. Ausfeld, „Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts" (Straßburg 1907). Hier werden auch die Themata der griechischen, französischen (Gesellschaftspoesie) und deutschen Anakreontik, sowie ihre Stilmittel und Metrik ausführlich erörtert. Plenio, Euphorion 17 S. 349. E. Ermatinger, „Die Weltanschauung des jungen Wieland" (Frauenfeld 1907).

S. 134. Hagedorn. Über ihn urteilte Lessing: „Dieser Mann, der in seinen Schriften so vorsichtig, so anständig und so gutherzig war, war in seinem mündlichen Umgange äußerst beißend und beleidigend."

S. 135. Kleinigkeiten. Den Titel „Poetische Kleinigkeiten" trägt auch ein Manuskript Weickhmanns von 1754.

S. 135. Hamann. Das zitierte Urteil steht in den „Chimärischen Einfällen" über Teil X der Literaturbriefe.

S. 137. Kußlyrik. Zum Vergleich (s. auch L. Geiger in der Voss. Ztg., Sonntagsbeilage, 9. 4. 1916) setze ich einige Lieder anderer Anakreontiker her, zunächst nach der in Weimar liegenden Handschrift eines Liedes von Joh. Nic. Goetz (1721—81):

In einer Hymne, wert der Unsterblichkeit,
Hatt' ich des zarten Amors Triumph erhöht.
Da sagt' er: Zur Belohnung sollst du
Etliche Küsse der Mutter bringen.

Glückselig, sprach ich, bin ich, Zytherens Sohn,
Glückselig! Doch ich wäre glückseliger,
Verschaffte st du mir zur Belohnung
Einen, nur einen von Selimenen.

Dann nach einer Handschrift von 1758 einige Verse des sonst ganz unbekannten v. Duisburg:

An Charlotte.

Charlotte, komm' und laß uns küssen
Wir sind ja jung
Und unsere Jugend zu genießen
Auch klug genung.

Vielleicht deckt uns am nächsten Morgen
Vergessenheit.
Was helfen dann die schweren Sorgen
Für künft'ge Zeit. usw.

S. 141. Kompositionen von fünfzig Liedern Lessings. Außer Lessing wurden auch andere Anakreontiker durch Aufnahme in das Reich der Töne ausgezeichnet; so Weiße, Ossenfelder, Gleim, Zachariae, Fuchs, Ebert (Haydn: Lebe, liebe, trinke), Haller und besonders Hagedorn. Dem folgenden Verzeichnis der in Musik gesetzten Lieder Lessings liegt zugrunde das prächtige zweibändige Werk M. Friedländers „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert" (Cotta 1902).

Der Tod (mehrfach, zuerst von Unbekannt), Lob der Faulheit (von Haydn, Zelter u. a.), Die drei Reiche der Natur (oft), Die Gespenster (oft, auch von J. C. F. Bach), Die Türken (mehrfach, auch von Marpurg), Die Küsse (mehrfach), Die Faulheit (desgl.), Die Beredsamkeit (mehrfach, auch von Haydn), Das aufgehobene Gebot (oft, auch von Agricola, Graun, C. Gurlitt), Die Liebe (oft, auch von Beethoven op. 52, Nr. 6: „Ohne Liebe lebe wer da kann . . ."), Der Regen (von Kirnberger), Der Neid (mehrfach), An eine kleine Schöne (mehrfach, auch von Quantz), Der größte Mann (mehrfach), Phyllis lobt den Wein (mehrfach, auch von Marpurg), Die Gewißheit (mehrfach, auch von Zelter und Haydn), Trinklied (mehrfach, auch von Agricola und Zelter), Die Haushaltung (von Herbing), Die Vorspiele der Versöhnung (mehrfach), Für wen ich singe (von Bode), Die Betrübnis (mehrfach), Der Genuß (von Unbekannt), Der Furchtsame (oft, auch von Haydn), Der alte und der junge Wein (von Graun), Die Biene (mehrfach), Die Sparsamkeit (von Schmügel), Der Vetter und die Muhme (mehrfach), Der Verlust (von Haydn), An den Marull (desgl.), Das böse Weib (desgl.), An einen Geizigen (desgl.), Die Schöne von hinten (von Rauert), Die lügenhafte Phyllis (mehrfach), Das Paradies (von Rauert), Der Flor (von Müller), Auf Dorinden (von Rauert), An die Leier (von Unbekannt), Lied aus dem Spanischen (von Hobein: „Gestern liebt' ich, heute leid' ich"), Der Sonderling (von Schmügel), Die Diebin (von Telonius), Niklas (von André), Bacchus und Helena (von C. Ph. E. Bach), An den Anakreon (von Fleischer), Die Mutter (desgl.), Nach der fünfzehnten Ode Anakreons (desgl.), Die Antwort (von Romberg), Das Umwechseln (von

Herbing), Antwort eines trunkenen Dichters (desgl.), Auf einen adeligen Dummkopf (mehrfach, auch von Haydn).

S. 145. Epigramm. Scaliger definiert: „Epigramma igitur est poema breve cum simplici cuiuspiam rei vel personae vel facti indicatione aut ex propositis aliquid deducens ... Epigrammatum genera tot sunt quot rerum, tot versuum generibus explicantur, quot sunt versuum genera: tot verbis verborumque generibus, speciebus, formis, modis componuntur, quot sunt in quocumque linguae nationis, populi, gentis ambitu genera, species, formae, figurae, modi verborum." — Von der reichen Literatur vgl. besonders J. Elias, Dissertation über Chr. Wernicke (München 1888); R. Pechel, „Chr. Wernickes Epigramme" (Palaestra 71, Mayer & Müller 1909); Erich Schmidt, „Quellen und Parallelen" zu Lessing (Euphorion Bd. 8 1901, S. 617); Albrecht, „Lessings Plagiate"; ferner Elkan in d. Voss. Ztg., Sonntagsbeilage, 31.5.1914.

S. 161. Zur Beurteilung von Lessings Fabeln. In einem alten Exemplar des Buches fand ich eine mit Sorgfalt aus den „Mémoires secrets pour servir à l'histoire" abgeschriebene Kritik von Lessings Fabeln und Theorien, die damals gerade (1764) von Anthelmy ins Französische übersetzt worden waren. Einige Sätze darin beleuchten Lessings Stellung zu Frankreichs Fabeldichtung so einseitig-hell, daß sie hier folgen mögen: „Les idées de l'auteur allemand sur ce genre sont trop différentes des nôtres pour les adopter. Ces fables, pleines d'esprit, approchent plus de la manière de la Motte que de celles d'aucun autre de nos fabulistes. Il y a des idées neuves, fines philosophiques dans les dissertations, mais il y règne une metaphysique fort déplacée dans un genre aussi simple, et surtout une pédanterie révoltante. On ne peut pardonner a cet Allemand son humeur contre les Italiens, les Français et même ses compatriotes; on ne lui passe pas surtout ses critiques de la Fontaine. Au reste, il est curieux de voir sur cet article la façon de penser d'un étranger la tournure d'esprit."

S. 167. Das Muster der Ehen. Ein südslawisches Sprichwort sagt, ein Ehepaar lebe dann am glücklichsten, wenn der Mann taub und die Frau blind sei. Vgl. auch Rabelais' „Pantagruel" III ch. 33 und Terenz, „Andria" III, 1 (nach VJS. V, 160). — Bei der Dichtung von Fabeln und Erzählungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts frei nach Äsop und Phaedrus spielen nach den mir vorliegenden Handschriften gerade Lessings Themen eine große Rolle. Hier eine Probe von Schendel (Danzig 1758), die offenbar nach Gellert, „Fab. u. Erz." II 5, gedichtet ist:

Die vergnügte Ehe.

Du kennst, Freund, den Damont.
Ich muß Dir's doch erzählen;
Jüngst, da er Lust bekam, sich eine Frau zu wählen,
So war sein ganzer Sinn auf eine nur gerichtet.

Das macht, sie hatte Geld. Und Schönheit hat sie nicht?
Nein. Ist dies nicht genug? Doch Tugend magst du sagen.
Ja, wenn sie ärmer wär; wer wird nach Tugend fragen;
Was nützt es übrigens, ob ihm die Frau gefällt.
Freund, dieses hörte Stax. „Wird auch wohl diese Ehe",
Rief er, „gesegnet sein? Doch, Herr, dein Will' geschehe.
Du bist es ja, der selbst im Himmel Ehen schließt,
Und wer dem Himmel trotzt, der ist ein Atheist."
Doch Stax betrog sich sehr. Sie lebten bis ans Ende
In Freud' und Zärtlichkeit. Wie wenig solche Stände
Find't man zu dieser Zeit! Doch was soll ich viel sagen?
Nur dies: sein selig End' erfolgt nach vierzehn Tagen.

S. 174. Das alte Berlin aus Lessings Zeiten führt in hübschen alten Stichen O. Pniower vor: „Bilder aus dem alten Berlin", 1907. Vgl. ferner die interessante Schrift „Alt-Berlin 1740" von E. Consentius (1907), der die obige Darstellung besonders verpflichtet ist, sowie L. Geigers zweibändiges Werk über Berlin; für die gesamte deutsche Kultur von 1700—1750 E. Buchner, „Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen", Bd. II (München 1913).

S. 175. Chodowiecki, zuerst Lehrling bei einem Kaufmann, begann aus Liebhaberei Emailledosen zu malen. Seit 1754 erst widmete er sich ganz der Kunst. Seine Lehrer wurden Pesne, Le Sueur und Rode. Von der Miniatur-Malerei ging er 1756 zum Radieren über. Sein Tagebuch aus den Jahren 1770/71 wurde mir von seiner Urenkelin, Frau Kapitän Rosenberger, Bad Kösen, freundlichst zur Durchsicht überlassen. Es ist ganz französisch geschrieben und bedeutend für ihn wie für seine Zeit. Lessings Name wird nicht erwähnt. Die Fortsetzung wurde bereits verwertet für die Herausgabe seiner „Reise nach Danzig" (1773), die mir in einem bereits seltenen Exemplar Herr Prediger Dr. O. Weinlig zur Verfügung stellte, sowie für die wertvolle Neubearbeitung von Basedows Elementarwerk durch Herrn Gymnasialdirektor Dr. H. Gilow. Das Tagebuch zeigt, in wie regem Verkehr Chodowiecki mit dem Kreise Lessings stand, z. B. mit Sulzer und Nicolai, die ihm Aufträge verschafften. Vgl. auch Heinecke, „Nachricht von Künstlern und Kunstsachen" bis 1768.

S. 175. Wirtshäuser. Im „König von Portugal" bezahlte man damals für Logis 8 Groschen bis 1 Taler, für Mittagessen (drei Gänge) 8 Groschen, für ein belegtes Brot 3 Groschen, für Kaffee ($1^1/_2$ Lot) 4 Groschen, für Tee 2 Groschen.

S. 177. Berliner Theater. Am 15. Dezember 1768 schreibt Döbbelin in einem nicht veröffentlichten Brief aus Königsberg an Ramler: „Sie wissen, Herr Professor, wie sehr ich brenne, das deutsche Theater dem Staube

der Verachtung zu entreißen. . . . Die Franzen werden das deutsche Schauspiel in Berlin wohl gänzlich ausgerottet haben. Ich will's doch noch einmal mit ihnen aufnehmen, es koste, was es wolle." Daß trotzdem die französische wie die deutsche Bühne sich noch lange nebeneinander regen Zuspruchs erfreuten, zeigt u. a. ein Brief von Mendelssohns Gattin vom Juli 1776 (mitgeteilt schon von Geiger): „Nachmittag kam Herr Lessing (gemeint ist Karl Gotthelf) und holte mich mit Brendl (Dorothea Veit!) und Recha zum Kaffee bei seiner Frau ab. Professor Engel war auch da. Wir tranken also da Kaffee und rudelten dabei auf die deutsche und französische Truppe. Ein jeder behauptete, daß es unrecht wäre, von solchen elende Akteurs sich amüsieren zu lassen. Was meinst Du wohl, lieber Moses, was wir nach dem Kaffee taten? Wir Frauenzimmer gingen nach die französische Komödie, die Mannsleute nach der deutschen. Aber das Schönst ist, wir amüsierten uns beider Seiten, ich werde mir sogar Mühe geben, öfter mit die Kinder rein zu gehen." Man sieht zugleich, wie es mit der deutschen Sprache selbst in gebildeten jüdischen Kreisen haperte.

S. 178. Journalistik. In Friedrichs Umgebung herrschte damals eine starke Abneigung gegen die Kritiker und Journalisten, namentlich diejenigen Berlins. Sehr interessant beleuchtet dies der Baron von Bielfeld, jener Hamburger Kaufmannssohn, den Friedrich als Kronprinz bei seinem Eintritt in den Freimaurerorden kennen lernte, dann an seinen Hof zog und nahezu zwanzig Jahre in seiner Umgebung behielt, in einem Schreiben vom Mai 1751: „Aujourd'hui l'auteur le plus habile doit trembler en mettant un ouvrage au jour. Il n'est pas seulement livré à l'incertitude de l'approbation ou du blâme du Public, son juge naturel, mais aussi à l'examen d'un tribunal subalterne et fort suspect, c'est à dire, à celui de tous les Journalistes. Leurs sentences sont rarement uniformes, et comme la vérité l'est toujours, on peut juger d'abord qu'elles sont souvent injustes. La plupart de ces journaux ne sont pas écrits d'ailleurs par les premiers génies du siècle, ni par des hommes qui auraient réussi à faire un excellent livre de leur propre chef. Ils jugent cependant d'un ton décisif, en vrais dictateurs, et avec une témérité surprenante de toutes les productions possibles dans chaque genre de littérature. La même tête, et souvent une tête très médiocre, fait le procès à un ouvrage de Métaphysique, d'Anatomie, de Médecine, de Navigation, de Poésie, de Théologie, de Jurisprudence, de Théatre etc. etc. Que peut-on attendre de pareilles décisions? Rien de plus que de celles des gazettiers, qui, au lieu de rapporter simplement les faits, sans les mêler de leurs réflexions, jugent, de leur pleine autorité des travaux des Cabinets de l'Europe, détruisent ou créent des armées et les commandent comme généraux en chef." Friedrich selbst spricht sich um dieselbe Zeit ähnlich aus in seinem

poetischen Sendschreiben an den General Bredow: „Tout quartier de Berlin a certain connaisseur, qui sur ces nouveautés raisonne, dogmatise, du vulgaire à son gré gouverne la bêtise.“ Zu den moralischen Wochenschriften vgl. neuerdings W. Hartung, Euphorion 1913, S. 61 und H. Löbner in der Ztschr. des westpr. Geschichtsvereins.

S. 181. Erster Erwerb in Berlin. Rüdigers Bibliothek: Die Anzeige des Auktions-Katalogs in Nr. 138 der Voss. Ztg. (16. November 1748) rührt wohl nicht von Lessing her. — Lessings Kampf um das tägliche Brot war immerhin nicht so schlimm wie der anderer Gelehrter, z. B. Heynes, der — wie er selbst erzählt — sich oft nur aufgesammelte leere Erbsenschoten kochen konnte und bei einem befreundeten Kandidaten auf der Diele schlief, mit Büchern als Kopfkissen. Das war 1753, also wenig später, in Dresden. Die sonst sehr begehrten Hofmeisterstellen scheint Lessing stets abgelehnt zu haben. Studenten wünschten in jener Zeit oft „bey gewisser Herrschaft in Oeconomicis zu engagieren“, das „sonst so schwere Schacht-Spiel in kurtzer Zeit“ zu lehren oder „als Hofmeister bey junge Herren, die ad altiora sollen geschickt gemacht werden, sich zu engagiren; sie obligirten sich zu praestiren, was zu diesem Metier“ gehört. Akademische Bildung war nur französischen Bewerbern erlassen. Die Anforderungen waren sonst nicht gering. Am 14. Oktober 1779 bittet Gärtner brieflich seinen Freund Ramler, einen Hofmeister zu beschaffen. Ich gebe den hierauf bezüglichen Teil des Schreibens nach der Weimarer Handschrift, da er kulturhistorische Bedeutung hat: „Der Überbringer dieses Briefs ist der Herr Burggraf von Dohna. Er sucht einen Hofmeister für seine junge hoffnungsvolle Familie. Er wünscht einen jungen Mann, der Religion ohne Enthusiasterei, gute Sitten, die zum Unterricht junger Kinder von Stande nötigen Kenntnisse, einen sanften und menschenfreundlichen Charakter besitzt und französisch sprechen kann, gegen freie Station und dreihundert Taler jährlich.“ Nach sechs bis acht Jahren wird ihm ein anderes öffentliches Amt versprochen. „Ich kenne“, fügt Gärtner persönlich hinzu, „den Herrn Grafen seit vielen Jahren als einen Mann, dem sein Wort heilig ist.“

S. 185. Rezensionen in der „Vossischen Zeitung“. Noch nicht ganz geklärt, namentlich nach der letzten Kontroverse Muncker-Consentius, ist die Autorfrage. Im ganzen hat F. Muncker, der in dem — mir bereits freundlichst zur Benutzung noch vor dem Erscheinen überlassenen — 22. Bande gewisse Rezensionen preisgibt und überhaupt neu Stellung zu der Streitfrage nimmt, bei seiner Auswahl zweifellos das Richtige getroffen („Lessings Werke“, Bd. IV, V und VII). Für unsere Zeit ist nur der geringste Teil der besprochenen Werke von Bedeutung; andere verdienen um der Kritik willen besondere Beachtung. Im folgenden gebe ich nach diesen Gesichtspunkten einen chronologischen Überblick.

Von Lessings spanischen Studien zeugt am 12. Februar 1751 die Besprechung einer Cervantes-Übertragung, wobei er nachweist, daß der Herausgeber nicht der Angabe gemäß aus dem spanischen Original, sondern aus einer französischen ungenauen Kopie ins Deutsche übersetzt habe. Bei der Rezension von Chaulieus Werken rühmt er mit Begeisterung Anakreon: es sei weder etwas Kleines noch Schimpfliches, ein anakreontischer Dichter zu sein. Gottscheds Fehler in seiner Sprachlehre werden dann gelegentlich aufgedeckt, Rousseaus Briefe gerühmt. Als der Marschall von Sachsen stirbt, bedauert er (im April 1751), daß Männer wie Gottsched poetisch zu Wort kommen. „Ist es nicht besser," fragt er am Schluß, „in Frankreich im freien Felde begraben als in Deutschland von so schlechten Rednern und Dichtern gepriesen und besungen zu werden?" Ein Bayle dagegen, meint er bei der Kritik von dessen Dictionnaire, werde nicht alle halbe Jahrhunderte geboren. Gellerts „Briefe" werden im Juni anerkannt, die beste Regel beim Briefschreiben sei die, ohne Regel zu schreiben, wie es Gellert mache. Die meisten Menschen aber würden dabei zu Phantasten. Sein Nationalgefühl bricht lebhaft hervor, als er die Anwendung lateinischer Lettern in deutschen Drucken tadelt. „Warum," ruft er aus, „will man denn unsere ursprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Laßt uns doch das ehrwürdige Altertum unserer Muttersprache auch in den ihr eigenen Buchstaben behaupten." (Vgl. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel Nr. 38, 16. 2. 1914.) Interessante Bekenntnisse persönlichster Art kommen bisweilen zum Ausdruck. Wir hören den späteren Herausgeber der „Fragmente", wenn er am 29. Oktober 1751 sich des Komödianten Uhlich annimmt, der seine Beichte vor Gott öffentlich ablegte, da ihm als Schauspieler die Kommunion von dem protestantischen Pastor Fresenius versagt worden war. „Wieviele Theologen", bemerkt Lessing hierzu, „besitzen nicht die Kunst, die gute Meinung, die man von ihnen hegt, auf einmal, ehe man sich's versieht, glücklich zuschanden zu machen?" Klopstocks Ode an Gott nennt er dessen „Hohes Lied"; dieser Dichter würde Pindarisch schreiben, wenn er auch ein Gedicht vom Ackerbau schriebe. Mit solcher Anerkennung ist er sparsamer als mit kalter Vernichtung. So zeigt er zwei Komödien mit folgenden Worten an: „Mancher, der das eine lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher sein könnte! Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen, weil der Ekel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdauerung in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muß." Man muß also wohl bekennen, daß Lessing mit gleicher Offenheit das Gute gut und das Schlechte schlecht genannt habe. Poetischer Geist, bemerkt er an anderer Stelle, ließe sich durch Übung und Fleiß nicht erringen. Von der Poesie geht's dann zur Gottesgelehrtheit. Wie eine Vorrede zum „Nathan"

klingt eine Kritik, in der es heißt (1751): „Es ist ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das Praktische des Christentums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren." Die Liebe allein sei das wesentliche Kennzeichen eines Christen. „Macht man etwa zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperrt? Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht." In demselben Jahr, in dem er Gellerts Fabeln lobt, nennt er diejenigen Holbergs erbärmlich. Bei Besprechung einer lateinischen Schrift über die polnische Literatur (1. Juni 1751) wendet er sich gegen die herrschende Auffassung, daß Polen ein barbarisches Land sei, in dem man auch wenig Gelehrsamkeit finde. Eigentümlich berührt seine Anschauung der Landschaft: nur denkend solle man sie „anstaunen"; d. h. wissenschaftlich allein seien die „Wunder der Natur" zu erfassen, wie es denn auch der Verfasser einer physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge getan habe. „Reime für ein notwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gotischen Geschmack verraten," sagt er in einer Rezension vom August 1751, und im Anschluß daran fordert er: „Man lasse einem Dichter die Freiheit." Denen, die in Klopstockscher Begeisterung dichten, setzt er andere entgegen, welche „durch Genauigkeit und immer gleichmäßige Lebhaftigkeit die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers ersetzen". Es ist, als habe er hier ein wenig an sich selbst gedacht. Bei religiösen Schriften betont er immer wieder den Geist gegenüber der Form. Religion ist Herzenssache. Dann bespricht er Hallers anatomische Schriften und bekämpft das Vorurteil der Franzosen (25. September 1751), daß der deutsche Gelehrte ein Geschöpf sei, welches vollkommen wisse, was andere gedacht haben, ohne selbst zu denken; wie sie denn auch mit einem „alten Schriftsteller, der die Deutschen wenig kannte" — gemeint ist Tacitus, den Lessing selten und flüchtig erwähnt — annahmen, alle ihre östlichen Nachbaren seien Säufer. Haller wird öfters geradezu gepriesen; am 19. Oktober nennt Lessing ihn den „einzigen Haller". Voltaires kleine historische Schriften werden mit kühler Anerkennung acht Tage darauf angezeigt. Von Voltaire geht es nach wiederum einer Woche zu Bowers „Geschichte der Päpste". Die geheimen Absichten weltlicher Monarchen, die päpstlichen Ränke und die zu ihren Betrügereien vorteilhaften Zeiten hätten denen, die als einfache Bischöfe auf Petri Stuhl gesessen, die Hoheit verschafft. „Die Historie der Päpste," fügt er sarkastisch hinzu, „ist diejenige, welche die wenigsten glaubwürdigen Skribenten hat." Gegen Frankreichs literarische Anmaßungen wendet er sich bei jeder Gelegenheit. Dabei bemüht er sich aber, den besten Köpfen jenes Landes, wie etwa Rousseau, gerecht zu werden. Große Geister und die Herde der Nachahmer auseinander zu halten, kann er sich nie genug tun. „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf

eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Öffnung mit einzustehlen hoffen, doch umsonst; mit eben der Stärke mit welcher er das Tor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu." Lessing sagt das im Juni 1751 nach Erscheinen von Klopstocks „Messias", der durch eine Ode an den König von Dänemark eingeleitet wurde. „Es versteht sich," fügt er neidlos hinzu, „wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der Tat eine Ode sein." Im fünften Gesange habe der Dichter sich selbst übertroffen. Offenbar habe ihn die sorgenfreie Lage in Kopenhagen gefördert, denn allezeit sei die Ruhe „die Mutter der ewigsten Werke gewesen". In Wolfenbüttel aber erfuhr Lessing zwanzig Jahre später, daß ein Ruhezustand nicht dem anderen gleicht, ja daß Ruhe nicht einmal für jeden dasselbe wirkt. Er selbst bedurfte einer gewissen Unruhe, um nicht zu sterben. Eine Stelle in derselben Betrachtung (Maiheft des „Neuesten aus dem Reiche des Witzes") erinnert uns an das Motiv, das Nathan veranlaßt, Saladins Fragen durch die Ring-Parabel zu beantworten. „Wenn", sagt er, „die Arzenei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt." So verdiene der „Messias" Lob von den Gläubigen wie von den Kunstfreunden. Das Genie vermehre stets die schon vorhandenen Kunstregeln, erklärt er einen Monat später. Auf allen Gebieten herrsche allein die Natur und ihre Entwicklung, ihr Gesetz: „Die Liebe nimmt die Farbe der Seele an, welche sie besitzt."

„Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch." So leitet er am 2. Januar seine Besprechungen für 1753 ein. Mensch, Freiheit, Wahrheit, das sind seine Blickpunkte. Die Wahrheit verliere nicht durch schlechte Beweise, sagt er einmal; und dann wieder: sie gewinne nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten, sie vorzutragen. Im August zeigt er eine Übersetzung von Aristoteles' „Dichtkunst" an mit dem Hinzufügen, sie sei „der Quell, aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, bis sogar auf die Gottsched, ihre Fluren bewässert haben". Cervantes' „Don Quichote" wird dann gerühmt sowie dessen weibliches Seitenstück in England, die „Romanheldin Arabella". Die Besprechung von Formeys „Christlichem Philosophen" schließt er mit der Notiz, ein christlicher Philosoph sei weder ein Christ noch ein Philosoph. Die Schärfe seines Urteils wird man nie beklagen, sie wird stets an rechter Stelle sichtbar. „Ist denn", fragt er am 17. November, „ein kurzer schöner Einfall eines Dichters nicht öfters mehr als mancher ungeheure Foliante eines Schmierers wert, und sollte in der Musik eine Anzahl von sechzehn schön gesetzten Takten nicht so gut von der Fähigkeit ihres Verfassers zeigen können, als eine drei Finger breite Partitur?" Nacheinander rühmt er sodann drei europäische Dichter: Camoens, Milton und Wieland, dazwischen

freundschaftlichst die Lieder seines Leipziger Studiengefährten Ossenfelder. Seine Anschauungen bleiben in diesen Jahren der Kritik im wesentlichen dieselben. Wie er Gottsched stets geringschätzt, so auch die Gottschedianer. Schönaichs „Ästhetik in einer Nuß" bezeichnet er im August 1754 schroff als „Scharteke". Auch sonst erhält er sich seinen sicheren Spott. So bedauert er lebhaft einen D. Gottlieb Ölsner, dessen Werk betitelt ist: „Philosophische, moralische und medizinische Betrachtungen über mancherlei zur Hoffahrt und Schönheit hervorgesuchte schädliche Zwangmittel junger und erwachsener Leute beiderlei Geschlechts; nebst dem schädlichen Mißbrauche der Schnürbrüste und Planschette oder sogenannten Blankscheite der Frauenzimmer bei ruhigen Abendstunden wohlmeinend entworfen." Der Verfasser habe nicht wohl getan, meint Lessing, seine ruhigen Abendstunden zum Schreiben statt zum Schlafen zu verwenden.

Das Jahr 1755, das letzte, das Lessing im Dienste regelmäßiger kritischer Berichterstattung verbringt, wird mit der Besprechung der Schrift eines gewissen Hanssen über die „Glaubenslehren der Christen" bedeutsam eingeleitet. Auch hier wieder vernehmen wir bereits die Stimme Nathans des Weisen, wenn es heißt, das stärkste innere Kennzeichen, woran man die einige wahre Religion erkennen könne, sei ohne Zweifel dieses, daß sie eine vollkommene Richtschnur des sittlichen Lebens der Menschen lehren müsse. Interessant ist einige Monate später eine Aufzählung neuerer deutscher Dichter, die dem Vaterlande Ehre einlegen. Genannt werden Gellert, Günther, Hagedorn, Rabener, Schlegel, Cramer, Gleim, Klopstock, Kleist, Uz, Zachariä, Kästner, Bodmer und Wieland. Dann schweift er im April hinüber zu den Briefen Abailards und Heloisens; „Abailard war einer von den berühmtesten scholastischen Lehrern des 12. Jahrhunderts. Es fehlt aber nicht viel, daß er nicht jetzt bekannter wegen seiner Liebeshändel als wegen seiner Gelehrsamkeit sein sollte. So ungewiß ist es, wodurch man seinen Namen am sichersten verewigen kann! Ob sichrer durch Verdienste oder durch Ausschweifungen?" Im Juli feiert er wieder Rousseau (Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes); er sei „noch überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurteile, wenn sie auch noch allgemein gebilligt wären, ansiehet, sondern geraden Weges auf die Wahrheit zugehet, ohne sich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritte aufopfern muß, zu bekümmern". Jedes Wortgezänke von Parteien und Sekten mit Berufung auf Autoritäten lehnt Lessing ab. Als ein Autor Luthers Glaube an die Lehre vom Seelenschlaf „unwidersprechlich" nachweist, gibt er den beiden streitenden Teilen den Rat, „für ihre alles entscheidenwollende Orthodoxie ein klein wenig mehr Einsicht in die Psychologie eintauschen zu wollen". Die Persönlichkeit, zu der sich der Afraner und Student in den ersten fünfziger Jahren entwickelt hat, tritt schon in unserer Auslese aus seinen kritischen

Zeitungs-Berichten zutage; von dem Manne, der so urteilte und so schrieb, durfte sein verkümmertes Zeitalter etwas erwarten.

S. 188. Gottsched und seine Anhänger. Die Gottsched-Korrespondenz, deren für Lessing hauptsächlich in Betracht kommende Teile mir von der Leipziger Universitäts-Bibliothek freundlichst zur Veröffentlichung überlassen wurden, nachdem vorher besonders Danzel und natürlich Reichel sie mit Erfolg genutzt haben, birgt noch immer eine große Anzahl begehrenswerter Stücke. Das wenige, was ich aus Schönaichs Briefen im Text bringen konnte, ohne den Zusammenhang störend zu unterbrechen, möchte ich hier durch weitere Stellen ergänzen und im Anschluß an sie zur Charakteristik von Gottscheds Beziehungen Briefe bezw. Briefteile von Voltaire, König, J. E. Schlegel, Jerusalem und Löwen mitteilen. Die Unmittelbarkeit solcher Stimmen aus der Zeit selbst ist durch keine Darstellung ganz zu ersetzen. Vgl. A. Kösters Neudruck des Neologischen Wörterbuchs; zu Boileau besonders H. Backers, „B.s Einfluß in Deutschland bis auf Lessing", 1910.

Schönaich an Gottsched.

„3. März 1753. Wie wird mir's gehen, wenn dereinst ein deutscher Voltaire unsere Zeiten entwerfen und mein Geschmier auf sechs Blätter herunterfetzen wird! Wie klein werde ich unter Dero Flügeln werden!" — „Ostern 1753. Aber ist es denn Ihr Ernst, wenn Sie mich immer den deutschen Voltaire nennen?" — „25. April 1753. Scheuen Sie sich darum nicht, mir alles Gute, was Voltaire von mir gesagt und gedacht hat, zu berichten. Ich werde nicht stolz werden." (Als Beilage sendet er triumphierend das folgende von Voltaire an ihn gerichtete Schreiben vom 16. April 1753: „Pardonnez Monsieur, a un pauvre malade, qui ne peut guère écrire, si je ne vous dis qu'en deux mots à quel point vous avez gagné mon estime. Pardonnez à un Français et à un homme de lettres si j'en use avec si peu de cérémonies. Mais je ne me pardonnerai jamais d'ignorer une langue que les Gottscheds et Vous rendez nécessaire à tous les amateurs de la littérature.") „So war es von Wort zu Wort, bei meinem kaiserlichen gekrönten Dichtergewissen. Ich habe es, wie die Juden die Bibel, so genau genommen und alle Buchstaben gezählet." — „28. April 1753. So haben dann E. H. nochmals einen Siegel auf meine Unsterblichkeit gedrückt! So hat es denn Herr Voltaire selber gelesen, daß es bei den Wenden einen Menschen gibt, der seine Einwilligung gegeben, der deutsche Voltaire genennet zu werden! ach, wenn ich es doch würde!" — „12. Mai 1753. Meine Actien sind also um keinen Pfifferling gestiegen. Einige können den Voltaire nicht schätzen; noch weniger mich. Einige wollen ihn nicht schätzen noch weniger mich." — „3. Wein-Monat 1753. Herr Reichel hat mir die Ehre getan, mich zu besingen. Sein Beifall hat mir meinen letzten Hermann

gekostet, Sie können denken, wie er mich gerührt hat; er scheint in der deutschen Versmacherei nicht unerfahren zu sein." (Chr. K. Reichel, 1724 geboren, Arzt in Meißen, Mitarbeiter an Schönaichs Neolog. Wörterbuch, Verf. der Satire „Bodmerias" in fünf Gesängen.) — „21. Januar 1755. Herr Zachariä ist mir in der Grabschrift auf Herrn v. Hagedorn zuvorgekommen und hat ein Gedicht gemacht, worin er gewaltig auf Neukirch und uns schmähet und mit einem langen Duns um sich wirft." (Zachariä war durch G.s abfällige Kritik seiner „Scherzhaften epischen Poesien nebst einigen Oden und Liedern" gereizt worden. Vgl. auch P. Zimmermanns „Zachariä" 1896.) Hierzu gehört folgende Erwiderung auf Gottscheds Beschwerde:

Jerusalem an Gottsched.

Braunschweig, 17. Januar 1755.

(Er teilt mit, er habe Zachariä zu sich gefordert und:) „ihm die höchst unanständige und beleidigende Unsittlichkeit dieses Gedichts auf das allerschärfste verwiesen. Er bedauerte es auch gleich, daß er sich so vergangen. Aber da war es zu spät." Jerusalems Haltung erklärt sich durch ein Schreiben, das fünfundzwanzig Jahre zurücklag. „Göttingen, 20. April 1730. ... da hingegen meine Verbindlichkeit, die ich gegen Dero teureste Person habe, die größte ist, die jemals ein Mensch gegen seinen Wohltäter mag gehabt haben. Denn Ew. Hochedelgeboren sind es, denen ich alles das Gute, so etwas an mir ist, allein danken muß, und wenn mir Gott davor noch ein künftiges Glück bestimmt, so werde ich auch nie vergessen, Dero weise und getreue Anführung als die mutige Ursache davon anzusehen."

J. F. Löwen an Gottsched.

„Hamburg, 28. April 1753.

Ich sollte denken, daß Ew. Wohlgeboren bei Herrn Breitkopf leicht diesen Verlag auswirken könnten, zumal ich Sie recht sehr ersuche, nach Ihrem Gutdünken Stellen durchzustreichen, zu verbessern oder auch zuzusetzen."

J. E. Schlegel an Gottsched.

„Dresden, 16. November 1742.

Magnifice,

Hochgeehrtester Herr Rector und Professor.

Ich beklage in der Tat, daß man Ew. Magnificenz jetzt auf allen Seiten anzugreifen sucht. Aber ich weiß allzu wohl, daß Ew. Magnificenz dadurch an ihrem wahren Werte nichts verlieren, als daß ich denenselben mein Mitleiden darüber weitläufig zu erkennen geben sollte. Und wenn Dero Feinde ohne alles Mitleiden mit Ihnen umgehen: so sind Ew. Magnificenz und Dero Freunde überzeugt, daß Sie keines vonnöten haben. Was meine Person betrifft, so werde ich, und wenn dieselben noch 100 Anfälle von dem ersten

zu besorgen hätten, mich danach mit aller Aufrichtigkeit und Ergebenheit unter die letztern rechnen und verharren

Johann Elias Schlegel."

S. König an Gottsched.

Straßburg, 22. Dezember 1754.

„Seitdem sich Herr v. Voltaire aus hiesiger Provinz entfernet hat, erfährt man nichts mehr Neues von ihm. Man sagt, er habe ein kurioses Testament gemacht, in dem der Herr v. Maupertuis zum Universalerben eingesetzt sei."

Voltaire an Gottsched.

„Lausanne, 1er Janvier 1755.

Monsieur,

Si j'écrivais autant de lettres que les libraires m'imputent de livres, vous seriez souvent importuné des miennes. Mais un pauvre malade Solitaire ne peut guères écrire. Je fais trève à tous mes maux pour vous souhaiter aussi bien que Mme Gottsched une bonne année et toutes les prospérités, que vous méritez l'un et l'autre. Je commence cette année par vous demander hardiment une grâce, c'est de vouloir bien honorer d'une place dans votre journal ma lettre à l'académie française que j'ai l'honneur de vous envoyer. Il est de l'intérest de la vérité et du mien que cette lettre soit connue. Faites la grâce entière; je vous supplie que par votre entremise les gazettes allemandes fassent mention du desaveu que vous trouverez joint à la lettre. Il est honteux que les libraires se mettent en possession d'imprimer ce qu'ils veulent sous le nom d'un homme vivant. Tous les gens des lettres y sont intéressés, et à qui la gloire des lettres doit elle être plus chère qu'à vous, qui en êtes l'ornement et le soutien? Je vous aurai beaucoup d'obligation et j'ai l'honneur d'être avec tous les sentiments qui vous sont si justement dûs

Monsieur

votre très humble
et très obéissant serviteur
Voltaire."

J. M. Goeze übersendet am 12. Mai 1753 Gottsched von Magdeburg aus eine Leichenpredigt, die ihm zeigen soll, daß er bei ihrer Ausarbeitung Gottscheds Regeln zu folgen bemüht gewesen sei, und bittet, sie in dem „so angenehmen und überaus beliebten Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" anzuzeigen. Die Regeln standen in Gottscheds „Grundriß einer Lehrart ordentlich und erbaulich zu predigen nach dem Inhalt der Kgl. Preuß. allergnädigsten Cabinets-Ordre 7. Martii 1739 entworfen". Dieses Werk sollte Gottsched die Gunst Friedrich Wilhelms I., d. h. die erledigte Stelle des theo-

logischen Professors Quandt in Königsberg 1740 gewinnen. Der Tod des Königs machte diesen Hoffnungen ein Ende. In der Eitelkeit und Selbstherrlichkeit berührten sich Goeze und Gottscheds Charakter lebhaft. Vgl. Danzel, „Gottsched und seine Zeit", Leipzig 1848, sowie die Anm. „Goezes Persönlichkeit" zum 2. Bande des vorliegenden Werkes.

S. 188. Hofpoeten. Besser erhielt zweitausend Taler für die Beschreibung der Krönung Friedrichs I. in Königsberg. Nach dessen Tode strich Friedrich Wilhelm I. den Posten eines Hofpoeten sofort aus dem Etat und warf Bessers Protestation eigenhändig ins Feuer.

S. 191. Pütters Stammbuch (Marburg 1739 begonnen) liegt, handschriftlich gut erhalten, in der Göttinger Univ.-Bibliothek (Hist. lit. 48 A).

S. 192. Gottsched und Lessing. Es würde zu weit führen, hier auf die genauere Datierung des literarischen Kampfes zwischen Gottsched und Lessing einzugehen, die A. Köster scharfsinnig im Euphorion I, 64 (1894) versucht hat. Köster weist überzeugend nach, daß der erste Teil der von Lessing übersetzten Voltaireschen Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris vor dem eigenen Druck bereits in Gottscheds „Neuestem" im April 1751 erschienen, dagegen der zweite von einem Stümper im Mai fortgesetzt sei, und folgert, daß Lessings Manuskript in Gottscheds Hände gekommen und dazwischen der Bruch zwischen beiden Männern anzunehmen sei. Die letztere Vermutung ist unsicher.

Auf Gottscheds Seite stellt sich entschieden sein letzter Biograph (Berlin 1908, 1912, zwei Bände), der Begründer der Gottsched-Gesellschaft und Herausgeber des nützlichen Gottsched-Saals, Eugen Reichel [†], der in achtungswertem Idealismus sein Leben an den hoffnungslosen Gedanken setzte, Gottscheds Größe neu zu entdecken und darzustellen. Gottsched hat das Schicksal, daß ihm stets zu viel getan ward, einst nach der oberen, dann nach der unteren, jetzt wieder nach der oberen Seite. Reichels Werk sei trotzdem auch allen Lessingfreunden — fiat iustitia! — zur Lektüre empfohlen, damit jeder sich sein Urteil selbst bilden und sich dann bei Lessing von Gottscheds Geist erholen könne. Auf einige Stellen muß jedoch vorher aufmerksam gemacht werden. Lessing, meint Reichel (II S. VII), könne als Reformator neben und zumal nach Gottsched nicht mehr bestehen. Seine Verdienste seien belanglos. Das Gottsched-Deutsch (II, 740) sei „in mehr als einer Beziehung persönlichstes Eigentum des Meisters, in sehr viel höherem Grade als etwa das Deutsch Lessings, Klopstocks, Goethes und Schillers". Gottsched wird neben Friedrich den Großen gestellt. „Zum ersten Male (II, 825) standen sich die zwei größten Männer der Zeit Auge in Auge forschend gegenüber." Seine Herzenseigenschaften werden gerühmt: „Bevor er das Glück des Ehelebens kennen lernte, hatte er einmal, vielleicht sogar zweimal, tief geliebt — jedesmal unglücklich. Als ihm die Freundin, die treu von ihm festgehaltene Ge-

fährtin seiner besten Mannesjahre, dahinsiechte und starb, liebte er noch einmal tief und echt, und auch diesmal mußte er wehen Herzens entsagen" (II, 923). Zur Charakteristik neuer Gottsched-Verehrung ist die Wiedergabe solcher Urteile unerläßlich. Mit ihnen zu rechten ist unmöglich und unnötig, angesichts der Verdienste E. Reichels um die Erforschung der Gottsched-Zeit und seines selbstlosen Eintretens für unterdrückte Schwäche auch rein menschlich vermeidbar. Stofflich sind die 1700 Quartseiten für den Literarhistoriker kaum noch entbehrlich; ihre Auffassung aber steht erheblich unter dem geistigen Durchschnitt.

S. 192. Literarische Gesellschaften. Die Akten der „Deutschen Gesellschaft" in Göttingen standen mir in der dortigen Universitäts-Bibliothek zur Verfügung (Hist. lit. 115). Das Tagebuch umfaßt die Jahre 1738—50. Die Grundregeln sind genau der Leipziger Gruppe nachgebildet. Dem Senior wird beim „Absterben" ein Gedicht „zwei Bogen lang" zugesichert. Löwen verlas einmal eine schöne Ode „Der Religionsspötter". Am 30. November 1748 wurde aufgenommen Gärtner, 19. April 1749 Gellert, 6. Dezember 1749 Jerusalem, 31. Dezember 1751 Schönaich, 1753 die Unzerin. Vgl. im übrigen P. Otto in den „Forschungen zur neueren Lit.-Gesch. VII". — Die beiden Gesellschaften in Danzig konnte ich mühelos mittels ihrer sauber geschriebenen Tagebücher studieren, die in der Danziger Stadtbibliothek liegen. Das Hauptziel der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften (1752—58) war die Pflege der Sprache. Auf Moralität wurde nicht nur theoretisch Wert gelegt, denn zwei Mitglieder wurden wegen Nichtbesuchs der Sitzungen, „Faulheit" und unmoralischen Lebens ausgeschlossen. Eines der Mitglieder, v. Weickmann, hat 1753 von Wittenberg aus mit Gottsched korrespondiert, wie die Leipziger Dokumente ausweisen: Bd. 18, S. 455. Ein Wörterbuch im Stil Gottscheds und Rabeners wurde in Angriff genommen, aber nicht ausgeführt (hs. 542). Interessanter ist die ästhetische Gesellschaft (1755—59). Anakreontisch wird gedichtet in der Manier des „großen Gleim". Rauffseysen (später Sekretär des Generals von Kleist) widmet Klopstock eine horazische Ode (seine Gedichte erschienen 1782):

Du stehst, o Klopstock! Sänger des Ewigen
In ob'rer Sphäre, nicht wie ein Sterblicher.

Eine zweite, „Die Gerichte Gottes", wird durch das Erdbeben von Lissabon angeregt, eine dritte gilt dem Messias. In fingierten Briefen an „Theophan" u. a. werden Thomson, Klopstock, Kleist, Horaz, Lange(!), Bodmer und Wieland gerühmt. Thyrsis fordert Damon auf, mit ihm zu sterben: „Vielleicht werden Chloris und Dorinde mit kostbaren Tränen unser gemeinschaftliches Grab bekrönen." Maria Theresia wird besungen, Euripides eingehend mit Racine verglichen. Der Kampf der Leipziger und Schweizer wird zugunsten der letzteren mitgekämpft. Rauffseysen hat einer Dame Klopstocksche Verse

ins Album geschrieben und erntet aus ihrem Kreise Spott. Ein Arzt deklamiert ihm dagegen Schönaichs Poesie, die Rauffseysen verwirft, und erklärt, Klopstocks Cidli sei nur ein herrnhutisch fühlendes Mädchen. Die Unfähigkeit des Gottschedianers Halter aus Riesenburg, der Virgils fünfte Ekloge in Gottscheds „Neuem Büchersaal" übersetzt hatte, wird dargetan; die Ästhetik des Hallenser Klopstockianers Meier wird gerühmt, über den Lessing scherzte: er sei „der Geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle". — Die Dramen „Der Freigeist" und „Die verliebte Alte" erinnern an Lessings Jugendstücke. Für die Geschichte des Theaters wertvoll sind die Aufzeichnungen der Gesellschaft über das Spiel der Ackermannschen Truppe von August bis Dezember 1755, der auch Döbbelin und Wolfram angehörten. Lessings „Miß Sara Sampson" wird am 26. August, 23. September und 24. Oktober aufgeführt. Jedesmal folgte ein Ballett: „Die Kuhhirten", „Der verliebte Segelsteller", „Das Gänschen". Am 24. November wird ein Nachspiel in Versen gegeben, das den Namen eines Lessingschen Fragmentes trägt: „Die Matrone von Ephesus". (hs. 525; vgl. auch J. Boltes „Geschichte des Danziger Theaters" sowie Hirsch, „Literar. Gesellschaften in Danzig", in den Mitteilungen des Westpr. Geschichtsvereins, publiziert von O. Günther, 1904, S. 38 ff.)

S. 198. Voltaire. Wie sehr Voltaire schon vor seiner Ankunft in Berlin sich seiner dortigen Machtvollkommenheit bewußt war, zeigt ein Brief, den ich handschriftlich in der Hamburger Stadtbibliothek fand: er verspricht dort am 21. August 1740 einem Bekannten im Haag, für dessen Freund einen akademischen Posten zu besorgen. — In Berlin wohnte er zeitweise in der Niederlegestraße bei Madame Bock, in der Taubenstraße 20 und in der Holzmarktstraße 39/40. Von hier reiste er ab, als er Berlin für immer verließ. — Der „Akakia" brachte ihm viel Unruhe. In der Gottsched-Korrespondenz liegt ein Schreiben von ihm an Gottsched vom 19. April 1753 mit der ängstlichen Bitte, er möge den Verleger Breitkopf hindern, „d'envoyer à Berlin des Akakia, de faire cette énorme sottise", denn „ils seraient infailliblement saisis". — „Voltaires Rechtstreit mit dem Königlichen Schutzjuden Hirschel 1751" ist 1905 von W. Mangold eingehend untersucht worden, der zu folgendem Resultat kommt: Hirschel wurde mit Recht wegen der Ableugnung einer Unterschrift zu einer Geldstrafe und zur Herausgabe des vorenthaltenen Wechsels verurteilt. Er hat Voltaire übervorteilt und ihn mit Unrecht der Fälschung bezichtigt. Voltaire ist frei von dem Verdacht, die ihm übergebenen Juwelen gegen geringwertige vertauscht zu haben. Aber er gab fälschlich 3000 Taler statt 2940 als Schuld an und zitierte den Inhalt der Konvention unter seinem Eide falsch. Wochenlang leugnete er ferner eine Konvention, deren Vorhandensein er schließlich zugeben mußte. — Von Friedrichs des Großen Urteilen über Voltaire sind noch zwei besonders interessant.

„Il a la gentillesse et la malice d'un singe", sagte er einmal von ihm. In seinen „Oeuvres posthumes", 1788, édits de Bâle, findet sich folgende Charakteristik Voltaires: „Avec une tête ouverte il a un coeur corrompu; il pense sur tout et tourne tout en ridicule. Libertin sans tempérament il moralise sans avoir des mœurs. Vain au suprême dégré, mais encore plus avaricieux que vain: il écrit moins pour la gloire que pour l'argent". Vgl. auch Formeys Souvenirs d'un citoyen S. 327. — Zu seiner Verhaftung in Frankfurt: in der Königlichen Bibliothek, Berlin, liegt handschriftlich folgendes Promemoria an den Frankfurter Magistrat vom 1. Juni 1753:

„Nachdem der König mein Herr mir in einem allergnädigsten eigenhändigen Schreiben d. d. Potsdam den 11. April a. c. allergnädigst aufgegeben, den von Voltaire dahier in so lang zu arretieren, bis ich seine Emballagen und Chatullen visitieret, um die Königlichen Briefschaften zu mir zu nehmen, und jenem Voltaire darauf den Kammerherrnschlüssel nebst dem Orden und dem Band pour le mérite abzufordern, als habe einen hochedlen und hochweisen Magistrat hier geflissentlich requirieren wollen, mir zu diesem Behuf einen Oberoffizier nebst dem Adjutanten und vier Mann großgünstig zu beordnen. Der König mein Herr wird in dergleichen Fällen das Reciprocum zu praecisieren ohnvergessen sein. Freytag."

Zum Atheismus: aus Voltaires letzter Lebenszeit sind Verse erhalten, die ihn in ganz anderem religiösen Lichte erscheinen lassen (vgl. auch die Würdigung in Leigh Hunts Autobiographie 1850):

O Dieu, qu'on méconnait, o Dieu, que tout annonce,
Entends les derniers mots que ma bouche prononce!
Si je me suis trompé, c'est en cherchant ta loi.
Mon cœur peut s'égarer, mais il est plein de toi.

S. 205. Lessing und Voltaire. Wie bekannt Lessings Erlebnis mit Voltaire wurde, beweisen Risbecks „Briefe eines reisenden Franzosen" 1783, der an „Lessings Schelmenstück an Voltaire" erinnert, noch immer in der Voraussetzung, Lessing habe wirklich Voltaires Werk deutsch erscheinen lassen wollen, ehe es französisch vorlag. — Zu Lessings beiden Epigrammen auf Voltaire vgl. H. Dronsen, Euphorion 13 (1906). — Inwiefern Mylius an der Diskreditierung Lessings unbewußt beteiligt ist, kann nur vermutet werden. Vgl. E. Consentius im Euphorion Bd. 10 (1903) S. 518 (Briefe von Mylius an Haller 1751—53, in denen Lessings Name als damals unbedeutend gar nicht erwähnt wird; siehe auch L. Geiger in VJS. III, 1890) und desselben Verfassers Schrift „Der Wahrsager. Zur Charakteristik von Mylius und Lessing". Leipzig 1900.

S. 208. Horaz. Vgl. K. Staedler, „Die Horazfrage seit Lessing". Berlin 1902. Staedler tritt der Anschauung entgegen, die mit Lessing einsetzte: Horaz sei kein wahrer Lyriker.

S. 209. S. G. Lange. Vgl. den 1906 von C. Schüddekopf veröffentlichten Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler (Tübingen) sowie G. Waniek (Leipzig 1882): „J. Pyra und sein Einfluß auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts." — Das S. 210 zitierte Urteil Korffs ist abgedruckt in Büschings „Beiträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen" (Halle 1783—89). Korff erkennt übrigens an, Lessings Witz sei „mit vieler Gelehrtheit verbunden" und bittet einen Freund 1752 sogar um Nachricht über Lessings „Umstände und Gemütsbeschaffenheit".

S. 218. Friedrich der Große und Lessing. Das von Laveaux zitierte Urteil s. bei Koser in seiner Biographie (3. Auflage, II S. 598). — Die Familie der Pernetty sandte nach Preußen wie es scheint mehr als einen Beamten. Von zwei hierher gehörenden Handschreiben Friedrichs, die im Berliner Geheimen Staatsarchiv liegen, teile ich ein am 7. August 1766 an Mr. de Pernetty gerichtetes mit: „Je suis bien aise de voir par votre lettre du 5e de ce mois que vous vous êtes déterminé à vous fixer dans mes Etats en y faisant venir votre famille. Comme le zèle, que Je vous ai toujours remarqué pour mon service M'a fait souhaiter, que vous prissiez sa parti; vous jugez bien, que les marques que je compte vous donner à vous et à votre famille de ma protection et de ma bien-veillance ne vous donneront certainement pas lieu de le regretter." Es darf als ausgeschlossen gelten, daß dieser Pernetty der Bibliothekar gewesen sei.

S. 223. Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Über den Anteil Lessings an den Beiträgen vgl. J. Petersen in Teil 12 der Lessing-Ausgabe der Goldenen Klassiker-Bibliothek und F. Muncker im 22. Bande (S. 142) der seinigen.

S. 228. Wittenberg. Zu Naumanns Nachricht über Lessing vgl. E. Consentius, „Lessing und die Vossische Zeitung", Leipzig 1902.

S. 229. Jöcher. Die Randbemerkungen in Lessings Handexemplar, das G. Minde-Pouet unter den von Raumerschen Büchern der Bromberger Stadtbibliothek entdeckte — von Raumer hatte es aus der Bücherauktion Karl Lessings, der manche Notiz hinzugefügt hat, gekauft —, sind jetzt von F. Muncker im 22. Bande seiner Lessing-Ausgabe S. 198 abgedruckt. Die schon gedruckten Bogen von Lessings erster Jöcher-Kritik hat H. v. Müller in der Berliner Kgl. Bibliothek (hier seit 1817) kürzlich wiedergefunden (Bibl. Diez). Von den 15 Artikeln hat L. im 2. Band der „Schriften" nur 9 mit Abschwächungen wiederholt (1753).

S. 232. Mylius' Schriften. Daß Lessing mit praktischer Berechnung von Mylius abgerückt sei, wie E. Consentius annimmt, ist nicht glaubhaft. Er konnte sich ja kaum stärker mit des Verstorbenen Namen belasten als durch die Einführung seiner Schriften, während es ihm an andern Gelegenheiten nicht gefehlt hätte, den einstigen Freund literarisch abzuschütteln oder zu

verleugnen. Und wie hieße das den Charakter eines Leſſing verkennen, des Retters der Angegriffenen und Verſtorbenen, der ſtets ohne Rückſicht auf das eigene Wohl den Mächtigen Trotz bot. Zu Mylius vgl. die Diſſertationen von E. Thyſſen, Marburg 1912, u. R. Trillmich, Leipzig 1914. Vgl. auch J. Peterſens Einleitung zu Teil 7 der Leſſing-Ausgabe in der „Goldenen Klaſſiker-Bibliothek".

S. 234. Montagsklub. Über einen Beſuch im Klub berichtet Kleiſt an Hirzel am 3. November 1750 aus Potsdam (vgl. Euphorion 18 S. 671 (1911).

S. 235. Naumann. Neue Aufſchlüſſe über ihn brachten die Arbeiten von E. Conſentius („Tägliche Rundſchau", 17. Auguſt 1901. — „Voſſiſche Zeitung", Sonntagsbeilage 1902, Nr. 14. — „Nationalzeitung", 8. Februar 1903, Sonntagsbeilage) und W. Deetjen („Leipziger Tageblatt", 1. Januar 1911), der in dem Dresdener „Merkur" von 1826 des Görlitzers Dietrich Bericht entdeckte.

S. 237. Mendelsſohn. Kayſerlings Mendelsſohn-Biographie iſt noch immer unentbehrlich. Über die Familie beſitzen wir jetzt Henſels bekanntes Buch, das ſchon aus verwandtſchaftlichen Gründen wertvoll iſt. Mendelsſohn-Bartholdys Schweſter Fanny, die ebenfalls komponierte, heiratete den Maler Wilhelm Henſel. — Für Mendelsſohn ſind die Archive inzwiſchen faſt ausgeſchöpft. Noch unbekannt iſt, ſoviel ich ſehe, ein Brief an Eliſe Reimarus, der in der Campeſchen Autographenſammlung in Hamburg liegt. Der Philoſoph ſchreibt da an die Philoſophin, die „verehrungswürdige Freundin", aber auch der „Warenfabrikant an eine Dame von Geſchmack", der er ſeine Waren „gehorſamſt zu empfehlen" nicht verſäumt (27. Auguſt 1782). Unter ſeinem ebendort befindlichen Porträt ſteht von ſeiner Handſchrift: „Ich denke nicht, daß Ihr Freund, der Wahrheitsforſcher, Stimmen ſammeln will, um ſie zu zählen. Sie wollen gewogen und nicht gezählt ſein." Seit einigen Jahren liegt ferner im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv folgendes Schreiben an Ramler:

„Berlin, 1. Dezember 1777.

Sie haben mir geſtern die Ehre Ihres angenehmen Beſuches gönnen wollen, und ich habe zu eben derſelben Zeit ſehr unangenehme Beſuche machen müſſen. Es tut mir leid, daß Sie in dem ſchlechten Wetter den Weg vergebens gemacht haben. Ich weiß auch, wie es tut, wenn man eine Stunde der Freundſchaft widmet, Wind und Wetter aushält, die Haustür endlich erreicht, und — niemand zu Hauſe findet!

Ihrer Verordnung gemäß habe ich die Ehre, morgen um 2 Uhr Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ob wir alsdann ſofort den vornehmen Beſuch ablegen oder auf den Sonnabend verſchieben, wird von Ihrem Befehle abhängen. Ich ſehne mich nicht nach der Bekanntſchaft der Großen, allein ich fliehe ſie auch nicht. Leben Sie wohl, mein treueſter Freund! Ich bin

Ew. Hochwohlgeboren gehorſamſter Diener und Freund
Moſes Mendelsſohn."

Dort findet sich auch ein poetisches Urteil Gleims über ihn, das er Ramler sandte:

Mendelssohn.

Was adelt, was verewigt ihn?
Sein unabläßiges Bemüh'n,
Der Erde Licht zu sein und kühn
Den Menschen aus der Nacht der Unvernunft zu zieh'n.
Auf seinem Grabe soll die schönste Rose blüh'n.

Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt außer veröffentlichten Briefen Mendelssohns auch einige Zeilen von seiner Gattin an Reichardt, die Seelenruhe und innere Harmonie atmen. Einen nicht jedem leicht zugänglichen Brief Mendelssohns an Hennings aus Strelitz, 29. Juni 1779, dessen Original sich in den gebundenen Briefwechsel der Elise Reimarus verirrt hat, also offenbar einmal von ihrem Schwager einem seiner Briefe an sie beigelegt wurde, möchte ich nach der Handschrift hier wiedergeben, da er gerade die Entwicklung dieses seltenen Mannes besser als viele Worte anderer charakterisiert. Mendelssohn verdient es, zu jedem Freunde Lessings nicht nur durch die Briefe an diesen zu sprechen, die ja leichter zur Hand sind. Nach einleitenden Worten sagt er: „Ich sehe das Spiel der menschlichen Leidenschaften als eine Naturerscheinung an, die beobachtet zu werden verdient. Wer bei jedem elektrischen Funken zagt und zittert, taugt nicht zum Beobachter. Überhaupt hat mein Herz wenig Reizbarkeit zum Zorn, Verdruß, Reue u. dgl. unangenehmen Affekten. Ich bin nur noch empfindsam gegen Liebe und Freundschaft, und auch hierin in einem so gemäßigten Grade, daß mich meine Freunde sehr oft der Lauigkeit beschulden. Allein ich kann mir keine Empfindungen geben, die ich nicht habe, und lügen mag ich sie nicht, so sehr die Ziererei der Mode es zu fordern scheint. Der Rabbi zu Altona läßt vor der Hand seine Donnerkeile ruhen. In welcher Absicht weiß ich nicht. Vielleicht um sie bei einer günstigeren Gelegenheit, wenn er noch das ganze Werk vor sich haben wird, mit mehrerem Gepolter auszusenden. Mag er! Ich wünsche, daß er sich selbst überlassen bliebe, und daß von außen her durch nichts auf ihn gewirkt würde, um zu sehen, was die Wahrheit selbst, frei von aller anderen Rücksicht, bei meiner Nation auszurichten vermag. Sobald äußere Dinge, Drohungen, Verbote u. dgl. mitwirken, so werden die Zirkel verrückt, und die Beobachtung ist verloren. Vielleicht, daß eine kleine Gärung zum Besten der Sache, die mir eigentlich am Herzen liegt, dienlich sei, und ich würde dieser schaden, wenn ich jene zu stören suchte. Nach dem ersten Plane meines Lebens so wie ich ihn in meinen besten Jahren entwarf, war ich weit entfernt, jemals ein Bibelherausgeber oder ein Übersetzer zu werden. Ich wollte mich bloß darauf einschränken, des Tages seiden Zeug verfertigen zu lassen und in den Nebenstunden der Philosophie einige Liebkosungen abzugewinnen. Es hat

aber der Vorsehung gefallen, mich einen ganz anderen Weg zu führen. Ich verlor die Fähigkeit zu meditieren und mit ihr auch den größten Teil meiner Zufriedenheit. Nach einiger Untersuchung fand ich, daß der Überrest meiner Kräfte noch hinreichen müsse, meinen Kindern und vielleicht einem ansehnlichen Teil meiner Nation einen guten Dienst zu erzeigen, wenn ich ihnen eine bessere Übersetzung und Erklärung der heiligen Bücher in die Hände gäbe, als sie bisher gehabt. Dieses ist der erste Schritt zur Kultur, von welcher meine Nation leider in einer solchen Entfernung gehalten wird, daß man an der Möglichkeit einer Verbesserung beinahe zweifeln möchte. Ich hielt mich indessen für verbunden, das wenige zu tun, was in meinem Vermögen stehet, und das übrige der Vorsehung zu überlassen, die sich zur Ausführung ihres Plans mehrentheils mehr Zeit nimmt, als wir übersehen können. Je mehr Widerstand aber dieser schwache Versuch findet, desto notwendiger scheint er mir, und desto eifriger werde ich ihn auszuführen suchen. Aber zu unanständigen Maßregeln werde ich mich auf keine Weise durch Zelotismus verleiten lassen. Jenes jugendliche Feuer, das uns öfters in der besten Absicht von der Welt über Maß und Ziel hinweg zu treiben pflegt. hat mich sehr frühe verlassen, und ich habe mich kaum nach demselben umgesehen. Jetzt, da ich so nahe am Ufer bin, würde es Torheit sein, meine Segel jedem Ungestüm preis zu geben. Jedoch genug von mir und meinen großen Taten gesprochen. Im Grunde habe ich noch lange nicht genug für meine Mitbrüder getan, was Olavides für die Seinigen, und kann daher soviel Undank nicht zum Lohn erwarten. Sie haben das Schicksal dieses Mannes, wie mich dünkt, sehr gut genutzt, mein teuerster Hennings, dem kleinen Zirkel, wie sie es nennen, ersprießliche Wahrheit ans Herz zu legen. Sie haben vollkommen recht. Man muß seinen Wirkungskreis enger einziehen, sonst schwebt man wie ein Meteor in den oberen Regionen herum, von Neugierigen geschaut und genossen ohne Wärme, ohne merkliches Licht von sich zu geben. Hiervon habe ich soeben ein Beispiel in Händen. Ich habe des Abbé Mably „Principes des Loix“ zu mir gesteckt und versprach mir von einer späteren Produktion des Verfassers der „Entretiens de Phocion“ sehr viel Vergnügen. Allein ich finde ihn in Absicht auf die Grundsätze so schimärisch, so hyperplatonisch, daß mir die Anwendung davon auf die Welt, die wir vor uns haben, auf Schweden und England, beinahe ins Lächerliche zu fallen scheint. Von Alt-Griechenland oder Thom. Morus' Utopien läßt sich so was sehr behaglich träumen, aber mit offnen Augen müßten wir den schönen Morgentraum nicht fortsetzen wollen. Man irrt sich, wie ich glaube, in Plato sehr und mißdeutet seine Absicht, wenn man glaubt, er habe eine wirkliche Republik nach seinen grillenhaften Idealen einrichten wollen. Was ich von Ihrer Schrift gesagt, mein Freund! versteht sich in der Prosa von derselben. Diese scheint sowohl dem Inhalt als dem Wort nach

gut; so gut, daß Sie wohl verdienten, ein wenig Verfolgung darüber auszuhalten. Aber Ihre Poesie will mir nicht gefallen. Ob man vielleicht in meinen Jahren überhaupt den Geschmack an der Dichtkunst verliert? Ich argwohne wohl beinahe so etwas: denn ich liebe die besten poetischen Sachen jetzt bei weitem nicht so sehr, als ich sonst zu thun pflegte. Selbst ‚Nathan der Weise' würde mir, wie ich glaube, noch besser gefallen, wenn er prosaisch wäre wie ‚Emilia Galotti'; ob ich gleich sonst glaube, daß der Lessingsche Vers im Nathan sich sehr gut deklamieren lassen mag. Jedoch mein Bogen ist voll. Leben Sie wohl, bester Hennings! Fahren Sie fort in dem Kreise, in welchen Sie hingestellt sind, Gutes zu säen, Sie mögen Dank oder Undank dafür verdienen. Ich will in den Meinigen das Nämliche tun, und so verdienen wir, daß wir uns einander lieben."

S. 241. Nicolai. Die wertvollste Quelle für die Erforschung seines Lebens ist der gewaltige Nachlaß, den die Berliner Königliche Bibliothek besitzt, und an dem niemand vorübergehen darf, der über die Literatur des 18. Jahrhunderts arbeitet. Auf wörtliche Zitate aus ihm mußte ich von vornherein verzichten: wer die nahezu hundert Briefbände mustert, legt in stiller Hoffnungslosigkeit sogleich den Stift hin und braucht nur die Augen, um ein Gesamtbild zu erhalten. Die angeführte Äußerung Nicolais an Ramler über Lessing stammt aus einem Brief, der in Ramlers Nachlaß liegt. Aufmerksam gemacht sei hier auf die Selbstbiographie des, wie mir scheint, wenig bekannten Kriegsrats Scheffner, der in Berlin mit Mendelssohn, Ramler und Nicolai eine Zeitlang verkehrte und von diesen auch in den neu gegründeten Sonntagsklub eingeführt wurde. Nach der Verabschiedung lebte er auf dem Stolzenberge bei Danzig, im Jäschkental Petrarca lesend und Hügel, Welt und Meer bewundernd. — Wichtig ist ferner Spaldings Selbstbiographie, vor allem aber die erwähnten von Friedel (neu 1907) herausgegebenen „Jugenderinnerungen Gustav Partheys".

S. 246. Ramler. Der wertvolle Nachlaß Ramlers wurde 1907 von Frau Elise Zimmermann in Bern d. Goethe-Schiller-Archiv geschenkt, wo ich ihn durcharbeiten durfte. Schüddekopf (Ramler-Dissertation Lpz. 1886!) hat größere Partien aus ihm veröffentlicht, Erich Schmidt dagegen hat ihn persönlich nicht mehr sichten können.

S. 248. Logau. Lessing hielt es für möglich, daß sein Logau-Exemplar aus des Dichters Privatbesitz stamme. Das trifft nicht zu: das Handexemplar Logaus liegt seit 1703 in der Weimarer Großherzoglichen Bibliothek. — Für Logau vgl. W. Heuschkel, „Untersuchungen über Ramlers und Lessings Bearbeitung von Sinngedichten Logaus", Jena 1901. Heuschkel berichtigt wesentlich Danzels Vergleichung von Logaus Original mit Lessing-Ramler, die Maltzahn und Boxberger ohne Nachprüfung aus der ersten Auflage abgedruckt hatten, und untersucht sorgfältig Ramlers starke Änderungen in Text, Orthographie, Lautlehre, Flexion, Wortbildung, Syntax und Stil.

S. 251. Dramatische Fragmente. Zu den folgenden Stücken wäre noch der „unbekannte Tragödienentwurf" zu zählen, auf den Litzmann (VJS. I, 495) aus Äußerungen Boies vom 30. September und 18. November 1778 schließt, im Charakter einer Potiphar-Tragödie etwa nach Art von Hahns „Adelsberg". Die Annahme bleibt unsicher. — Vgl. G. Roethe in VJS. II, S. 516/32. — Hübsch entwickelt R. M. Meyer (VJS. III, 1890, S. 298 ff.), wie Lessing die überlieferten Themata aus der Weltliteratur durchgehend erneuert und modern umgestaltet hat. — J. Schwering hat in seiner lehrreichen Schrift „Zur Geschichte des niederländischen u. spanischen Dramas", Münster 1885 („Neue Forschungen") S. 76 ff. dargelegt, wie oft die Niederlande das spanische Drama nach Deutschland getragen haben. Zu Lessings spanischen Versuchen sei schließlich für kleine Züge noch auf die gespreizte und gehässige Arbeit C. Pitollets hingewiesen: „Contributions à l'étude de l'Hispanisme de G. E. Lessing", Paris 1909. Feststellung von Vokabelfehlern ergibt für Pitollet ein Buch. Der Haß chauvinistischer Franzosen gegen Lessing gehört zu dessen schönsten Ehrentiteln. Wertvoll dagegen bleibt noch immer B. A. Wagners Untersuchung „Zu Lessings spanischen Studien", Berlin 1883. — Für alle Fragmente darf ich mich hier wohl auf meine Ausgabe in der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" (früher Hempel) beziehen, in die ich auch die sicherlich unechte „Zorade" anhangsweise aufgenommen habe; auch F. Muncker druckt sie, wie ich sehe, im 22. Bande seiner Ausgabe ab. Auf meine dort gegebenen ausführlichen Einleitungen zu jedem Fragment weise ich im folgenden nicht weiter hin.

S. 254. Eraclio und Argila. Das Stück ist die Prosaübersetzung des anonym erschienenen Dramas „No hay casa buena por fuerza" (vgl. Pitollet S. 160), das nur noch selten aufzutreiben ist. Eraclio hat eine Rolle zweiten Ranges, darf daher nicht allein den Titel vertreten.

S. 254. Fenix. Das Fragment ist Übersetzung von de Leybas (1630—1676) Komödie „Quando no se aguarda" (vgl. Pitollet S. 168).

S. 256. Mylord Roß. Vgl. The Monthly Review or literary Journal, vol. 24 (London 1761) p. 11 f. Dort wird erzählt The life of John Cartaret Pilkington, written by himself; dies ist die Quelle zu dem von Lessing genannten „Journal encyclop. p. 19—22: „L'histoire de Mylord Ross".

S. 258. Giangir. Vgl. A. Lehmann, „Das Schicksal Mustaphas, des Sohnes Solymanns in Geschichte und Dichtung", Diss., München 1908. Ferner Streibich, „Mustapha und Zeangir in Geschichte und Dichtung" (Freiburg 1903). — Lessingerwähnt Mallet übrigens in seinem „Leben Thomsons".

S. 259. Horoskop. Zu dem Motiv vgl. Lopes El gran duque de Moscovia sowie Pitollet S. 294.

S. 263. Schlaftrunk. Ergänzungen des Fragments s. in „C. R. Lessings Bücher- u. Handschriftensammlung", hrsg. von Gotthold Lessing, bearbeitet von Arend Buchholtz u. Ilse Lessing, Berl. 1914, I, S. 44.

S. 264. Matrone von Ephesus. J. B. Rousseaus Allusion à la M. enthält eine schalkhafte Ode à une jeune veuve, in der es heißt:

De la célèbre matrone
Que l'antiquité nous prône,
N'imitez point le dégoût.
Ou, pour l'honneur de Pétrone
Imitez-la jusqu'au bout.

Von Voltaire wurde Petronius nicht sehr hoch geschätzt: „Il n'eut de frein ni dans ses moeurs ni dans son style". Von den französischen Dichtern des Stoffes seien hier nur noch Fuselier (1714) und Radet (1792) genannt. Die Bibliothèque des théâtres (Paris 1733) muß p. 200 ebenfalls gestehen: „Chaque théâtre a sa Matrone d'Ephèse." Vgl. A. Collignon, „Pétrone en France" (Paris 1905) S. 90 ff.

S. 266. Tarantula. Deutsche und französische Briefe von Marpurg besitzt die Königliche Bibliothek, Berlin; vgl. über ihn noch K. Spazier in der „Leipziger Allg. Musikzeitung" II S. 595 (1802). Zur Oper im 18. Jahrhundert: in einer Wochenschrift von 1737 wird eine „Operistin" aus dem Elysium in die Hölle versetzt: „verdientermaßen"!

S. 270. Spartakus. Historisch: Schon im 6. Jahrhundert v. Chr. hatte Rom mit einer Schar entlaufener Sklaven einen hitzigen Strauß auszufechten. In Sizilien gab es zwei Kriege mit Sklaven, 135 unter Ennus und 104 unter Anthenio, einem ehemaligen Hirten. Der Aufstand des Spartakus († 71 v. Chr.) aber war weit gefährlicher. Zunächst beschlossen zweihundert Fechter gemeinsame Flucht. Entdeckt, konnten sie sich nur zum Teil retten. In den Schluchten des Vesuvs suchten sie Schutz vor den Verfolgungen, die sofort begannen. Da führten sie zunächst ein Räuberleben, mordeten und plünderten. Mit besseren Waffen ausgerüstet, zogen sie nun, wobei ihre Schar beständig anschwoll, auf den Gipfel des Vesuvs. Sie organisierten sich und wählten den Spartakus, der die Seele des ganzen Aufruhrs gewesen war, zu ihrem Führer. Zu Unterfeldherrn erwählten sie die Gallier Crixus — diesen wollte auch Lessing einführen — und Oenomaus. Sie erfochten viele Siege, ehe sie am Silarus vernichtet wurden. — Quellen: Die betreffenden Partien des Livius, der in drei Büchern den Krieg beschrieb, und des Diodor sind verloren. Auch in Sallusts Historien befand sich eine ausführliche Beschreibung. Die ausführlichsten Darstellungen gibt Plutarch. Kürzere Berichte oder vereinzelte Hinweise finden sich bei Florus, Frontin, Orosius, bei den in einem Sammelwerk des Athenäus erhaltenen Fragmenten des Cäcilius und bei Eutropius. Bei Livius stehen in anderem Zusammenhang Bemerkungen und Hinweise, so in l. XIV, XLVII; ferner in den Annalen des Tacitus (III, 73), bei Vellejus (II, 30, 5), bei Augustinus in seiner Schrift „De civitate Dei", (III, 26), sowie in einzelnen Reden Ciceros. — Spartakus-Dramen: Saurin (1760)

erdichtete die Liebe des Spartakus zu Crassus' Tochter, die Gefangenschaft seiner Mutter in Rom und ihren gewaltsamen Tod und den Verrat des gallischen Sklavenführers Norikus. Auch bei ihm erscheint Crassus als „der römische Konsul", obwohl jener 71 dies Amt nicht bekleidete. Lessing wollte Crassus von Eigennutz bestimmt werden lassen, gegen die Sklaven zu fechten. Sein Crixus hätte wohl Saurins Noricus ersetzt. Zu den übrigen Spartakus-Dichtern: von Manzoni haben wir Vorarbeiten (vgl. Bonghis Ausgabe der Opere inedite e rare; s. auch A. E. Meißners Spartakus-Biographie 1792); v. Uchtritz, „Rom und Spartakus" (1823). Dann folgten P. Weber, Koppel-Ellfeld, Ruge (Operntext), H. Lingg (Gedicht 1854), v. Maltitz. Grillparzers Fragment stammt von 1810, Hebbels von 1863. R. Voß behandelte das Thema 1881 in der „Patrizierin", H. Land 1897 in seinem Roman „Von zwei Erlösern". In demselben Jahre erschien A. Ch. Kalischers soziale Tragödie. P. Heyse streifte den Stoff 1892 in seinem „Merlin" (II, 155 und 208). Von nichtdeutschen Spartakus-Dichtern sind besonders zu nennen H. Magen, Pieter Pypers, Cyprian Norwid, R. Giovagnoli, Langsdorf, Rollo, Nowicki und Czerwinski. — Grundlegend für die Darstellung der Geschichte und Quellen wurde Eugen Müllers Programmschrift „Spartakus und der Sklavenkrieg in Geschichte und Dichtung", Salzburg 1905; für einiges vgl. Jan Muszkat-Muszkowski, „Spartakus, eine Stoffgeschichte", Leipzig 1909.

S. 272. Samuel Henzi. Vgl. J. J. Baebler, „Samuel Henzis Leben und Schriften", Aarau 1880. — Rochholz, „Tell und Geßler in Sage und Geschichte", Heilbronn 1877. — Ferner G. Roethe in der Festschrift für Hildebrand: „Die dramat. Quellen des Schillerschen Tell", Leipzig 1894, SS. 229, 250/2.

S. 286. Philotas. Über einen englischen Vorläufer des „Philotas" (von Frowde) von 1731 vgl. „E. R. Lessings Bücher u. Handschriftensammlung", Berlin 1914, I, S. 52.

S. 290. Miß Sara Sampson. A. Eloësser, „Das bürgerliche Drama", 1898. — Vgl. O. Walzel, „Das bürgerliche Drama". Leipzig 1915. Neue Jbb. f. d. klass. Altertum 35, 2. Heft, S. 99 ff. J. Caros Studie über „Lessing und Swift" (Jena 1867) ist mit Vorsicht zu lesen. Den Artikel über Swift bei Bayle hat Lessing nicht gekannt; wohl aber wurde er von Goethe für die „Stella" benutzt. Verzeichnet sei immerhin das zu Lessings Zeit verbreitete Gerücht, daß Swift und Stella natürliche Kinder Sir William Temples gewesen seien. Von hier ergäbe sich dann auch auf den Tempelherrn und Recha als Geschwister ein Ausblick, zumal da Swifts Märchen von der Tonne einen parabolischen Vergleich von drei christlichen Konfessionen enthält, aus denen der Geist des Christentums entwichen zu sein scheint.

S. 291. Englands Einfluß. Die Entwicklung Lessings zu England hin untersucht besonders eingehend A. Böhtlingk, „Lessing und Shakespeare",

Leipzig 1909. G. Kettner, „Lessing und Shakespeare“ (Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum u. d. Lit., Bd. 19, 1907, S. 267 ff.) sucht nachzuweisen, daß Lessing nur den Tragiker Shakespeare ernstlich ins Auge gefaßt habe, in den Literaturbriefen aber sich mit einem abstrakten Idealbilde von ihm begnüge. — L. Goldstein, „Mendelssohn und die deutsche Aesthetik“, S. 174—86, führt Lessings Vorgehen zum Teil auf Mendelssohns Eintreten für Shakespeare zurück. — Während Kettner den französischen Einfluß auf Lessing auf ein Mindestmaß beschränkt sehen will, bemüht sich umkehrt C. Humbert („Lessings Stellung zur französischen Literatur.“ Archiv für Lit.-Geschichte, hrsg. von Goesche, II, Leipzig 1872, S. 443 ff.) zu erweisen, daß Lessing heute sogar gegen die „Shakespearomanen“ und für die Franzosen reden würde. Von demselben Geiste getragen ist seine „Arbeit“ über „Molière, Shakespeare und die deutsche Kritik“ (Leipzig 1869). Humbert stellt Lessingsche „Fehler“ fest, trägt aus Danzels Buch zusammen, was etwa für Frankreich stimmen könnte, und bemerkt, daß die Franzosen vor ihren Dichtern eine andere Achtung hatten als die Deutschen vor Lessing, der nicht wie „der große Corneille“ für die mangelnde Rührung durch das Gefühl des Erhabenen zu entschädigen wisse. Das Gegenteil ist richtig: das deutsche Publikum nahm die Erlösung von dem französischen Geschmack mit Freude wie etwas Selbstverständliches auf. Selbst ein so trockener Geist wie Küttner feiert in seinen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten“ 1781 Lessing als Befreier. Es werde schon altmodisch, sagt er, Gottscheds Namen zu mißhandeln.

S. 307. Faust. Vgl. jetzt R. Petsch, „Lessings Faustdichtung.“ Heidelberg 1911; ferner „C. R. Lessings Bücher- u. Handschriftensammlung“, Berlin 1914, I, S. 39.

S. 320. Literaturbriefe. Zu Wielands Bildungsideal: Lessing wurde erst von Herder belehrt, daß der *καλὸς καὶ ἀγαθός* der Griechen nicht einfach ein „hübscher guter“ Mann gewesen, sondern daß die Bedeutung des Ausdrucks zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen sei, je nach dem betreffenden Idealbilde des Volks. — Lessings Sprachkunst würdigen von sehr verschiedenen Seiten am besten Richard M. Meyer in seiner „Deutschen Stilistik“ (Beck, München 1913) und E. Engel in seiner „Deutschen Stilkunst“ (Wien 1912). — Das Verdienst der Literaturbriefe um die deutsche Sprache prüft W. Feldmann, „Deutsche Sprachpflege in den Literaturbriefen“ in F. Kluges „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“, VII (1905/06), S. 152 ff. — „Dem Denunzianten der Literaturbriefe“ widmet E. Consentius einen Artikel in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung Nr. 194. — Von der Wirkung der Literaturbriefe in Frankreich zeugt in gutem Sinne ihre Beurteilung durch Villers 1809, der im Anschluß an ihre Würdigung bemerkt: „L'Allemagne semble être encore de nos jours le pays où l'histoire de la littérature est traitée avec le plus de soin et de prédilection.“ — Aus dem Inhalt

der Literaturbriefe, soweit er nicht gerade wegweisende Bedeutung für die Neuzeit, wohl aber für das Verständnis ihres einheitlichen Geistes hat, sei hier noch einiges zusammengetragen. Lessing wendet sich im 18. Briefe Klopstock zu, nachdem er vorläufig Gottsched abgetan. Die Besserungen am „Messias" werden sorgsam erwogen, denn Veränderungen, „die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße sondieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst, denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln." Mehrfach nimmt er Gelegenheit, Kleist als Dichter zu feiern. Auf Gleim und Gerstenberg weist er hin, andere werden scharf angegriffen. Lessings Klinge saust schneidig auf das Haupt selbst der Besten hernieder; auf keinen aber so zerschmetternd wie auf Gottsched, mit dem sich der 65. Brief, datiert vom 2. November 1759, wieder eingehend beschäftigt. Er wirft ihm, dem „gelehrten Charlatan", vor, daß er durch die Widmung seiner „Deutschen Sprachkunst" an sämtliche in- und ausländische Lehrer sein Machwerk in den Schulen einbürgern wolle. Die Rezension des Rektors Heinze in Lüneburg, aus der Lessing einige Stellen anführt, zeige zum Glück, daß man auch schon auf kleinen Schulen anfange, „den berühmten Gottsched auszulachen". Seine Handlungsweise mache ihn nicht nur lächerlich, sondern in den Augen aller Rechtschaffenen auch verächtlich. Im 70. Brief zeigt er eine neu erschienene Schrift an „von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat; es sind die Fabeln des Herrn Lessing." Dann bespricht er Uhls „Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer" und verweilt im besonderen bei einigen Leibnizschen Briefen, denn „sie enthalten vortreffliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Kritik". „Gehet die Kritik verloren," sagt Leibniz dort, „so ist es auch mit den Schriften unseres Glaubens geschehen, und es ist nichts Gründliches mehr übrig, woraus man einem Chinesen oder Mohammedaner unsere Religion demonstrieren könne." Lessing fügt hinzu, durch wohlverstandene Kritik und das Studium der Alten sei Leibniz der geworden, der er war, und dies sei auch der einzige Weg, durch welchen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern könne.

S. 337. Herrnhut. 1751 wurde fünf Stunden von Kamenz die Brüdergemeinde Klein-Welka gegründet und so die Mission unter die Wenden getragen. Hierüber erhielt Lessing natürlich persönliche Nachrichten. 1746—49 erschienen als Hauptquelle für seinen Aufsatz über die Herrnhuter Zinzendorfs „Teutscher Sokrates" und „Naturelles Réflexions". Bergmann (Hermaea, Leipzig 1883) zieht die entsprechenden Parallelen. — Herrnhut selbst hatte einfache Häuser, die mit Schindeln gedeckt waren; es scheint Besucher, die länger als einige Tage blieben, nicht gern gesehen zu haben. — Aus ungedruckten Briefen (Gießen, Univ.-Bibliothek) Gottlieb Spangenbergs, Bischofs der evangelischen Brüderkirche 1751, ersah ich wiederum, daß die Mission der Herrn-

huter in Kanada besonders fruchtbar war und sogar nach Grönland getragen wurde. Auch Spangenberg († 1792) schrieb einen Traktat gegen die Feinde der Brüdergemeinden.

S. 338. Aufklärung. Kants Definition erschien in der Berliner Monatsschrift 1784 unter dem Titel: „Was ist Aufklärung?" Unentbehrlich ist jetzt Rudolf Ungers Werk über „Hamann und die Aufklärung" (zwei Bände, Jena 1911), das wirklich ist, was es sein will: ein „Buch der Liebe". — Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erst erwachte die Aufklärung zu neuem Leben. Hier sei nur auf eines der ersten Bekenntnisse, das Gedicht „Mein Glaube" des Dekans der Theologischen Fakultät in Breslau, D. David Schultz, hingewiesen, der anfangs der vierziger Jahre deswegen vom Minister Eichhorn seines Amtes entsetzt wurde.

S. 340. Schriften der Aufklärer. Für weitere Forschungen seien genannt: Reinbeck (1731), „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Konfession enthaltenen göttlichen Wahrheiten, teils aus vernünftigen Gründen, teils aus der Heiligen Schrift hergeleitet". (Dagegen schrieb Ribow 1740: „Beweis, daß die geoffenbarte Religion nicht aus der Vernunft bewiesen werden könne".) — Spalding (1761), „Gedanken über den Wert der Gefühle im Christentum"; (1772) „Von der Nutzbarkeit des Predigtamtes". — Teller (1764), „Lehrbuch des christlichen Glaubens". — Basedow (1764), „Philalethie; neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft"; (1764) „Methodischer Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft"; (1766) „Betrachtungen über die wahre Rechtgläubigkeit und die in Staat und Kirche notwendige Toleranz". — Jerusalem (1768), „Beobachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion". — Eberhard (1772), „Neue Apologie des Sokrates". — Steinbart (1778), „Glückseligkeitslehre des Christentums für die Bedürfnisse seiner aufgeklärten Landsleute, die nach Weisheit fragen, eingerichtet". — Bahrdt (1779), „Glaubensbekenntnis"; (1782) „Briefe über die Bibel im Volkston". — Semler (1792), „Letztes Glaubensbekenntnis über natürliche und christliche Religion".

S. 343. Lessings religiöse Entwicklung. Für diesen Abschnitt fördern O. Nieten, „Lessings religionsphilosophische Ansichten bis zum Jahre 1770 in ihrem historischen Zusammenhange und in ihren historischen Beziehungen" (Diss. Bonn 1896) und P. Wernle, „Lessing und das Christentum" (Tübingen 1912). Wernle gibt freilich nur Hauptgesichtspunkte und weist auf Arthur Drews hin, der mit seiner Christusmythe einen ähnlichen Kampf wie die Fragmente erweckt habe, geht aber mit diesem Vergleich zu weit.

S. 348. Simon Lemnius. Noch in seiner Todesstunde schrieb er mit zitternder Hand die Grabschrift für sich:

Candidus hic iaceo, praeclarus carmine vates
Lemnius, heu pesti praeda petita fui.
Spiritus in nitido versatur celsus olympo,
Terra levis busta haec contegit ossa tamen.

Zu Lemnius vgl. H. Holstein in der Ztschr. f. dtsch. Philologie, Bd. 20, S. 481 (1887) und besonders P. Merker, „S. Lemnius, ein Humanistenleben", Straßburg 1908. — Das „Heimlich gsprech" hat nicht, wie früher vermutet wurde, Lemnius, sondern Cochläus zum Verfasser. Vgl. die Gothaer „Nuntiaturberichte aus Deutschland", hrsg. v. Friedensburg, IV S. 550 und „Der Katholik", Bd. 75, S. 571 (Paulus).

S. 366. Naumann (s. auch SS. 235 u. 463): vgl. Naumanns Brief an einen Ungenannten vom 1. März 1756 in „G. R. Lessings Bücher- u. Handschriftensammlung", II, S. 219 f. Zu Naumann noch Otto, „Lexikon d. oberlaus. Schriftsteller", 1803, II, Abt. 2, S. 685; u. Suppl.-Bd. 1821, S. 299.

S. 368. Weltreise mit Winkler. Was Lessing mit dieser Reise verlor, kann man jetzt in seinem von A. Buchholtz veröffentlichten Briefe an Lindner vom 30. Dezember 1759 lesen („G. R. Lessings Bücher- u. Handschriftensammlung", Berlin 1914, I, S. 171 f.).

S. 369. Ch. E. v. Kleist. Am 26. Januar 1759 schrieb Kleist aus Zwickau an Ramler (Ramlers Nachlaß): „Tausend Grüße an unsern Freund. Herrn Lessing bin ich eine Antwort schuldig, aber ich besorge, daß sie ihn nicht mehr in Berlin findet, daher will ich sie schuldig bleiben." Von Danziger Dichtern wurde K.s Tod poetisch beklagt, wie Handschriften zeigen. Hingewiesen sei schließlich auf P. Schreckenbachs Roman „Der getreue Kleist" (Leipzig 1910), in dem auch Lessing auftritt.

S. 371. Kleist an Brandt. Am 27. Mai 1757 schrieb K. an B., Lessing möchte gern Sekretär des englischen Gesandten Mitchel (1711—71) werden; er empfiehlt ihn, da L. englisch, französisch und italienisch spreche und schreibe. Am 3. Juli 1757 schlägt er ihn für eine frei gewordene Stelle bei dem Prinzen Ferdinand von Preußen (1730—1813) vor. (Vgl. E. Schmidt, „Lessing" I, S. 321. Aber Kleist schreibt ausdrücklich: „bei dem jüngsten Prinzen von Preußen".) Auch Gleim, Sack und Sulzer wurden von Kleist angeregt, sich um eine Stelle für Lessing zu bemühen: er könne dem alten Schloßbibliothekar als Adjunkt an die Seite gesetzt werden. Alles war vergeblich.

S. 373. Gleim. Seinen Nachlaß hat Pröhle in der Schrift „Lessing, Wieland und Heinse" verwertet, 1877; s. bes. den Anhang. — In Berlin empfand auch der brav-ernste Nicolai das Süßliche der Gleimschen Freundschaftsbriefe unangenehm, und mit ihm fühlten sich viele abgestoßen, als jene zum Teil veröffentlicht wurden. Am 14. Juni 1768 schrieb er an Herder: „Haben Sie Gleims und Jacobis Briefe gelesen? Und sind Ihnen die darin ent-

haltenen Tändeleien ausstehlich? Hier wollen sie niemand gefallen." (Nicolais Nachlaß).

S. 376. Montags- und Freitagsklub s. auch SS. 234 u. 463): vgl. hierzu den interessanten Bericht Müchlers in dessen Brief an Breitenbauch vom 2. April 1756 („C. R. Lessings Bücher- u. Handschriftensammlung", Berlin 1915, II, S. 197 f.) über eine neue „Gesellschaft von 40 Personen". Vgl. ebd. im 1. Bd. S. 129 („Kalender" von 1789).

S. 380. Gezüchtigte Redakteure. Näheres bei Arend Buchholtz, „Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte" (Berlin 1904). Am 9. Oktober 1760 ließ Tottleben die „Zeitungsschreiber" rufen. Es waren Chr. Gotlieb Kretschmer (Voss. Ztg.) und Joh. Viktor Krause (Spen. Ztg.). Ihren Bericht vgl. bei Buchholtz S. 39 ff. Dieses Werk bietet auch sonst die wertvollsten Aufschlüsse, besonders über das 18. und 19. Jahrhundert. Vgl. auch Gumbinsch, „Gesch. d. Voss. Ztg. i. 18. Jahrh.", Berl. 1886.

S. 386. Büchersammlung. Lessing versteigerte seine Bibliothek im Sommer 1768, am 1. Februar 1769 und 14. Mai 1770. Die Wolfenbütteler Bibliothek erstand davon für 176 Taler, besonders 254 Bände des Mercure de France und 235 Bände des Journal des Savans, sieben Tage nach Lessings Amtsantritt. Vgl. O. Deneke, „Lessing der Büchersammler", Göttingen 1907. Leider sind die Auktionskataloge verloren.

S. 387. Klose und Arletius. In der Breslauer Stadtbibliothek liegt ihr handschriftlicher Nachlaß, im ganzen etwa achtzig Bände, die in Abschriften, Auszügen und Sammlungen verschiedener Art bestehen und sich auf Handschriften sowie ältere Drucke beziehen.

S. 391. Breslauer Lessingstätten. Die Marmortafel in der Junkerstraße 2 enthält Lessings Porträtrelief mit dem Vermerk: „Lessing in Breslau 1760/1." Aber persönliche Beziehungen Lessings zu diesem Hause lassen sich nicht feststellen. 1760—63 sind keine „Instanziennotizen" erschienen, und 1764 wohnte Tauentzien, damals schon Gouverneur und Inspekteur der schlesischen Infanterie, im Schreyvogelschen Hause in der Albrechtsgasse. Der Umbau erfolgte erst nach Lessings Abreise. Vgl. H. Markgraf, „Breslauer Erinnerungen an Lessing", 1905 („Schles. Ztg." Nr. 100). Auf den Pavillon des Göldnerschen Gartens mit Bezug auf Lessings „Minna" machte zuerst H. Brosig 1901 aufmerksam. Die städt. Signatur- und Grundbücher erhärten seine Angaben. Klose, der erst achtzehn Jahre nach Lessings Abschied von Breslau seine Mitteilung machte, hat den Göldnerschen Garten offenbar mit dem daneben liegenden Neldnerschen verwechselt. Vgl. auch Kutzen, „G. E. Lessing in seinem Welt- und Kriegsleben, seinem Wirken und Streben zu Breslau" u. A. Berger, „G. E. Lessing auf dem Bürgerwerder in Breslau", Schles. Ztg. 1908, Nr. 352. Zu L.s Bild s. Lindner, Schles. Ztg. 10. 1. 1915.

S. 392. Königsberger Professur. Vergeblich habe ich mich bemüht,

für diese Behauptung Karl Lessings Beweise zu finden (vgl. seine Biographie Lessings, Reclam S. 142, sowie Danzel-Guhrauer II S. 2). Weder die Universitätsakten der Albertina — die Akten der philosophischen Fakultät beginnen erst 1910 — noch die andern handschriftlichen Fundgruben Königsbergs, von W. Ziesemer für mich freundlichst durchforscht, noch das Berliner Geheime Staatsarchiv, noch endlich das Archiv des Kultusministeriums ergaben für die Nennung von Lessings Namen in der Berufungsangelegenheit den geringsten Anhalt, obwohl über diese selbst genügende Dokumente vorhanden sind. Da auch Lessing nie davon spricht, bin ich geneigt zu glauben, daß es sich nur um ganz vertrauliche Anfragen oder Bemerkungen von dritter Seite gehandelt haben kann, die Lessing beiläufig vielleicht einmal seinem Bruder gegenüber erwähnte, und die dieser in gewohnter Leichtherzigkeit umgedeutet hat. — Zu Kants Kandidatur vgl. Borowski S. 36. Jachmann S. 14. K. Fischer, „Kants Leben", S. 62. Aus den Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs [Rep. 7, Nr. 187. Acta generalia betreffend die Universität zu Königsberg in Preußen, Vol. I, 1763] geht hervor, daß am 17. Januar 1763 die preußische Regierung nach Berlin über die Vakanz berichtete und der Bruder des Verstorbenen, Konsistorialrat Dr. F. S. Bock, sich weigerte, die Professur der Dichtkunst statt der des Griechischen anzunehmen. Die Regierung schlug nun den Diakonus J. H. D. Moldenhauer vor. Auch Pisanski meldete sich. Am 19. August erfolgte die Kabinettsordre (Akten des Etats-Ministeriums 139c 4, die erledigte Professionem Poeseos Ordinariam betr., 1762), durch die Kants Ernennung hinausgeschoben wurde; sie erfolgte erst am 16. November 1764 (Acta des acad. Senats Litt. P. Nr. 23. 1751—66. Vol. IV). Bocks Stelle aber erhielt Joh. Gotthelf Lindner aus Riga; er hatte seine Bewerbung auch mit dem Hinweis auf sein Vermögen begründet, das auf diese Weise nach Königsberg kommen würde. Vorgeschlagen wurde er am 19., ernannt bereits am 24. Oktober 1764. Aus seinem Briefwechsel mit Hamann (Hamanns Schriften, herausg. von Roth, Berlin 1822, Teil III) ergeben sich Daten für die Zeit, die der Ernennung vorausging. Hamann schreibt am 10. Juli 1762: „Bock ist als Magnificus vorgestern gestorben. Es sind Freunde, die Ihnen diese Stellung gönnten, wenn Sie Lust dazu hätten. Noch scheint Ihre Stunde nicht gekommen zu sein." Am 30. Mai 1764: „Ich zweifle, daß man mit der Professur der Poesie eilen wird. Lassen Sie dazu den Mut nicht sinken." Einige hier nur angedeutete Belege wird die Kantausgabe der Berliner Akademie voraussichtlich im Wortlaut veröffentlichen. — Zu wie schiefen Mutmaßungen Karl Lessings Bemerkung geführt hat, beweist die Behauptung in der „Revue des deux Mondes" vom 1. Januar 1868, Lessing habe den Königsberger Lehrstuhl ausgeschlagen, weil damit die Bedingung verbunden gewesen sei, „den Eroberer Schlesiens alljährlich zu verherrlichen". Dabei hatte Lessing Ähnliches pflichtschuldigst schon

als Redakteur der „Vossischen Zeitung" ganz vergnügt getan. Von einer solchen Bedingung ist nicht die Rede gewesen. — Hingewiesen sei hier schließlich für verwandte Fragen namentlich betreffend Personalien auf die 70000 Zettel des Reickeschen Nachlasses in der Königsberger Stadtbibliothek.

S. 394. Lessing—Ibsen. Die Linie Lessing—Ibsen betonen in letzter Zeit besonders Alfred Kerr und Roman Woerner („Ibsen", 2 Bände, Beck, München). Vgl. Walzel „Ibsen", S. 6 (Insel-B.).

S. 394. Preußischer Einfluß. Vgl. hierzu G. Fittbogen, „Lessing unter preuß. Einfluß." Preuß. Jbb. III, 166, Dez. 1916.

S. 398. Diderot fordert: „Jusqu'à présent, dans la comédie, le caractère a été l'objet principal, et la condition n'a été que l'accessoire; il faut que la condition devienne aujourd'hui l'objet principal et que le caractère ne soit que l'accessoire." Hierin weicht Lessing erheblich von ihm ab. — Zur Quellenfrage vgl. besonders Albrecht, „Lessings Plagiate" und Erich Schmidts „Lessing"; ferner G. Marseille, „Die Urbilder der Frauengestalten in Lessings Meisterdramen", Progr. Putbus 1904; Grillparzer, „Studien zur deutschen Literatur", Sämtl. Werke, herausg. von Sauer, Bd. 18 S. 44; besonders aber G. Kettner, „Lessings Dramen". Zu Riccaut: G. Fritz, „Der Spieler im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts". Diss., Berlin 1896; ferner Schnorrs Archiv, Bd. X (1881). — La Chaussées „Ecole des amis" wurde 1902 von G. Bröse übersetzt, Progr., Naumburg a. S.

S. 402. Tellheim als Kurländer. Gerade Kurländer dienten damals häufig im Ausland (z. B. Laudon). Am 29. 12. 1784 schrieb Friedrich d. Gr. an einen Herrn v. Buchholtz aus Kurland, es sei keine Offizierstelle „vacant" und er könne seine „Offiziers nicht todschlagen" (Brief kürzlich in Mitau von O. Clemen gefunden).

S. 404. Auftreten Friedrichs II. im Drama. In Babos „Arno" wurde der König zum erstenmal mit vollem Namen aufgeführt. 1772 wurde er ungenannt in J. J. Engels „Edelknaben" sichtbar. Engels „Dankbarer Sohn" (1771), nach der „Minna" gearbeitet, bedeutete eine Huldigung für den König. Auch den großen Kurfürsten, Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. zieht vergleichsweise heran H. Stümcke, „Hohenzollernfürsten im Drama", Leipzig 1903.

S. 416. Tellheim — Kleist. Tellheim wurde sogleich allgemein als Kleist erkannt. So schreibt Nicolai an Meinhard am 21. März 1767: „Der Charakter dieses Major v. Tellheim ist der lebendige Charakter des sel. Kleist und hat deswegen für mich eine besondere Rührung gehabt" („C. R. Lessings Bücher- u. Handschriftensammlung", Berlin 1914, I, S. 195).

S. 416. Adolf v. Baczko. In ihm versucht das „Urbild des Tellheim" nachzuweisen G. Sander (inzwischen †. Richter von der Rother hält ihn in seinem rhetorischen Lessingbuch, Leipzig 1906, fälschlich für einen Offizier) in den Sonntagsbeilagen 42 u. 43 der „Voss. Ztg." 1904. Wertvolle Hinweise und

Berichtigungen verdanke ich Exz. v. Mackensen, dem Historiker der Schwarzen Husaren. v. Beust war nicht Graf und ist nicht in Breslau gestorben († 21. 12. 1759). Baczko war nicht der unmittelbare Nachfolger Beusts. Als dieser am 20. Dezember 1758 abberufen wurde, trat Major v. Steatsch an seine Stelle. Nun folgte Beust im nächsten Jahre. Trotzdem hält v. Mackensen mit Recht Sanders Beweisführung für nicht grundlos. Baczko war geborener Ungar, hatte in österreichischen Diensten und gegen die Türken gefochten. 1743 ließ er sich mit andern Landsleuten für den preußischen Husarendienst anwerben. v. Mackensen nennt ihn eine echt friederizianische Husarenerscheinung nach Charakter, militärischen Anlagen und kriegerischen Erfolgen. Er focht meist unter Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen. Seine Schwadronen wurden die Seele der Reiterei genannt. Ce diable d'homme wußte unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen. Nippold berichtet in den „Erinnerungen" des Feldmarschalls v. Boyen (1 S. 4/5), daß Baczko auf diesen bedeutenden Einfluß in Königsberg ausgeübt habe. Dort ist er 1793 gestorben. — Vgl. die Schrift seines Sohnes L. v. Baczko, „Geschichte meines Lebens". Königsberg 1824. Im 1. Band (S. 65) findet sich hier eine interessante Parallele zu Tellheims edler Tat den sächsischen Ständen gegenüber. Es war nach der Schlacht bei Großjägersdorf im Jahre 1757. „So erinnere ich mich," erzählt der Verfasser, „daß mein Vater und der damalige hannoversche Major Diemer Kriegssteuern eintreiben sollten. Da kamen die Abgeordneten einer Gemeinde und fragten, wieviel sie zu bezahlen hätten. Mein Vater durchlief die Liste und sagte: 10000 Taler." „Das ist viel," erwiderten die Abgeordneten, „geht nichts davon ab?" „Kein Heller," antwortete er. „Wann", fragten sie, „muß das Geld hier sein?" „Morgen," lautete die Antwort, und sie versprachen, sich einzustellen. „Was seid ihr doch", hub mein Vater jetzt an, „für törichte Menschen! Niemand hat euch berufen. Ihr kommt euch selbst melden, und wenn wir schlechte Menschen wären, so könnten wir euch 10000 Taler abnehmen. Dankt Gott, ihr steht nicht auf meiner Liste, habt folglich auch nichts zu entrichten." Die Leute kamen aus aller Fassung, konnten nicht zu danken aufhören und schickten am folgenden Morgen ein herrliches Faß Rheinwein." Sanders Anregung und v. Mackensens Nachweise erhalten dadurch auch eine charakteristische Grundlage. Schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß der Generalleutnant v. Werner, nach dem der Wachtmeister genannt ist (vgl. S. 417), ebenfalls Chef eines Husarenregiments war. — Als Major wurde v. Baczko von Friedrich dem Großen verabschiedet, weil er invalide war und sein Vermögen in Preußen lassen, d. h. sich hier ankaufen sollte (ebd. I S. 93 ff.). Er war ein für damalige Verhältnisse hochgebildeter Mann und sprach lateinisch („mit großer Fertigkeit", ebd. I S. 16), italienisch, bosnisch, kroatisch u. walachisch. Die Selbstbiographie seines erblindeten Sohnes wurde nach dessen Tode auf Kosten der Erben gedruckt. (Vgl. Gödekes „Grundriß", 2. Aufl., Bd. V, S. 495 f.).

S. 417. Die Katzenhäuser. Friedrich II. erwähnt sie in einem Brief vom 27. Juni an Kunzendorf, Prinz Heinrich an Friedrich am 23. Oktober 1761 („au" Katzenhäuser) und 13. März 1762 („des" K.). Vgl. auch O. E. Schmidt im Neuen Archiv f. sächs. Geschichte u. Altertumskunde, 18. Bd., 1897, S. 340.

S. 418. Zum „König von Spanien". Neue Nachrichten über das Hotel zum „König von Portugal" brachte E. Boerschel im „Daheim", 21. Januar 1911, zum Teil auf Grund polizeilicher Auszüge durch Suder, Polizeisekretär und Archivar des Vereins für die Geschichte Berlins.

S. 423. Soldatenstücke. Brandes, Stephanie und Engel waren die ersten, die von der „Minna" sich zu eigenen dramatischen Taten verführen ließen. Beil stellte einen bankerotten Krieger vier Akte hindurch vor das Gespenst des Hungertodes. In Brühls „Findelkind" und Kotzebues „Brandschatzung' taucht das Motiv des großmütigen Kontributionsverfahrens wieder auf. Minnas Weigerung, in Deutschland französisch zu sprechen, findet sich ähnlich wieder in Jüngers „Badekur". Die Soldatenstücke kamen dann unter die Räder des Napoleonischen Siegeswagens, die H. v. Kleist jedoch nicht beirren konnten. Der Genius bedurfte keiner äußeren Kriegsbegeisterung. — Vgl. im übrigen K. H. v. Stockmayer, „Das deutsche Soldatenstück des 18. Jahrhunderts seit Lessings Minna von Barnhelm". 10. Heft der Literarhistor. Forschungen, herausg. v. Schick und Waldberg, Weimar 1898.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 1 ff. Kamenz und Familie Lessing (s. auch Anm. S. 428). In „G. R. Lessings Bücher- u. Handschriftensammlung", Berlin 1914, Bd. I, vgl. für Clemens Lessig S. 105, Lessings beide Großväter S. 106, L.s Eltern S. 107 ff., L.s Brüder S. 110 ff., L. selbst 124—148, L.s Verwandte S. 148 ff., Kamenz S. 124 ff.

S. 71. Neuberin (s. a. Anm. S. 433 ff.). Vgl. über sie Meyers Heldengedicht, Zwickau 1743/44 und Reden-Esbeck, „C. N. u. ihre Zeitgenossen". Leipzig 1881.

S. 119 Zeile 16 von oben: lies zwölf (anstatt neun).

S. 133 Zeile 6 von oben: lies »bedurfte«.

S. 181, 2. Zeile: lies Christlob für Christoph.

S. 182, 2. Abs.: Im Oktober 1750 wurde Lessing bereits die Redaktion angeboten. Am 18. Februar 1751 erschien die Rubrik „Von gelehrten Sachen" wieder, die zum erstenmal am 18. Januar 1748 eröffnet worden war („Gelehrte Sachen"; 9. April 1748: „Von g. S."). Als Lessing nach Wittenberg ging, sprang Mylius wieder für ihn ein.

S. 207 Zeile 12 von oben: lies „Rettungen".

S. 321, 16. Zeile von oben: lies Spreu (anstatt Spre).

S. 371, 10. Zeile: lies Ferdinand für Heinrich. Brandt war Heinrichs Stallmeister (vgl. Anm. dazu S. 473).

Biographien von Dichtern und Denkern

Goethe

Sein Leben und seine Werke. Von **Albert Bielschowsky.** **34. u. 35.** Auflage. Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 30.—, in Halbfranzband M 40.—

„Bielschowskys Goethe gehört in jedes Deutschen Haus, der überhaupt befähigt ist, Goethe geistig mitzubesitzen." Der Kunstwart. — „Bielschowskys Buch ist ein Weckruf an die Nation, der nicht ungehört verhallen wird, denn er ist der berufene Verkünder Goetheschen Geistes." Geh. Hofrat Dr. M. Dreßler (Karlsruher Zeitung). — „Ästhetisch und auf ihre innere analytische Darstellungskunst hin gewertet verdient Bielschowskys Goethebiographie den ersten Platz unter allen, die wir besitzen." Westermanns Monatshefte. — „Berufene Kritiker haben Bielschowskys Goethebiographie als geradezu goethisch bezeichnet und gesagt, daß Goethe hier nicht dargestellt wird, sondern sich selbst darzustellen scheint." Die Woche. — „So liegt nun die Arbeit vor, die wir mit gutem Gewissen als die relativ beste aller vorhandenen Goethebiographien, ja als eine der vornehmsten biographischen Darstellungen überhaupt bezeichnen können." Prof. Dr. Robert Petsch (Münchener Neueste Nachrichten).

Schiller

Sein Leben und seine Werke. Von **Karl Berger.** **10. u. 11.** Auflage. Zwei Bände mit 2 Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 30.—, in Halbfranzband M 40.—

„Wir besitzen in diesem Buche durchweg eine Verbindung von zuverlässiger Sachlichkeit mit edler sprachlicher Darstellung, die der Schillerbiographie Karl Bergers den höchsten Rang anweist, den solche Werke überhaupt erlangen können." Dr. J. V. Widmann (Berner Bund). — „Dieses Werk ist eine herrliche Gabe für das deutsche Volk. Wir besitzen nunmehr ‚die' Schillerbiographie." Prof. Dr. J. G. Sprengel (Frankf. Ztg.). — „Diese Biographie verbindet die Vollständigkeit des Geschichtswerkes mit der Anschaulichkeit des Kunstwerks. Als Kunstwerk nimmt sie ohne Frage die erste Stelle ein und dürfte darum für Schiller das werden, was Bielschowsky für Goethe geworden ist: ‚der Schiller für das gebildete deutsche Haus'." Preuß. Jahrbücher. — „Bergers Buch mutet wie ein Kunstwerk an: so unmittelbar, so voll Leben ist es. Es wird bei allen Lesern das menschliche Verhältnis, die Liebe zu Schiller vertiefen." Dr. Wilhelm v. Scholz.

Shakespeare

Der Dichter und sein Werk. Von **Max J. Wolff.** **4.** Auflage (11. bis 13. Tausend). Zwei Bände, jeder mit Gravüre. In Leinwand gebunden M 20.—, in Halbfranzband M 30.—

„In Wolffs ‚Shakespeare' haben wir endlich unsere moderne deutsche, sowohl wissenschaftlichen als künstlerischen Ansprüchen gerecht werdende Shakespearebiographie!" Dr. F. Servaes (Neue Freie Presse). — „Das Werk ist vorzüglich geschrieben. Klar und doch lebendig: bei aller Wissenschaftlichkeit für jedermann verständlich und genußreich, weil es die reichen Früchte mühsamer Arbeit unaufdringlich und in schmackhaftester Gestalt darbietet." Dr. E. Traumann (Frankf. Ztg.). — „Ich stehe nicht an, Wolffs Werk als die beste und schönste der gegenwärtig vorhandenen Shakespearebiographien zu bezeichnen." Dr. H. Jantzen (Zeitschrift für franz. u. engl. Unterricht).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Biographien von Dichtern und Denkern

Herder

Sein Leben und seine Werke. Von **Eugen Kühnemann.** 2., neubearbeitete Auflage. Mit Porträtgravüre. In Leinwand gebunden M 8.—*

„Es ist nicht ein Stück Literaturgeschichte, das hier geboten wird, sondern die Erzählung eines Menschenschicksals; ein Stück Leben, ein Abschnitt Bildungsgeschichte des menschlichen Geistes. Für wen der deutsche Idealismus mehr als eine Literaturepoche und wem Weimar ein Höhepunkt moderner Lebensgestaltung ist, der wird in diesem Werke Wesensverwandtes finden. Für die Literaturgeschichte aber ist die Auffassung der Biographie, wie sie hier vorliegt, von revolutionärer Bedeutung." Dr. L. Roth (Pester Lloyd). — „Ein bedeutendes Buch. Es zeigt an dem tragischen Beispiel eines Geisteshelden ein Lebensgesetz; es ist, getragen von einer hochgesteigerten sittlichen Stimmung, eine mächtige Predigt in der Form eines Lebensbildes." Theologische Literaturzeitung.

Schiller

Von **Eugen Kühnemann.** 5. Auflage (12.—15. Tausend). Mit einer Porträtgravüre. In Leinwand gebunden M 7.—*

„Die vielerörterte, oft nur oberflächlich oder mit unzugänglichen Mitteln und Kräften behandelte Frage, was Schiller uns Menschen von heute bedeute, diese Lebensfrage hat hier ihre gründlichste, tiefste und am meisten überzeugende Beantwortung durch lebendige Darstellung erfahren." Professor Dr. Karl Berger (Literarisches Echo). — „Das Buch ist ein Musterbeispiel, wie in einem Einzelnen eine ganze geschichtliche Epoche lebendig gemacht werden kann. Es lebt wirklich! Ausblicke von hoher Warte verbinden überall Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des fortschreitenden Lebens. In dieser Form gewinnt Kühnemanns Buch einen Wert über sein besonderes Ziel hinaus: es hilft zur Lebensschätzung in höherem Sinne erziehen." Kunstwart. — „Kühnemanns ‚Schiller' ist das ästhetische Meisterbuch über Schiller." Dr. H. Spiero (Grenzboten).

Kant

Von **M. Kronenberg.** 5. Auflage. Mit einer Porträtgravüre. Gebunden M 8.50

„Schon einige Male hat man versucht, Kant gemeinverständlich darzustellen, aber noch nie mit solchem Glück wie Kronenberg. Kein Wort des Lobes ist zuviel für die Art, wie der Verfasser die schwierigsten philosophischen Probleme dem Laienverständnisse nahebringt und Interesse für die innere Entwicklung Kants zu erregen weiß." Frankfurter Zeitung. — „Als populäre erste Einführung in Kants ‚Leben und Lehre' steht das Werk Kronenbergs gewissermaßen einzig in seiner Art da und wird auch fernerhin seinen Platz behaupten." Literarisches Zentralblatt. — „Kant im eigenen Geiste gedeutet und aus sich selbst erklärt, auf Grund der historischen Forschung eines halben Jahrhunderts — kann es ein höheres Lob geben?" Professor Dr. Friedrich Jodl (Neue Freie Presse).

Auf die mit * bezeichneten Preise muß noch ein Kriegsteuerungszuschlag des Verlags von 25% gerechnet werden.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Biographien von Dichtern und Denkern

Kleist Sein Leben und sein Werk. Von **Wilhelm Herzog.** 2., unveränderte Auflage (4. bis 6. Tausend). Mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 7.50*

„Ein höchst gediegenes, höchst verdienstliches Werk, das sich den besten Biographien an die Seite stellen darf. Man darf von ihm rühmen, daß es uns das unverlierbare Bild eines neuen und großen deutschen Klassikers geschenkt hat." Dr. A. Baumeister (Augsburger Abendzeitung). — „Man fühlt es dem Werke an jeder Zeile an, daß Wilhelm Herzog dies schreiben mußte. Sein Buch ist ein schriftstellerisches und psychologisches Meisterwerk." Hanns Martin Elster (Rheinisch-Westfälische Zeitung). — „Würdig reiht sich diese aus gründlicher Forschung hervorgehende Biographie in ihrer geschmackvollen, sicheren Darstellung der seit längerer Zeit rühmlich anerkannten Sammlung des Beck'schen Verlages von ‚Biographien von Dichtern und Denkern' an." Professor Dr. Max Koch (Schlesische Zeitung).

Grillparzer Sein Leben und seine Werke. Von **August Ehrhard** und **Moritz Necker.** 2., umgearbeitete Auflage. Mit vielen Bildnissen und Faksimiles. In Leinwand gebunden M 7.50*

„Nie ist Grillparzers geistige Gesamtphysiognomie klarer herausgearbeitet, nie sein Schaffen in so übersichtlicher Anordnung dargestellt worden, wie in diesem Buche. Wer sich heute von Grillparzers Leben und Schaffen ein zuverlässiges Bild machen will, der wird nach diesem Buche greifen müssen; es entspricht dem dermaligen Stande der Grillparzerliteratur bis ins kleinste, nimmt auf alles Bezug und versagt nach keiner Richtung. Man hat Trefflicheres über den Dichter nie gelesen." Neues Wiener Tagblatt. — „Die beste Einführung in die Persönlichkeit und das Werk des Dichters, die wir besitzen." Frankfurter Zeitung.

Friedrich Nietzsche Sein Leben und seine Werke. Von **Richard M. Meyer.** Mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 10.—*, in Liebhaberhalbfranzband M 12.50*

„Richard M. Meyer führt uns so nah an Nietzsche heran, wie noch keiner vor ihm." P. Schlenther (Berliner Tageblatt). — „Das Werk bedeutet in der reichhaltigen Nietzscheliteratur einen großartigen, umfassenden Abschluß, insofern hier alles bisher Aufgeworfene und Problematische zur inneren Abrundung gedeiht." Dr. L. Roth (Pester Lloyd). — „In der gesamten Nietzscheliteratur ist uns keine Schrift begegnet, die mit so feinem Spürsinn den mannigfach verschlungenen Wegen der Nietzscheschen Gedankenwelt nachgegangen wäre." Literarisches Zentralblatt. — „Wer die Philosophie Nietzsches richtig beurteilen will, kann nicht an dieser Biographie achtlos vorübergehen." Braunschweigische Landeszeitung. — „Diese Biographie wird das Standwerk der Nietzscheliteratur werden." Hamburger Fremdenblatt.

Auf die mit * bezeichneten Preise muß noch ein Kriegsteuerungszuschlag des Verlags von 25% gerechnet werden.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Moliere Der Dichter und sein Werk. Von **Max J. Wolff.** Mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 10.—*, in Halbfranzband M 12.50*

„Das Werk ist ein würdiges Seitenstück zu des Verfassers Shakespeare-Biographie, wie sie nach Inhalt und Form gleich gelungen und, aus dem Felsgrund solidester Sachlichkeit entspringend, ein Quell ununterbrochenen Genusses für kunstsinnige Leser." Hamburg. Correspondent. — „Es ist ein fesselndes Zeitgemälde zugleich mit einer sorgsamen Schilderung des Werdens und Sichvollendens der literarischen Persönlichkeit." Geheimrat Wilh. Münch (Der Tag). — „Ich müßte mich wundern, wenn dieses Buch nicht geradezu eine Renaissance Molieres, eine neue und volle Erwerbung eines der reichsten, eigenartigsten und anziehendsten Geister der Menschheitsgeschichte zur Folge hätte." Literarisches Echo.

Deutsche Literaturgeschichte

Von **Alfred Biese**

13. Auflage (53. bis 56. Tausend). Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. — Zweiter Band: Von Goethe bis Mörike. — Dritter Band: Von Hebbel bis zur Gegenwart. In Leinen gebunden M 40.—, in Halbfranz M 54.—

„Eine so großzügige Darstellung der gesamten deutschen Literatur, so umsichtig in der Auswahl und modern in der Auffassung, zugleich von so reifem, sicheren Urteil, so klar in den Umrissen, warm in den Farben und verständlich in allen Teilen, so aus einem Guß und mit sicherer Gewalt über die Sprache geschrieben — ist bisher in dieser Art schwerlich geboten worden." Konservative Monatsschrift. — „Feinsinn und maßvolle Sachlichkeit in ansprechendem Gewande — diese Eigenschaften lassen mir Bieses Buch zur Einführung und häuslichen Lektüre geeigneter erscheinen als irgend eine der mir bekannten bisherigen Literaturgeschichten." Univ.-Prof. Dr. Unger (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte.)

Deutsches Literatur-Lexikon

Biographisches und bibliographisches Handbuch mit Motivübersichten und Quellennachweisen

Von **Herm. Anders Krüger**

In Leinwand gebunden M 7.50*

„Ein solches Werk, das sich nicht ausschließlich den Interessen der gelehrten Forschung unterordnet, sondern auch dem eifrigen Literaturfreund ein gewissenhaft orientierendes Nachschlagebuch sein will, war längst eine Notwendigkeit. Die ergänzenden Motivübersichten und Quellennachweise bei den einzelnen dichterischen Persönlichkeiten gehen bis in die jüngste Zeit und sind von geradezu erschöpfender Gründlichkeit." Weser-Zeitung. — „Eine wertvolle Fundgrube für Literaten und Bibliophilen. Seine Vielseitigkeit und Übersichtlichkeit machen es zu einem gediegenen Handbuch für Lehrer aller Schulen, von der Hochschule an, für Bibliothekare und Studenten, Buchhändler und Journalisten und für die erfreulicherweise jährlich wachsende große Zahl der Bücherfreunde." Kölnische Zeitung.

Auf die mit * bezeichneten Preise muß noch ein Kriegsteuerungszuschlag des Verlags von 25% gerechnet werden.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

SEP 7 1961

PT
2414
045
Bd.1

Oehlke, Waldemar
Lessing und seine Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 08 12 13 015 1